Mit 13 Modekupfern u.
2 Blatt Noten

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

1822.

Zweytes Quartal des siebenten Jahrgangs.

Universitäts-Bibliothek

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

U. B.

Rara
Za
8582

Universitätsbibliothek
Düsseldorf

Inhaltsverzeichniß

des zweyten Quartals des siebenten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen neu aufgeführten, Theaterstücke.

Von G. L. P. Sievers.

Bräutigams Leiden des Hrn. von Kälbele. 327.

König Lear. 348.

Zelmira, dramma per musica composto dal Sig. Giac. Rossini. 364. 429.

Das Ehrenwort, Lustspiel von C. H. Spieß. 438.

Hr. Wilhelmi, von der Prager Bühne, auf dem k. k. Hoftheater an der Burg. 446.

Die musikalische Akademie, Singspiel. 471.

Hr. Becker, von der Frankfurter Bühne, auf dem k. k. Hoftheater an der Burg. 478.

Liebe zu Abenteuern und Abenteuer aus Liebe, Lustspiel von W. Vogel. 485.

Die Fee aus Frankreich von Hrn. Meisl. 495.

Corradino, ossia Bellezza e Cuor di Ferro, dramma in due atti, musica dal Sig. G. Rossini. 510. 517.

Hanns am Scheidewege. 527.

Don Juan, aufgeführt im k. k. pr. Theater an der Wien. 542.

Der Wunderschrank, Originallustspiel von Fr. Holbein. 549.

Elisabetta, Regina d'Inghilterra, dramma in due atti, musica del Sig Rossini. 558.

Neues anakreontisches Divertissement, von Hrn. Taglioni. 591.

Das Bild der Danae, dramatisches Spiel von Hrn. Deinhardstein. 606.

Musikalische Notizen.

Von G. L. P. Sievers.

Concert des Hrn. von Boclet. 334.
» » » Franz Siebert. Ebend.
» » » Alexander Boucher. 335.
» » » Wilhelm Ehlers. 336.
» der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten. 376.
» des Hrn. Capellmeister Kreutzer. 391.
» der HH. Wranitzky. 392.
Die Befreyung von Jerusalem, Oratorium von Hrn. Abbé Stadler. 406.
Concert des Hrn. Jos. Merk. 407.
» » » Boucher. 414.
Über die Instrumentalmusik zu den Hussiten vor Naumburg. 415.
Concert des Hrn. Johann Sedlatzeck. 440.
» » » Boucher. 455.
» » » Drouet. 535.

Literarische Nachrichten.

J. F. Castelli's poetische Kleinigkeiten. 446.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. 525. 574. 583. 621.
» Breslau. 326. 343. 358.
» Dresden. 390. 502. 599.
» London. Über Moscheles, und Schilderung des dermaligen Zustandes der italienischen Oper daselbst. 533.
» Neapel. 383.
» Paris. 356. 462.
» Pesth. 423.
» Piemont. 629.
» Venedig. 397.

Mannigfaltiges.

Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. 329. 358.
Miscellen von Haug. 364. 382. 478. 485.
Blüthenspiel. 369.
Reise durch Sicilien, von A. von W. 377. 385. 393. 401. 409. 417. 545. 553. 561. 569.
Miscellen aus des Grafen von Tessin Denkwürdigkeiten. 413.
Über die astronomischen Denkmäler Denderahs, von J. J. Littrow. 432. 433.
Bittschrift der Vögel, jährlich dem Sultan im Frühjahre eingereicht. 516.
Morgenländische Hochzeitfeste, von Jos. von Hammer. 529.
Pariser Gourmandise, von G. R. von Coeckelberghe. 532.
Die letzte Eruption des Vesuv, von C. S. 537.
Über Längensignale, von J. J. Littrow. 577.

Wiens Umgebungen. 585. 593. 601.
Für Liebhaber der Botanik. Über das jetzt blühende Nelumbium speciosum. 577.

Alterthumskunde.

Sappho und Alkaios, altgriechisches Vasengemälde mit fünf Abbildungen. 494.

Biographische Notizen.

Drey Briefe von Gluck. 321.
Mahomet. 441. 449.
Pierre di Boscosel de Chastelard, von M. Enk. 605.

Romantische und humoristische Dichtungen, Erzählungen, Novellen, Anekdoten.

Arnold, von M. Enk. 345. 353. 361. 373.
Giovanni, italienische Novelle von Amalie Schoppe, geb. Weise. 457. 465. 473. 481. 489.
Numero: Eilftausend acht hundert fünf und dreyßig, humoristische Erzählung von Johann Langer. 497. 505. 513. 521.
Die Quellen der Vergessenheit, von M. Enk. 566.
Fatime, von demselben. 598.
Gewagte Güte, Novelle von Louise Brachmann. 609. 617. 625.

Lieder, Romanzen, Gedichte, Sonnette.

Das weggeflogene Täubchen, von Helmine. 325.
Im Stephansdome, am Charfreytag um Mitternacht, von Kupelwieser. 357.
Allemannisches Lied: der März und der April, von Gottl. von Leon. 363.
Ihre Namensfeyer, von Jos. Moshammer. 373.
Frühlingslied, von Julie Nordheim. 381.
Die Geburt der Zeit, von M. Enk. 383.
Amor und Hymen. 389.
Widerstand, von M. Enk. 396.
Furcht und Liebe, von Gottl. von Leon. 413.
Der Brautring. 422.
Die Magnetnadel, von Sephine. 445.
Wolkenspiegel, von Sephine. 453.
Sonnett zu dem Kupferstich in der Aglaia d. J. 1822 mit der Inschrift auf der Fahne Otiositas, von H. 462.
Allemannisches Lied: der Frühling, von Gottl. v. Leon. 484.
Romanze, von Helmine. 501.
Auskunft. 516.
Die drey Hofräthe. Impromptu, von Gerhard. 524.
Pax vobiscum, von Fr. von Schober. 531.
Weltformen, von demselben. 558.
An Julien, von Gottl. von Leon. 598.
Grabschrift eines Kindes. 606.
Freundschaft, in ein Stammbuch geschrieben, von Pitznigg. 621.

Charaden und Epigramme.

Charaden, von Sephine. 477. 493.
Charaden, von C. Aug. Glaser. 566.
Homonymen, von demselben. 604.

Kupfer.

Dreyzehn Kupfer, Wiener Moden darstellend.

Musik.

Schlummerlied, von J. F. Castelli, in Musik gesetzt von Carl Maria v. Weber. 340.
Die Rose, von Friedr. Schlegel, in Musik gesetzt von Franz Schubert. 448.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 2. April 1822.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Drey Briefe von Gluck *).

I.

An den Herausgeber des Mercure de France.

Mit Recht würde man mich tadeln, und ich selbst könnte mich nicht frey von Vorwurf fühlen, wenn ich nach Lesung des Briefes an einen der Directoren der Akademie, den Sie in Ihrem Journale mitgetheilt haben, und der von meiner Oper Iphigenia in Aulis handelt, mich nicht beeilte, den Verfasser dieses Briefes für die uns so gütig zugetheilten Lobeserhebungen zu danken. Zugleich aber muß ich auch erklären, daß seine Freundschaft und eine ohne Zweifel zu vortheilhafte Meinung von mir ihn zu weit geführt hat, und daß ich weit davon entfernt bin, zu glauben, ich habe dieses schmeichelhafte Lob wirklich verdient. Noch weit größerem Tadel würde ich mich aussetzen, wenn ich mir die Erfindung der neuen Art der italienischen Oper (ein Versuch, der mit so glücklichem Erfolg gekrönt ist) zuschreiben ließe: Hr. Calsabigi ist es, der das hauptsächlichste Verdienst dabey hat; und wenn meine Musik einigen Beyfall erhalten hat, so glaube ich bekennen zu müssen, daß ich ihm dieß Glück verdanke, denn er ist es, der mich in den Stand gesetzt hat, den Reichthum meiner Kunst zu entwickeln. Dieser talentvolle, geniale Autor, hat in seinen Opern: Orpheus, Alceste und Paris, einen, den Italienern wenig bekannten Weg eingeschlagen. Diese seine Dichtungen sind voll von jenen glücklichen Situationen, die dem Componisten Gelegenheit verschaffen, Gefühle und edle Leidenschaften auszudrücken, die ihn zu einer rührenden und erhabenen Musik begeistern. Denn wie groß auch das Talent des Componisten seyn mag, er wird immer nur eine mittelmäßige Leistung zu Wege bringen, wenn der Dichter in ihm nicht jene Begeisterung zu erregen weiß, ohne welche

*) Diese Briefe sind zu seiner Zeit im Mecure de France, einem jetzt längst eingegangenen Pariser Journale, erschienen. Da sie in Deutschland wenig, oder gar nicht, bekannt seyn dürften, so hoffen wir durch deren Mittheilung den Musikfreunden ein angenehmes Geschenk zu machen. D. Red.

alle Gebilde der Kunst matt und leblos erschienen; Nachahmung der Natur, ist der Zweck, den sie alle vor Augen haben müssen, und auch ich strebe nach diesem Ziele; einfach und natürlich, strebt meine Musik immer nur nach dem größten Ausdruck, und so viel es in meiner Macht steht, nach Verstärkung der Declamation in der Poesie. Darum vermeide ich auch die Triller, die Passagen und Cadenzen, mit denen die Italiener so freygebig sind. Ihre Sprache, die sich dazu besonders eignet, hat deßhalb auch gar keinen Vorzug für mich in dieser Hinsicht; sie hat der Vorzüge gewiß viele; allein, in Deutschland geboren, und mit dem Französischen und Italienischen durch eifriges Studium ziemlich vertraut, glaube ich mir doch kein Urtheil über die kleinen Vorzüge, die eine Sprache vor der andern haben mag, erlauben zu dürfen, und ich denke, daß jeder Fremde sich enthalten muß, hier einen Ausspruch zu thun; es sey mir aber erlaubt zu sagen, daß die mir immer am besten zusagen wird, in welcher der Dichter mir die meisten Mittel an die Hand geben wird, die verschiedenen Leidenschaften auszudrücken, und dieß ist der Vorzug, den ich in der Oper Iphigenia entdeckt zu haben glaube, in welcher die Poesie mir ganz dazu geeignet schien, mir gute Musik einzugeben.

Obgleich ich meine Werke niemals einem Theater angeboten habe, so kann es mir doch nicht unangenehm seyn, daß der Schreiber des Briefes, welcher an einen der Directoren der großen Pariser Oper gerichtet ist, meine Iphigenia vorgeschlagen hat. Ich gestehe, daß ich mich gefreut haben würde, sie in Paris aufgeführt zu sehen, da ich vielleicht durch sie, und mit Hülfe des berühmten Hrn. Rousseau aus Genf, den ich um Rath gefragt hatte, mittelst einer edlen, natürlichen und rührenden Melodie, und einer der Prosodie jeder Sprache angemessenen Declamation, der Ausführung eines Lieblingsprojects näher gekommen wäre: nämlich, eine allen Nationen zusagende Musik zu erfinden, und dadurch den lächerlichen Unterschied der Nationalmusiken aufzuheben. Das Studium der Werke dieses großen Mannes über die Musik, und unter Andern des Briefes, in welchem er den Monolog der Armida von Lülly zergliedert, zeugen von seinen Kenntnissen, und von der Sicherheit seines Geschmacks, und hatten mich mit Bewunderung erfüllt. Sie haben in mir die Überzeugung erweckt, daß, wenn er sich der Ausübung dieser Kunst gewidmet hätte, er die, von den Alten der Musik zugeschriebenen wunderbaren Wirkungen hätte wahr machen können. Mit wahrem Vergnügen benutze ich die günstige Gelegenheit, die sich mir darbietet, ihm hier öffentlich ein Lob zu zollen, das er, meiner Meinung nach, so wohl verdient.

Ich bitte Sie, mein Herr, diesen Brief in dem nächsten Stücke Ihres Journals abdrucken zu lassen.

Chevalier Gluck.

II.

Vorrede vor der ersten Originalausgabe der Alceste.

Als ich es unternahm, die Oper Alceste in Musik zu setzen, war es meine Absicht, alle die Mißbräuche, welche die falsch angebrachte Eitelkeit der Sänger, und die allzu große Gefälligkeit der Componisten in die italienische Oper eingeführt hatten, zu vermeiden; Mißbräuche, die eins der schönsten und prächtigsten Schauspiele zu einem der langweiligsten und lächerlichsten herabgewürdigt haben; ich suchte die Musik zu ihrer wahren Bestimmung zurückzu-

führen; nämlich die Dichtung zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder sie durch unnütze Verzierungen zu entstellen. Ich glaubte, die Musik müsse zur Poesie das hinzufügen, was die Lebhaftigkeit der Farben, und eine glückliche Mischung von Schatten und Licht, einer wohlgelungenen Zeichnung hinzufügen, welche dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne ihre Conture zu zerstören. Ich habe mich demnach wohl in Acht genommen, einen Schauspieler in dem Feuer des Dialogs zu unterbrechen, um ihn ein langweiliges Ritornell abwarten zu lassen, oder ihn plötzlich mitten in einer Phrase bey einem günstigen Vocal aufzuhalten, um entweder in einer langen Passage die Beweglichkeit seiner schönen Stimme zeigen zu können, oder um abzuwarten, bis das Orchester ihm Zeit läßt Luft zu schöpfen, um eine lange Fermate zu machen. Auch glaubte ich nicht über die zweyte Hälfte einer Arie rasch hinweggehen zu dürfen, wenn gerade diese vielleicht die leidenschaftlichste und die wichtigste ist, nur um regelmäßig viermal die Worte der Arie wiederholen zu können; eben so wenig erlaubte ich mir, da die Arie zu schließen, wo der Sinn nicht schließt, um dem Sänger Gelegenheit zu verschaffen, seine Fertigkeit im Variiren einer Stelle zeigen zu können. Genug, ich habe alle jene Mißbräuche verbannen wollen, gegen welche der gesunde Menschenverstand und der wahre Geschmack schon so lange vergebens kämpfen.

Ich bin der Meinung, daß die Ouverture den Zuhörer auf den Charakter der Handlung, die man darzustellen gedenkt, vorbereiten und ihm den Inhalt derselben andeuten solle; daß die Instrumente immer nur im Verhältniß mit dem Grad des Interesse und der Leidenschaft angewendet werden müssen, und daß man vermeiden müsse, im Dialog einen zu großen Zwischenraum zwischen dem Recitative und der Arie zu lassen, um nicht, ganz wider den Sinn, die Periode zu unterbrechen, und den Gang und das Feuer der Scene am unrechten Orte zu stören.

Ferner glaubte ich einen großen Theil meiner Bemühungen aufs Erzielen einer edlen Einfachheit verwenden zu müssen, und ich habe es vermieden, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken; ich habe niemals einen Werth auf die Erfindung von etwas Neuem gelegt, wenn es nicht von der Situation selbst herbeygeführt, und dem Ausdruck angemessen war; kurz es gibt keine Regel, die ich nicht freudig dem Effect geopfert hätte. Dieß sind meine Grundsätze; glücklicher Weise entsprach die Dichtung meinem Vorhaben aufs Beste; der berühmte Dichter der Alceste, indem er ein neues lyrisches Drama erfand, hat die blumenreichen Beschreibungen, die unnützen Vergleiche, und sentenziösen Moralpredigten, durch heftige Leidenschaft, anziehende Situationen, durch die Sprache des Herzens und neue, immer wechselnde Scenen, ersetzt. Der Erfolg hat meine Meinung gerechtfertigt, und der allgemeine Beyfall in einer so erleuchteten Stadt hat mir bewiesen, daß Einfachheit und Wahrheit die großen Triebfedern des Schönen in den Werken aller Künste sind ꝛc.

III.

An Herrn N. N.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 15. Jänner, in welchem Sie, theuerster Freund, mich zum fleißigen Fortarbeiten an meiner Oper, Roland,

ermahnen. Dieß ist nicht mehr möglich; denn da ich gehört hatte, daß die Direction, der es nicht unbekannt war, daß ich die Oper componirte, den nämlichen Text Hrn. Piccini zur Bearbeitung übergeben hatte, habe ich alles, was davon schon fertig war, verbrannt. Es taugte vielleicht nicht viel; und in dem Falle wird das Publicum Hrn. Marmontel sehr verpflichtet seyn, der ihm auf diese Weise die Unannehmlichkeit ersparte, eine schlechte Musik zu hören. Überdieß bin ich nicht mehr dazu gemacht, mich in einen Wettstreit einzulassen. Hr. Piccini würde zu viel vor mir voraus haben, denn außer seinem persönlichen Verdienst, das unstreitig sehr groß ist, hat er noch den Vorzug der Neuheit: da man von mir bereits vier Opern (gut oder schlecht, gleich viel) in Paris gehört hat; das lockt, das reizt die Phantasie nicht mehr; überdem habe ich ihm den Weg gebahnt, er darf mir nur folgen. Ich sage nichts von seinen Protectionen. Ich bin versichert, daß ein gewisser Politiker meiner Bekanntschaft halb Paris bey sich bewirthen wird, um ihm Anhänger zu verschaffen, und daß Marmontel, der so gut Mährchen zu erzählen weiß, dem ganzen Königreich das ausschließliche Verdienst des Hrn. Piccini vorerzählen wird. Ich bedaure Hrn. Hebert in die Hände solcher Personen gefallen zu seyn, der Eine ein blinder Anhänger der italienischen Oper, und der Andere der Autor der sogenannten komischen Opern.

Es thut mir wirklich leid, denn er ist ein rechtschaffener Mann; und darum stehe ich auch nicht an, ihm meine Armida zu geben, jedoch nur unter den Bedingungen, die ich Ihnen bereits in meinem letzteren Briefe mitgetheilt habe, und von denen die vornehmsten diese sind: daß man mir wenigstens zwey Monate zugesteht, mir, wenn ich in Paris bin, meine Sänger und Sängerinnen zu bilden; daß es mir freystehe so viel Proben zu machen, als ich für nöthig erachten werde; ferner, daß man keine Rolle doublire, und endlich, daß man eine andere Oper in Bereitschaft halte, für den Fall, daß eine der mitspielenden Personen krank würde. Dieß sind meine Bedingungen, ohne welche ich die Armida für mich behalten werde, ich habe die Musik schon so eingerichtet, daß sie nicht so leicht veralten wird. Sie behaupten in Ihrem letzten Briefe, lieber Freund, daß keine meiner Arbeiten jemals die Alceste übertreffen, ja ihr nicht einmal gleich kommen werde; doch diese Prophezeyung unterschreibe ich noch nicht. Alceste ist eine vollständige Tragödie, und ich gestehe Ihnen, ich glaube, es fehlt nicht viel an ihrer Vollkommenheit; doch Sie können sich nicht vorstellen, wie vieler verschiedenen Nüancen die Musik fähig ist, und wie vielerley Wege sie verfolgen kann; die Armida ist im Allgemeinen so verschieden von der Alceste, daß man glauben kann, sie seyen nicht von demselben Componisten. Auch habe ich die wenige Kraft, die mir noch übrig blieb, dazu angewandt, Armida zu beendigen. Ich habe es versucht, darin mehr Maler und Poet als Musiker zu seyn: doch Sie müssen selbst davon urtheilen, wenn man die Oper hören will. Ich bekenne Ihnen, daß ich mit ihr meine Carriere zu beschließen wünsche. Freylich wird das Publicum wenigstens eben so viel Zeit brauchen, die Armida zu verstehen, als es gebraucht hat, um Alceste zu verstehen. Es ist eine Art von Zartheit in der Armida, die man in Alceste nicht findet, denn es ist mir gelungen, die verschiedenen

Personen so sprechen zu lassen, daß man gleich hören wird, ob es Armida, oder eine Vertraute o. a. sind, welche sprechen. Ich muß aufhören, sonst werden Sie glauben, ich sey toll, oder ein Charlatan geworden. Nichts läßt so übel, als wenn man sich selbst lobt; das ziemte nur dem großen Corneille; allein wenn ich oder Marmontel unser eignes Lob posaunen, so lacht man uns ins Gesicht. Übrigens haben Sie sehr Recht, wenn Sie sagen, daß man die französischen Componisten zu sehr vernachlässigt; denn ich müßte mich sehr irren, wenn Gossec und Philidor, die den Zuschnitt der französischen Oper kannten, dem Publicum nicht weit besser zusagen würden, als die besten italienischen Componisten, wenn man nicht für alles Neue enthusiastisch eingenommen wäre. Ferner sagen Sie mir, liebster Freund, daß Orpheus bey der Vergleichung mit Alceste verlöre. Mein Gott! wie ist es möglich, diese beyden Werke, die nichts Vergleichbares haben, mit einander zu vergleichen? Eins kann mehr als das andere gefallen; doch lassen Sie Aceste mit Ihren schlechtesten Schauspielern, und Orpheus mit Ihren besten besetzen, so werden Sie sehen, daß Orpheus den Preis gewinnen wird: die besten Sachen werden, schlecht ausgeführt, zu den unerträglichsten. Zwischen zwey Arbeiten ganz verschiedener Natur kann kein Vergleich Statt finden. Wenn z. B. Piccini und ich, jeder die Oper Roland componiren, dann könnte man beurtheilen, wer von Beyden es am besten gemacht haben würde; allein die verschiedenen Texte müssen nothwendiger Weise verschiedene Musiken hervorbringen, welche jede in ihrer Art das Schönste seyn kann, was zu finden ist. Aber dann hört jeder Vergleich von selber auf. Ich zittere beynahe, daß man Armida wird mit Alceste vergleichen wollen, zwey so verschiedene Dichtungen, von denen die Eine zu Thränen rühren, und die Andere eine wollüstige Empfindung erwecken soll. Sollte dieß dennoch geschehen, so weiß ich weiter keinen Rath, als den lieben Gott zu bitten, daß er der guten Stadt Paris ihren Menschenverstand wiederschenke.

Chevalier Gluck.

Das weggeflogne Täubchen.

Glosse.

Thema.

Mit den lieblichen Geberden,
Um die Brust den schwarzen Ring,
Täubchen, holder Schmetterling,
Willst nicht mehr mein Täubchen werden?

Ach! wie ist mein Herz so schwer!
Ach! wie bin ich so verlassen!
Täubchen, kannst du ganz mich hassen,
Denkst du nicht an Wiederkehr?
Hold, wie du, ist keines mehr,
Keines wird auf dieser Erden
Lieb, wie du, mir jemals werden.
Süßes Täubchen, stilles Glück,
Einmal kehre noch zurück,
Mit den lieblichen Geberden!

Was willst du in fremder Hand,
Kannst du so dein Herz verwandeln,
Ist nicht Wandeln, treulos handeln,
Ist nur süß ein neues Band?
Wenn ich ganz dein Herz verstand,
Herz mit Liebe dich umfing,
Und an deinen Blicken hing,
Mit dir trauert', mit dir weinte,
War's nicht Liebe, die uns einte,
Um die Brust den zarten Ring?

Wann der Liebe Stern erwacht,
Seh'n wir nach den Ätherhallen,
Wo Vorangegang'ne wallen,
Erinnernd nach der Erdennacht,
Sorglich war ich dann bedacht
Dich zu trösten, doch gering
War der Lohn, den ich empfing,
All' dein Sinn stand auf die Reise:
Täubchen! war das gut und weise?
Täubchen! holder Schmetterling!

Fremdem Kosen nicht vertrau,
Nun du fern dem sichern Orte!
Ach! du bist noch weit vom Porte!
Kätzchen gibt es, kühn und schlau,
Winter nahet, kalt und rauh,
Pflückt die Blumen von der Erden,
Bringt euch Täubchen viel Beschwerden:
Flattre nur! Laß mich im Schmerz!
Geh, du hast kein Taubenherz,
Willst nicht mehr mein Täubchen werden!

Helmine.

Correspondenz-Nachrichten.

Breslau, März 1822.

Der hiesigen Bühne steht hinsichtlich der Direction abermals eine Veränderung bevor. Der Hr. Banquier Meyer scheidet aus, und man nennt den Hrn. Professor Rhode als Ersatzmann. Letzterer hat in früheren Jahren Beweise einer, Casse und Publicum befriedigenden Bühnenleitung gegeben, und deßhalb sein Eintritt in die Direction sehr zu wünschen. Durch die schon längst besprochene und nun in's Werk gesetzte Preiserhöhung einiger Plätze hat die Direction zu lauten Mißbilligungen Anlaß gegeben; anderer Seits aber für die sehr werthvolle Bereicherung des Repertoirs hinsichtlich neuer Stücke den aufrichtigsten Dank aller Theaterfreunde entgegen genommen. Diese Neuigkeiten waren: Der Räuberhauptmann, oder: ich irre mich nie, Lustspiel in einem Act von Lebrun. In allen Partien recht gut ausgeführt, stand jedoch Hr. Schmelka als Postmeister Bonoeil oben an. Nicht durch fade Possenreißerey, zu welcher gern Hypochondristen und superfeine Ästhetiker seine vom unversiegbarsten Humor reich ausgestattete Komik herabwürdigen möchten, sondern durch die treffendste Nüancirung der angeführten Partie zeigte derselbe den braven denkenden Künstler.

Prinz Friedrich von Homburg, Schauspiel in fünf Acten von Heinrich von Kleist. Ein echt dramatisches Meisterwerk des zu früh dahingeschiedenen Dichters. Fern von aller Effecthascherey, einfach, klar und gediegen in Gang und Handlung, so wie in Zeichnung der Charactere, kann die Aufführung desselben einem vorurtheils-

freyen Publicum nimmer ein Anstoß seyn; wäre es jedoch bey einzelnen Befangenen der Fall, so verweise man solche auf die Vorrede zu den Kleist'schen Schriften von Tiek, und sie werden unmaßgeblich von ihrem Vorurtheil zurückkommen. Die Rolle des todesscheuen Prinzen ist eine der schwierigsten, die jemals geschrieben worden ist, und mag daher zu einer irgendwo ausgesprochenen Behauptung, „diese Partie könne nur von einer Dame und wieder nur vorzugsweise von Mad. Stich richtig aufgefaßt und durchgeführt werden," Anlaß gegeben haben. Diese Behauptung hält nicht Stich, denn einen Gegenbeweis (vielleicht den unbedeutendsten hinsichtlich größerer Bühnen, welche für die einen Mann erforderliche Rolle gewiß ihren Mann stellen werden) hat bey uns Hr. Clausius, ein von der Dresdner Bühne neu engagirtes Mitglied, geliefert. Dieser junge hoffnungsvolle Künstler hat in den ersten drey Acten sehr viel Lobenswerthes, im vierten Act aber, wo sich, nach unsrer Ansicht, die Schwierigkeiten für den Darsteller häufen, wahrhaft Meisterliches geleistet. Hr. Stawinsky als Churfürst stand ganz auf seinem Platze, auch hat uns der, einem andern Fach angehörende Hr. Mosevius als alter biedrer Kottwitz sehr erfreulich überrascht. Die beyden Darstellerinnen der Damenparthie, der Prinzessinn, Dem. Vohs, und der Churfürstinn, Mad. Unzelmann, fehlte, vorzüglich der ersteren, der erforderliche Grad von Wärme.

Das Bild, Trauerspiel in fünf Aufzügen vom Freyherrn von Houwald. Auf eine in's Detail eingehende Beurtheilung dieser beliebten, von mannigfachen Fehlern jedoch nicht freysprechenden Dichtung, können wir nicht eingehen, sondern müssen uns bloß auf die Beurtheilung der hiesigen Darstellung beschränken. Der erste Preis gebührt Dlle. Vohs als Camilla. Die Künstlerinn hat sich in dieser Rolle selbst übertroffen; zart gegen Lenz, mütterlich gegen Leonhart, den Ausdruck inniger Freundschaft gegen den deutschen Ritter. Vorzügliche Erwähnung verdient der musterhafte Vortrag des Monologs am Schlusse des dritten Acts. Einer solchen Camilla gegenüber stand Hr. Stawinsky als Lenz-Spinarosa im auffallenden Contrast. So äußerst brav derselbe in einigen andern Fächern ist, so hätte er sich doch nicht in dieses, seiner Individualität ganz entgegengesetzte, hineinzwängen sollen. Da er Grimasse à la Franz Moor, statt dem edlen Gram bezeichnenden Mienenspiel, und leere Declamation für reinen Ausdruck des Gefühls gab, so drosch derselbe denn auch, mit dem Sprichwort zu reden, leeres Stroh. Das Nämliche gilt mit weniger Beschränkung von Hrn. Bünte, dem Darsteller des Marchese, der unter die Zahl derjenigen Schauspieler gehört, von welchen man zu sagen pflegt: „sie verderben keine Rolle" und dem man daher, ohne etwas Vorzügliches zu erwarten, heute den Fritz Böttcher, morgen den Valeros, übermorgen den Schneider im Dorfbarbier, so wie es das augenblickliche Bedürfniß erfordert, zu spielen gibt. Auf diesem Wege ist ihm auch die Partie des Marchese zu Theil geworden, und es läßt sich aus dem eben Bemerkten leicht folgern, daß aus dieser Rollenbesetzung des obenein vom Dichter verzeichneten Marchese, dem Ganzen kein Nutzen entstehen konnte. Besser war Hr. Dittmarsch als deutscher Ritter, sein Spiel zeigte von vielem Fleiß, und ganz gelungen waren einige Einzelheiten, z. B. der Monolog beym und nach dem Empfang der Dispensation. So weich, zart und anmuthsvoll wie Mad. Huber den Leonhard gab, mag sich der Dichter den lieblichen Knaben gedacht haben, und unbedingt reichen wir daher der angehenden jungen Künstlerinn den andern Preis. Mgd. Unzelmann gab die Vertraute mit den feinsten Nüancen. In der Unterredung mit dem Marchese im vierten Act verdiente sie den Beyfall, der (übrigens im ganzen Stück nur etwa drey Mal gespendet) ihr hier sehr lebhaft zu Theil wurde. Hr. Fischer spielt Partien, wie der alte störrische Castellan, immer gleich gut.

(Der Schluß folgt)

Theater-Anzeige.

Bräutigams Leiden des Herrn von Kälbele, Posse in drey Aufzügen, aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Dieß Stück ist, obgleich der Anschlagzettel davon nichts besagt, eine Übersetzung des französischen Lustspiels: Le Sourd ou l'Auberge pleine. Das Original genießt in Frankreich

einer, man möchte sagen, fast classischen Reputation durch die chargirte Haltung, mit welcher die Hauptrolle, ein dummer aufgeblasener Landedelmann, gespielt wird. Noch von der Zeit Préville's oder Dazincourt's her (wir erinnern uns nicht genau, welcher von beyden die Rolle zum ersten Male gespielt) hat sich eine Tradition in der Darstellung derselben erhalten, um derentwillen allein das Stück noch dann und wann auf der Bühne erscheint. Dieß ist die Scene, wo der gefoppte Bräutigam, den man seines Schlafzimmers beraubt hat, gezwungen wird, sich im Speisesaale auf Stühlen sein Bett zuzubereiten. Die Art und Weise, wie er dieß thut, die tausenderley Erfindungen, welche er macht, um sich Schlafmütze, Betttücher, Kopfkissen und dergleichen zu verschaffen, dieß gesammte Spiel dauert oft eine Viertelstunde und auch länger. Da das Publicum das Stück fast nur der einzigen Scene wegen zu besuchen pflegt, so muß der Schauspieler hier immer etwas Neues erfinden, wenn er amüsiren will. Aus diesem Grunde wagen sich nur wenige Schauspieler an die Rolle, und immer nur solche, die Talent und Erfindungsgeist genug besitzen, nicht allein in der Haltung der übrigen Darstellung, sondern auch in der Charge der genannten Scene, der Erwartung des Publicums zu entsprechen. Der Inhalt von Bräutigams Leiden, in der deutschen Übertragung, ist etwa folgender. Der Herr von Kälbele hat seinem künftigen Schwiegervater und dessen Tochter, seiner versprochenen Braut, im Wirthshause eines Städtchens, welches ihnen beyden gleich nahe liegt, ein Rendezvous gegeben, um daselbst seine Hochzeit zu feyern. Sämmtliche betheiligte Personen stellen sich ein. Da der Zufall noch mehrere Reisende herbeyführt, so wird das Wirthshaus dergestalt mit Gästen überfüllt, daß kein Unterkommen mehr darin zu finden ist. Neue Reisende erscheinen, werden aber abgewiesen. Einer unter ihnen, den man für taub hält, weil er auf alle Fragen verkehrt antwortet, dringt nichts destoweniger in's Gastzimmer, beraubt den Hrn. von Kälbele seines Platzes bey Tische, seines Abendessens, seines Schlafzimmers, am Ende gar seiner Braut und einer Summe von sechstausend Thalern, welche ihm der Schwiegervater, im Falle eines Bruchs des Contracts, zu zahlen verpflichtet ist. Unsere Leser errathen von selbst, daß der Taube nicht taub, wohl aber der Liebhaber des Mädchens ist, daß er dieses Mittel ergriffen hat, um die Heirath seiner Geliebten mit dem Hrn. von Kälbele zu hintertreiben und zugleich dem Schwiegervater über letzteren die Augen zu öffnen. Das Stück endet zu Aller Zufriedenheit, ausgenommen des Hrn. von Kälbele, der das leere Nachsehen hat. Wer den Übersetzer beschuldigen wollte, sich zu sclavisch an das Original gehalten zu haben, würde ihm Unrecht thun. Er hat viel von dem Seinigen hinzugethan: der Kälbelesche Witz gehört ihm ganz allein an. Außerdem ist er auch der sinnreiche Erfinder von dem Zuge, daß der Liebhaber dem Hrn. von Kälbele mit seiner Reitpeitsche „die Nase vorm Kopfe weghaut," woraus sich ergibt, daß letzterer den Rest des Stücks mit einem großen Pflaster im Gesichte spielen muß. Auch das Ende ist neu vom Übersetzer hinzugethan: der Hr. von Kälbele tröstet sich bey einem gut besetzten Frühstücke, zu welchem die Regimentsmusik aufspielt, für die erlittenen Unglücksfälle. Aber den glänzendsten Beweis von Erfindsamkeit hat der Übersetzer dadurch gegeben, daß er sich seinen Hrn. von Kälbele ohne Unterlaß mit einer nach Paris gemachten Reise brüsten läßt. Es gibt freylich Narren, welche nach Paris reisen; es gibt aber auch welche, die zu Hause bleiben. Unter diesen sind diejenigen die lächerlichsten, welche, mit dem Wörterbuche in der Hand, ohne Geschmack und ohne Theaterkenntniß aus fremden Sprachen Theaterstücke übersetzen, die dem Publicum zum Ekel gereichen. Hr. Neubruck hat den Hrn. von Kälbele vortrefflich gespielt; nur rathen wir ihm, sich künftig nicht wieder im Costume zu irren, sondern statt des neumodigen Fracks den dicken Bauch des Casperle vorzuknöpfen und die Pluderhosen anzuziehen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 4. April 1822.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten.

Es war bereits in mehreren Zeitschriften des Auslandes und des Inlandes, vorübergehend, die Rede, von dem Vorhaben des Hofrathes und Historiographen des kaiserlichen Hauses, Freyherrn von Hormayr, die Ausbeute mehrjähriger Studien, und gemeinsamer Forschungen mit andern hiesigen Gelehrten und Kunstfreunden, in einem, den obigen Titel führenden Werke, dem Genuß und dem Urtheile des vaterländischen Publicums darzustellen.

Es konnte wohl nicht fehlen, daß über die fünfhundertjährige Hauptstadt der ersten Fürsten der Christenheit, über einen der ältesten Musensitze des deutschen Vaterlandes, über einen der frequentesten Angelpuncte zwischen Ost und West, Süd und Nord, seit der Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften, Vieles geschrieben ward und Vielerley (aber leider nur multa, nicht multum!). Es haben Lambezius, Leopolds I. gelehrter Hofbibliothekar und Pagi, es haben die Jesuiten Hansitz und Calles, vielen unnützen Streit darüber geführt: ob Fabiana, Vindobona und Vienna die nämliche Stadt und sogar vom nämlichen Umfange gewesen? Es haben aus dem „eisernen Buche der Stadt Wien," Lambezius und Lambacher, die dreymalige Unmittelbarkeit, die dreymalige Erhebung Wiens zur freyen Reichsstadt verfochten. Äneas Sylvius Piccolomini, Friedrichs IV. vertrauter Minister, ein Vordermann des Baseler Conciliums, der Hunyaden, der Podiebrade geachteter Gegner in den wichtigsten Unterhandlungen, (nachmals als Papst, Pius II. genannt) gab in seinen Briefen (und aus ihnen späterhin, Albrecht von Bonstetten) ein Abbild Wiens von seltener Farbenglut und Lebendigkeit, voll der ihm eigenthümlichen Ironie. Wunderlich, daß die Schilderung des lustigen Lebens und der großen Sittenfreyheit im damaligen Wien, durch diesen staatsklugen Papst, so ganz zusammentrifft mit dem Bilde, das die türkischen Kundschafter ihrem großen Suleyman von dieser Stadt entwarfen, die er zur Vorburg seines unermeßlichen Reiches gegen Westen erkoren hatte.

Der Historiograph, Hofbibliothekspräfect und kaiserliche Leibarzt, Doctor Wolfgang Latz, beynahe keinem Zweige des Wissens fremd, zum Erstaunen fruchtbar, aber der Beschränktheit und den Vorurtheilen seiner Zeit dienstbar und daher, so wie vielfach ein dankes- und ruhmeswerther Entdecker, so auch (wie der baierische Aventin) ein rechter Vater der Lügen, durch zahllose, gleich einem schwer vertilgbaren Schlingkraut in der Geschichte fortwuchernde Verwirrungen und Irrthümer, dieser Lazius edirte den Nachlaß seines Freundes und Vorfahren, Johannes Spießhammer (Cuspinian) über Wiens Begegnisse, reich vermehrt und neu bearbeitet. Nach Lazius Tode verkürzte seine Arbeit Heinrich Abermann, Rector der Bürgerschule bey St. Stephan. Um dieselbe Zeit erschien die erste topographische Tafel Wiens. Der rastlose Lazius besorgte sie, Sebastian Münster förderte sie ans Tageslicht, in seiner wahrhaft denkwürdigen Kosmographie. Daß Wien 1529 eine feste Burg des Kreuzes gegen den türkischen Halbmond, daß es dem Glauben, der Cultur und Sitte des Abendlandes gegen den in drey Welttheilen unwiderstehlich siegreichen Sultan ein mächtiger Hort gewesen, machte es zum allgemeinen Gespräch von Hollands unbeständigen Küsten, bis an die sturmbewegten Ufer der adriatischen See. Alles wollte die Thürme, die Mauern, die Wälle mit eigenen Augen schauen, auf denen, unter Salm und Rogendorf, eine ganze Iliade von Großthaten geschehen war. Da gab Augustin Hirschvogel den ersten Plan in Kupfer heraus. Auch sein Hanns Sachs hat dem alten, reichen lebensfreudigen Wien nicht gefehlt, in des Schottner Schulmeisters Wolfgang Schmelzel, naivem „Lobspruch." Lazius und Schmelzel wurden vielfach geplündert. Auch der Schauspieler Weißkern, der fleißige, aber höchst unkritische Topographe, der seine Autorschaft nach den Grundregeln der Theatergarderobe und der Theaterperspective behandelte, gehört unter diese. Küchelbecker gab ein treues Bild aus den Tagen Carls VI. in denen Wien von den Gräueln der zweyten türkischen Belagerung erst wieder auflebte, und zahlreiche und wichtige Denkmale der Kunst und des Alterthumes in sich vereinigte. Innsbrucker, Mitterdorfer, Reifenstuhl tragen alle den Geruch ihrer Zeit, und Jordans „Schatz, Schutz, Schanz des Erzherzogthums Österreich", beschreibt zur Antrittsfeyer des achtzehnten Jahrhunderts, Wien in einem Styl und Geschmack, den kurz zuvor P. Abraham a S. Clara in Schwung gebracht hatte und der vor Kurzem schien, aus der veralteten Wurzel wieder frisch austreiben zu wollen? Es haben die vielerley Belagerungen ihre Relationen, es haben die Pestzeiten, es haben die Erdbeben, die ihrigen gefunden. Bey weitem am meisten, wurde über die Bruderschaften geschrieben. Die Jesuiten waren, wie überall, so auch hier, fleißige Erhalter und Aufzeichner. Die alte, durch so viele lichtvolle Köpfe, durch so viele vaterländisch gesinnte Männer verherrlichte Hochschule, hat ihre Hauschronik, hat ihre Jahrbücher, die Typographie ihren Kautz, Denis und Schier, der Stephansthurm und Dom (jedes echten Österreichers Augenweide, dieses Campidoglio der wundersamsten Erinnerungen) hat seinen Heupperger, seinen Tilmetz und Oggesser, der kaiserliche Bücherschatz, weitläufige Commentare durch Lambezius und Kollar. Aber das alles ist vereinzelt oder es ist zerstreut, meistens veraltet. Wie (um nur ein einziges Beyspiel anzuführen), Prenner's Theater

der kaiserlichen Gallerie und jene der Lichtensteinischen, durch Fanti, dem Geist und Geschmack der Zeit schlechterdings nimmermehr genügen, so sind auch des Paulaners Fuhrmann, „Alt und neues Wien" und des Jesuiten Fischer „Brevis notitia urbis vindobonensis" durchaus veraltet und dennoch (unglaublich genug!) nach mehr als einem halben Jahrhundert, immer noch das einzige, nicht ersetzt, nicht übertroffen, denn die Alten alle, leisten mehr, als Geusau's erbärmliche Zusammenstoppelung. Es fehlt sogar an einem, den Mann von Geist und Geschmack befriedigenden Wegweiser. Der Gelehrte, der Künstler, der kundige Mäcen, finden keine Befriedigung in jenen, den Fortschritten der Zeit, keineswegs gleichen Schritt haltenden Antiquitäten. Die undankbare Naseweisheit eines Risbeck, Nikolai, Anselmus Rabiosus erregen nur Mitleiden. Pezzels Skizze von Wien scheint schon lange, wie Küchelbecker oder Reifenstuhl, nur einem alten, nicht aber dem neuen Wien zu gelten. Dennoch ist dieses, binnen der dreyßigjährigen Regierung des jetzigen Monarchen, (in einer Zeit, wie Europa lange schon keine stürmischere gesehen), ein ganz neues Wien geworden und wer diese erhabene Recapitulation ganzer Jahrhunderte, diesen reißenden Wechsel von Unglücksfällen und Triumphen überblickt, der mag billig zweifeln, über was er mehr erstaunen solle? über die unerschöpfliche Kraft und Standhaftigkeit im beyspiellosen Kampfe für Ordnung und Recht, Gleichgewicht und Legitimität? oder über jene erhabene Leichtigkeit und Schnelligkeit des Überganges aus solchem Kampfe, zu Künsten, zu Genüssen und zu Unternehmungen, wie im gewöhnlichen Verlaufe, nur ein langer Friede sie beut?! Wie an einem unterrichtenden Wegweiser, fehlt es auch an einem Ehrenspiegel alle der großen, geschichtlichen Erinnerungen, die Wien, diese gewaltige Strombeherrscherinn, in stolzer Fülle in sich vereinigte, von den Prätorianern, die mehrmals in und bey Wien, Cäsaren auf den Thron setzten oder vom Throne herunterstiegen hießen, bis zum zweymaligen Riesenkampfe der Prätorianer Napoleons im Angesichte eben dieses Wien, in der Ebene des Marchfeldes! Auch diejenigen, denen die Hoffnungen der Zukunft, die Heiligthümer der Vergangenheit und der Gegenwart süßeste Freuden, unter dem Herzen, im Herzen, am Herzen erblühen, auch die Frauen, wollen mehr wissen von der Stadt, wo Minne und Tonkunst von jeher als des Lebens höchste Reize gegolten, wo so viele, große und gewaltige Frauen geherrscht und beglückt haben, die noch fortleben in Legenden, Sagen und Liedern, oder wie Theresia in den Gemüthern; und wie überhaupt zwischen Volk und Dynastie nicht leicht ein innigeres Bindungsmittel ist, als eine recht nationale Geschichte, die das schwellende Geheimniß des vaterländischen Lebens in seinen schönsten Eigenthümlichkeiten zur Schau stellt, so soll insbesondere die Jugend wissen von der Burg, von der Wiege, von den Gräbern der Kaiser!! Sie soll sich lind und sanft umschlungen fühlen von den Mutterarmen der Historie, angeweht von ihrem Heimathshauch! Nach kaum geschlossenem Schlunde des Verderbens, nach dem unheilsvollen Dynastienwechsel ringsum, kann und soll sich die Jugend, gerade in der Anschauung Wiens, parteyisch durchdrungen fühlen von jener erschütternden Frage aus Schillers Jungfrau:

„Der fremde König, der von Aussen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruh'n, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Sprache nicht zum Herzen tönet,
Kann der ein Vater seyn zu unsern Söhnen??

Diese theuere und erfreuliche Bestimmung, parallel dem Ziele, das einst der „österreichische Plutarch", das die „Taschenbücher für die vaterländische Geschichte" verfolgt, schreibt diesem Werke über Wien, auch seine Grenzen vor, seine Richtung und Haltung. Es kann hier nicht die Rede seyn von einzelnen kritischen Forschungen und polemischen Erörterungen, sondern von einem, unter den gerechten Ansprüchen des gelehrten, nicht zurückbleibenden, aber jedem gebildeten Leser verständlichen und brauchbaren, lebendigen Gemälde der großen Ereignisse dieser merkwürdigen Stadt, die (mehrmals im Mittelpunete der Besorgnisse und der Hoffnungen der gesitteten Welt), alles Glück und alles Leid Europa's ritterlich mitgetragen und daher, so recht nach dem alten Sprüchlein, „eine Welt in der Nuß", in ihrer eigenen Geschichte, die Weltgeschichte im Kleinen hat! Es kann nicht die Rede seyn von morgenländischer Pracht eines eigentlichen Kupferwerkes, mit einem (wie wir es in England und Frankreich täglich sehen) oft nur wenige Zeilen langen, höchst unbedeutenden Texte. Dibdins antiquarisch-bibliomanische Reise, des Herolds Edmund Lodge portraits of illustrious persons of great Britain, geben keine Richtschnur für die Wünsche unserer Lesewelt, für die Verhältnisse unseres Buchhandels. Auch hierin gilt es einer allerdings schwierigen Mittelstraße zwischen einem flüchtigen Reiz für bloße Schaulust und zwischen der bloß redenden, nicht zugleich anschaulichen Darstellung, die besonders für die zweyte Abtheilung der Denkmale und der Denkwürdigkeiten (die erste weiht sich der Historie Wiens, von den ältesten bis auf unsere Zeiten) unerläßlich scheint. Diese soll den ersten, jene aber, den zweyten Jahrgang erfüllen. Zur größern Verbreitung, bey den höchst bedeutenden Vorauslagen, soll die Herausgabe in monatlichen Heften (wie einst jene des Plutarch) geschehen und mit dem künftigen Jänner beginnen. Bey herzlicher Liebe und Begeisterung für die Erhabenheit und Reichhaltigkeit des Stoffes, hat billige Scheu vor dem großen Umfang und vor der ernsten Würde desselben, den Herausgeber mehreren andern Kennern der einschlagenden wissenschaftlichen und Kunstfächer verbunden. Eine elegante Ausstattung aus der Hand der hoffnungsvollsten vaterländischen Künstler, soll des Herausgebers alten Lieblingszweck beurkunden, jenen der vorzugsweisen Anwendung redender und bildender Kunst auf vaterländische Gegenstände und gesteigerte Popularität der Historie, durch deren beständige und innige Vermählung mit redender und bildender Kunst. Die Gelegenheiten hiezu sind in den Jahrbüchern Wiens mannigfach in jeder Wendung der großen Weltgeschicke.

Als noch ungeheuere Waldesnacht weit und breit auf dem Lande lag und die Gestade der Donau verbarg, als die römischen Adler über Rhätiens und Noricums Gauen das Fremdlingsjoch brachten, fanden sie auf dieser wohlgelegenen Höhe, an dem wichtigen Strom, der ihre Herrschaft in Gallien mit jener in Griechenland und Asien verbinden sollte, den friedlichen Sitz eines

der Jagd und dem Fischfang ergebenen, celtogallischen Stammes, der Windenwohnung. Das sprachen die Römer aus: Vindobona, der Barbaren harte Laute (wie der ältere Plinius sagt) also umstaltend, daß eine lateinische Zunge sie doch hersagen könne! Wien sah Roms Größe, seinen Verfall und Fall, es war mit dem nahen Carnuntum ein Hauptpunct des großen römischen Grenzcordons an der Donau; Salus rei publicae Danubius! „in der Donaugrenze liegt das Heil!" wurde Feldgeschrey, wurde stehende Inschrift auf Münzen und Gebäuden. Dem Fremdlingsjoch und der Soldatenherrschaft (hier waren Magazine, hier die Donauflottille, hier ein in der Offensive und Defensive gleich wichtiger Brückenkopf und Übergangspunct), wich gar bald das alte nationale Gepräge. Die Windenwohnung ward ein Lager der cohors fabia oder fabiana, wahrscheinlich von der dreyzehnten Legion? Wie die rauhen Söhne des Norden öfter und gewaltiger heranstürmten, mögen auch unter den Eingebornen, die alten, niedergehaltenen Erinnerungen wieder hervorgetreten seyn? Wie Glut unter der Asche, leuchtet wieder mehrmals durch die Finsterniß, der alte Name Vindobona's. (War ja noch in den Tagen Rudolphs von Habsburg, dicht am Gestade der damals viel nähern Donau, ein uraltes festes Haus: die Windenburg?) Vindomana, beym Jornandes, ist wohl nur eine Abweichung der Mundart? Schon mußten die Kaiser den Barbaren Sold und Land geben, denen sie nimmer zu widerstehen vermochten. Die Donaugrenze hatte zahllose, ehrfurchtgebietende Erinnerungen. Theils aus militärischer Nothwendigkeit der Kundschaftsnachrichten, der Beobachtung des wichtigen Grenzstromes, theils aus politischem Schmeichelwahn, es könne doch noch eine günstigere Stunde kommen, für die man die Hände offen behalten müsse, wurde die Windenwohnung, das Fabianer Lager, wohl unter den allerletzten verlassen und die Stunde dieses Verlassens ging derjenigen nur kurz vorher, in der das abendländische Kaiserthum, durch Augustus gegründet, in Augustulus, auch dem Namen nach unterging, wie das morgenländische, durch Constantin gegründet, in einem Constantin. — Odoaker, der den Augustulus entthront, empfing zu Wien, wo er der kurzen Rügenherrschaft ein Ende gemacht, in der niedern Zelle des h. Severin die Weissagung: „Sein Zug werde ein Sieg seyn und Italien ihm seine Thierfelle vertauschen um köstlichen Schmuck!"

Verringert also wohl und tiefgesunken, war Wiens römische Blüthe, aber ganz ausgetilgt hatten es weder die blutbefleckten und feuerflackernden Züge des Suevenbundes, noch des Markomanischen, noch König Etzel (Attila), als er alle kriegerischen Stämme vom caspischen Meere, die Donau herauf, bis an den Rhein, wider den Westen aufrollte. Dietrichs von Bern, des großen Ostgothen Fürsorge um Erhaltung der gesunkenen, um Wiedererbauung der verwüsteten Städte Rhätiens und Noricums, übersah das wichtige Fabiana gewiß nicht? Selbst als Belisar und Narses das Reich der Ostgothen zertrümmert und Justinian zu Füßen gelegt hatten, scheint Fabiana mit einigen andern Plätzen unverwüstet an die Longobarden gekommen zu seyn, denen sie Justinian überließ. Aber auch diese zog es in wenigen Jahren, wie ihre Vorgänger alle, weiter nach Süden hinab und sie bemächtigten sich rasch des ganzen Italiens bis an die Meerenge. — Am schlimmsten erging es Wien wohl durch ihre Freunde, die Hunnen oder Avaren, die

bis an die Enns Alles wüste legten, wie es auch wüste blieb bis auf den großen Carl. Jenseits der Enns begann das Reich der Franken. Baiern war ihre Grenzprovinz. Über selbe setzten sie als Erb-Herzoge einen Nebenzweig des eigenen, Merowingischen Königshauses, die Agilolfinger. Aber wie Burgund oft des Capetingischen Hauptstammes gefährlichster Widersacher gewesen, erhoben sich auch in Baiern drohende Unabhängigkeitsversuche mit wechselndem Glück, bis Hauptlinie und Nebenast, Merowinger und Agilolfinger, für immer fielen, vor dem Haus der Majordome, vor dem kleinen Pipin und vor dem großen Carl.

Mit Recht galt Wien durch Jahrhunderte, in Wort und Schrift, für die deutsche Hauptstadt, weil alle großen Veränderungen germanischer Lande sich wie in einem Spiegel der Weissagung und der Verjüngung, dort am frühesten zeigten oder am vollendetsten, auch die Christianisirung. So wohlthätig und großartig im germanischen Süden und Westen S. Gall und Bonifazius gewirkt, in solchem Gräul der Zerstörung, wie Severin, hielten Wenige an der erhabenen Sendung ihres Apostolates fest, jenen Riesengestalten, denen ihr zügelloser Wille Alles und die Gewalt das einzige Recht war, Ehrfurcht gebietend und Milde, durch Bitten, durch heiße Thränen, durch allen Honig und durch alle Donner des himmlischen Wortes! Des deutschen Klosterwesens Anfang ist unstreitig in Österreich, in Severins Stiftungen zu suchen. Was darf sich in dieser Hinsicht jenem oft zerstörten, immer wieder, ein Phönix aus seiner Asche emporsteigenden, noch heute, als eine Zierde des Landes fortblühenden S. Florian vergleichen, dieser Zelle Severins, benannt von dem heldenmüthigen, römischen Krieger, der, ein rechter Bekenner und Blutzeuge, in den Fluthen der nahen Enns, nach mancherley Martern, den ersehnten Opfertod fand?

(Der Schluß folgt)

Concert-Anzeigen.

Montags, den 18. März, hat Hr. von Boclet ein Concert gegeben und sich in demselben auf der Geige und auf dem Fortepiano hören lassen. Es muß ein günstiges Vorurtheil für das musikalische Genie des Concertgebers erregen, daß er sich schon als Jüngling eine so bedeutende Meisterschaft auf zwey Instrumenten zugleich erworben hat. Doch ragt, wie uns dünkt, sein Talent auf dem Fortepiano bedeutender hervor, als das auf der Geige. Des Künstlers Vortrag auf letzterem Instrumente, obgleich jetzt schon bedeutende Schwierigkeiten besiegend, entbehrt der Bestimmtheit des Charakters. Das Allegro des Riese'schen Es-dur-Fortepianoconcerts hat dagegen Hr. von Boclet mit der Vollkommenheit eines Moscheles gespielt. Wird der junge Künstler auf dem betretenen Wege fortschreiten, so prophezeyen wir ihm, daß er einst einen der ersten Plätze unter den Ausübern auf den besagten Instrumenten einnehmen werde. Hr. Anschütz hat mit wahrhaft glänzender Virtuosität den Arion von Schlegel declamirt. Freylich halten wir die dramatische Declamation außerhalb der Scene für ein Unding, geben ihr aber, wenn sie, wie die des Hrn. Anschütz, so gelungen ist, wider Willen unsern Beyfall. Es war bewunderungswerth, mit welcher Freyheit, mit welchem Bewußtseyn, der Künstler über alle Theile seines Körpers zu gebiethen wußte.

Am Sonntage, den 24. März, fand das Abschiedsconcert des Hrn. Franz Siebert Statt. Der Concertgeber hat sich darin mit einer großen Bassarie von Righini, mit der Schlußscene des ersten Acts aus dem Freyschützen und mit einigen unter Fortepiano-Accompagnement gesungenen Romanzen hören lassen. Hr. Siebert gehört unstreitig zu den besten Bassisten, welche die deutsche Bühne aufzuweisen haben dürfte.

Er besitzt zwey volle Octaven Bruststimme (von Es bis Es, in diesem Umfange haben wir ihn wenigstens ohne Wechsel des Organs singen hören) und fügt dann zu dieser, mit Hülfe der Fistel, noch so viel Töne hinzu, als ihn gut dünkt. Die Stimme selbst ist sehr klangreich, angenehm und leichtansprechend. Die Erfahrung lehrt, daß die sogenannte Geläufigkeit eine Eigenschaft ist, welche nicht jeder Stimme von der Natur verliehen worden ist: es hat berühmte Sänger und Sängerinnen gegeben, welche keine sogenannte Colloratur zu machen im Stande waren. Den Baßstimmen scheint diese Geläufigkeit überhaupt mehr versagt zu seyn, als allen übrigen Stimmen, aus dem leicht begreiflichen Grunde, weil die tiefen Töne auch tiefer im Larynx gebildet werden, also einen weitern Weg zurückzulegen haben, als die hohen. Die Natur der Baßorgans scheint also den Bravourgesang auszuschließen und höchstens nur die cantable Gattung zu gestatten. Nichts destoweniger hat man seit etwa funfzehn Jahren angefangen, diese Stimme auch zur Colloratur zu mißbrauchen und zu dem Zwecke das Falset mit zu Hülfe zu nehmen. Es ist daraus ein bizarres, hermaphroditisches Gebilde entstanden, welches weder ein reiner Baß, noch ein reiner Tenor, also gar nichts, ist. Schon vor vierzig Jahren galt es in den vorzüglichsten Singschulen in Deutschland und Italien für eine unbestrittene Wahrheit, daß ein Tenorist, der zu tief, und ein Bassist, der zu hoch singen müßte, seine Stimme verdürbe. So wie die Sachen jetzt stehen, wo ein buffo cantante zu seyn, das höchste Streben jedes Baßsängers ist, steht zu befürchten, daß wir in zwanzig Jahren gar keine eigentliche Baßstimmen mehr besitzen werden. Um auf Hrn. Siebert zurückzukommen; so zeigt das Organ seiner Stimme, daß er vor vielen anderen dazu berufen gewesen ist, ein Bassist im wahrsten Sinne des Wortes zu werden: die Natur hat offenbar einen Sänger, die Mode einen Fistulanten aus ihm gemacht. Dieß harte Wort wird uns von dem Unwillen eingegeben, den wir darüber empfinden, daß die Verbildung, welche von der Übersättigung in den Künsten, besonders in der Musik, herbeygeführt wird, immer mehr und mehr überhand nimmt und am Ende die wahre Kunst immer mehr zum Hokuspokus herabwürdigt. Was Hr. Siebert als Bassist leistet, davon hat er durch den Vortrag der Schlußscene des zweyten Acts aus dem Freyschützen einen Beweis gegeben: diese Scene hat die allerlebhafteste Sensation erregt. Das Duett aus Moses von Rossini, gesungen von den HH. Siebert und Haizinger, hat wenig oder gar keinen Effect gemacht. Ist die ganze Partitur der Oper diesem Duette ähnlich; so begreifen wir nicht, wie man den Moses viel höher, als alle übrigen Werke dieses Tonsetzers, hat stellen können. Dem. Siebert hat die große Arie der Agatha aus dem Freyschützen etwas furchtsam, aber doch hin und wieder mit Ausdruck, und Dem. Unger eine Romanze, welche wir schon einmal von ihr gehört, mit viel eindringlicher Liebenswürdigkeit gesungen. Die Productionen der HH. Krähmer auf der Oboe und Sedlaczek auf der Flöte haben den zahlreichen Verehrern dieser Künstler sehr zugesagt.

Am Dienstage, den 26. März, hat Hr. Alexander Boucher ein Concert gegeben und sich in demselben auf der Geige, so wie seine Gattinn auf der Harfe, hören lassen. Hr. Boucher macht, nebst Baillot, Lafont und Mazas, das seltene Kleeblatt der französischen Geiger aus. Ob er ein größerer Virtuose, als die genannten drey Künstler, ist, wagen wir nicht zu entscheiden; aber das weiß jedermann, daß sein Spiel mehr amüsirt, als dasjenige irgend eines andern Künstlers. Es ist das Loos berühmter Männer, daß ihr geringstes Thun und Lassen zur Kenntniß des Publicums gelangt, und daß sie keinen Fuß vor den andern setzen können, ohne sich bemerkbar zu machen. Schon von langer Zeit her hatten die Pariser Kritiker dem Hrn. Boucher einen Vorwurf aus seiner zu großen Genialität gemacht, vermöge welcher er alle genres, selbst das komische mit eingerechnet, zu einem einzigen verschmelze. Hr. Boucher war darüber nach Spanien gereist, hatte sich aber diesen Vorwurf hinter's Ohr geschrieben. Bey seiner Rückkehr nach Paris erschien ein Brief in den Journalen, in welchem Hr. Boucher anzeigte, daß er, den man bis dahin den Alexander der Geiger genannt (dieß war historisch nicht ganz richtig, konnte aber von Hrn. Boucher, der Alexander heißt, leicht vermuthet werden), in seinem zu gebenden Concerte beweisen werde, daß er auch der Socrates derselben sey, und deßhalb das von ihm zu executirende Viottische

Concert (dasselbe, welches er in seinem hiesigen Concerte gespielt hat) Note für Note und ohne den geringsten Zusatz, vortragen werde. Versprechen und halten, ist zweyerley: Hr. Boucher spielte das Viottische Concert zwar noch nicht in derselben belustigenden Manier, wie hier, aber dennoch auf eine Weise, welche den künftigen Meister in dieser Gattung zur Genüge andeutete, und zwar so, daß die zahlreichen Schüler Viotti's, von denen Paris wimmelt und welche jenes Concert auswendig wußten, dasselbe nur in den Tutti-Stellen wieder erkannten. Dabey hatte niemand gewonnen, als Hr. Boucher, der von nun an nicht allein l'Alexandre, sondern auch le Socrate des Violons genannt wurde. Die Weisheit wird für Narrheit gehalten, wo so viele Narren weise sind: was Wunder, daß die Socratischen Akademien, welche Hr. Boucher von Zeit zu Zeit gab, wenig oder gar nicht besucht wurden! Unser Künstler faßte daher den Entschluß, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren, nachdem vorher noch sein Tod durch die Journale angezeigt worden war, ohne daß es den gehörigen Effect gemacht hatte. Er kündigte ein Abschiedsconcert an, in dessen indirecter Anzeige von einer zahlreichen Familie die Rede war. Aber bekanntlich sind die Pariser keine Freunde vom Abschiednehmen: man geht dort fort und läßt fort-gehen, ohne, daß Hund noch Hahn danach kräht. Hrn. Boucher's Concert war leer. Unser Künstler reiste in die Niederlande. Von dort aus erfuhr man durch die Journale, wovon bis dahin noch keine Sylbe bekannt gewesen, daß Hr. Boucher zu Paris wegen einer gewissen Gesichts-Ähnlichkeit viel zu erdulden gehabt und deßhalb Frankreich verlassen habe: eine Erfindung, welche sicher nicht aus dem Kopfe der belgischen Journalisten gekommen war. Hr. Boucher reiste aus den Niederlanden nach Berlin, wo er siebzehn (sage siebzehn) sehr einträgliche Concerte gegeben zu haben versichert. Wir wünschen ihm dasselbe Glück in Wien, befürchten jedoch, daß die Hitze, welche sich in der bevorstehenden Jahreszeit noch immer zu vermehren pflegt, Hrn. Boucher einen Strich — durch die Rechnung machen werde.

Es werden einige Anekdoten von diesem Künstler erzählt, welche wir, des Interesses ihrer Erfindung oder ihrer Wahrheit wegen, unsern Lesern erzählen wollen. Hr. Boucher reiste nach London und führte ein halbes Dutzend Geigen bey sich. Die Mauthbeamten zu Dower, welche glaubten, daß man nur auf einer spielen könne, erklärten fünf für eine gute Prise und ließen dem Künstler die sechste. Was Hr. Boucher? Er ergreift das Instrument, phantasirt darauf und, ein zweyter Amphion oder Orpheus rührt die Beamten dergestalt, daß sie ihm mit thränenden Augen die Geige zurückgeben und ihm eine gute Reise wünschen. Die zweyte Anekdote, welche sich mit unserm Künstler in Berlin zugetragen, ist bereits durch die Journale bekannt gemacht worden. Ein blinder Greis fleht die Vorübergehenden um Almosen an, und spielt dabey auf der Geige. Hr. Boucher zieht des Wegs: er entreißt dem Alten das Instrument, fängt an zu spielen, und in wenigen Minuten hat die Neugierde eine große Menge Zuhörer herbeygeführt. Der Greis sammelt während der Zeit und steckt eine Summe in die Tasche, wie er sie bis daher noch nie auf seinem Teller gesehen.

In der am 28. März von Hrn. Wilhelm Ehlers gegebenen musikalisch-declamatorischen Akademie hat der melodramatisch-poetische Vortrag der zehnjährigen Dem. Louise Ehlers, die zu den schönsten Hoffnungen berechtiget, recht vielen Effect gemacht. Es stände zu wünschen, daß diese Neuerung Eingang finden, und daß die Einförmigkeit, welche den declamirten Poesien nach und nach anzukleben beginnt, stets durch musikalische Zwischenspiele verscheucht werden möge. Nicht mindern Beyfall haben die Variationen für Pianoforte und Violine, von Dem. Blahetka und Hrn. Léon de St.-Lübin vorgetragen, gefunden. Überhaupt hat, wie es schien, diese Akademie das anwesende Publicum recht wohl unterhalten.

Modenbild XIV.

1. Hut von resedagrünem Taffet mit einer vielfärbig gemischten Bandguirlande.
2. — von weißem Atlas mit Blonden garnirt, dann mit einer Gaze-Voile und einem Rosenbouquet geziert.
3. Häubchen von Rosa-Crepp mit Blonden garnirt und einem Rosenbouquet.
4. Hut von Gaze-Iris, am Schirme mit Blonden durchschnitten und mit Marabout-Federn geschmückt.
5. Hut von Emmafärbigem Taffet mit gleichen Tüchelchen geziert und rosenfarb gefüttert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del.

Fr. Stöber. sc.

XIV. Wiener Moden. 41. 1822.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 6. April 1822.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Im Stephans-Dome
am Charfreytag um Mitternacht.

Was leuchtet an des Doms gewölbten Bögen
Ein hehrer Strahl in düstrer Mitternacht?
Und wenn der Gruft die Schatten graus entzögen,
Mich zieht es hin mit namenloser Macht!
Erschüttert fassen mich die ernsten Hallen,
Es sinkt gebeugt der zwangentwohnte Fuß,
Das Auge staunt, am Quell der Wahrheit muß
In's leere Nichts der Meinung Irrwahn fallen.

Erneut der Sühne ew'gen Bund zu stiften
Birgt sich dem Aug' des Glaubens hohes Bild,
Hin wallt die Schaar, wo aus des Grabes Klüften
Die Hoffnung schimmernd taget, himmlisch mild;
Und daß kein Wahn die fromme Glut zerstiebe,
Bewegt den Gott das kindlich bange Fleh'n;
Zwey Tage soll des Todes Panner weh'n,
Versöhnt erhebt am dritten sich die Liebe!

So schau getrost durch nachtumhüllte Träume
Mein trüber Geist zum hochverklärten Licht,
Es führt der Glaube dich in bessre Räume,
Wenn treulos all dein Erdenhoffen bricht.
Das Grab verschlingt der Leiden bittre Zähren,
Des Dulders Muth stählt strenger Prüfung Zeit;
Er ringt hinan — der Preis ist Ewigkeit,
Und was er mißt, den Frieden fühlt er kehren!

J. Kupelwieser.

Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten.

(Schluß)

Ein gleicher Wärmemesser ist unser liebes Wien, auch in Hinsicht eines andern Lebenspulses, des Handels. — Hier bey uns finden wir in grauer Vorzeit die Spuren, wie die Lüsternheit nach den Genüssen des Südens (von Belloves und Sigoves, bis auf unsern Odoaker und auf unsere Longobarden, das entscheidende Motiv der Völkerwanderungen), wie sie selbst die Avaren, Bulgaren und Slaven bestimmt habe, die Fische der Seen und Ströme, die Vögel der Lüfte, ja sogar im Kriege, Menschen zu fangen zum Verkauf und zum Umtausch, und zuletzt byzantinische Waaren, nach dem deutschen, belgischen und scandinavischen Norden zu verhandeln. Spuren des Handels und der Gewerbe in unserer Wüste, sind hin und wieder zerstreut schon in den Legenden der Apostel Severin und Eustasius, Emmeran und Corbinian und jener unvergleichbaren Oberhirten der hadrianischen Juvavia (Salzburg), Rupert, Virgil und Arno, Lehrer des Glaubens und der Sitte, in der pannonischen Einöde, unter den Marhanen, im celtischen und norischen Gebirg und in Carentanien.

Carl der Große schlug die Hunnen zurück bis in ihren Ring an der Theiß, setzte wider sie eine eigene Mark, die Ostmark; bevölkerte das Land durch slavische Colonien und durch Deportation der nach dreyßigjährigem Kampf endlich überwundenen und getauften Sachsen; gründete Gotteshäuser, gab reiches Besitzthum nach Passau, darunter zwey Kirchen in Fabiana (nach der Sage, S. Peter und S. Rupprecht?). Die Metropoliten der alten, im Sturm der Zeiten, nach Passau übertragenen Lorch, gründeten ein Bisthum zu Fabiana, wie zu Neutra, Altenburg und Wellehrad, zur Civilisirung und Christianisirung der Avaren und Marhanen. Carl regelte, in seinen Capitularien, den Waffenhandel der Kaufleute, namentlich zu Lorch, die durch diese slavisch-avarischen Bezirke mit dem Orient verkehrten. Zwischen der Ostmark und den Marhanen des großen Swatopluk, bestand zu Kauf und Tausch eine jährliche, große Messe. Ludwig das Kind gab den Baiern und Slaven gleiche Rechte, hinsichtlich der Zölle in der Ostmark und der Schifffahrt auf der Donau, Traun und Enns.

Bald nach Kaiser Arnulfs unvorsichtigem Schritt, wider das großmährische Reich Swatopluks die Ungarn herbeyzurufen, schlug, unter Ludwig dem Kinde, die Fluth der, vom untersten Italien bis in Burgund, und von da bis in Niederdeutschland, Alles mit sich fortreißenden magyarischen Verwüstung über Österreich zusammen. Fabiana ging noch einmal unter. Die Enns wurde noch einmal Grenzfluß, bis Otto der Große, nachdem er Deutschland und Italien wieder vereinigt, durch die Schlacht wider die Ungarn auf dem Augsburger Lechfelde, auch diese Geißel für immer brach und ins Feuer warf. Die Ostmark, das Ostreich, entstand wieder. Ja, aus der Ostmark erhielten die Ungarn Missionarien. Dadurch wurde die ungarische Kirche eine Tochter der lateinischen zu Rom und nicht, trotz vieler Versuche, der ausgearteten griechischen zu Byzanz.

Jene frühen Lebenszeichen des Handels in der Ostmark, um Wien, regten sich bald wieder, am lebhaftesten im Beginn der Kreuzzüge. Zu

Wien ward der deutschen Heimath der Abschiedsgruß gegeben. Der ungarische Boden war den Kreuzfahrern nicht immer gastlich. Häufig haben sie es selbst verwirkt. Wie merkwürdig für Wien die Kreuzfahrten König Conrads, Heinrichs des Löwen, des großen Barbarossa? — Heinrich Jasomirgott, Leopold der Tugendhafte, Heinrich von Mödling, Friedrich der Katholische, Leopold der Glorreiche, ja selbst die Markgräfinn Itha, Leopolds des Heiligen Mutter, prangen unter den Hauptfiguren der Kreuzzüge, mit Gottfried und Tancred, mit Richard Löwenherz und mit dem heiligen Ludwig.

Drey der größten Babenberger waren byzantinischen Prinzessinnen vermählt, wohl auch zu staatsklugem Defensivbündniß wider Ungarn, aber mit nicht geringem Einfluß auf den Handel, auf Kenntnisse und Künste, und insonderheit auf Malerey und Baukunst. Wien gab Gesetze im obern Deutschland, als Stappelplatz, als Markt, als Münzstätte, schickte seine Handelsfactore, mit jenen der Regensburger, nach Kiew, nach Constantinopel, ins deutsche Kaufhaus nach Venedig. Die meiste Kunde von Deutschlands Zwischencommerz über Rußland und über Byzanz schöpften ja die Geschichtschreiber seines Handels aus österreichischen Quellen! Ein eben so interessanter Beobachtungspunct wird Wien, wenn die Entdeckung der neuen Welt in alle Handels- und Münzverhältnisse gänzlichen Umschwung bringt und aus der, bis dahin orientalischen Staatswirthschaft Europa's, plötzlich eine abendländische macht. Juden und Kowertschen (Cahorsiner, Wechsler, Geldmäkler) sind schon unter den babenbergischen Markgrafen ein Gegenstand reichsoberhauptlicher Satzungen und Privilegien. Höchst denkwürdig bleibt Kaiser Friedrichs II. Ordnung für die Wiener Juden, seine kaiserlichen Kammerknechte, im Feldlager vor Brescia gegeben: denkwürdig, wie die Metallschätze Ungarns und Siebenbürgens, wie die Colonisation dieses Reiches durch Niederdeutsche und Flandrenser, mit ihrer Rückwirkung auf Österreich.

Auch wieder eine treffliche Warte zur Wahrnehmung aller Entwicklungsstufen des dritten Standes, des Municipal- und Städtewesens, steht Wien da unter den deutschen Städten, wie im Lombardenbunde, Mailand; vor den Häuptern der Hanse, vor den einst mächtigen Städten, die mit seinem Stephansthurm und Dom wetteifern: Straßburg, Cölln, Freyburg und Ulm. — Paltram Vazo, Ulrich Holzer und Conrad Vorlauf stehen nicht unwürdig neben jenen alten, gewaltigen Bürgermeistern, Stüssi, Brun und Hans Waldmann von Zürich! Da regt sich ein Leben, ein Esprit de Corps und ein Freyheitsstolz, daß Sismondi selber in dem glutvollen Italien es nicht besser verlangen könnte!

Aber welche Wiedererwecker aus der avarischen und aus der ungarischen Zerstörung waren Wien auch vergönnt? Das scheint überhaupt in dieser reichgesegneten, österreichischen Erde zu liegen, daß ihre Städte, ihre Burgen, ihre Vorfechter, nach mannhafter Gegenwehre auf sie niedergerungen, immer kräftiger auferstehen!! Diese Wiedererwecker waren die Babenberger, ein Geschlecht, von keinem andern übertroffen, so weit des Ritterthumes Zeichen und Ehre galten, mit Recht von den Kaisern „des Reiches Herz und Schild," genannt, aus zwölf Markgrafen und Herzogen, alle sieghafte Kampfhelden, Väter ihres Volkes, gar Keiner

ohne bezeichnenden Beynamen, acht aber weithin leuchtende Sterne am Glanzhimmel der deutschen Weltherrschaft.

Klein, wie das alte Fischer- und Räuberdörflein Rom, aber ein schwellender Keim größerer Dinge, hob sich Wien empor an der Donau, der Sage nach, ein Ruheort der Jagden Leopolds des Heiligen? Viana von Faviana, hatten schon die Alten abgekürzt. Biana von Fabiana und das weichere Wiana, Wian, Wien, liegt im gewöhnlichen Bildungsgange unserer oberdeutschen Mundart.

Otto von Freising (jener berühmte Kirchenfürst, Staatsmann, Geschichtschreiber, Sohn des heiligen Leopold und der schönen Kaisertochter Agnes, Ahnfrau der Babenberger und der Hohenstauffen) sagt von seinem Bruder Heinrich Jasomirgott: als er im Treffen an der Leitha gegen den jungen Ungarnkönig Gaysa den Kürzern gezogen, habe er sich hineingeworfen „in das nahe Städtchen Wien, das in der Römerzeit Faviana geheißen." (1146) Zehn Jahre darauf, sänftigte Heinrich Jasomirgott, durch edle Entsagung auf das Herzogthum Baiern zu Gunsten Heinrichs des Löwen, den alten Zwist der Waiblinger und Welfen. Dafür wurde Österreich, mit herrlichen Freyheiten, ein Herzogthum. Nun erhob Heinrich Wien zur Hauptstadt und Residenz. Als solche nennet es schon Arnold von Lübeck; erzählend wie (1172) Heinrich der Löwe, durch Österreich und Ungarn, die Kreuzfahrt ins gelobte Land that, wie er am Grabe seiner Mutter Gertrud zu Klosterneuburg betete und mit großer Pracht eingeführt wurde in die Hauptstadt Wien. Als Jasomirgott vor dem Thore am Haarmarkt die Wollzeile angelegt oder erweitert hatte, stiftete er bald darauf, vor dem Thore am Heidenschuß, gleichfalls außerhalb der Stadt, ein Kloster und berief dahin die Hyberner, Benedictiner von S. Jacob in Regensburg, berühmt durch Gelehrsamkeit und Sittenstrenge, „die Schotten," „auf seinem Eigenthum und Gebiet, zu Favia nämlich, das heut zu Tage Vienna, Wien heißt" (1158) und (1169) fertigte er für das Stift Admont eine Schenkurkunde: „in seiner Stadt Faviana, die, mit anderm Namen, jetzo Wien heißt." Deutlicher und bestimmter als durch diese urkundlichen Worte des eigenen Landesherrn, läßt sich das Wien des Mittelalters wahrlich nicht anknüpfen an das römische Wien!

Aber das Haus der Babenberger, das, in den dritthalb Jahrhunderten seines fürstlichen Waltens, gleichsam nur ein einziges fortlaufendes Epos darstellt, welchem Schwert und Lanze sich senkten, welchem (im Minne- und Meistergesang, dessen es so gut eine babenbergische Epoche gibt, als eine provençalische, und in dem, höchst wahrscheinlich zu Wien, in seiner jüngsten Form gedichteten Liede der Nibelungen) Harfe und Leyer erklangen, starb aus. Es erlosch fast zugleich mit dem entschiedenen Sinken der Hohenstauffen. Das gab ein doppeltes Zwischenreich, in Österreich und in Deutschland, beynahe ein Vierteljahrhundert hindurch, eine „kaiserlose, schreckliche Zeit."

Durch die bittere Lehre gewitzigt, suchten nun endlich die Wahlfürsten das Heil in der Präpotenz des Rechtes, statt in der Präpotenz der Macht. Nicht den gewaltigen Ottokar erwählten sie, der das Erbe der Babenberger an sich gerissen, der oft zu Wien Hof gehalten, es geliebt und verherr-

licht hatte, sondern den ritterlichen Grafen aus dem Schweizerlande, Rudolph von Habsburg. In der Marchfeldsschlacht verlor Ottokar wider ihn den Sieg und das Leben. Es schien die Kaiserkrone dem Hause Rudolphs dauernd zugewendet. Antwartschaft auf Ungarn und Böhmen hatte er begründet. An seine Enkel gediehen Reiche, die er kaum gekannt, neue Welten, deren Daseyn er nicht ahnete. Dennoch gründete er sein Haus auf das verhältnißmäßig kleine Österreich, gleichsam als auf den markvollen Kern des herrlich heranwachsenden Baumes, mit vielfacher stolzer Krone und mit üppig prangenden Zweigen. — Nicht das Erbe Burgunds, Ungarns und Böhmens, Spaniens und Indiens, des obern Italiens und beyder Sicilien, hinderten, daß Rudolphs Geschlecht nicht fort und fort das Haus Österreich, das Erz-Haus hieß. Wien, das Er erst zur freyen Reichsstadt erhoben, machte Rudolph rasch darauf zur Akropolis seines Stammes. Schnell haben sie sich liebend in einander verwachsen, von der mäßigen, blühenden Herrschaft der Babenberger, bis zur jetzigen stolzen Größe, alle Tage der Trauer und der Glorie unzertrennlich mit einander theilend!

Österreich, durch Heirath, Erbe und Tractaten ein Aggregat so verschiedenartiger Bestandtheile, ist vorzugsweise ein historischer Staat. In seiner binnenländischen, allen Einflüssen der Jahrhunderte ausgesetzten Lage, auf dem Kreuzweg der Nationen, ist es der Schwerpunct, ist es in dem ewig bewegten Leben des immer neuen Weltschauspiels die beruhigende Kraft, stellt es in der europäischen Staatenfamilie gewisser Maßen den Adel und seine Monarchen (wohl nie herrlicher, als in unsern Tagen), die Präsidenten dieser großen Familie dar; Monarchie und Dynastie, in wechselseitiger Bedingung und Nothwendigkeit unzertrennlich, wie nach Außen so nach Innen, als das einzige Bindungsmittel und Symbol der Einheit in so vielfacher Verschiedenheit. — Kaum kann jenes große Wort der Legitimität irgendwo einen innigeren Anklang geben, als gerade an der Stätte, wo jenes erhabene Gleichniß vom Regenten- und vom Hausvaterstande sich, vor den Augen der Größten wie der Geringsten, täglich verwirklicht und erneut, als in dieser alten Kaiserstadt und Kaiserburg? Wo könnte man sich jene (zahllose Klügeleyen ersparende) Frage anschaulicher als in Wien wiederholen: was denn begangene Staatsfehler, was denn verlorne Schlachten und verlorene Provinzen dagegen wären, hätten uns feindselige Sterne, in der türkischen Gefahr von 1683 Leopolden I., hätten sie uns nach Carls VI. Tode auch Theresien, hätten sie uns nach den Tagen von Hohenlinden, Regensburg oder Wagram, ihren erhabenen Enkel entrissen? Wien wäre längst, was jene einst so herrlichen Hauptstädte des Römerreiches, deren unglaublich schnellen Verfall, Entvölkerung und Ausödung, bereits Strabo beklagt: ein trauriger Anblick, im Dynastienwechsel, in den Säcularisationen und Mediatisirungen unserer Tage oftgenug wiederholt. Es kann sich aber der, über sein Loos am wenigsten beklagen, welchem seine Liebe und sein Interesse, wie in glücklicher Ehe, identisch sind, auf beglückende Wechselwirkung, auf theuere Persönlichkeit gegründet, nicht bloß auf eine, oftmals drückende Pflicht, nicht auf hohle Abstractionen, nicht auf eiskalte Berechnung!!

Jenes nie genug zu wiederholende Gleichniß: vom Hausvaterstande des Herrschers, erwahrte sich auch an Wien, in der wahrhaft kaiserlichen

(denn Kaiser, bedeutet: vieler Kronen Vereinigung), in der wahrhaft kaiserlichen Fähigkeit: aus vielen Kindern jedes, in seiner Art, in seiner Denkweise, nach seinen Gaben und Anlagen zu lieben und zu leiten!! In seinen früheren Zeiten, in häufiger Unruhe, beynahe Neapel zu vergleichen, ist Wien (ohne ein Beyspiel von Strenge oder von Unterdrückung) ein Vorbild seltener Anhänglichkeit, unerschrockener Treue geworden. — Gegründet und reich geschmückt haben es die Babenberger, aber die Habsburger haben es erzogen.

Drey Mal erobert, jedes Mal von großen und glücklichen Emporkömmlingen, von Söhnen und Herren des Augenblickes (aber auch nur darin einander zu vergleichen), lernte Wien von den vorübergehenden und abgerissenen Fulgurationen regierender Genies, ungeduldiger Leidenschaft und grandioser Willkür, auch die Rückseite kennen und empfinden, was es in einem Staate, der nicht stirbt, sey, um die thatenreichste Größe, die meist darum keine Zukunft zu begründen vermag, weil sie keine Vergangenheit gehabt hat!

Die siebenhundertjährigen Kämpfe in der pyrenäischen Halbinsel gegen die Mauren, weisen genug der herrlichen Ritterthaten, sie weisen zahllose Blumenkränze der Dichtung und viel Charakteristisches bildender Kunst; überhaupt ein wunderbares Gemenge herrlicher Kräfte des glühenden Morgenlandes und des männlich gereiften Occidents. Die Erhaltungskriege Österreichs, der südöstlichen Markgrafschaft Europa's, gegen die Osmanen (viel länger, viel blutiger, viel gefahrvoller, als früherhin die rasche Abwehr der Mongolen), bieten ein würdiges Gegenstück jenes vielbesungenen Kampfes in Spanien. Zwey Mal ward auf den Wällen Wien's dem osmanischen Siegeslauf ein gebieterischer Grenzstein gesetzt, Deutschland, Ober-Italien, vielleicht Europa, vor gänzlicher Umwälzung bewahrt. Der Halbmond auf dem Stephansthurm, Salm's Mausoläum, das Starhemberg'sche Freyhaus reden, und welche Majestät der Historie, welche Lehre für die Staatsklugheit, liegt nicht darin, daß, als jene furchtbaren Gefahren vorübergebrauset, ein vorzügliches Geheimniß der Erhaltung Österreichs in dem, mit unbedeutender Unterbrechung (1788 — 1790) fast hundertjährigen Frieden mit der Pforte bestand, die im größten Drange des dreyßigjährigen, des spanischen, des österreichischen Erbfolge-, des französischen Revolutionskrieges, Österreich volle Ruhe und vollen Gebrauch seiner Kräfte vergönnte, deren Großwessir, in Theresiens höchster Noth, mehrere Mächte, zumal den Cardinal-Minister des allerchristlichsten Königs, der beschworenen Garantie erinnerte, für Carls VI. pragmatische Sanction!

Die Gefahren Theresiens schienen nur ein Vorspiel weit größeren Dranges. Die Begegnisse Wiens, als Österreich (1792 — 1815) in politischer Anciennetät und in unerschütterlicher Consequenz, der Vorfechter war, jenes großen Vertheidigungskampfes wider die völlige Umwälzung sittlicher und bürgerlicher Ordnung, als es 1792, 1799, 1805 halb Europa dagegen in Waffen brachte, endlich 1809 ganz allein kämpfte, ruhmvoller als je, wie endlich, als der Alte der Tage, auf Rußlands Eisfeldern, bey Leipzig und an der Seine, selber zu Gerichte gesessen, in Wien der europäischen Welt neue Gestaltung zu Stande kam, diese Begegnisse leben noch im frischen

Andenken Aller. — Aber sie biethen reichen Stoff zu Folgerungen, zu Lehrsätzen und Parallelen aus Wiens älteren Geschichten, das hohe nil admirari neu bekräftigend. Sie vergönnen diesem Unternehmen um so mehr, leuchtend und wärmend hindurchzuführen durch eine wechselvolle Vorzeit, und zugleich ein Denkmal der Regierung des jetzigen Monarchen zu seyn!

Wo es so theueren Zwecken, wo es jenem nicht minder theuern, vaterländischen Publicum gilt, das des Herausgebers redliches Streben, so oft, freundlich ermuntert und nachsichtsvoll aufgerichtet hat, da scheint es nicht unzweckmäßig, seine Vorsätze und Hauptansichten, in Wort, Schrift und Druck vorhinein zu besprechen. Die Freunde der Wissenschaft, der Kunst, des Vaterlandes, können darin nur den Wunsch wohlmeinender und hülfreicher Belehrung über Quellen, Bearbeitung und äußere Ausstattung, über die Ansprüche der Kenner und der gemischten Mehrzahl, sie können darin nur den ernsten Willen erblicken, jene eifrig zu benützen, diesen aber, nach Möglichkeit zu entsprechen!

Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung) Breslau.

Der Barbier von Sevilla, Oper in zwey Acten von Rossini, viele Plagiate und Reminiscenzen, aus der Gazza ladra die meisten, enthaltend, hat die Theilnahme nicht sonderlich rege gemacht. Herr Mosevius als Figaro war im Gesang sehr vorzüglich, im Spiel äußerst lebendig und deßhalb recht ergetzlich anzuschauen und zu hören. Mad. Dittmarsch, Rosine, wäre jene phlegmatische Ruhe, welche die seelenvollsten Arien an Herz und Ohr kalt vorübergleiten läßt, wegzuwünschen. Wie ganz anders, zwar nicht kunstreicher, wohl aber anmuthsvoller, haben wir die beliebte Cavatine des ersten Acts, in einem vor zwey Jahren hier gegebenen Concert der Mad. Grünbaum von dieser vortragen hören. Hr. A. Wagner (Almaviva) und Hr. Rafael (Bartholo), waren nicht mehr als mittelmäßig, besonders der letztere, dem es trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, komisch zu wirken.

Des Königs Befehl, oder: die flüchtigen Freyer, Lustspiel in vier Acten von Töpfer, bey mehreren andern Bühnen unter dem Namen des „Herzogs Befehl" gegeben, steht dessen Vorgänger, dem allbeliebten Tagsbefehl, in poetischer Hinsicht nach, ersetzt aber durch einen gefälligen Dialog und die Frische der Charakterzeichnung diesen Mangel einiger Maßen, und hat gut besetzt und eben so gespielt, oft Haus und Casse gefüllt. Vorzüglich gefallen hat Hr. Stawinsky (König) und Hr. Dittmarsch (Lindeneck). Letzterer ist in Parthien dieser Gattung ganz auf seinem Platze. Hr. Schmelka (Baron Wendel) war voll der besten Laune, und Hr. Clausius ließ in der Rolle des faden Grafen de Folly den bühnengewandten Darsteller auf's neue erkennen. Mad. Haag (Julie) und Dlle. Vohs (Henriette) schienen sich im Reifrocke recht sehr zu gefallen und spielten, wie Mad. Schmelka als Frau Ordentlich, con amore.

Der Freyschütz, romantische Oper in drey Acten von Kind, Musik von Carl Maria von Weber. Kein Wort über den nicht tadelfreyen Text, keins über die echt charakteristische Composition, deren außerordentlichen Werth in diesem Augenblick wahrscheinlich ganz Deutschland und binnen kurzem ganz Europa anerkannt haben wird, sondern zur hiesigen Darstellung. Hr. Mosevius (Caspar) schob nach dem Kunstausdruck, alle Neune. Er hatte die Parthie richtig aufgefaßt, sang äußerst brav, das Trinklied im ersten Act meisterlich und auf Verlangen gewöhnlich da capo. Dagegen wurde Max von Hrn. A. Wagner weniger ausgezeichnet gesungen; seine fast nie ausbleibende Heiserkeit ist ihm ein, jeden Aufflug hindernder Stein des Anstoßes. Mad. Dittmarsch in der ihr sehr zusagenden Parthie der schwermüthigen Agathe,

so wie Mad. Mosevius als Annchen, befriedigten allgemein. Hr. Rafael (Erbförster) war auffallend matt, dagegen Mad. Haag (erste Brautjungfer) eine liebliche Erscheinung. Die andere Ausstattung der Oper, Decoration, Costum, Executirung der Chöre u. s. w. war ganz dem grandiosen Werke angemessen.

Fluch und Segen, Drama in zwey Aufzügen von Ernst von Houwald. Je mehr man von dem liebenswürdigen Dichter zu sehen bekommt, desto lieber wird er einem. Das vorgenannte Drama rechnen wir, nächst der Heimkehr, unter seine besten dramatischen Arbeiten. Die Anlage desselben ist gut, die Charakterzeichnung kräftig und einige Scenen, vorzüglich die der Katastrophe sich nähernden des zweyten Acts, von höchst ergreifender Wirkung. Die sehr gerundete Darstellung (Mad. und Hr. Stawinsky als Pächterinn und Pachter, und die zehnjährige hoffnungsvolle Unzelmann als Moritz) trug indeß noch das Ihrige zu dem, dem Ganzen gespendeten lebhaften Beyfall bey.

(Der Schluß folgt)

Concert-Ankündigungen.

Künftigen Montag, den 8. April 1822, werden in derselben Stunde, um halb 1 Uhr, folgende zwey Concerte Statt finden:

Im Landstände-Saale das große Vocal- und Instrumental-Concert des Hrn. Kapellmeisters Conradin Kreuzer, in welchem sich dieser auf dem Fortepiano und auf dem Panmelodicon (einem, die lieblichste Harmoniemusik nachahmenden, Instrumente) hören lassen wird. Die übrigen vorzutragenden Musikstücke (sämmtlich von der Composition des Concertgebers) sind folgende: Frühlingslieder für drey Singstimmen, gesungen von Mad. Grünbaum, den HH. Barth und Kreuzer, Variationen für zwey Waldhörner, gespielt von den HH. Schmidt und Hradezky. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. sind zu haben bey Hrn. Steiner und Comp. und am Tage des Concerts an der Casse;

Im k. k. kleinen Redouten-Saale die musikalische Akademie der HH. Gebrüder Wranitzky, Künstler auf der Geige und dem Violoncelle. Mad. Anna Kraus, geborne Wranitzky, k. k. Hofsängerinn und Schwester der Concertgeber, wird eine Arie und eine große Scene mit Chor von Rossini vortragen. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. sind zu haben bey Hrn. Artaria und Comp. am Kohlmarkte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia linearis. Aus Neuholland.
Bignonia stans. Eschenblättrige Trompetenblume. Vom wärmeren Amerika.
Croton pungens. Stechendes Croton. Von Caracas.
Cestrum laurifolium. Lorberblättriger Hammerstrauch. Vom wärmeren Amerika.
Helicteris jamaicensis. Westindischer Schraubenbaum. Aus Jamaica.
Ochrosia maculata. Auf Bourbon.
Paeonia Moutan. Moutan-Päonie. Aus China.
Sida gigantea. Riesenartige Side. Von Caracas.

Auch beginnt der jährliche Hyacinthen-Flor.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Schlummerlied

von

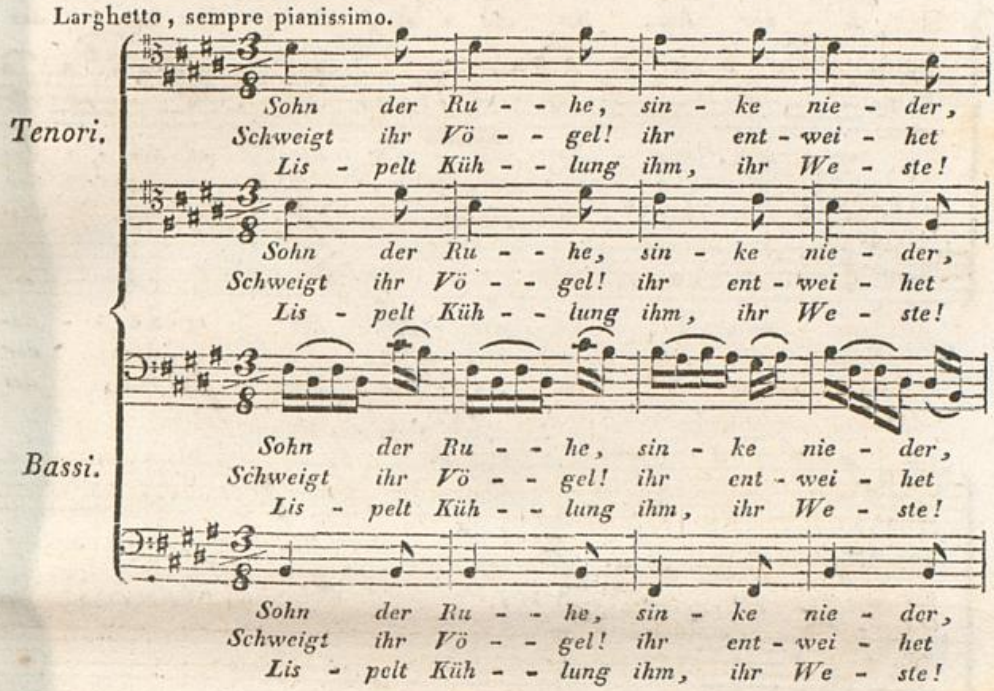
I. F. Castelli.

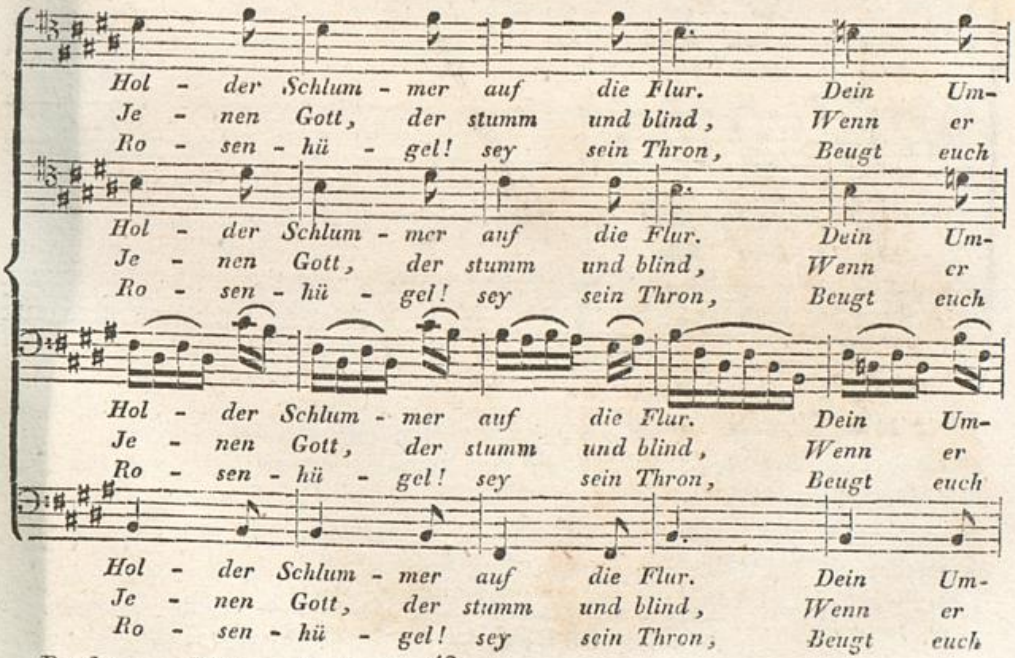
In Musik gesetzt

von

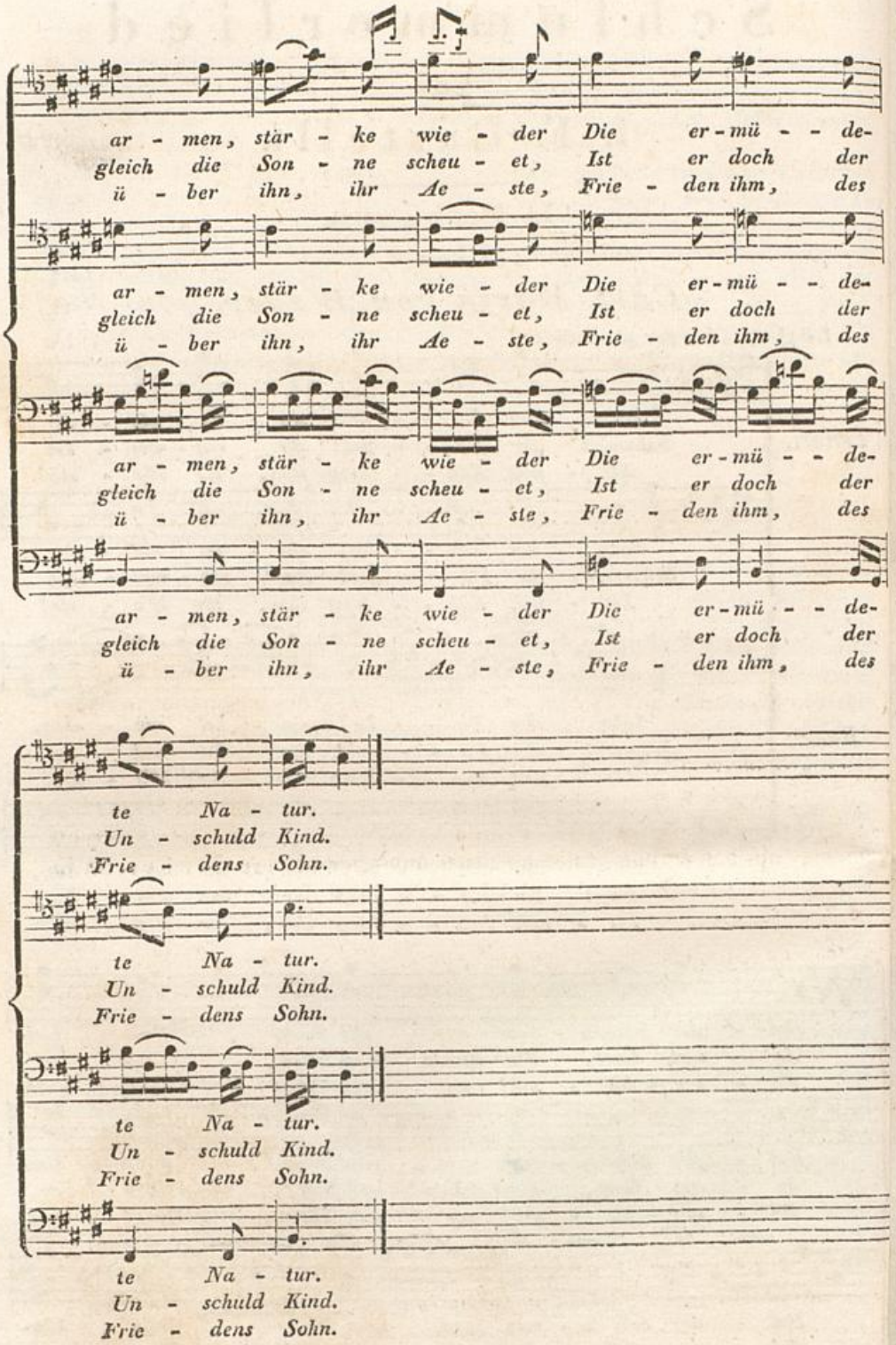
Carl Maria von Weber.

Larghetto, sempre pianissimo.





Beylage z. Wiener Zeitsch. 42./1822.



Gedruckt bey Anton Strauss.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 9. April 1822.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Arnold.

Von M. Enk.

1.

„Du mißbilligst meine Erziehungsweise," sagte Arnolds Vater zu seinem Freunde Woldemar; „ich kann nicht einsehen, warum du sie mißbilligst. Ich sage meinem Sohne: Tugend ist die Bestimmung deines Lebens, nicht Genießen; ich suche ihm, so viel es sein Alter erlaubt, diese Bestimmung klar zu machen, und mache ihn auf den Irrthum derjenigen aufmerksam, welche sie verkennen."

Woldemar schüttelte den Kopf. „Das Letztere ist es, was mir nicht gefallen will."

„Warum aber tadelst du es, daß ich seine Liebe zur Tugend auf die klare Vorstellung ihres Werthes zu gründen, und diese durch den Gegensatz zu heben suche?"

„Arnold ist kaum zehn Jahre alt, warum ihn so früh an den Scheideweg des Lebens stellen?"

„Ich stelle ihn nicht an den Scheideweg, ich mache ihn nur frühzeitig darauf aufmerksam, damit er nicht einst aus Irrthum die rechte Straße verfehle."

„Und wenn er nun, dort angelangt, auf die wohl bekannte falsche sich verlocken ließe?"

„Eben daß ich sie ihm nach und nach kennen lehre, soll ihn davor bewahren."

„Sicherer wäre es vielleicht, ihm nur zu sagen: Diesen Weg mußt du gehen, ohne des entgegengesetzten viel Erwähnung zu machen. Hat nur diese Vorstellung hinreichende Klarheit und Tiefe, so ist die Gefahr eines zufälligen Verirrens nicht sehr bedeutend. Mir scheint es im Gegentheile immer gefährlich, wenn das Nachdenken zufällig oder absichtlich früher auf die widersprechenden Ansichten des Lebens zugelenkt wird, als der Geist zum reifen Denken hinlänglich erstarkt ist."

2.

Arnolds Vater, dessen Glücksumstände nur sehr mittelmäßig gewesen waren, starb, eh dieser noch sein zwölftes Jahr vollendet hatte. Ein reicher Oheim nahm den Knaben zu sich, um ihn nicht nur zum Erben seines Vermögens, sondern auch seiner Grundsätze zu erziehen. Es waren keine andern, als welche die Flachheit schon tausendmahl als Weisheit gepriesen hat, und die man dafür gelten lassen muß, wenn Leben des Lebens Zweck ist: „Genieße, aber genieße mäßig; damit du lange, und ohne schmerzliche Nachwehen genießen könnest." Dreist bestritt der Knabe, weil die Erziehung seines Vaters den Sinn für das Bessere in ihm aufgeschlossen hatte, die Behauptungen seines Oheims, wenn dieser, nach Art aller Weisen seines Schlages, zur Ehre seiner Philosophie jedes Streben einer höheren Begeisterung für das Gute und Schöne keck auf den Kampfplatz zog, um mit den stumpfen Waffen seines Witzes daran zum Ritter zu werden. Die kleinen Siege, welche Arnold erfocht; die Bewunderung seines Scharfsinns, welche der Besiegte gelegenheitlich ihm willig zollte; die Schriften, welche er seinem Neffen, dem er im Ernst eine starke Anlage zur Schwärmerey zutraute, in die Hand gab, und die unstete Regsamkeit seines Geistes, die Alles begierig aufgriff, was ihr vorkam, erzeugten bey dem heranreifenden Jüngling eine Neigung, und selbst eine Gewandtheit, sein Nachdenken mit den widersprechendsten Gegensätzen des Lebens zu beschäftigen, die Beyde seinen Jahren weit vorauseilten, und ihm nothwendig gefährlich werden mußten, weil sie ihn hinderten, mit unbefangener Innigkeit der jugendlichen Begeisterung für das Gute sich hinzugeben. Inzwischen würde ihm dieses Schwanken ohne eine früh entzügelte Phantasie vielleicht minder verderblich geworden seyn. Das fürchterlichste aller Übel! weil es selbst jede gesunde Nahrung der Seele in Gift verwandelt. Vermochte gleich eine solche Phantasie die Eindrücke seiner ersten Erziehung nicht gänzlich zu verdrängen, so bereitete sie dennoch durch die üppigen Bilder, welche sie schuf, durch den Drang nach der reichsten Fülle des Lebensgenusses, den sie gewaltsam aufreizte, und durch den täuschenden Schimmer, welchen sie auf die Sophismen einer Lebensweisheit warf, die jede sinnliche Neigung begünstigte, schon bey dem werdenden Jüngling die künftige Entschließung vor, den bessern Genius des Lebens mit besonnener Kälte von sich zu weisen.

3.

Die Kluft, zwischen richtiger Erkenntniß und verkehrten Neigungen, welche sich in Arnolds Brust schon so früh gebildet hatte, erweiterte sich noch mehr, als er die Akademie bezog. Er lernte einige edle Jünglinge kennen, die mit warmer Liebe an ihren sittlichen Idealen hingen, und zu gleicher Zeit schloß er sich an einige Wüstlinge, die kaum eine andre Bestimmung des Lebens zu kennen schienen, als dieses in den gemeinsten sinnlichen Genüssen wegzuschwelgen. Er bestritt den Ernst der Einen mit den Waffen des Leichtsinns, und den Leichtsinn der Andern mit den Waffen des sittlichen Ernstes. Es schmeichelte seiner Eitelkeit Beyde gleich gut führen zu können; aber immer tiefer sank der sittliche Ernst des Lebens selbst durch dieses Spiel des Übermuthes im Preise herab; während die Vergnügungen, denen er sich bey der verschwenderischen Nachsicht und Freygebigkeit seines Oheims ohne Rückhalt

überlassen konnte, jede tugendhafte Erhebung, und jede Entbehrung ihm täglich in trüberer Beleuchtung erscheinen ließen.

Selbst seine Liebe zur Kunst leitete ihn unter diesen Umständen zu jener unseligen Scheidung zwischen Erkennen und Wollen. Nur wo sich diese Liebe in einem reinen Gemüthe findet, kräftigt sie das Streben nach dem Göttlichen, welches die Kunst darstellt; ein unreines Gemüth rückt dieses Streben immer mehr und mehr, geschähe es auch ohne klare Besonnenheit, ins Gebiet der Ideale hinüber. Nur dem reinen Gemüth kann es gelingen, sein Leben, als Nachbild des Ideals, zu einem harmonischen Ganzen zu erheben; das unreine wird bald durch den Mißklang zurückgeschreckt, den es zwischen seinen Neigungen und den Bedingungen eines solchen Strebens gewahr wird. Je schärfer Arnold das Ideal des Sittlichschönen, zu dem die Liebe zur Kunst ihn hinleitete, aufgefaßt hatte, desto weiter fühlte er sich für das Leben davon geschieden. Um sich ihm zu nähern, mußte er dasjenige aufgeben, was ihm weit mehr galt, die Fülle des ungebundensten Lebensgenusses.

4.

Arnolds Oheim starb einige Monate früher, als dieser von der Akademie zurückkehrte. Noch fehlte dem jungen Mann ein volles Jahr um mündig zu seyn, und er fürchtete, von einem strengen Vormund während dieser Zeit in seinen Ausgaben auf unangenehme Weise beschränkt zu werden; doch seine Besorgniß war gänzlich vergeblich gewesen. Mit der gefälligsten Bereitwilligkeit kam der reiche Wechsler seinen Wünschen entgegen; allein noch vor dem vollen Ablauf des Jahres brach der Banquerout aus, den jener nur mit dem Vermögen seines Mündels so lange hinaus geschoben hatte.

Arnold, seines ganzen Vermögens beraubt, sah sich jetzt gezwungen ein Amt zu suchen. Das Glück zeigte sich ihm günstig, indem es ihn zu dem Baron Wollmer führte, der als Präsident eines wichtigen Departementes dem jungen Manne, der an Talenten und Kenntnissen seine Mitarbeiter allerdings weit zurückließ, gleich Anfangs seine Aufmerksamkeit, und bald auch Wohlwollen und Vertrauen schenkte. Der Weg sein Glück zu machen, schien ihm aufs neue geebnet, hätte er sein Gemüth nicht immer mehr von dem Manne entfremdet gefühlt, dem er seine Liebe, wie seine Verehrung schuldig war. Der streng sittliche Ernst des Barons, sein unverwandtes Hinsehen auf das Gesetz der Pflicht, die unbiegsame Consequenz, mit welcher er diese von Andern wie von sich selbst heischte, die Einfachheit seiner ganzen Art zu seyn, die jeden Schmuck des Lebens zurückwies, standen mit Arnolds Charakter in einem zu unverträglichen Widerspruche, als daß der Baron nicht bald weit mehr ein Gegenstand seines Widerwillens, als seiner Zuneigung hätte werden sollen; und um so mehr, je weniger er den sittlichen Werth desselben, und im Vergleich mit diesem seine eigne Gehaltlosigkeit zu übersehen vermochte. Der Zwang, welchen er, wollte er nicht mit dem Vertrauen des Barons auch die Aussicht auf sein Glück aufgeben, sich anlegen mußte, um seine wahren Neigungen und Grundsätze zu verbergen, steigerte den Unmuth über die Beschränktheit seiner Lage, über den Verlust seines Vermögens, und über die Entbehrungen, zu welchen er dadurch gezwungen war, mit jedem Tage höher. Bald kehrte sich dieser Unmuth gegen das Leben im Allgemeinen, das ihm

jetzt als ein schales, verworrnes Possenspiel erschien, wie es sich Jedem gestalten muß, der nicht von dem höherem Standpunct klar erkannter sittlicher Bestimmung darauf herabsieht.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

König Lear, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Shakespear, nach Heinrich Vossen's Übersetzung für die Darstellung eingerichtet. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Erst vor einigen Tagen habe ich Gelegenheit gehabt, eins der vorzüglichsten Stücke des älteren spanischen Theaters anzuzeigen; heute liegt das größte Meisterstück der englischen Bühne, der König Lear, zu demselben Endzwecke vor mir. Sonderbar, daß in diesem sowohl, wie im Leben ein Traum, eine und eben dieselbe positive Idee abgehandelt und, obgleich durch ganz von einander verschiedene Mittel, auf dieselbe klare und practische Weise zur Anschauung gebracht wird! Diese Idee ist nicht aus den Wolken, sondern aus dem menschlichen Herzen, gegriffen; sie geht nicht Einen Stand, nicht Eine Menschengattung, nicht Eine Religion allein an, nein, der Gegenstand derselben interessirt alle Menschen ohne Ausnahme, den überbildeten Europäer nicht minder, wie den rohen Südsee-Insulaner: sie deutet das Verhältniß an, in welchem die Väter gegen ihre Kinder, und umgekehrt, stehen.

Calderon und Shakespear, beyde haben, wie es scheint, die Mißgriffe, in welche Väter bey Beurtheilung ihrer Kinder verfallen, und die verderblichen Folgen, welche sich aus dem günstigen oder nachtheiligen Vorurtheile gegen eins oder das andere derselben ergeben können, schildern wollen. Beyde haben, um die Natur ihres Stoffs desto anschaulicher darzustellen, ihre Personen auf den höchsten irdischen Standpunct versetzt, um damit die große practische Wahrheit, daß nur von oben herab Lehre und Beyspiel komme, darzuthun. Shakespear, roher und ungebildeter, aber kräftiger und genialer, als Calderon, läßt seinen Helden den begangenen Irrthum durch alle Stufen der menschlichen Drangsale, endlich sogar mit dem Tode, büßen. Diesem Tode wohnt hier eine um eingreifendere und tragischere Bedeutung inne, als er die Folge von der Ermordung eben desjenigen Kindes ist, über welches der vorurtheilsvolle Vater durch seine Ungerechtigkeit eben dieß schreckliche Schicksal verhängt zu haben scheint.

Man kann nicht läugnen, daß sich im König Lear eine fast zu große Anzahl von gewaltsamen und natürlichen Todesfällen vorfindet. Im Originale nämlich ermorden sich und werden ermordet die drey Töchter des Königs, der Herzog von Cornwall, der Bastard Edmund, der Diener, welcher Cornwall ersticht, der Haushofmeister der Goneril, endlich Gloster, dem Angesichts der Zuschauer erst das eine, und dann das andere Auge von Cornwall ausgerissen werden, und der gegen das Ende des Stücks stirbt. Dazu den Tod Lear's und Kent's genommen, welche letztere, wie die neueren kritischen Ausleger Shakespear's meinen, am Ende des Stücks nach den Worten:

I have a journey, sir, shortly to go:
My master calls, and I must not say, no,

welche in der That auf Kent's Tod anzuspielen scheinen, obgleich, nach andern, nur ein Ausbruch seiner Verzweiflung darin liegen soll, ebenfalls stirbt, und es ergibt sich, daß von den Hauptpersonen des Stücks nur zwey am Leben bleiben, nämlich Albanien und Edgar. Gleichwohl führt der Tod aller sterbenden und ermordeten Personen, eine vollkommen tragische Beruhigung mit sich: man fühlt, daß das Ende dieser Personen, so wie einmal ihr Charakter gezeichnet und durchgeführt ist, durch eine absolute dramatische Nothwendigkeit bedingt wird. Selbst Cordeliens Tod, so überflüssig, ja so herzzerreißend er vielleicht dem mitleidenden Gefühle scheinen möchte, dürfte, der dramatischen Idee des Stücks zu Folge, durchaus

unerlaßlich seyn: durch ihn wird dieß liebliche Wesen, in welchem sich die kindliche Liebe als Gegensatz zu der kindlichen Verworfenheit ausspricht, ein vollendetes Opfer des väterlichen Irrthums. Lear stirbt aus Gründen, die eben so sehr von der dramatischen Gerechtigkeit, als von den Gesetzen der psychologischen und physischen Menschheit, herbeygeführt werden.

Es wäre nicht unmöglich, im König Lear ein psychologisches Charaktergemälde nachzuweisen, in welchem, als solchem, keine einzige Person, ja keine einzige Scene, überflüssig oder auch nur müßig erschiene. So groß auch darin die Anzahl aller der einzelnen Züge ist, welche irgend einen philosophischen Gedanken, oder eine sittliche Beobachtung ausdrücken und welche dem Leser dann und wann, auf den ersten Blick, als disparat und in keinem Verhältnisse unter einander stehend, vorkommen, man entdeckt, bey näherer Untersuchung, den Endpunct, in welchen alle diese unzähligen Fäden auslaufen und den Knoten schürzen, welcher das Ganze bildet und zusammenhält.

Eine andere Frage möchte die seyn, ob der König Lear ein eben so vollkommen dramatisches, als psychologisches Werk wäre? Kein Zweifel, daß zu Shakespear's Zeiten die dramatische Kunst (ich verstehe hierunter die theatralische Zweckmäßigkeit, und nicht die Kunst, eine dramatische Fabel zu ersinnen und sie durch Anfang, Mitte und Ende zur innern Anschauung, Verwickelung und Entwickelung zu führen) noch in ihrer Kindheit lag, und daß das Publicum noch nicht aus Erfahrung von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit eines durchaus raschen, durch keine dramatisch-außerwesentliche, obgleich psychologisch-vortreffliche Details aufgehaltenen Ganges der Handlung überzeugt war. Die Zuschauer der damaligen Zeit, denen es natürlich an Übung fehlte, einem dramatischen Werke in seiner innersten Verwickelung mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu folgen, die überhaupt durch eine solche Aufmerksamkeit höchst ermüdet worden wären, weil sie sich menschlich und nicht kritisch unterhalten wollten, fanden, so scheint es, mehr Freude an dieser oder jener Einzelnheit, an dieser oder jener Charakterschilderung, wie sie der Persönlichkeit des Individuums eben zusagen mochten, als an dem Ganzen der Handlung: was sie vor die Bühne trieb, war mehr materielle Neugierde, sich an den scenarischen und psychologischen Einzelnheiten derselben zu ergetzen, als philosophische Wißbegierde, das dramatische Kunstgebäude in seiner Totalität und innern und äußeren Zweckmäßigkeit anzuschauen.

Der Befriedigung der bloß materiellen Neugierde muß besonders die häufige Scenenverwandlung zugeschrieben werden: sie beweist unwidersprechlich, daß selbst Shakespear gezwungen war, durch den Wechsel der Decorationen die Aufmerksamkeit der Zuschauer rege zu erhalten, oder daß er überall nur das sinnliche Interesse als Hauptsache, die künstlerische Handlung des Stücks aber als Nebensache, betrachtete. Im entgegengesetzten Falle, wie würde man voraussetzen dürfen, daß dieser große Meister selbst, den inneren dramatischen Zusammenhang seiner Stücke durch den unaufhörlichen Ortswechsel habe unterbrechen wollen?

Die dramatischen Zweckwidrigkeiten, welche im König Lear vorhanden seyn dürften, werden den Lesern, nach vorhergegangner Einsicht der Fabel dieses Trauerspiels, desto leichter bemerkbar werden.

Lear, König von Britannien (Hr. Anschütz), faßt den Entschluß, sich, zu Gunsten seiner drey Töchter, der Regierung zu begeben und sein Reich unter sie zu vertheilen. Ehe dieß geschieht, will er sich zuvor von den Gesinnungen, welche jede einzeln für ihn hegt, überzeugen und nach dem Maße ihrer Liebe zu ihm auch das Maß der Wohlthat bestimmen, welche er ihnen durch Übergabe seiner Länder zu erzeigen gedenkt. Zwey seiner Töchter, Goneril (Mad. Schröder) und Regan (Dlle. Hruschka), jene an den Herzog von Cornwall (Hr. Costenoble), diese an den von Albanien (Hr. Lembert) verheirathet, versichern ihn in den ungemessensten Ausdrücken ihrer Anhänglichkeit, der dritten dagegen, Cordelia'n (Mad. Löwe), welche zwar ledig ist, aber von dem Herzoge von Burgund und dem Könige von Frankreich zur Ehe begehrt wird, versagt die Zunge den Dienst, die Gefühle ihres Herzens in eben so gleisnerische Worte einzukleiden, als ihre Schwestern, ja, sie glaubt am Ende mit kindlicher Offenheit dem Vater nur die Hälfte ihrer Liebe zugestehen zu dürfen, indem, wie es ihr

scheint, ihr künftiger Gemahl die andere Hälfte erhalten müsse. Darüber geräth der alte König in großen Zorn und vertheilt das, Cordelia'n zugedachte, Drittheil des Reichs unter Goneril und Regan, bedingt sich's aber aus, daß ihn beyde wechselsweise, jede während eines Monats, mit hundert Rittern bey sich beherbergen sollen. Cordelia, jetzt ohne Mitgift, wird vom Herzoge von Burgund verschmäht, dagegen aber vom Könige von Frankreich, der ihre Tugend und Liebenswürdigkeit höher, dann ein Drittheil von Britannien, schätzt, mit Freuden als Ehegemahl in seine Heimat geführt. Lear, der den Augenblick nicht abwarten kann, wo er die schwere Bürde der Regierung von seinem gebeugten Nacken schütteln mag, verläßt noch an demselben Tage seinen eigenen königlichen Pallast, um sich ausbedungener Weise zu Goneril zu begeben und den ersten Monat bey ihr zuzubringen. Dieß geschieht. Doch schon innerhalb der nächsten vierzehn Tage fängt der verabscheuungswürdige Charakter dieser letzten an, sich zu entwickeln: uneingedenk, daß sich Lear, zu Gunsten ihrer und ihrer Schwester, aller seiner Macht und aller seiner Habe und Güter begeben hat, bricht Goneril die Gelegenheit vom Zaune, ihrem Vater Unverträglichkeit und seinem Gefolge Schlemmerey und unzüchtiges Leben vorzuwerfen, ja, sie heischt am Ende sogar von ihm, die Hälfte seines Gefolges zu entlassen, wenn er gedenke, fortan bey ihr zu wohnen. Lear, bis in's Innerste des Herzens über die schwarze Undankbarkeit seiner Tochter entrüstet, gibt ihr seinen Fluch, und verläßt auf der Stelle ihr Schloß, um sich zu Regan zu begeben. Aber diese, einverstanden mit Goneril, überbietet letztere noch an unwürdiger Behandlung des Greises: sie will ihm anfangs nur fünf und zwanzig Ritter, dann gar keinen zugestehen, und versagt ihm sogar, unter dem Vorwande, ihr Hauswesen sey nicht eingerichtet zu seinem Empfange, den Eintritt in ihr Schloß. So sieht sich Lear, noch vor wenigen Wochen unumschränkter Gebieter über ein großes mächtiges Reich, hülflos in die weite Welt gestoßen: während alle Elemente der Natur in Aufruhr sind, irrt er, ohne Obdach, in einer wüsten Gegend umher. So viel Jammer greift endlich das Gehirn des armen Greises an: er wird verrückt. Unterdessen ist es einigen seiner Getreuen gelungen, ihn den Nachstellungen der unnatürlichen Töchter, welche seinen Tod beschlossen haben, zu entziehen; zugleich haben sie Mittel gefunden, von den Ereignissen, welche sich begeben, Kunde an den König von Frankreich zu senden. Cordelia landet mit einem Kriegsheere in England, Lear erhält bey ihrem Anblicke nur darum seinen Verstand wieder, um die Schrecklichkeit des Unrechts zu fühlen, welches er seiner Tochter zugefügt hat. Während der Zeit haben sich Goneril und Regan gerüstet, sie marschiren gegen Cordelien; diese wird geschlagen, nebst ihrem Vater gefangen genommen und im Gefängnisse erdrosselt. Lear erscheint, mit dem Leichname seiner Tochter in den Armen, und gibt seinen Geist neben demselben auf.

Dieß die unmittelbare Handlung des Stücks. Psychologisch, obgleich eben nicht dramatisch, eingeflochten in dieselbe sind viele andere Personen. Unter diesen stehen obenan Edmund (Hr. W o t h e), der natürliche, und Edgar (Hr. K o r n) der rechtmäßige Sohn des Grafen Gloster. Edmund ist das Seitenstück zu Goneril und Regan, Edgar zu Cordelien, so wie der alte Gloster zum Lear. Edmund, um seines Bruders Rang und Erbtheil an sich zu reißen, spiegelt Gloster'n, mit Hülfe eines untergeschobenen Briefes, vor, Edgar trachte ihm nach dem Leben. Der schwache Vater glaubt den treulosen Einflüsterungen des Bastards, verbannt Edgar und setzt Edmund in alle Rechte desselben ein. Das Schicksal scheint dieses Vergehen auf der Stelle rächen zu wollen: Regan's Gemahl beraubt Glostern in dessen eigenem Pallaste für seine Anhänglichkeit an den alten König, welche ihm durch den abscheulichen Edmund hinterbracht worden ist, der Augen, und wirft ihn vor die Thür hinaus. Der augenlose Greis stößt in der Heide auf den wahnsinnigen Lear. Gegenseitige Beyspiele von derselben teuflischen Undankbarkeit ihrer Kinder, klagen sie sich selbst jammernd als die eigne Ursach ihres Schicksals an. Der treue Edgar dient, ohne von seinem Vater gekannt zu werden, diesem zum Führer, ja, er erschlägt Gonerils Bothen, der Glostern erstechen will. Ein bey demselben gefundener Brief verschafft Edgarn Kenntniß von dem ganzen Umfange der Verrätherey Edmunds. Dieser, zum Grafen von Gloster ernannt, hat unterdessen Goneril und Regan in sich verliebt gemacht: letztere, deren Gemahl im Augenblicke, wo er Glostern

die Augen ausreißt, von einem seiner Diener erstochen worden ist, will Edmunden heirathen, wird aber von ihrer eifersüchtigen Schwester, welche schon früher mit Edmund einen Anschlag auf das Leben ihres eignen Gemahls verabredet, mit Gift vergeben. Goneril ersticht sich, nachdem sie ihre Schandthaten entdeckt sieht, und Edgar erlegt in einem Zweykampfe seinen Bruder Edmund. Shakespear hat, wie es scheint, durch diese eingeschaltete Episode der drey Gloster zeigen wollen, daß blinde vorurtheilsvolle Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, und Undankbarkeit der Kinder gegen ihre Eltern, nicht verderblicher auf dem Throne, als in den höheren Privatständen, zu wirken vermögen. Daß ein Bastard hier zu einem so unmenschlichen Scheusale wird, ist eine moralische Lehre, die keines Commentars bedarf: Shakespear scheint es damit um so ernstlicher zu meinen, als er Edgarn über dem, von ihm erstochenen und eben im Sterben begriffenen, Bruder folgende Worte sprechen läßt:

The gods are just, and of our pleasant vices
Make instruments to scourge us;
The dark and vicious place where thee he got,
Cost him his eyes.

Ein höchst liebenswürdiger Charakter ist der Graf Kent, der, für einige freye Reden von Lear aus dem Reiche verbannt, das Beyspiel eines treuen, seinen König über alles liebenden Unterthans gibt, indem er unter einer erborgten Gestalt seinem Gebiether folgt, und ihm in seinem Unglücke theilnehmend zur Seite steht.

Die Aufführung ist fast ganz unverändert (außer in der Catastrophe, nach welcher hier Lear und Cordelia am Leben bleiben) nach der Johann Heinrich Voßischen Übersetzung bewerkstelligt worden. Die erste Vorstellung hat von halb sieben bis eilf Uhr, also fünftehalb Stunden, gedauert, ein Ergebniß, welches die Direction eben so sehr ehrt, als das Publicum: jene hat den großen Meister nicht zerstückelt darstellen, dieses ihn in seiner ganzen Totalität sehen wollen. Es zeigt von der Erhabenheit des Shakespearschen Genius, daß eine solche geistige und körperliche Anstrengung ohne Unzufriedenheit vom Publicum ertragen worden ist. Aber den Theatervergnügungen ist ein Ziel gesteckt, über welches hinaus der Geist unausbleiblich ermüdet, wenn auch nicht gelangweilt, werden muß. Wie die physischen Genüsse durch die Bedingnisse des Leibes, so sind die moralischen durch die Bedingnisse der Seele und des Leibes zugleich, also doppelt, beschränkt. Daher stand zu erwarten, daß das Stück bey der zweyten Vorstellung abgekürzt werden würde. Dieß ist geschehen, aber nur um so viel, als etwa eine Viertelstunde Zeit beträgt. Das dürfte nicht genug seyn, um dem Stücke für alle folgenden Vorstellungen denselben Zulauf und denselben Beyfall zu verschaffen, der den beyden ersten zu Theile geworden ist. Es werden also vielleicht noch mehrere Abkürzungen Statt finden.

Daß Glostern nicht Angesichts des Publicums die Augen ausgerissen werden durften, war begreiflich. Daß ihm Regan den Bart ausraufen muß, ist bey der zweyten Vorstellung ebenfalls weggeblieben.

In der Rolle des Königs kömmt eine Stelle vor, welche keinen Sinn gibt. Wenn ich recht gehört habe, sagt Lear zur Goneril:

Ich schäme mich,
Daß diese heißen Thränen, die urplötzlich
Aus meinen Augen brechen, dir gehören.

Im Englischen steht:

I am ashamed
That these hot tears, which break from me perforce,
Should make thee worth them.

Dieß heißt: „Daß diese heißen Thränen, die gewaltsam aus meinen Augen brechen, dich ihrer würdig machen, oder, mit andern Worten, daß sie eben so schändlich sind, als du selbst." Lear will damit zu erkennen geben, daß er es für die größte Schande halte, über Goneril Thränen zu vergießen.

Die Aufführung ist in allen ihren Theilen, in den scenarischen sowohl, wie in den schauspielkünstlerischen, vollendet gewesen. Über Hrn. Anschütz, als Lear, wünschte ich,

eine eigene Abhandlung schreiben zu können. Da mir dieß nicht vergönnt ist; so kann ich nur sagen, daß mir seine Darstellung eine der vollkommensten geschienen hat, welche ich je gesehen, ja selbst je geahnet habe. Ich bin in dem Falle gewesen (und ich halte es, bey meiner schon von früh auf sich lebhaft äußernden Hinneigung zu dramatischen und schauspielkünstlerischen Beobachtungen, wirklich für ein Glück), nicht allein Iffland in dem ganzen Umfange seiner Meisterschaft kennen gelernt, sondern auch Schrödern, bey seinem Wiedererscheinen auf der Bühne in den Jahren 1797 — 1798, in allen seinen vornehmsten Rollen gesehen zu haben. Rechne ich dazu die Bekanntschaft mit der französischen Pariser Bühne, welche mir, während eines beynahe achtjährigen unermüdbaren Anschauens derselben, über alle dortigen vornehmsten Schauspieler, sogar über den alten Larive, dem einzigen noch lebenden Schema der älteren französischen Tragödie, ein Urtheil verschafft hat; so glaube ich, ohne unbescheiden zu seyn, mir in schauspielkünstlerischen Dingen einen Ausspruch erlauben zu dürfen. Ich gestehe demnach, daß der Lear, von Hrn. Anschütz dargestellt, mir das vollkommenste Erzeugniß einer natürlichen, gänzlich kunstlosen und dennoch gänzlich kunstgerechten Inspiration zu seyn scheint: es ist der glücklichste Wurf, den vielleicht irgend ein Schauspieler gethan haben dürfte. Ich sage, Wurf, und will damit das Geniale seiner Darstellung, welche gleich weit von Verstandesklauberey, als vom Naturalismus der Mechaniker, entfernt ist, bezeichnen. Der hohe Werth dieser Leistung, welche, wird der Künstler vielleicht dereinst Gelegenheit erhalten, sie vor ganz Deutschland zu produciren, Epoche in unserer vaterländischen Schauspielkunst machen dürfte, besteht besonders in der allgemein verständlichen Haltung, welche er ihr leiht, und wodurch sie nicht allein dem Kenner, sondern auch dem Laien, bis in ihre kleinsten Theile genießbar gemacht wird. Ich wiederhole, diese Darstellung ist die natürlichste und dennoch die künstlerischste, welche irgend dem Kunstfreunde vorkommen dürfte. Absolut verschieden von Iffland, dessen Ausführung der nämlichen Rolle nichts als eine kalte, obgleich höchst consequent gedachte, Verstandes-Abstraction, und zwar bis in ihre allerkleinsten Nüancen, war, nähert sich Hr. Anschütz in der äußeren Auffassung derselben dem verewigten Schröder, ganz besonders in der letzten Scene neben dem Leichname Cordeliens. Hier war Schröder ganz Natur, aber, wie ich mich glaube erinnern zu können, ohne jene Begeisterung, ohne jenen genialen Aufflug, mit welchen Hr. Anschütz in derselben einen so gewaltigen Eindruck auf aller Herzen macht. Ohne mich einer widerwärtig-emphatischen Lobpreisung schuldig zu machen, kann ich den Wunsch nicht verhehlen, allen denjenigen, welche den Künstler in dieser Rolle nicht gesehen haben, die Art und Weise, wie er folgende Stelle spielt und spricht:

Eine Maus, ein Hund, ein Pferd soll Leben haben,
Und du nicht einen Hauch? O du kommst nimmer wieder,
Nein, niemals, niemals, niemals, niemals, niemals,

durch äußere Zeichen zu verständlichen, wie man eine Melodie durch Noten andeuten kann. Ich weiß weder direct, noch indirect, auf welchem Wege, ob durch Studium oder durch bloße unbewußte Inspiration, Hrn. Anschütz die Schöpfung dieser Rolle gekommen ist: ich wünschte fast, er hätte sie aus nichts geschaffen, dann hätte das Genie sich um so mächtiger in ihm gezeigt.

Es ist natürlich und ich habe es noch immer gesehen, daß alle anderen Rollen des Stücks neben Lear gewisser Maßen in Nichts zerfallen. Es gibt nur noch eine, welche durch eine gewisse Physiognomie zu imponiren vermag; dieß ist Edmund. Mich dünkt, aus Edmund ließe sich, versteht sich, unter den gehörigen Modificationen, mit Glück eine Art Franz Moor machen.

Die scenarische Pracht, mit welcher das Stück gegeben wird, ist einem kaiserlichen Theater angemessen und über alles Lob erhoben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 11. April 1822.

44

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Arnold.

Von M. Enk.

(Fortsetzung)

5.

Je beschränkter Arnold's Lage war, desto auffallender schien es, daß Gräfinn Cäcilie Lenau, die schönste und geistvollste Frau der Residenz, ihn eben jetzt an sich zog, und nichts unversucht ließ, ihn zu fesseln. Arnold wußte sich das Räthsel anfangs kaum selbst zu erklären, das sich ihm inzwischen bald genug löste. Es handelte sich um einige Papiere, die gegen den Präsidenten gebraucht werden sollten, und welche die Gräfinn durch Arnold zu erhalten hoffte. Trotz seines Widerwillens gegen den Baron, trotz der glänzenden Aussichten, die man ihm eröffnete, trotz seiner Leidenschaft für Cäcilien, entsetzte er sich anfangs dennoch vor der Zumuthung, tückischer Rachsucht dienstbar, denjenigen zu verrathen, der ihm die entschiedensten Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte. Allein zu tief hatte er sich bereits verstrickt, zu viel bereits theils aus Leichtsinn, theils aus Übermuth von seiner besseren Kraft weggeworfen, als daß diese auf die Länge hätte überwiegen können. Er verschaffte der Gräfinn die verlangten Papiere, die von den übrigen Genossen ihres Complotts mißbraucht, und zum Theil verfälscht, den Fall des Barons in Kurzem entscheiden mußten.

6.

Arnold fand bald Ursache zu vermuthen, daß er dem ränkesüchtigen Weibe nie mehr als ein Werkzeug der Intrigue gewesen sey. Kaum mochte er seine Vermuthung sich selbst gestehen. Zwar liebte er Cäcilien nicht im edleren Sinne des Wortes; eine solche Liebe hatte er schon lange in das Gebiet poetischer Schöpfungen hinausgerückt; aber desto lebhafter hatte die schöne Frau seine Begierden aufgeregt. Je offenbarer die Gräfinn ihn, wie sie ihn an sich gezogen hatte, wieder zu entfernen strebte, desto schneller steigerten sich

diese zur heftigsten Leidenschaft. Es kam zu einigen lebhaften Scenen, die Arnolds Unmuth aufs äußerste trieben, da Cäcilie seiner zu spotten schien. Er machte ihr Vorwürfe, aber mit kalter eindringender Bosheit wurden sie ihm weit kränkender zurückgegeben.

Als Arnold einst nach einer solchen Scene nach Hause kam, fand er vor seiner Wohnung den Wagen des Barons, und ein Billet, welches ihn auf das nahe bey der Stadt gelegene Landhaus desselben einlud. Nicht ohne inneres Widerstreben folgte er der Einladung. Er langt an; ein Bedienter führt ihn in einen Vorsaal und entfernt sich. Arnold wartet; niemand erscheint. Jetzt unterbricht das langsame Getön der Sterbeglocke die dumpfe Stille, und zugleich tritt der Baron aus einem anstoßenden Cabinete. Er bedurfte bey Arnolds Anblick einige Augenblicke um sich zu sammeln, dann trat er auf ihn zu. „Ich hatte Ihnen," sagte er, „meine Liebe und mein Vertrauen geschenkt; wie Sie mir gelohnt haben, wissen Sie. Der Schmerz über meine unverdiente Schmach hat die schwache Gesundheit meiner Gattinn schnell zerstört, und sie vor der Zeit von meiner Seite gerissen. Eben hat sie vollendet. Noch halte ich Sie selbst, vielleicht mit Unrecht, mehr für schwach, als boshaft. Ich wollte Sie an die Folgen Ihres Leichtsinnes erinnern; vielleicht kann es dazu beytragen Sie zu vermögen, ihm zu entsagen. Darum hab' ich Sie rufen lassen."

Mit diesen Worten ging der Baron in das Cabinet zurück. Arnold eilte fort. Hell tönte hinter ihm her in abgemessenen Schlägen die ernste Glocke durch die trübumwölkte Gegend. Er erreichte die Stadt, und mechanisch trugen ihn seine Füße in den Pallast der Gräfinn. Ein Bedienter sagte ihm auf der Treppe, sie sey gleich nach der Tafel weggereist, und gab ihm ein Billet, das sie an ihn zurückgelassen hatte. Es enthielt einige Abschiedsworte, und die nicht sehr unbestimmte Andeutung, daß die Besorgniß einer Entdeckung des geschmiedeten Complotts sie zu dieser schnellen Entfernung bewogen habe.

Erbitterung, Haß, Scham, Reue, Selbstverachtung und tausend andere kränkende Gefühle drückten jetzt zu gleicher Zeit ihre Stacheln in Arnolds Busen, und raubten ihm alle Besonnenheit. Er kehrte in seine Wohnung zurück: allein er vermochte es nicht darin auszuhalten. Er eilte ins Freye, und gerieth in ein nahe bey der Stadt gelegenes Wäldchen, in welchem er bis in die Nacht herumirrte. Der Regen durchnäßte seine Kleider, ohne daß er es fühlte. Plötzlich glitt er auf dem mit Nadeln übersäten Boden aus, und stürzte einen am Rande des Gehölzes befindlichen Abhang hinunter. Er versuchte es sich aufzuhelfen, und sank zurück in ohnmächtiger Betäubung.

7.

Als Arnold am andern Morgen erwachte, fand er sich in einem fremden, mit Geschmack meublirten Zimmer, durch dessen grünseidne Vorhänge die Sonne freundlich herein schien. Sein rechter Fuß hing in einer am Untertheil des Bettes befestigten Maschine. Auf ein Geräusch, das Arnold machte, trat ein junger Mann von der einnehmendsten Gesichtsbildung aus dem anstoßenden Gemache, und erkundigte sich mit der wohlwollendsten Theilnahme nach seinem Befinden. Arnold hatte nämlich gestern bey seinem Sturz den einen Fuß gebrochen, und war von dem armen Landmann, in dessen an dem Ab-

hang befindliches Gärtchen er herabgekollert war, in Eugenius Haus gebracht worden, der in diesem Orte einen bedeutenden Freyhof besaß. „Der Arzt, den wir gerufen haben," sagte Eugenius, „will für alle schlimmen Folgen Ihrer Verletzung stehen. Die Langeweile wird die schlimmste seyn, welche Sie zu leiden haben werden. Wir wollen Sie von Ihnen entfernt halten, so viel wir vermögen. Ist es Ihnen nicht unangenehm, so verplaudere ich manchmahl ein Stündchen mit Ihnen, oder ich spiele Ihnen etwas vor, und Jacobine soll Ihnen vorlesen; sie liest vortrefflich. „Jacobine," rief er in ein Seitenzimmer hinein, „bringen Sie doch die Bücher, die wir für unsern Gast zusammengesucht haben."

Ein Mädchen von siebzehn Jahren, schön wie Hebe, brachte einige Bücher, und legte sie vor Arnold auf ein Tischchen. Eugenius ergriff eines nach dem andern, und hielt sie ihm hin, um die Titel zu lesen. Aus der Art, wie Eugenius ihm die Bücher vorhielt, erkannte Arnold, daß dieser blind sey.

Das letzte Buch, was vorkam, war Garters treffliche Abhandlung über die Geduld.

„Ich habe sie mit Vergnügen lesen hören," sagte Eugenius; „obwohl ich ihrer nie bedurft habe."

„„Und dennoch —""

„Weil ich blind bin, meinen Sie? O Gott!" rief er freudig das Haupt erhebend, als wenn er zum Himmel emporsehen wollte; „ich bin ja darum doch glücklich! So viele Menschen lieben mich, und ich kann sie wieder lieben. Ich fühle den linden Hauch des Frühlings, ich athme den Duft der Blumen, ich höre mit Entzücken das Lied der Nachtigallen, ich habe meine Flöte und meine Bücher. Selbst die Hoffnung, mein Gesicht wieder zu erlangen, ist mir geblieben. Zwar das eine Auge ist durch die Unerfahrenheit des Arztes unwiederbringlich verloren. Doch denken Sie! als mein Bruder das hört, beschließt er sich der Augenheilkunde zu widmen. Künftiges Jahr reise ich zu ihm. Gott wird seine Liebe belohnen, und dem Bruder gelingen lassen, was dem Fremden mißlungen ist."

Eine Thräne stahl sich während dieser Rede über Jacobinens Wange. Arnold wußte nicht, was er sagen sollte. Ein Besuch, der Eugenius abrufen ließ, entzog ihn seiner Verlegenheit.

8.

Die Segenskraft, welche guten Menschen eigen ist, daß ihre Nähe auch leidenschaftlich aufgeregte Gemüther zu besänftigen vermag, konnte sich an Arnold nicht bewähren. Wenn der Mensch zuerst zwischen die Begeisterung der Tugend und den entzügelten Drang nach Lebensgenuß in die Mitte gestellt, dem Letzteren mit besonnener Wahl sich hingibt; so täuscht er sich wohl noch mit dem Glauben, er werde auch die Erstere als Begleiterinn durchs Leben beybehalten, und so den sittlichen Werth sich bewahren können, weil er noch nicht herzlos genug ist, um ihn aufzugeben. Aber bald erkaltete jene wenige Wärme für die Tugend in seiner Brust gänzlich, und was darin zurückbleibt, ist eine todte unfruchtbare Achtung für dieselbe, nicht fähig einen edlen Entschluß, oder den Entschluß zur That zu reifen. Bald wird auch diese ihm fremd; Genießen allein ist ihm noch Leben; und nur im üppigsten Far-

benspiel des Genusses scheint ihm dieses eines Wunsches werth zu seyn. Wenn dann aber schnelle Sättigung, heftige unbefriedigte Leidenschaften, oder die Beraubung der Mittel zum Genusse jene Farben weggewischt haben, so erscheint ihm das Leben nicht nur an sich selbst leer und gehaltlos, sondern feindselig wendet sich sein grollender Unmuth bald mit gleisenden Sophismen, bald mit frechem Übermuth gegen alles Heilige und Ehrwürdige, das jetzt überall mit strafendem Ernste vor sein inneres Auge tritt.

Auf diese Weise regte der Umgang mit Eugenius in Arnolds Brust den Streit nur noch heftiger an, den er nicht besänftigen konnte. Der milde, heitre Jüngling mit dem reinen Herzen voll Liebe zu allen Wesen, mit der sanften, immergleichen Ruhe in seinem Innern, und der begeisterten Hoffnung auf ein besseres Leben, die ihn auf Engelsfittichen über jede rauhe Stelle des Irdischen wegtrug, und sich in jeder seiner Handlungen abspiegelte, war ihm, dem Ruhelosen, ein stechender Vorwurf. „Es gibt solche Menschen," sagte er zu sich selbst, „die bestimmt sind, ohne daß ein Mißklang sich in ihr Leben hineindrängte, in einem glücklichen Traume hinzuschweben, und die darum mit sich und Andern Frieden haben; aber ist es meine Schuld, daß ich anders organisirt, anders geführt und geleitet, nicht einer von diesen geworden bin?" Geräth ein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth im Gefühle seiner sittlichen Ohnmacht erst auf diesen Weg: so verliert es auch den letzten Rest seiner bessern Kräfte, der ihm noch geblieben seyn mag. Frech schreibt es die ganze Summe seiner Vergehungen auf die Rechnung des Schicksals, und von einer Schuld sich befreyend, rechtfertigt es zum Voraus vor sich selbst jede andere, die es künftig noch auf sich laden mag.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, am 24. März 1822.

Da es auf dem Theater Feydeau mit der Erde nicht mehr gehen will, so hat sich die Administration dem Himmel empfohlen, aber dem muhamedanischen. Diesem Abfalle ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt: es ist ein Fall daraus geworden. Muhamet's Paradies, komische Oper in drey Aufzügen, von Scribe und Mélesville, mit Musik von Kreutzer und Kreubé, ist, gerade herausgesagt, eine Posse und keine komische Oper, denn die Handlung wird auf ein Sujet gebaut, welches nur unter der einzigen Voraussetzung, daß ein vernünftiger Mensch zugleich toll seyn könne, einige Wahrscheinlichkeit erhalten dürfte. Man urtheile selbst. Der Perser Nadir sucht ein bildschönes Mädchen auf, dem er bey der Erstürmung von Casan das Leben gerettet hat. Nach viel vergeblichen Hin- und Herzügen gelangt er mit seinem treuen Schildknappen Ballachou, einer Art von Sancho Pansa, nach Ispahan und tritt bey seinem Freunde, dem reichen Kaufmanne Nathan, ab. Da es gerade so kommen muß, so ist Nathan der Vater von Zeneiden, eben derselben Schönen, nach welcher der irrende Ritter den ganzen Orient durchsucht hat. Nadir erblickt Nathan's Tochter, die ihn, ob sie gleich verschleyert ist, durch ihren Wuchs und Gang an die Geliebte seines Herzens erinnert. Er gibt die Hoffnung auf, sie je wieder zu finden: in der Verzweiflung, welche sich seiner bemächtigt, beschließt er, sich zu vergiften. Aber er will nicht mit leerem Magen die lange Reise antreten und bestellt sich deßhalb ein gutes Mittagsessen. Mittlerweile haben die Wände Ohren gehabt: ein junger französischer Husarenofficier, Adolph mit Namen (es gab eine Zeit, wo diese Springinsfelde allenthalben waren, warum sollte sich nicht einer nach Ispahan in das Haus eines persischen Kaufmanns verlau-

fen haben?), hört den schwarzen Vorsatz des verzweifelnden Don Quixote: plötzlich kömmt ihm die Idee, sich einen Spaß mit ihm zu machen. Gesagt, gethan: Adolph vermischt den Schiraswein, der Nadir'n aufgetragen wird, mit einer starken Dosis Opium. Dieser setzt sich zu Tische, und sein treuer Schildknappe Ballachou bedient ihn. Beyde lassen sich's wohlschmecken, sinken dann in einen tiefen Schlaf und werden in den Harem Nathan's gebracht. Da sehen sich die Zuschauer, ohne es zu wissen, in les Incommodités de la Grandeur, le Dormeur éveillé, le Rêve de dix heures, la Principessa in campagna, Shakespear's Taming of the Shrew und ein Paar Dutzend andere dergleichen Stücke versetzt, welche seit hundert Jahren als Komödien, komische Opern, Vaudeville's und Melodramen aus Tausend und eine Nacht angefertigt worden sind. Nadir muß sich bey seinem Erwachen in das Paradies versetzt glauben. Zu dem Endzwecke steht eine Horde Weiber um ihn herum, welche ihn, sobald er die Augen aufschlägt, mit Gesang und Harfen-, Theorben- und Guitarrespiel begrüßen. Dann werden wollüstige Tänze getanzt, kostbare Wohlgerüche verbreitet u. s. w. Nadir beginnt eben an der paradiesischen Herrlichkeit Geschmack zu finden, da erblickt er, o Schrecken, seine zwey Weiber, Zulima und Fatme, denen er bey seinen Lebzeiten auf der Erde davon gelaufen ist. Man sieht, Nadir ist eben so schlecht in der muhamedanischen Religion bewandert, als die Verf. des Stücks: er weiß nicht, oder der Schlaftrunk hat es ihn vergessen lassen, daß die Weiber dieser Erde nicht in das Paradies kommen, sondern daß die Houris, welche Muhamed seinen Gläubigen verspricht, Wesen von ganz besonderem Schlage sind, daß sie eine außerordentliche und (was einem Muhamedaner viel werth seyn muß) unzerstörbare Schönheit besitzen. Er nimmt alles für baare Münze; ja, Adolph, der ihm unter der Gestalt eines seiner Ururvorfahren erscheint, weiß ihn sogar dann noch zu überreden, er sey im Paradiese, als eine Horde Tartaren in's Magazin des reichen Nathan brechen (wo der muhamedanische Himmel aufgeschlagen ist), um es zu plündern. Dem Spaße muß aber endlich ein Ende gemacht werden. Auch das weiß der erfinderische Adolph recht klug anzufangen. Man höre: er macht seinem Urenkel weiß, von Muhamed für ein begangenes Vergehen zu einem zweystündigen Exil auf die Erde verurtheilt zu seyn, aber, aus besonderer Vergünstigung, die Erlaubniß erhalten zu haben, einen andern, statt seiner, auf die Erde zu senden, wenn sich ihm irgend jemand zu diesem Liebesdienste darböte. Nadir, den die Houris zu langweilen beginnen, weil seine geliebte Zeneide nicht unter ihnen ist, erbietet sich mit Freuden, statt seines Urälterpapas auf die Erde zu wandern, aber unter der einzigen Bedingung, daß man ihn in Nathan's Wohnung zurückführe. Der Handel wird geschlossen, und Nadir glaubt wirklich zu Anfange des dritten Acts aus Muhamed's Himmel im Hause seiner Geliebten wieder angelangt zu seyn. Die Augenblicke sind kostbar: er sucht und erhält endlich eine Unterredung mit seiner angebeteten Zeneide. Vom Feuer der heftigsten Liebe verzehrt und in der Verzweiflung, seine Geliebte nach zwey Stunden wieder verlassen zu müssen, zählt er jede Minute und mit jeder Minute vermehrt sich seine Angst. Während der Zeit wagen die Tartaren einen zweyten Angriff; aber Adolph, an der Spitze der Sclaven des Hauses, stürzt über sie her, haut einen Theil nieder und schlägt den andern in die Flucht. Alles freut sich, nur der arme Nadir nicht, denn eben schlägt es zwey: er glaubt, die Stimme Muhameds zu hören, der ihm seine Saumseligkeit vorwirft. Da rauscht der Vorhang des Hintergrundes in die Höhe: ein lautes Gelächter erschallt. Nadir erkennt in den Houris des Paradieses die Sclavinnen Zeneidens, und in seinem Urälterpapa den Husarenofficier Adolph. Den Spaß, welcher mit ihm getrieben worden ist, verzeiht er, da der Besitz Zeneidens ihn hinlänglich dafür entschädigt.

Dieß der Inhalt einer Posse, welche, da sie die beyden witzigsten dramatischen Schriftsteller Frankreichs zu Verfassern hat, gefallen haben könnte, wenn sie, statt zu drey Aufzügen ausgesponnen zu seyn, in einen zusammengedrängt wäre. Immer würde dann noch die Unwahrscheinlichkeit, daß Nadir, der kein verstandesschwacher Tölpel ist, so gutmüthig in die Falle der Fopperey geht, welche ihm Adolph stellt, eine große Störung des zu erregenden dramatischen Interesses bleiben. Dieß zeigt sich besonders in der letzten Scene Nadir's mit Zeneiden, welche höchst komisch und dramatisch seyn würde, wenn ihr nicht eben die Wahrscheinlichkeit abginge. Es gibt eine große Menge anderer Un-

wahrscheinlichkeiten, welche freylich nur mittelbar sind: z. B. daß Nadir, der Adolphen im ersten Acte gesehen, ihn im zweyten für seinen Urgroßvater, und die höchst irdisch-materiellen Sclavinnen Nathans für die ätherischen Bewohnerinnen des Muhamedanischen Paradieses nimmt. Ist es glaubbar, daß die Wohnung eines Kaufmanns, so reich derselbe auch immer seyn möge, der Idee, welche man sich von dem Himmel der Muhamedaner macht, entsprechen, daß Nadir zwischen dem zweyten und dritten Acte die Reise aus dem vermeinten Paradiese auf die Erde, das heißt, aus einem Zimmer in's andere, unternehmen könne, ohne gewahr zu werden, daß man ihn zum Narren habe? Von einem Schlaftrunke ist hier die Rede nicht mehr. Wo bleiben übrigens die morgenländischen Sitten? Wer hat den Männern, ja sogar dem ehrlichen Ballachou, die Erlaubniß ertheilt, so oft, als es ihnen beliebt, sich in den Harem Nathan's zu begeben? Zu welcher Zeit spielt endlich das Stück? Wie kommt Adolph, wie kommen die Tartaren in Nathan's Haus? u. s. w., u. s. w.

Wie nicht anders von den Verfassern zu erwarten stand, das Stück besitzt einen Überfluß an geschmackvollen, graziösen und höchst witzigen Einzelnheiten.

Die Musik hatte große Erwartung erregt: trat doch einer der beyden Componisten, der Componist der Lodoiska, von Paul und Virginie u. s. w., dieser Veteran der dramatischen Tonsetzer Frankreichs, nach einer langen Ruhe zum ersten Male wieder mit einer neuen Arbeit hervor! Aber der Erfolg hat kein durchaus günstiges Resultat herbeygeführt. Ohne daß Kreutzer's Arbeiten genau von denen des Hrn. Kreubé unterschieden worden sind, hat man, außer einer kriegerischen Marsch-Arie, welche an den schönen Marsch der Tartaren in Lodoiska erinnert, und einem andern, von Harfe und Bratsche begleiteten Stücke, welches von vortrefflicher Wirkung ist, keine einzige Nummer bemerkt, in welcher nicht Melodie und Harmonie in den belobten und barocken Transitionen und rhythmischen Tonrhapsodien ersäuft wären; es ist keine Begeisterung, keine Originalität, kein Genie darin, alles mühsam erklaubte Verstandesarbeit.

Paul spielt den gefoppten Nadir mit Grazie und Einsicht Der kleine Ponchard hat, in der Rolle des Husarenofficiers, bey der Stelle, wo er ein halbes Dutzend Tartaren aus dem Fenster geworfen zu haben versichert, ein lautes Gelächter erregt. Ballachou wird von Ferréol auf eine recht ergetzliche Weise, und ganz in Potier's Manier, dargestellt. Wer die schöne Mad. Pradher als Zeneide betrachtete, begriff den Vorzug, welchen ihr Nadir vor allen übrigen betagten Houris des Muhamedanischen Paradieses gab.

Die Namen der Dichter und der Componisten sind vom Publicum zu wissen begehrt und von Ponchard genannt worden. Die der Dichter haben weniger Beyfall erhalten, als die der Componisten.

(Schluß) Breslau.

Nummer 777, Lustspiel in einem Act nach dem Französischen von Lebrun — ein Fettauge aus dem wasserreichen Kotzebue'schen Almanach für 1822 — mag wohl nirgends trefflicher gegeben worden seyn, als hier. Hrn. Schmelka's „Notar" ist ein Triumph der Komik und Hr. Paul, mit einer derben Portion trockner Komik versehen, wetteiferte in der Rolle des schadenfrohen Schreibers mit ersterem, um dem kleinen Stück eine bleibende Stelle auf dem Repertoire zu sichern.

Koch und Secretär, Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen des Scribe von Lebrun, wollte nicht recht gefallen, obgleich Hr. Schmelka als Blasebalg alle Minen seiner reichen Komik springen ließ.

Die Reise zur Hochzeit, oder: Überall zu spät, Lustspiel in drey Acten von Lembert. Es trägt zwar auch den Fehler der leichten Zusammensetzung fast durchs ganze Stück zur Schau, hat jedoch wenigstens im ersten und zweyten Act (der dritte ist matter) die Lachlustigen weidlich ergetzt. Hr. Schmelka war in der Rolle des abenteuerlichen Reisehelden, und mit seinem Ach Herr Jemers, originell. Lobende Anerkennung verdient noch außer diesem Hr. Paul (Wirth), Hr. Stawinsky (Weinhändler) und Mad. Huber (Maria Storck).

Alpenröslein, Patent und Shawl, Schauspiel in drey Acten von Hrn. von Holbein. Nach den neuesten dramatischen Producten dieses Dichters zu urtheilen, scheint derselbe den Weg Kotzebue's einzuschlagen, durch mancherley Theatercoups das Publicum, wenn auch nur das schaulustige, auf seine Seite zu bringen. An solchen fehlt es auch dem genannten Stücke nicht, welches, so wie sein Vorgänger das Kronsteiner Turnier, Cassen-Furore gemacht hat. Frau von Holtey, die bezaubernde Anspruchslosigkeit der Lisli des ersten Acts, mit der reizenden Anmuth der Lisinka des dritten Acts verbindend, ist geschaffen für diese Partie. Außer Hrn. Clausius (Rentheim), der sich übrigens vor Übertreibungen hüten mag, und Mad. Huber (Baroninn Rautenhoff) ging das übrige im leider gewöhnlichen, weder Lob noch Tadel erweckenden Gleise fort. Durch die von dem Hrn. Musikdirector Bierey zu diesem Stück componirte Musik, hat derselbe den bey Gelegenheit einer zum Klingemann'schen Faust gefertigten Zwischenmusik verscherzten Credit eines braven Tonsetzers, einiger Maßen wieder hergestellt. Die Ouverture zum zweyten Act, vom hiesigen Sänger Rafael componirt, ist ein Spielwerk im Rossinischen Geschmack.

Der Oberst, Lustspiel in einem Act nach dem Französischen des Scribe von Carl Blum. Die Unnatürlichkeit des Stoffes abgerechnet, bietet dieser einige recht anziehende, dem Talent jeder Schauspielerinn freyen Spielraum lassende Situationen dar, welche hier von Frau von Holtey so vortheilhaft benutzt worden, daß wir die Rolle der Elise unter ihre vorzüglichsten Kunstleistungen zählen dürfen.

Die Reise nach Dieppe, oder das Carneval zu Paris, Lustspiel in drey Acten nach dem Französischen von Carl Blum. Wir mögen es keine glückliche Wahl nennen, ein solches, außer den Barrieren von Paris alles Pikante verlierende Product, nach Deutschland zu verpflanzen. Der Stoff an und für sich ist neu und originell, und kann solchen der Tadel weniger treffen, allein die Expositionsscenen im echt französischen Schnitt machen es für ein deutsches Publicum höchst langweilig und ungenießbar. Hr. Schmelka schien sich in der Rolle des gefoppten Pariser Spießbürgers gar nicht recht zu gefallen, denn er spielte mit einer bey ihm selten vorkommenden Lauheit.

Noch ein Pumpernickel, Lustspiel in zwey Acten von W. Vogel. Seit langer Zeit ist uns kein trivialeres Product vorgekommen, als das Vorgenannte. Vor einem strengern Publicum dürfte diesen Pumpernickel vermuthlich das Geschick treffen, nicht bis zu Ende gespielt zu werden. Das hiesige an Toleranz gewöhnte Parterre hat eine zweymalige Aufführung ruhig ertragen.

Der Bär und der Bassa, Vaudeville-Burleske in einem Act nach dem Französischen des Scribe von Carl Blum, mit vielem Beyfall gegeben, ist der Ausbund eines tollen Witzes, dem man sich ungezwungen hingibt. Doch ist es auch gerade nur das vaudeville, die Localisirung, Extemporirung und die passend gewählte Musik, welches diesen günstigen Erfolg hervorgebracht hat; als simple posse möchte es wohl kein so lebhaftes Interesse erwecken.

Auszeichnungswürdige Gäste waren: Mad. Campi aus Wien, Hr. Julius aus Dresden und Hr. Nagel. Mad. Campi ist in einem Concert, in welchem wir die höchst ausgebildete, klangreiche Stimme derselben in ihrem ganzen Umfange kennen lernten, und dann noch als Constanze, Amenaide, Donna Anna und zwey Mal als Sargines, mit stets rauschendem Beyfall aufgetreten. Hr. Julius gastirte als Prinz von Homburg, Graf von Nord, Marinelli und Baron von Wallenfeld. Als Prinz von Homburg ist er jedem Schauspieler, der diese Rolle spielt, oder einst spielen will, als Muster aufzustellen; dagegen hat er in der Partie des deutschen Ritters, den er wie einen Chevalier gab, ganz und gar nicht befriedigt. Hr. Nagel, vor einigen Jahren Regisseur der hiesigen Bühne, jetzt privatisirend, trat in einigen Gastrollen, namentlich als Kaufmann Busch, Tell, Paul Werner und Otto von Wittelsbach auf. Ein von demselben beabsichtigtes und vom Publicum, der vielseitigen Brauchbarkeit des Künstlers wegen, sehr gewünschtes Engagement ist dennoch, mancherley Verzweigungen des Theaterpersonals zufolge, nicht zu Stande gekommen.

Einen Blick auf den literarischen Boden Breslau's wendend, erblicken wir seit Anfang dieses Monats ein junges Pflänzchen, den in weiland Clavdius'scher Manier von

Carl von Holtey herausgegebenen Obernigker Bote. Zwar hat sich derselbe in der Einleitung des ersten Stücks, mit Beyfügung einer Drohung, förmlich verbeten, nichts über, für, noch gegen ihn zu schreiben; wir wollen es jedoch auf gut Glück wagen, zumal sich selbst schriftstellernde Kaiser und Könige solchem nicht entziehen konnten. Seit dem Breslauer Erzähler, einer von Fülleborn herausgegebenen und neun Jahr bestandenen Wochenschrift, haben es gar viele versucht, den Breslauern im Tone ihres Vorgängers zu erzählen, es ist aber fast keinem Einzigen gelungen, die Theilnahme auf gleiche Weise rege zu machen. Mit desto größerem Vergnügen bemerkten wir die Ankündigung dieser neuen Unterhaltungsschrift, hoffend, dieselbe werde einiger Maßen die Stelle des obengenannten Blattes ersetzen. Mehrere gelungene Arbeiten des Herausgebers berechtigten zu dieser Hoffnung, die jedoch nach dem Erscheinen der ersteren Blätter beträchtlich vermindert worden ist. Aus dem Inhalt derselben geht hervor, daß Hr. von Holtey sein Publicum nicht kennt, überhaupt aber dem Unternehmen nicht gewachsen ist.

Eine kürzlich in der Schöneschen Buchhandlung erschienene Broschüre „vom Teufel, im Leben und auf den Bretern," hat einige echt humoristische Züge, die sich insbesondere über das bey der hiesigen Bühne unpassend gewählte Costum des Samiels im Freyschütz, so wie über die Musik, den Text und die hiesige Aufführung dieser Oper, im Allgemeinen, bezieht.

Vor kurzem wurde hier nicht durch die Wünschelruthe, sondern durch zwey Maurergesellen beym Einreißen eines baufälligen Gebäudes auf der Odergasse, ein Schatz, in österreichischen Gold- und Silbermünzen und 6000 Thlr. an Werth, gehoben. Bey mehreren dergleichen eintretenden Schatzgräbereyen steht zu vermuthen, daß sich die Baulust in Breslau sehr vergrößern dürfte. W. M.

Concert-Ankündigung.

Hr. Joseph Benesch, Virtuose auf der Violine, gedenkt, bey seiner Durchreise aus Italien nach Rußland, ein Concert zu geben und sich in demselben mit eigenen Compositionen auf dem genannten Instrumente hören zu lassen. Den Tag werden diese Blätter näher bestimmen. Die meisten Journale Ober-Italiens sprechen von den Leistungen des Hrn. Benesch mit großen Lobeserhebungen, indem sie ihn den ausgezeichnetsten Geigen-Künstlern an die Seite setzen. Kein Zweifel, daß dieser Virtuose auch in Wien die Reputation rechtfertigen werde, welche ihm von Italien aus auf eine so glänzende Weise vorangeht. Hr. Benesch hat noch das Verdienst, der Lehrer des jungen Baron von Braun zu seyn, welcher, obgleich kaum eilf Jahr alt, eine jetzt schon ungewöhnliche Meisterschaft auf der Geige besitzt und allenthalben, wo er sich hat hören lassen, besonders in Ober-Italien in Begleitung des Hrn. Benesch, die größte Sensation erregt hat.

Modenbild XV.

Hut von Seidenstoff mit Atlas-Verzierungen. Überrock von Taffet mit Bandeaux von Atlas und einer Hohlfalten-Garnirung.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XV.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 13. April 1822.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Arnold.

Von M. Enk.

(Fortsetzung)

9.

Arnolds Gemüth war zu heftig aufgeregt, als daß er den Unmuth, der es beherrschte, den Augen seiner Wirthe gänzlich hätte entziehen können. Er gab gegen Eugenius anfangs den Verlust eines ihm theuren Freundes als die Ursache seiner Verstimmung an. Jacobine hatte sich auf ihre eigne Rechnung eine andere Vermuthung zusammengesetzt, daß es nämlich nicht ein Freund, sondern eine Freundinn gewesen seyn müsse, die er verloren habe. Arnold widersprach ihr nicht. Mit gewandter Kunst ließ er sie in seiner Brust einen Reichthum und eine Innigkeit der reinsten Liebe ahnden, die in ihrem eigenen Herzen, wie eine Rosenknospe, die eben im Begriffe ist aufzubrechen, unentwickelt verborgen lagen. Was bey ihm Anfangs bloß ein übermüthiges Spiel mit diesen edleren Gefühlen aus Unmuth gewesen war, gewann inzwischen durch die Unbefangenheit, mit der Jacobine ihn in ihr Herz blicken ließ, bald einen noch höheren und anhaltenderen Reiz. Sie war zu arglos um sich zu verbergen, und selbst bey einem natürlich klaren Verstande zu rein und zu unschuldig, um Arnolden zu mißtrauen. Sie liebte ihn bereits, eh er noch den Plan gefaßt hatte, sie zu verführen.

Arnold hatte Anfangs ein strafbares Einverständniß zwischen Eugenius und Jacobinen geargwohnt, allein sich bald überzeugt, daß er sich geirrt hatte. Jacobine war die Tochter eines durch Unglück verarmten Landbeamten, dem Eugenius einen eine Stunde vom Orte seines Aufenthaltes entlegnen Freyhof zur Bewirthschaftung überlassen hatte. Eugenius sorgte für Jacobinen mit der Zärtlichkeit eines Bruders; sie liebte ihn mit dankbarer Neigung, als den Wohlthäter ihrer Eltern. Je länger Arnold Jacobinen beobachtete, desto mehr mußte er die Reinheit ihrer Seele bewundern. Er verwarf den ersten Gedanken an Verführung mit einem Widerwillen, über den er sonst selbst

gespottet haben würde, und in einzelnen Augenblicken drängte sich ihm lebendig das Bild eines schöneren Glückes auf, das Jacobine ihm gewähren konnte; allein zu viele Gewalt hatte seine üppige Phantasie über ihn erlangt, als daß sie dieses Bild nicht hätte verdrängen sollen, und zu groß war die Verwirrung seiner sittlichen Begriffe geworden, als daß er es hätte festhalten können.

Die Umstände begünstigten seine Absichten nur allzusehr. Der Arzt hatte ihm als Nachcur den Gebrauch des nahen Bades angerathen, und Eugenius selbst machte ihm den Vorschlag bey Jacobinens Vater zu wohnen, dessen Haus von dem Badeorte nur wenig entfernt lag. Jacobine selbst kehrte wegen Kränklichkeit ihrer Mutter ins väterliche Haus zurück, wo Arnold, als der Freund des Wohlthäters der Familie, mit dem herzlichsten Wohlwollen aufgenommen wurde.

10.

Das Verbrechen war begangen. Wie Schuppen fiel es von Jacobinens Augen. Bleich, bebend entwand sie sich den Armen ihres Verführers. Er wollte sie trösten, sie schlug die Hände vor das Gesicht, und floh. Jeder Versuch sie am folgenden Tage, dem letzten vor seiner Rückkehr nach der Stadt, allein zu sprechen, war vergebens. Ihre jammervollen Blicke sagten ihm hinreichend, daß er sie grenzenlos unglücklich gemacht hatte.

Auf dem Wege nach der Stadt stieß er auf Eugenius, der eben im Begriffe war Jacobinens Mutter zu besuchen. Arnold blieb stehen. „Wer ist es?" fragte der Blinde den Knaben, der ihn leitete. „„Ich bin es, Eugenius." " „Sie! O so führe mich weiter," rief Eugenius, „aus der Nähe dieses Menschen, der seinen Wohlthäter mit Verrath lohnen konnte!" Arnold war überrascht, obgleich er seit einigen Tagen wußte, daß Eugenius den Baron kannte, und mit ihm im Briefwechsel stand. Der Antheil seiner Schuld an dem Unglück des Barons war geringer, als dieser und Eugenius vermuthen mußten: aber dennoch hatten die Worte des Letzteren einen schneidenden Eindruck auf ihn gemacht. Und Jacobine — Alle Grundsätze seiner Philosophie wollten nicht hinreichen, ihm über den Jammer der Unglücklichen, so leicht wie er es wünschte, wegzuhelfen.

„Du wirst gut thun," sagte ihm sein Freund, als er in der Stadt anlangte, „um deinen Abschied zu bitten, und die Residenz zu verlassen. Der neue Präsident läßt bedenkliche Reden von Complotten fallen, die aufgedeckt werden müßten. Was ich dir rathe, ist vielleicht das einzige Mittel, dem aufsteigenden Ungewitter zu entgehen."

11.

Arnold zog sich in eine entfernte große Provinzialstadt zurück. Seine mittellosen Umstände setzten ihn in die Nothwendigkeit ein Amt zu suchen. Er bewarb sich hier und dort; doch nirgends wollte es ihm mit seinen Bewerbungen recht gelingen. Die Noth zwang ihn zuletzt, zum Portraitmalen seine Zuflucht zu nehmen, das er früher aus Liebhaberey getrieben hatte, und das ihm jetzt einen nur sehr spärlichen Unterhalt verschaffte.

Arnolds Gemüth wurde unter diesen Umständen immer düsterer. Jetzt suchte es in der Kraft des Hasses, welcher der Erbitterung gegen das Leben

frey den Zügel schießen läßt, jetzt in der gleichgültigen Kälte, die es zu verachten strebt, und jetzt in jener übermüthigen Laune, die es verspottet, eine Zuflucht gegen sich selbst; aber diese Mittel halfen nur auf Augenblicke, und vermehrten das Übel, das sie heilen sollten. So waren die Hoffnungen erfüllt, mit welchen er ins Leben getreten war, so die Erwartungen, zu welchen seine glänzenden Anlagen ihn berechtigt hatten! Es dämmerte ihm immer heller, daß er den Zweck des Lebens verfehlt habe. Mächtiger regten sich Wunsch und Vorsatz sich aufzuraffen, und mit frischer Kraft eine neue Bahn einzuschlagen; doch immer rief dann wieder im Innersten der trübe Unmuth seines Gemüthes: „Es ist zu spät." Das nämlich ist der Fluch, der am unversöhnlichsten auf demjenigen lastet, der den sittlichen Ernst des Lebens aufgegeben hat, daß er mit dem Muth zuletzt auch die Kraft verliert zu ihm zurückzukehren.

12.

Er faßte den Entschluß im nördlichen Deutschland sein Glück zu versuchen, wohin ein Freund ihn eingeladen hatte, und machte sich auf die Reise. Nah an der sächsischen Grenze blieb er über Nacht in einem Wirthshause. Am andern Morgen fand er, daß man ihm seine wenige Barschaft entwendet hatte. Was sollte er anfangen. Der Wirth sagte ihm, er habe vor ein Paar Tagen gehört, der Gutsherr von Hollenberg bedürfe eben eines Aushülfsbeamten; er könne für's erste dort einen Versuch machen. Arnold lächelte und knirrschte.

Es war in der Dämmerung, als Arnold auf dem Schlosse anlangte. Ein Bedienter führte ihn in einen Salon, durch dessen geöffnete Fenster die Herbstluft kühl hereinstrich. Nach einigen Minuten trat ein bejahrter Mann aus einem Seitenzimmer. „Ich habe gehört, gnädiger Herr," fing Arnold an, „daß Sie einen Beamten suchen." Der Angeredete sah ihm bey diesen Worten schärfer in's Gesicht, und trat betroffen einen Schritt zurück. Auch Arnold erkannte ihn jetzt. Es war Baron Wallmer. Im nämlichen Augenblicke zog man die Schloßglocke, welche die Bewohner zur Abendandacht zusammenrief, und deren Schläge hell und langsam durch die Stille der Dämmerung hintönten.

Arnold stand vernichtet. Unwillkürlich zitterte er an allen Gliedern; er vermochte weder sich von der Stelle zu bewegen, noch einen Laut hervorzubringen. Der Baron war schweigend an ein Fenster getreten. Jetzt ging er an die Thüre, und rief einen Bedienten, dem er befahl, den Fremden in ein Gastzimmer zu führen. Arnold folgte ihm schweigend.

(Der Schluß folgt)

Allemannisches Lied.

Der März und der April.

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 542.)

Es guckt der März in's Feld hinab,
Und rupft ein Sträußlein Schlehbusch ab,
Und steckt es nett auf seinen Hut,
Sagt zu sich selber: So wär's gut!

Jetzt muß ich, leider! reisen fort;
Denn der April, seht! kommt schon dort:
Herr Bruder, nehmt das Regiment!
Dieß Jahr hätt' ich mein Reich vollendt.

Und wie er sich nun trollen will,
Wirft hurtig noch der Schelm April
Mit einer Faust voll Schnee und Staub
Ihm Aug' und Ohr fast blind und taub.

Und regnet ihn aus lauter Spaß
Bis auf die Haut noch tropfennaß;
Der März hilft sich im Sonnenschein,
Er zieht sich aus, und putzt sich rein.

Doch der April lacht nur dazu,
Er läßt auch nicht dem Sperling Ruh;
Steckt nur ein Kraut den Kopf heraus,
Bläst er ihm schon das Leben aus.

So thut's an Übermuth und Schmach
Ein Zwerg jetzt gar dem Riesen nach,
Weil Niemand sich an's Sprichwort kehrt:
Daß Alles kurze Zeit nur währt.

Gottlieb v. Leon.

Miscellen.

Polybius nannte den römischen Staat das schönste Meisterstück des Schicksals.

Der über zwanzig tausend Fuß hohe Cimborasso verhält sich zur Erde wie ein Sandkorn von ungefähr zwey Linien zu einer Kugel von zwey Fuß im Durchmesser.

Im Jahre 1680 wurde der letzte Wolf in Schottland geschossen.

Ein russisches Sprichwort lehrt:
Grüße den Mann nach dem Kleid, und begleit' ihn nach seinem Verstande.

Haug.

Theater-Anzeige.

Zelmira, dramma per musica in due atti, composto dal Sig. Gioacchino Rossini. Aufzuführen heute, Sonnabends, am 13. April 1822, auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Wir glauben zu dem Tonfeste, welches heute ein großer Theil des hiesigen musikalischen Publicums (vielleicht, unter gewissen Einschränkungen, das ganze Publicum) feyern wird, auf keine zweckmäßigere Weise unser Schärflein beytragen zu können, als indem wir die Verständlichkeit desselben zu erleichtern suchen. Sich gegenseitig verstehen, soll, sagt man, die schwerste Kunst seyn und aus dem Mangel derselben alles Unheil des menschlichen Lebens entstehen. Da es uns nicht gegeben ist, die Parteyen zu beurtheilen (denn niemand kann Richter in seiner eignen Sache seyn), nicht einmal sie zu verständigen; so wollen wir ihnen wenigstens das Textbuch der Zelmire und dadurch einen bedeutenden Incidenzpunct des heute zu entscheidenden Pro-

zesses aufzuhellen suchen. Dieß thuend, constituiren wir uns keineswegs zum öffentlichen Ankläger, sondern übernehmen nur die Rolle eines Prozeßinstructors.

Es haben sich häufige Stimmen aus Italien über die Schlechtigkeit des Textes zu der Zelmire vernehmen lassen. Wir wollen, außer dem scenarischen Inhalte der Zelmire, auch die Vorgeschichte liefern, welche sich vor dem Beginne der Handlung zugetragen hat und ohne welche letztere einem großen Theile des Publicums, selbst des Italienisch verstehenden, durchaus ungenießbar seyn dürfte. Diese Vorgeschichte ist folgende:

Über die Insel Lesbos herrschte der König Polidoro (wir behalten die italienischen Namen und Namenendigungen bey), mit Milde und Gerechtigkeit. Im goldenen Zeitalter wäre dieß hinlänglich gewesen, um das Glück seiner Unterthanen zu begründen; aber das eiserne, in welchem Polidoro lebte, hätte eiserne Vorsichtigkeitsmaßregeln nothwendig gemacht, welche dieser verabsäumte. Er entblößte nämlich seine Insel von aller Kriegsmacht und sandte dieselbe, unter den Befehlen seines tapfern Schwiegersohns, des trojanischen Prinzen Ilo, einem entfernten Feinde, der seine Staaten mit Krieg zu überziehen drohte, zur Bekämpfung entgegen. Polidoro glaubte lauter gute Nachbaren zu haben, vergaß aber, daß es ehemals Azorre'n, den Tyrannen von Mitilene, nach der Hand seiner Tochter, das heißt, nach seinen Staaten, gelüstet hatte. Kaum hat demnach Ilo mit seiner Armee den Rücken gewandt, als Azorre in Lesbos einfällt, den König Polidoro in die Flucht schlägt und alles mit Feuer und Schwert verheert. Nachdem dieß geschehen, glaubt Azorre nichts Eiligers zu thun zu haben, als den alten Polidoro um's Leben zu bringen. Azorre sucht also den alten König in seine Gewalt zu bekommen. Das nimmt sich Zelmire, eine Tochter, wie sie alle seyn sollten, zu Herzen: in der Gestalt einer Tigerinn spiegelt sie dem Usurpator vor, ihr Vater sey ein Barbar, den sie hasse, weil er sie, wider ihren Willen, dem Ilo vermählt habe, während sie von der heftigsten Liebe für ihn (Azorre) entbrannt gewesen. Azorre gibt diesen Vorspiegelungen ein im eigentlichen Verstande commandirtes Gehör. Ja, Zelmire'n gelingt es, Azorre'n zu überreden, Polidoro habe sich in den Tempel der Ceres geflüchtet. Azorre läßt diesen anzünden und legt dann sorglos, quasi re bene gesta, die Hände in den Schooß. Aber das bekömmt ihm übel, denn Antenore, General des Azorre, der sich selbst eben so viele Eigenschaften zu einem Regenten über Lesbos zutraut, als Azorre, fällt über letztern im Schlafe her und schlägt ihn auf den Kopf.

Hier beginnt die Handlung des Stücks, welcher wir fortan, mit dem italienischen Textbuche in der Hand, Scene für Scene folgen wollen, nachdem wir nur noch angemerkt haben werden, daß der alte Polidoro nicht im Tempel der Ceres verbrannt, sondern von seiner Tochter in dem unterirdischen Grabmale der Könige von Lesbos verborgen worden ist.

Die Bühne stellt eine weite Ebene mit der Aussicht auf das Meer vor. Rechts der kostbare Eingang zum gedachten Grabmale, von Cypressen umschattet. Eben bricht der Tag an. Mehrere Haufen mitilenesischer Krieger eilen voll Schrecken herbey und deuten ihren Cameraden die nächtliche Ermordung ihres Königs Azorre an. Leucippo (Hr. Botticelli), ein Unterfeldherr, erwähnt Antenore's, des Oberbefehlshabers der Truppen, als des würdigsten Nachfolgers Azorre's und dieser wird von den Soldaten zum Könige ausgerufen.

Antenore (Hr. Nozzari), welcher, wie schon oben gesagt, der eigentliche Mörder Azorre's ist, tritt auf und ertheilt, zum Scheine, den Soldaten den Befehl, dem Mörder des Königs auf die Spur zu kommen zu suchen. Die Krieger gehen ab und Antenore schließt seinen Helfershelfer (denn das ist Leucippo) vergnügt in die Arme. Beyde halten einen geheimen Rath mit einander: Antenore glaubt sich nicht sicher auf dem Throne von Lesbos, so lange Zelmire, besonders dessen, mit Ilo gezeugter Sohn, lebt. Um Zelmiren's gänzlichen Untergang zu befördern, schlägt Leucippo vor, sie bey dem Volke des an Azorre verübten Mordes verdächtig zu machen. Antenore gibt diesem Plane seinen Beyfall und beyde gehen vergnügt ab.

Zelmire (Mad. Colbran) und Emma (Dlle. Hekerlin) treten auf. Wer Emma ist, steht nirgends geschrieben: wir glauben, eine Gespielinn Zelmiren's oder deßglei-

chen. Emma, fest glaubend, Zelmire habe wirklich ihren Vater der Rache Azorre's Preis gegeben, flieht mit Abscheu vor Zelmiren. Um Emma'n eines besseren zu belehren, führt Zelmire ihre Freundinn in das königliche Grabmal. Dieß ist, wie das Textbuch besagt, ein unterirdisches Behältniß, auf Säulen ruhend, mit kostbaren Urnen und Grabmälern geschmückt, zu welchem eine breite, weiß marmorne Treppe hinabführt. Einige brennende Lampen verbreiten mit Hülfe des Tageslichts, welches aus der Decke herabfällt, ein schwaches Licht in dieser erlauchten Todtenwohnung. Zelmire schließt ihren Vater an die Brust und stellt ihm ihre Freundinn Emma vor. Eben meldet sie ihm die Ermordung Azorre's, worüber Polidoro, obgleich übrigens ein guter Mann, einige Schadenfreude bezeigt, als sie in der Entfernung verwirrtes Geschrey und einen militärischen Marsch erschallen hören. Zelmire und Emma verlassen das Gewölbe.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen öffentlichen Platz, der mit einem Jupitertempel geschmückt ist. Jetzt erscheint Ilo (Hr. David) an der Spitze des siegreich rückkehrenden Heers und freut sich des Wiedersehens der heimathlichen Fluren. Von den Vorfällen, welche seit seiner Abreise auf Lesbos vorgefallen sind, scheint er so viel, wie gar nichts zu wissen. Sollten unsere Leser uns dieß nicht bloß auf's Wort glauben wollen; so müssen wir es ihnen gedruckt geben. Ilo sagt:

Polidoro, il degno,
Genitor di Zelmira,
Che pacifico regna
Ne' cadenti suoi dì, dite, che il figlio
Rispettoso al suo piede,
Per mai più abbandonarlo, alfin sen riede.

Wollte man vielleicht glauben, Ilo habe wenigstens einen Bothen ausgesandt, um Polidoro'n und seiner Gemahlinn von seiner Rückkehr Kunde zu ertheilen, der Bothe sey aber von Antenore's Leuten aufgefangen, so zeigen folgende Worte Eacidens (Hr. Rauscher), eines von Ilo's Getreuen, daß dem nicht so sey:

Non giunse ancora
Forse del tuo ritorno
La novella alla reggia.

Überhaupt weiß man nicht recht, ob es die Leute ernst- oder spaßhaft mit einander meinen, denn wenn Ilo, während seiner Abwesenheit, sich um Lesbos so wenig bekümmert zu haben scheint, als wenn es nicht existirte, und Lesbos um den Ilo, als wenn er nicht unter den Lebenden wäre; so ist diese gegenseitige Gleichgültigkeit mit nichts zu vergleichen, als mit der Gleichgültigkeit Antenore's, der ebenfalls thut, als wäre Ilo nicht auf der Welt: wenigstens setzt er der Rückkehr desselben auch nicht den allergeringsten Widerstand entgegen.

Zelmire erscheint und fliegt ihrem Gemahle in die Arme. Sie möchte Ilo'n die vorgefallenen Begebenheiten, wahrscheinlich die geheime Rettung des Vaters, hinterbringen; aber Ilo's Soldaten sind zugegen. Daß sie, die Gemahlinn Ilo's, mit diesem eine Unterredung unter vier Augen verlangen könne, fällt ihr nicht ein, denn wer kann auf alles denken? So singen beyde ein langes Duett, ohne daß Ilo erfährt, wie er mit den Seinen daran ist. Das Räthsel, warum Zelmire nicht mit der Sprache heraus darf, wollen wir unsern Lesern lösen: erführe Ilo, daß Polidoro nicht, wie ihm späterhin gemeldet wird, von der eignen Tochter dem Henker Azorre überliefert, sondern vielmehr von derselben gerettet worden sey, so hätte das Stück hier ein Ende, und das darf es nicht, wie jedermann begreift.

Noch während des Duetts zwischen Ilo und Zelmire stürzt ein Trupp Jungfrauen auf die Bühne und entdeckt Zelmiren, sie werde für die Mörderinn Azorre's gehalten, und sey deßhalb von Antenore zum Tode verurtheilt worden. Ilo, der davon, wie natürlich, keine Sylbe versteht, verlangt von Zelmiren Aufschluß, erhält ihn aber nicht und alle gehen ab, als ob die Dinge in der besten Ordnung von der Welt wären.

Antenore und Leucippo, sein treuer Helfershelfer, treten auf und sprechen ein Langes und Breites von der Gefahr, der Antenore durch die Rückkehr Ilo's ausgesetzt ist. Eben beschließen sie, Ilo solle sterben, da tritt Ilo selbst auf, man sollte glauben, für

Antenore und Leucippo wie gerufen. Aber keiner legt Hand an ihn, ob er gleich allein, und zwey gegen einen zwar eine ungleiche, aber keineswegs gefährliche, Partie ist. Sie gehen ihm aber auf eine andere Weise zu Leibe: er muß sich nämlich weiß machen lassen, Zelmire, einer früheren Leidenschaft für Azorre unterthan, habe, nach Ilo's Abreise, dessen Überkunft nach Lesbos begünstigt, den Vater geopfert und einen verbrecherischen Umgang mit dem Usurpator gepflogen. Ilo glaubt blindlings und beginnt nicht wenig zu jammern. Die Priester aus dem Tempel Jupiters unterbrechen ihn aber, sie melden in geheimnißvollem, wahrsagendem Tone, Antenore sey von dem Donnerer zum Regenten von Lesbos bestimmt. Da wird's dem Ilo endlich zu arg: er geht ab und sagt: Oh smania atroce! Die andern gehen auch ab, wahrscheinlich, um Zelmiren und Emma'n Platz zu machen. Die Prinzessinn beschwört ihre Freundinn, heimlich von der Insel zu entfliehen und ihren Sohn vor Antenore's Nachstellungen in Sicherheit zu bringen. Emma verspricht es und beyde gehen ab.

Die Scene verwandelt sich in das Thronzimmer des königlichen Pallastes. Antenore, von den Großen seines Reichs, seinen Garden und den Priestern umgeben, tritt auf und wird vom Oberpriester (Hrn. Weinkopf) gekrönt. Dann verläßt er mit seinem ganzen Gefolge den Pallast, in der Absicht, sich dem Volke zu zeigen. Diesen Augenblick scheint Ilo abgewartet zu haben, um, dem Scheine nach, seinen Sohn zu suchen, im Grunde aber, um zu einer, uns dünkt, sehr effectreichen Scene Veranlassung zu geben. Ilo nämlich sinkt, in Verzweiflung über sein grausames Schicksal, gleichsam ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Da schleicht der Verräther Leucippo von hinten herbey, zieht einen Dolch und will ihn niederstoßen. In diesem Augenblicke tritt Zelmire auf, entreißt Leucippo den Dolch — Leucippo faßt sich, rüttelt Ilo aus seiner Betäubung auf und deutet auf Zelmiren, die den Dolch noch in der Hand hält, als habe diese ihn ermorden wollen. Antenore kehrt mit seinen Kriegern von dem Zuge durch die Stadt in den Pallast zurück; Leucippo hinterbringt ihm Zelmirens vermeintes Verbrechen, Zelmire wird ins Gefängniß abgeführt, der erste Act schließt.

Im zweyten Acte häufen sich die Begebenheiten. Leucippo hat einen Brief aufgefangen, den Zelmire an ihren Gemahl schreibt und in welchem sie in allgemeinen Ausdrücken zu verstehen gibt, Polidoro sey noch am Leben. Antenore'n ist alles daran gelegen, dieß Geheimniß aufzuklären: er beschließt, Zelmiren in Freyheit zu setzen, um sie dann auf jedem ihrer Tritte und Schritte beobachten zu lassen. Die Scene verwandelt sich in die Ebene mit dem königlichen Todtengewölbe, wie im ersten Acte. Ilo, zwischen Liebe und Abscheu zu seiner Gemahlinn kämpfend, tritt auf. Polidoro, der sich nach Nachricht von seiner Tochter sehnt, verläßt so eben das Gewölbe: er und Ilo erkennen sich. Letzterer fängt jetzt an, an die Unschuld seiner geliebten Zelmire zu glauben; schleunigst fällt es ihm ein, was er schon längst hätte thun sollen, mit seinen, auf den trojanischen Schiffen befindlichen Truppen über den Tyrannen Antenore herzufallen und ihm das Garaus zu spielen. Er läuft ab und Polidoro begibt sich zurück in das Grabmal.

Antenore hat Wort gehalten, Zelmire ist in Freyheit gesetzt worden. Sie eilt zum Grabmale, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen. Da stößt Emma auf sie, und meldet ihr, Ilo sey ihr begegnet und habe ihr aufgetragen, Zelmire die Nachricht zu bringen, daß er, von ihrer Unschuld überzeugt, so eben in Begriff sey, ihren Vater in Freyheit zu setzen und dann mit seinen Kriegern den Tyrannen Antenore zu bekämpfen. Zelmire versteht die Wörte Emma's so, als ob Polidoro schon gerettet sey, und macht demnach gegen Antenore und Leucippo, welche sie und Emma belauscht haben, weiter keinen Hehl daraus, daß sie ihren Vater in der königlichen Gruft verborgen gehalten habe. Antenore, der Ilo allein nach dem Meeresufer eilen gesehen, schließt daraus, daß Polidoro noch nicht entflohen sey, und sendet seine Krieger in die Gruft hinab. Polidoro wird hervorgeschleppt. Jetzt treten mitilenesische Krieger mit einer Urne auf, in welcher die Asche ihres erschlagenen Königs befindlich ist, und fordern den Tod Zelmirens, als der Mörderinn desselben. Diese wird nebst Polidoro in's Gefängniß abgeführt, wo beyde, wie endlich Antenore beschließt, hingerichtet werden sollen. Emma entdeckt Ilo, welcher mit seinen Kriegern herbeyeilt, die Ereignisse: dieser fliegt, Polidoro und seine Gemahlinn zu retten.

Zelmire und ihr Vater sind unterdessen in ein unterirdisches Gefängniß geworfen. Antenore und Leucippo treten auf. Da ertönt Waffengeklirre; man schreyt: „Nieder mit dem Tyrannen," der Tumult kömmt immer näher. Antenore merkt jetzt, daß es auf sein Leben abgesehen ist. Er will nicht ungerächt sterben und macht sich deßhalb mit dem Degen in der Faust über Polidoro her. Zelmire vertheidigt ihren Vater. Da stürzt die hintere Mauer ein: Ilo, an der Spitze seiner Truppen, dringt zu derselben ein, rettet Polidoro aus den Händen Antenore's, läßt diesen und Leucippo, in Fesseln geschlagen, abführen, und allgemeiner Jubel beschließt das Stück.

Dieß der Inhalt der Oper Zelmira. Das Stück wimmelt, wie unsere Leser sehen, von Unwahrscheinlichkeiten, besitzt aber dennoch einen großen Reichthum an effectvollen Scenen und besonders an Theater-Coups.

Kenner geben besonders folgende Musikstücke als sehr gelungen an: Das Duett zwischen Zelmire und Emma: Perchè mi guardi e piangi; das Quintett im Finale und das Final selbst, von den Worten: La sorpresa, lo stupore, mi ha colpito, balordito; das Duett zwischen Ilo und Polidoro im zweyten Acte: In estasi di gioja u. s. w. Von großer Wirkung sind noch: Eine Stelle im Terzette zwischen Polidoro, Zelmire und Emma in der Todtengruft: Soave conforto di un padre dolente; Ilo's Arie mit Chor: Cara, deh attendimi; der zweystimmige Satz im Duette zwischen Ilo und Palmira: Che mai pensar, che dir; Antenore's und Ilo's Arie: Mentre qual fiera ingorda; eine Stelle im Finale, von Ilo gesungen: Il figlio mio, stelle, dov'è; das letzte Tutti des ersten Finals: Fiume che gli argini rompe; eine andere im Quintette des zweyten Acts: Ah, m'illuse un sol momento und Zelmiren's Stelle im letzten Finale: Deh circondatemi, miei cari oggetti.

Dem Vernehmen nach sind, zum Behufe der hiesigen Aufführung, Änderungen in den Decorationen gemacht worden, welche wir bey obiger Anzeige, die nach dem neapolitanischen Textbuche entworfen worden ist, nicht haben andeuten können. Sie sollen in dem nächsten Artikel, welchen wir der Beurtheilung der Composition und Aufführung zu widmen gedenken, nachgeholt werden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Colothamnus quadrifida. Aus Neuholland.
Croton penniciliatum. Pinseldrüsiges Croton. Auf Cuba.
Clerodendrum purpureum. Purpurrother Loosbaum.
Cactus alatus. Geflügelte Fackeldistel. Aus Jamaica.
Gnaphalium gongescens. Vom Cap.
Moringa zeylanica. Zeylonische Behennuß. Aus Zeylon.
Polygala myrtifolia. Myrthenblättrige Polygale. Vom Cap.
Phyllantus nutans. Hängende Blattblume. Von Südamerika.

Berichtigung.

Im vorigen Blatte S. 356 soll es heißen: Fortsetzung statt Schluß.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 16. April 1822.

46

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Blüthenspiel.

(O, daß der Mensch die innere Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte.)

Novalis.

Der Verf. des nachstehenden Aufsatzes urtheilt von demselben, er sey im modernen Geschmacke geschrieben. Heiße dieß einmal im Geschmacke des Frühlings, der in diesem Augenblicke für die Damen der modernste seyn dürfte. Zu einer Zeit, wo die ganze Natur zu blühen beginnt, wird man dem Verf. seinen verblümten Styl verzeihen wollen: seine Idee dürfte nichts desto weniger ansprechen.

D. Red.

Nur in Befriedigung des Triebes nach Thätigkeit finden wir Freude und Heil. Dieses Streben haftet so innig in den Menschen, daß sie Thätigkeit geistig nachahmen in Spielen, wo sie zu schwach für eigenes Wirken, zu träg, oder sonst durch Umstände verhindert werden, sich ernsthaft zu beschäftigen.

In den Spielen tändeln wir mit willkürlichen Zeichen; im Ernste spielen nur die Kinder, die, bey dem Mangel an Bewußtseyn des Vergangenen und der Zukunft, vom vollen Anschauen und Auffassen der Gegenwart leicht überfüllt, ihren Gefühlsreichthum in diese bildende Beweglichkeit ableiten.

Würden die Kinder nicht so oft gezwungen, in erkünstelten, ihnen aufgedrungenen Spielen, unser verzerrtes Leben nachzuahmen, so könnten wir öfter bemerken, wie in ihrem tändelnden Ernste das geistige Selbstthun sich anregt und zur inneren Einheit beseelt. Und wie diese Seelenaurora im kindlichen Gemüthe zuerst durch Worte (Sprache) emporsteigt, und die erste Poesie aufblühen läßt im Spiele; so würden uns Kindern der Natur neue Erkenntniß- und Himmelsthore sich öffnen, könnten wir die Sprache der großen Allmutter verstehen. Sie redet bereits zu uns in tausendgestalteten, lieblichverschlungenen Bildern, bevor wir noch Eines derselben verstehen, wie eine liebende Amme zum Säugling, wenn er kaum erst Töne vernimmt.

Die Natur ist eine Schrift, die Gott geschrieben. Wir bemühen uns wohl, die heilige Sprache zu begreifen; aber, da wo sie ihre schwierigsten Sentenzen und Perioden aussagt, im vielverwickelten Menschenherzen, da fangen wir an zu deuten, und zu erklären, ohne erst Worte und Tropen zu verstehen.

In der Pflanzenwelt liegen die leichtesten Worte und Aussprüche der Natur. Aber auch diese verstehet weder der dürre zerschneidende Scharfsinn, noch die weiche, zerfließende Empfindeley, sondern ein Gemüth, in welchem die entwickelten Kräfte im unzerrissenen Kranze blühen.

Die Pflanzen-Chiffer spricht zugleich zu allen Sinnen, und zu allen Anlagen, selbst zu den noch unentfalteten im Menschen. Der Männergeist will Alles mit Einer Kraft umfassen, er will sehen, er zerlegt die Gebilde der Chiffern-Schrift und bauet — Alphabete, Systeme.

Aber im Gemüthe der Frauen verweben alle Kräfte sich in liebender Einfalt: begabt mit der feinen Reizbarkeit, mit dem schnellen Übergehen von Außen zum Innern, von Gestalten, Farben, Tönen, zu anschaulichen Bildern vom heftig beweglichen Gewirre zum ruhigen Ganzen, aus dem der angeregte Geist mit leichtem Tact das Rechte trifft und aufnimmt und verschönert, würden sie die leichte Zeichensprache der Vegetation spielend fassen, etwa, wie ein Künstlerauge, in dem die Ahnung der Proportion des Ganzen lebt, in einem vortrefflichen Gemälde die Wahrheit und Bedeutung Eines Zugs erkennt, wenn es gleich das Original nie gesehen hat.

Wie dem Auge hier die Ansicht des ganzen Bildes nöthig ist, so müßte zum Verstehen der Bedeutung einer Blüthenform freylich die ganze Pflanzenwelt überschauet werden. Diese Übersicht wurde bisher nur durch Systemen-Ordnung erreicht.

Botanik also wäre das gemeinte Blüthenspiel, dessen der Titel dieses Aufsatzes erwähnt. Wenn sie bisher auch nur Skelette schuf; so sind selbst diese, dargestellt in einer Pflanzensammlung, schön umkleidet mit Farben und lieblichen Gestalten, nicht zu verwerfen. Mögen die dürren Blüthen, losgerissen von der Muttererde, todt erscheinen, so ruhet doch ein stiller Geist in ihnen, etwa, wie in den alten Märchen einer schlummert.

Wie die Kinder ihren Lebensüberfluß in ihr Spielzeug überströmen lassen, so könnte unter der spielenden Hand einer Frau eine solche Sammlung sich beleben; und entgegenfühlend läßt die Natur auf dem lebendigen Spielplatze der Auen und Berge und Haine und Alpen neben dem verwelkenden Spielzeug auch nie welkende Kränze ihnen blühen, und jede Schwierigkeit im Spiele reizt und nährt und bildet und hebt die gesammten Kräfte des Menschengenius in unzersplitterter Einheit, daß keine verliert, und alle gewinnend sich umschlingen.

Gelingt es dann dem sehnenden Gemüthe einer verständigen Frau, durch dieses Spiel einige Töne jener leisen Melodie der Natur zu erlauschen, und uns die blumigen Symbole der Mutter zu deuten:

„Dann verwirret uns nicht die tausendfältige Mischung
Jenes Blumengewühls, über den Fluren umher,
Und es lösen dem freudigen Sinne sich heilige Räthsel
Und im farbigen Chor, jenes geheime Gesetz *)."

*) Goethe.

Denn dann vernehmen wir die Sprache. Und wie auf den Schwingen derselben das Kind emporfliegt zu immer höheren Entwickelungsstufen des Menschengeistes; so würden wir die Flügelknochen unserer Phantasie befiedern mit den Worten der Natur und uns emporschwingen zu den reinen Höhen, wo ihre Harmonie vernommen wird, und dort oben im leichtern Äther würden aus dem reichen Schatze unserer Anlagen, welche unserm Bewußtseyn noch nich deutlich geworden sind, manche Keime aufblühen, die bis dahin schlummerten unten in der Dunstluft unserer Thorheiten.

Weniger irrend würden wir uns dem Wahren nähern, und dem Schönen, wenn die Frauen Botanik ein Bildungsspiel für ihre Kinder werden ließen. Denn wenn sich die geistige Natur nur aus der niedern (aus der körperlichen) entwickelt; so geben die durchaus sanften und lieblichen Eindrücke der Pflanzenwelt für alle Sinne einen Punct, aus dem sich durch Übung der Phantasie alle angeregten Kräfte zugleich fortbilden lassen, bis das Göttliche aufblitzt in der Menschennatur, und die Rose des Lebens entknospet; und so kann das, allen Kindern freudige Spiel mit der Blüthenwelt eine Weihe, selbst für die Religion werden. Um Kinder dahin zu leiten, ist klares Verstehen der Natur eben nicht nöthig, aber unerläßlich ist das Ahnen, daß ein weiser Geist in jeder Naturerscheinung wirkend ist, auf dessen Spur uns Liebe leitet. Und gibt es eine Mutter, in der diese Ahnung nicht aufgeregt würde, wenn sie ihre Kinder unter den Blumen mit geistigem Unterscheiden und fühlendem Sammeln, wie kleine Blumengötter unter den bald verwelkenden Gestalten, herumtanzen sieht?

Ja, unsere durch thörichte Gewohnheiten und Leidenschaften verstörten Gemüther könnten durch sinniges Beobachten, wie nahe oder fern die Kinder der reinen Natur sind, zurückgeführt werden auf ihre wahre Spur. Versuchen wir, zum Beyspiele, die Bedeutung einer Pflanzenerscheinung zu erklären, so ist es wohl ein Zeichen, daß wir die Wahrheit dann gefunden, wenn Kinder, besonders Mädchen, mit freudiger Hast die Züge schlürfen, als hätte die Blume schon vorher ihnen im Busen geblüht, und sie erkännten die längst befreundete Bekannte wieder.

Solche aufgeregte Innigkeit würde, sich entfaltend, leicht übergehen auf das Geheimniß des Menschenlebens, und die innere Wahrheit zum Bewußtseyn bringen, welche Ahnen den Mädchen jene allbesiegende Würde des Gefühles gibt, deren die kalten Modetöchter entbehren. Und das strenge Gesetz, welches die Natur auch in ihrer vielgestaltigen Vegetation bewahrt, leicht und unbemerkt eingesogen im Spielen mit Botanik, könnte den weiblichen Seelen jene bisher vermißte Sicherheit im Denken geben, welche sich der Knabe durch Mathematik erarbeitet. Gewiß liegen alle Verhältnisse und Gleichungen, die der männliche Geist aus dem Innern der Menschennatur durch gesteigertes Bewußtseyn und Abstraction erlangt, in allen Stufen der physischen Natur verkörpert, einfacher, und in mindern Potenzen in den niederen Producten, also leichter verständlich in der Pflanzenwelt.

Wenn nun die urschönen Formen derselben freundlich in das Gemüth einfließen und mit dessen lebendiger Gegenwirkung sich vergeistigen zum Ideal eines reinen Geschmacks, so erscheinen sie dann wieder gleichsam als eine höhere Offenbarung im Leben, als schöne Symbolik, die bey den Alten so un-

mittelbar zur Seele sprach; bey uns aber sich beynahe allein nur in den christlichen Kirchengebräuchen gemütherhebend bewahrt hat. Sie erscheinen, aber schon entfernter, in der schönen Blumensprache der kindlichen Orientaler. Die der neueren Franzosen ist ohne tiefen Sinn, bloß willkürliche Witzeständeley. Aber soll es dem weiblichen Gemüthe allein gegönnt seyn, durch den Einfluß der äußern Lieblichkeit der Blumenwelt den Geist der Natur zu vernehmen?

Auch der Knabe lerne schwelgen in den Spielen des Augenblicks an der Mutterbrust, damit sich seine Kräfte freundlich umschlingen und ihre Einheit sich ründe, und nicht zerrissen werde, wenn das Gefühl des Wohl's und Weh's der vergangenen Zeit und der künftigen in seinem Busen heftig erwacht, und den Muthigen fortreißt im Sturme ernster Thaten, und daß dann die Stimme der liebenden Frauen, die den Fliehenden ruft:

„Warnend zurück auf der Gegenwart Spur," *)

nicht abpralle am erstarrten Gemüth.

So erscheint die Botanik in ihrer Menschen bildenden Würde, ein Spiel, welches seit Hippokrates viele edle Menschen pflegten, wie Goethe jetzt, der herrliche Greis. Es nährt und bewährt die kindliche Einfalt, und stärkt sie mit Freude, weckt und erwiedert den gemüthvollen Frauen zarte Gefühle und tiefen verstehenden Sinn, und große Geister haben in ihm mit scharfem Verstande kühne Systeme geschaffen. Spielt ein Genius, der diese Kräfte liebend einet, dann lockt das Spiel aus seinem Busen zarte Keime, uns zu ersprießen, an das Licht, Blüthen höherer Gestalt, mit Farben des Himmels und paradiesischem Dufte, aus welchen den fröhlichen Menschen wonniger Honig quellen wird, und heilender Balsam kranken Gemüthern **).

*) Schiller.

**) Wünscht vielleicht eine Frau das Buchstabieren jener Blumenworte der Natur zu versuchen, so weiset man sie auf das Intelligenzblatt der Wiener-Zeitung vom 22. März 1822 und die folgenden hin, wo eine schöne Sammlung mit liebendem Fleiße aufbewahrter und geordneter Pflanzen für den halben Werth verkäuflich angekündet ist.

Ihre Namensfeyer.

Schmelzend flamm' aus deinen Blicken
Himmelsfriede Götterlust,
Und ein seliges Entzücken
Schwelle deine Engelsbrust;
Auf der Freude Zephyrflügeln
Walle jauchzend himmelwärts,
Und auf Edens Rosenhügeln
Lüfte dein erhab'nes Herz.

Töne, aus verklärten Sphären,
Flöten um dein trunk'nes Ohr,
Flöten dir in hohen Chören
Süße Melodien vor;
Nicht wie unf're Nachtigallen,
Nicht wie unser Orgelklang,
Nein, wie Äols Harfen hallen
Zu Apollo's Zaubersang.

Also stimmen Melodien,
Schön wie aus Elysium,
In verklärten Harmonien
Deines Busens Schläge um,
Läutern deines Lebens Welle
Von des Schmerzes trübem Sinn,
Locken sie in Sonnenhelle
Durch beblümte Auen hin.

Grazien im Flügeltanze
Reichen dir die Rosenhand,
Knüpfen dich zu ihrem Kranze
Mit der Wonne Schwesterband,
Und von Wonne hoch entglommen
In des Friedens Blumenhain,
Möge deine Lust vollkommen,
Deine Freude ewig seyn!

Jos. Mosbammer.

Arnold.

Von M. Enk.

(Schluß)

13.

Die Nacht verfloß Arnold schlaflos in dumpfer Betäubung. Am andern Morgen erschien der Bediente mit einem großen Pack Rechnungen. Er übergab Arnolden ein Billet des Barons, und sagte ihm, dieser sey am frühsten Morgen auf ein benachbartes Gut geritten, und werde erst nach acht oder vierzehn Tagen zurückkehren. Arnold öffnete das Billet; es enthielt nichts als die Worte:

Wenn Sie die Revision der Ihnen überlieferten Rechnungen gegen eine angemessene Entschädigung übernehmen wollen, so verbinden Sie Ihren ꝛc.

Ein instinctartiges Gefühl sagte Arnold, er dürfe in diesem Augenblicke keinen vergeblichen Versuch machen wollen, sein Inneres zu ordnen. Er ging an die Arbeit. Am frühsten Morgen setzte er sich an den Schreibtisch; erst in der Nacht verließ er ihn. Er scheute nichts mehr, als einen Blick in sein Inneres zu werfen. Der Baron kehrte noch vor der bestimmten Zeit zurück. Arnolds Arbeiten waren vollendet; er erhielt andere; und der Vorrath derselben schien sich in eben dem Verhältnisse zu häufen, in welchem seine Thätigkeit ihre Vollendung beschleunigte. Der Baron kam öfters, doch nur auf Augenblicke zu ihm, um dieß oder jenes zu fragen oder zu berichtigen. Er lud Arnolden nach einigen Wochen öfters zur Tafel; aber immer war noch ein andrer Gast zugegen, und die Unterhaltung betraf jedes Mal nur landwirthschaftliche Gegenstände. Arnold erkannte des Barons zarte Schonung, und begriff sein ganzes Betragen. Was er einst gewollt hatte, wollte er noch jetzt — ihn retten.

Arnolds Heilung mußte vom Verstande beginnen, wie die Verirrung seiner sittlichen Begriffe zur Hälfte davon ausgegangen war. Der Baron gab ihm nach einigen Wochen den Schlüssel zur Bibliothek. Auf einem Tischchen

fand Arnold eine Anzahl von Schriften, die, wie ein dabey liegender offner Zettel sagte, eben erst zurückgesendet waren, und die der richtigste psychologische Sinn nicht passender für ihn hätte wählen können. Arnold las. Was er las, war ihm nicht neu, und doch trat es ihm als neu entgegen, weil seine frühern Grundsätze nicht wie sonst auf die Wahrheit selbst ein schillerndes Licht warfen. Überall begegnet sie dem Verstande in reiner Klarheit, wenn er auch nur mit einiger Unbefangenheit ihr sein Auge zuwendet.

14.

Im nächsten Frühjahre brachte der Baron Arnolden nach Dakau, einem Gute, das ihm, wie Hollenberg, vor zwey Jahren durch Erbschaft zugefallen war. Der dortige Beamte war kränklich, und hatte im verflossenen Winter in einem hoffnungsvollen Sohne zugleich seinen Amtsgehülfen verloren. Die sanfte Liebe, mit welcher er und seine edle Gattinn Arnolden aufnahmen, konnte auf diesen nicht anders als wohlthätig einwirken. Früher würde er diese Menschen als unbedeutend belächelt haben; jetzt lernte er einsehen, daß ihr einfacher tadelloser Wandel verehrenswerth, und sittlicher Werth allein die wahre Grundfeste der Zufriedenheit sey. Noch mehr stärkte sich diese Überzeugung durch die Einsicht in der Art, wie der Baron die Einkünfte seiner Güter verwaltete. Auch jetzt noch lebte er so einfach und schmucklos, wie er einst bey sehr mäßigen Glücksumständen als Präsident gelebt hatte. Seine reichen Einkünfte waren ganz der Verbesserung des Zustandes seiner Unterthanen gewidmet. Vermag irgend etwas unsern Glauben an die Tugend zu erhalten, oder die erloschene Flamme der Begeisterung für sie aufs neue in unserm Gemüth zu entzünden, so ist es der Anblick eines Mannes, der selbst aufopfernd mit klarer Ansicht und unerschütterlicher Beharrlichkeit ihr sein ganzes Leben geweiht hat. Die herzloseste Flachheit ist dann nicht flach genug sie zu verläugnen, und der frechste Übermuth nicht frech genug, ihr seine Bewunderung zu versagen.

15.

Zwey Jahre hatte Arnold den Einfluß eines solchen Beyspieles empfunden. Seine Lebensansichten hatten sich gereinigt, sein Inneres war ruhiger geworden; aber nur um so schwerer lastete das Gefühl seiner früheren Schuld auf ihm. Er war ruhig; aber fremd blieb ihm jene frohe Heiterkeit, die nur denjenigen beglückt, der, keiner Schuld sich bewußt, mit sich selbst und dem Leben in Frieden lebt. Schon hundertmahl hatte er den Baron nach Eugenius und Jacobinen fragen wollen, nie hatte er den Muth dazu gehabt. Heute stand er mit ihm an einem gähen Abhange, unter welchem ein wilder Waldstrom brausend seine reißenden Fluthen hinwirbelte. Beyde sahen schweigend vor sich in die Tiefe nieder. Arnold ergriff die Hand des Barons. „Zwey Jahre sind es jetzt," sagte er mit Rührung, „daß Sie mich von einem weit furchtbareren Abgrunde zurückgezogen haben. Lassen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß ich den Werth Ihrer Wohlthat erkenne."

„„Ich habe nur gethan, was die Pflicht von mir forderte,"" erwiederte der Baron. „„Wenn Sie die heilige Bedeutung dieses Wortes erkennen gelernt haben, so bin ich reich belohnt für die Überwindung, die es mich, ich gesteh' es Ihnen, Anfangs kostete, sie zu erfüllen.""

„Ich glaube sie zu kennen. Anders als einst hat sich mir durch sie das

Leben gestaltet. Doch jetzt erlauben Sie mir eine Frage: Haben Sie keine Nachrichten von Eugenius?"

„„Er lebt in B**, und hat Ihnen vergeben.""

„Und Jacobine?" fragte Arnold schüchtern weiter.

„„Eugenius hat für sie gesorgt, und ich vermuthe, daß sie bey ihm sey.""

Der Baron schwieg. Arnold wagte es nicht, noch eine Frage zu thun. Nimmermehr konnte auch Jacobine ihm vergeben haben!

16.

Einige Wochen nach dieser Scene trat der Baron eines Morgens unvermuthet in Arnolds Zimmer. „Auf, mein Freund!" rief er, „die Gelegenheit, sich mit sich selbst und dem Vaterlande wieder auszusöhnen, ist gekommen. Deutschland zerbricht die Fesseln seiner Knechtschaft, und schüttelt das Joch des Übermuthes von seinem Nacken. Sie sollen unter die ** Jäger eintreten, und an dem großen Kampfe der Befreyung Antheil nehmen."

Gerührt sank Arnold in die Arme seines Wohlthäters. Das Schlachtfeld war der Ort, wo das Gefühl seines wieder erlangten Werthes festere Wurzeln schlagen, und er die frühere Schuld versöhnen konnte. Seine Erwartung täuschte ihn nicht. Das Spiel der großen Kräfte, die, angeregt von entschloßner Vaterlandsliebe, einträchtig nach Einem Ziele strebten, erhob und belebte seine eigne Kraft, und an der Flamme der allgemeinen Begeisterung für Freyheit und Recht, entzündete sich auch die seinige wieder. Vielleicht gab es in jener Zeit nur Wenige, die, durch den Anblick des großen Schauspieles, welches sich entwickelte, nicht zu der edelsten Begeisterung hingerissen worden wären. Arnold war einer der muthigsten Kämpfer, welche sie erweckte, und einer der Ersten, deren Muth durch das eiserne Kreutz belohnt wurde.

17.

Der Frühling brachte das Fest des Friedens; doch Arnold konnte es nicht feyern. Er war in einem der letzten Gefechte schwer verwundet worden, als er mit seiner Compagnie den Feind aus einem Dorfe trieb, das dieser zu plündern und anzustecken im Begriffe war. Dankbar hatten die Geretteten seiner gepflegt, und nur ihrer Sorgfalt war er seine Genesung schuldig. Zum ersten Male verließ er heute sein Krankenzimmer, und ging nach einem nahen bey dem Orte gelegenen Hügel. Die Sonne sank unter, und goß einen hellen Schimmer über das weite Thal, das sich vor ihm ausbreitete. Mit heitrer Freude blickte sie wieder auf die Gegend, in welcher sie vor Kurzem nur Scenen blutigen Hasses, und wilder Verwirrung gesehen hatte. Eine sanfte, wehmüthige Rührung erfüllte Arnolds Busen. So leidenschaftlich verworren war auch sein Leben gewesen, so feindselig hatten auch in ihm Haß und Erbitterung gewüthet. Der Streit hatte sich gelöst; doch waren alle Folgen desselben gut gemacht? konnte er die Erinnerung daran jemals aus seinem Gedächtnisse wegtilgen? Er ließ sein ganzes Leben vor seinem inneren Auge vorbeyziehen. Wie war es möglich gewesen, daß so grobe Irrthümer ihn so weit hatten verleiten können? Hatten sie ihn nicht bis zur gänzlichen Selbstentzweyung, und hart an den Rand des Verderbens geführt? Sein Dank flog dem Manne zu, der sein Retter geworden war, und erhob sich auf den Flügeln der Andacht zu Gott, der den Retter ihm zugeführt hatte.

Länger hatte er sich unter diesen Betrachtungen im Freyen verweilt, als sein Arzt gutgeheißen haben würde. Die Scheibe des Vollmondes, die bereits am Rande des fernen Gebirges sichtbar wurde, erinnerte ihn, daß es Zeit sey zurückzukehren. Eben war er im Begriff, seinen Sitz zu verlassen, als zwey junge Männer, in weite Mäntel gehüllt, den Hügel heraufstiegen. Sie gingen auf ihn zu. Der Eine schlug den Mantel von einander, und mit schmerzhafter Freude rief Arnold den Namen Eugenius.

„Ich bin es, Arnold. Wallmer schrieb mir, daß ich dich hier finden würde. Ich gehe nach Hollenberg, um nach dem Tode meines Bruders dort den Tag zu erwarten, der auch mir das Licht wieder geben wird."

Arnold lag weinend in der Umarmung des Edlen, und verbarg das Gesicht an seinem Busen.

„Richte dich auf, mein Freund!" sagte Eugenius; „du darfst es."

„Kannst du mir vergeben? du Reiner!" fragte Arnold, in seiner vorigen Lage verharrend.

Eugenius drückte ihn an seine Brust. „Ich habe dir schon lange vergeben."

„Und Jacobine?"

Bange erhob er das Haupt, um in den Mienen des Freundes sein Urtheil zu lesen. Da warf der zweyte Fremde den Mantel von sich, und Jacobine sank in Arnold's Arme. „Ich habe dir schon lange vergeben," sagte sie leise; und heiter spiegelte sich der glänzende Vollmond in den Thränen der versöhnten Liebe und Freundschaft.

Concert-Anzeige.

Im Concerte, welches Sonntags, am 7. April, zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten gegeben worden ist, hat Mad. Grassini, besonders in der Arie aus Romeo und Giulietta: Ombra adorata, aspetta, eine vortreffliche Gesangsmethode gezeigt und allgemeinen Beyfall erhalten; uns dünkt, das Tempo derselben war zu geschwind. Hr. Boucher hat auf eine komische und eine ernsthafte Weise ergetzt und ist zwey Mal hervorgerufen worden. Wir wünschen, daß dieses nur auf eine von diesen beyden Weisen geschehen seyn möge. Hr. Boucher besitzt alle Vorzüge, ein grosser Geiger zu seyn, wenn er kein komischer seyn wollte. Entschliesse er sich zu einem von beyden: man kann nicht zweh Herren zugleich dienen. Mad. Schütz hat eine von dem, hier jetzt befindlichen k. sächsischen Hofsänger, Hrn. Benelli gesetzte Arie mit ihrem bekannten vortrefflichen Contraalt-Organe zur allgemeinen Zufriedenheit des Publicums gesungen, und Hr. Vinc. Lemoch das Adagio und Finale aus dem H-moll Fortepiano-Concert von Hummel mit dem grösten Beyfall gespielt. In dem Frühlingsgesange für vier Männerstimmen hat Hr. Rosner die erste gesungen. Diese Art Gesangscomposition ist seit einigen Jahren in Deutschland sehr Mode geworden, ob sie uns, in Hinsicht auf die Composition und den Vortrag gleich sehr unzweckmäßig vorkömmt: beyde müssen, auch selbst bey den ausgezeichnetsten Talenten, verfehlt seyn, erstere, der zu nahen Lage der vier Stimmen wegen und letztere, weil die Tenorstimme sich stets überschreyen muß.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 18. April 1822.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

Messina, am 13. Sept. 1821.

Wir verließen, sieben Personen an der Zahl, am 8. September Morgens Palermo, nachdem wir unsere Pferde, Bedienten und einen Koch, das unentbehrlichste Meuble auf einer Reise durch Sicilien, zwey Tage früher unter Bedeckung nach Melazzo vorausgesendet hatten. Um nach Termini zu gelangen, wo uns eine Canoniere erwartete, mit welcher wir den Weg nach Melazzo zur See zurückzulegen gedachten, zogen wir auf der Chaussee hin, welche eine von den wenigen auf der Insel ist. So entgingen wir der Calma, die gewöhnlich des Tages über zu herrschen und die Fahrt zur See höchst langweilig zu machen pflegt.

Die Straße nach Termini führt an der bekannten Bagaria vorüber, einer mit Pallästen und Gartenanlagen bedeckten Hügelreihe, die sich in einer höchst malerischen Landschaft bis an die Küste herabsenkt. Bey dem Anblicke aller dieser von Pracht strotzenden Villen, die in der Entfernung Feenschlössern gleichen, erwartet man, vollends in der Jahreszeit der fröhlichen Traubenlese, ein lautes glänzendes Leben zu finden. Um so unangenehmer sieht man sich durch die öde Stille der leerstehenden Prachtgebäude, durch die Verwilderung der Anlagen, und die Einsamkeit der Straße überrascht, in welcher die Heerden von halbnackten, Sonne verbrannten Krüppeln und Bettlern den widrigen Contrast nur noch auffallender machen. Auch die Villa Catolica's, der hier auf eine so scheußliche und wahrhaft kanibalische Art ermordet wurde, weckt nur traurige Bilder und Erinnerungen. So bietet dieser Strich der Erde, der zur Lust und Freude geschaffen scheint, nichts, als eine Einöde, dar. Die ausgezeichnetesten Palläste der Bagaria sind die der Prinzen Valguarnera, Butera, und der durch Brydone so bekannt gewordene Pallast des Prinzen Palagonia, der Sitz der Abenteuerlichkeit, des verkehrten Geschmacks und der wahnsinnigsten Verschwendung. Dieser Pallast hat jetzt, außer den überbleib-

seln einer altväterischen geschmacklosen Pracht nur noch wenige Spuren von den Verzierungen, die ihn einst so berühmt gemacht haben, aufzuweisen. Der gegenwärtige Erbe und Besitzer hat die Tausende von bizarren Fratzen und Mißgestalten, die nach Brydone einst einem Herrn glichen, vertilgen lassen. Nur eine einzige Ballustrade des inneren Hofraumes enthält noch eine Anzahl aus grobem Sandstein gehauener ekelhafter Zusammenstellungen von Thier- und Menschengestalten, würdig der Phantasie eines Höllen-Breughels oder der Verzückungen eines thebanischen Anachoreten. Die Zeit wird auch sie bald in Nichts verwandeln, und mit ihnen den um Millionen erkauften Ruhm der Thorheit ihres ehmaligen Herrn.

Die Straße nach Termini läuft größten Theils nahe am Meere fort. Die Aussicht auf die breite majestätische Fläche mit den wechselnden Nüancirungen glänzender Lichtstreifen zwischen hellgrünen oder dunkelschwarzen Strömungen, auf welchen Hunderte von kleinen Segelkähnen oder Fischernachen sich umhertreiben; in der weiten Ferne ein majestätisches Schiff, das langsam am Horizonte hingleitet, und dazu die abenteuerlichen Gestalten der felsigen Vorgebirge, gewähren ein sehr angenehmes Schauspiel. Zur rechten Seite des Weges wechseln Weingebirge, deren Reben, beynahe wie in unsern Ländern, an Rohrstäben aufgezogen werden, Olivenwälder, oder Rohrpflanzungen, die hoch und malerisch mit blühenden Aloen und indianischen Feigen durchmengt, längs der Straße hinziehen. Zuweilen führen kühn im Bogen gewölbte Brücken über kleine Bäche und Torrenten, deren üppige mit Gesträuch und Wasserpflanzen bewachsene Ufer hohe Ulmen und Pappeln beschatten. Im Hintergrunde erheben sich ansehnliche Gebirge, zum Theil bewaldet, größten Theils aber rauh und felsig. Ihre zackigen Gipfel gleichen in der Ferne oft den Ruinen alter Schlösser und Burgen, und ragen höchst pitoresk in die klare sapphyrblaue Luft, die nur selten leichte Nebelwolken trüben. Das quellenreiche Termini, welches Neptun und die Nymphen liebten, ist noch heute ein ihnen geweihter Ort; seine Bäder sind von bewährter Heilkraft, und durch die Vorsorge und die reichlichen Gaben des Prinzen von Calabrien zur Unterkunft und Bequemlichkeit der Gäste in einem ansehnlichen und wohlgebauten Landhause zweckmäßig eingerichtet. Das heutige Termini soll von den Carthaginensern erbaut seyn, nachdem das frühere Hymera von ihnen zerstört worden war. An dem Strande, wo wir jetzt wandelten, hatte Hamilcar seine Flotte aus drey tausend größern und kleinern Transportschiffen hinangezogen. Hier landete er, gleich den Griechen vor Troja, mit 300,000 Mann, und fiel als ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit und der Kriegslist, mit welcher Gelas, des Syrakusers, Reiterey, von Hamilcar für verbündete Agrigenter gehalten, sein Lager überraschte, es in Brand steckte, 150,000 Carthaginenser niedermetzelte, und eben so viele gefangen nahm. Unbegreiflich, wenn man auch die Größe der Niederlage zugibt, bleibt die Möglichkeit einer solchen Einschiffung für jeden, der Schwierigkeiten kennt, die sich selbst heut zu Tage, bey so weit vorgerückter Kunstfertigkeit des Schiffbaues und der Schiffahrt, dennoch einem Unternehmen dieser Art bey weit geringerer Truppenmenge entgegen setzen würden. Man denke sich dazu die Unbehülflichkeit der damahls üblichen Galeeren, die Menge der Menschen, die ihre Bemannung erforderte, das ungeheure Kriegsgeräthe eines zur Belagerung gerüsteten Heeres. Erwägt man vollends

die Pferde, das Schlachtvieh für die Truppen, die Elephanten der Punier, und die ungeheueren Vorräthe von Lebensmitteln für einen solchen Bedarf, so wird man schwer begreifen, wie eine Unternehmung dieser Art glücken konnte. Grausam war die Rache, welche Hannibal siebzig Jahre später an Hymera nahm: er zerstörte es aus dem Grunde und opferte sechzig tausend gefangene Einwohner den Manen seines Großvaters. Weder von Hymera's einstiger Größe, noch von dem alten Termini finden sich bedeutende Spuren. Auch in neuern Zeiten galt es für eine Veste, obgleich nur das Castell, welches die Stadt und die Rhede beherrscht, in militärischer Hinsicht einiger Erwähnung verdient.

Wir hatten Gelegenheit, bis zur Nachtzeit uns mit den Merkwürdigkeiten Termini's näher bekannt zu machen; denn die Calma dauerte fort, und erst um eilf Uhr erhob sich ein schwacher Landwind, der uns Hoffnung gab, unsere Canoniere theils mit Hülfe des Ruders, theils mit Hülfe der Segel, gegen Cefalu fortzuschieben.

Ein solches Fahrzeug, das man hier auch Scampavia nennt, ist mit einem Sechspfünder im Vordertheil und sechzehn bewaffneten Bordsleuten bemannt, und führt, außer einem kleinen Maste und einem viereckigen Quersegel, ein kleineres Segel an der Spitze des Schiffes. Es wird nur zu Küstenfahrten gebraucht, da es kein Verdeck hat, und bey Stürmen nicht im Stande ist, die See zu halten. Wir hatten Sorge getragen, einige Betten an Bord bringen zu lassen, um die Nacht mit mehr Bequemlichkeit zuzubringen, und so überließen wir uns getrost der Gunst der Winde und dem Eifer unserer Matrosen. Die Nacht war mondhell, der Himmel mit leuchtenden Sternbildern besäet, und die Luft so blau und sanft, daß wir alsogleich die Ruder zu Hülfe nehmen mußten. Bald erhob sich jedoch ein frischerer Wind, und das Schiff schnitt jetzt schnell durch die kräuselnden Wellen, die bey jedem Ruderschlag in sprühende Funken zerstiebten. Die Mannschaft verließ die Ruder und saß in schlummernden Gruppen im Vordertheil des Schiffes. Auch meine Reisegefährten schliefen. Tausend Bilder schwebten indeß vor meiner Seele. Von Ulysses Fahrt um diese Küsten, bis zu dem Nachen, der die ersten Normannskrieger an ihr Gestade trug, von den Thaten der kühnen Flibustier bis zu Byrons geheimnißvollem Seehelden, drängten sich tausend Vorstellungen vor meine Phantasie. Endlich warfen wir bey Tagesanbruch in der Bucht von Cefalu die Anker aus.

Wir stiegen ans Land, und ließen uns nach dem Gasthofe führen, der mit den Überschriften der Nahmen der hohen Gäste prangte, die ihn mit ihrem Zuspruche beehrt hatten. Daß wir unter diesen einen Prinzen von Böhmen im Gefolge eines Grafen von Dänemark und dergleichen mehr fanden, mag der Eigenthümer bey dem Herausgeber des Gothaer Almanachs verantworten. Auf einem hohen Felsen, den Fenstern des Gasthauses gegenüber, reitzten vielfache Überreste alter Gebäude unsere Neugierde. Nicht ohne Mühe erstiegen wir in der glühenden Sonnenhitze den steilen Felsen. Die Ereignisse der Zeit, vielleicht auch die Unwissenheit unseres Cicerone, warfen dieses Chaos verschiedenartiger Mauerwerke, die Ruinen eines griechischen Tempels, einer sarazenischen oder normannischen Veste, und eines neuern gleichfalls zerstörten Castells, so kraus durch einander, daß es eines erfahreneren Blickes, als der unsrige war, bedurft hätte, sie gehörig von einander zu unterscheiden.

Die Mauern des alten Cefalediums sind noch erkennbar. Roger I. hat das neue Cefalu und die Cathedrale erbaut, in der man noch seine Krone und seinen Mantel zeigt. Die Stadt trägt alle Spuren des Elendes und der Verarmung. Noch vor Kurzem soll ihr Wohlstand durch den Handel mit geschätzten Weinen, mit Öhl, vorzüglich aber mit Manna, das von den Eschenwaldungen auf den nahen Gebirgen gesammelt wird, bedeutend gewesen seyn. Als wir wieder nach unserm Gasthofe zurückkehrten, hatte sich eine Schar von Männern und Weibern an der Thüre versammelt, die uns neugierig betrachteten, und uns endlich bescheiden baten, deutsch zu sprechen. Wir gönnten ihnen das Vergnügen, sich an den fremdartigen Lauten zu erlustigen.

Die Hoffnung, einen günstigen Wind zur weitern Fahrt zu bekommen, schwand indeß allmählig, und wir beschlossen, noch an demselben Abende unsere Reise bis S. Stefano, einem acht Stunden von Cefalu entfernten Ort, zu Lande fortzusetzen. Bald war ein hinreichendes langohriges Geschwader zusammengetrieben, und nicht ohne gegenseitiges Belächeln unseres stolzen Ritterzuges machten wir uns auf den Weg. Unsere Canoniere sandten wir voraus nach Sta. Agatha, wo wir sie am Abend des nächsten Tages wieder finden wollten.

Der Weg wand sich Anfangs auf den Höhen des Vorgebirges durch Bäume und Gebüsche am Rande des Meeres recht anmuthig hin. Bald aber unterbrachen ihn die breite, zwar ausgetrocknete, aber mit den Merkmalen der Zerstörungen ihren Lauf bezeichnende Torrente, die Abhänge gegen die See wurden immer steiler, der Pfad immer ungleicher, enger und beschwerlicher. Oft senkte er sich ganz an den Strand hinab, und verlor sich im tiefen Sande, über den das Meer seine Brandung bis an die Hufe unserer Thiere wälzte. Die Nacht brach heran, und der Mond, der die Gegend hell beschien, machte ihr Bild nur noch grauenvoller. Mit frohem Herzen begrüßte jeder die Mauern von S. Stefano, die endlich im Mondenscheine von einer ziemlich beträchtlichen Höhe herabsahen.

Der Bischof von Cefalu, der sich eben für einige Wochen in S. Stefano, welches zu seinem Sprengel gehört, aufhielt, nahm uns noch spät nach Mitternacht mit vieler Gastfreundschaft auf. Der kurze, aber erquickende Schlaf, dessen wir unter seinem Dache genossen, hatte uns am folgenden Morgen mit frischer Kraft und Munterkeit gestärkt.

Fröhlich bestiegen wir unsere Thiere. Der heitre Morgen, die üppige lachende Gegend, durch welche wir Anfangs zogen, versetzte uns in die gemüthlichste Stimmung. In einem Fondaco am Gestade nahmen wir einige Erfrischung, aus Obst und kalter Küche bestehend, ein. Wir lagerten im Hofraum, um uns gruppirten sich unsere Maulthiertreiber mit ihren Thieren, die Compagnie d'armi mit ihren langen Gewehren und ihrem Costüm, in welchem sie den catalonischen Miquelets ähnlich sahen. Die Bauern, welche die Neugierde herbeygelockt hatte, erinnerten mich in ihren kurzen braunen Jacken, in ihren bunten Haarhauben mit den braunen Gesichtern und den leuchtenden Blicken, lebhaft an die Pyrenäen: so ungefähr mochte sich eine Guerillas-Schaar oder jetzt Merinos-Bande ausnehmen, wann sie eben siegreich mit der feindlichen Beute heimkehrte. Auch die Gegend gemahnte hier an die baskischen oder catalonischen Küsten. Schroffe Felsen ragten als Vorge-

birge in die See, die Bette häufiger Torrenten durchkreuzten mit grauser Verwüstung den kaum erkennbaren Weg, hohe Berge thürmten sich rauh und unfruchtbar am öden Strande auf, und nur auf ihren entfernten Rücken, oft den höchsten Spitzen derselben, klebten, wie des Raubvogels Nest, graue, traurige Steinmassen, die man Mühe hatte, für Orte, von Menschen bewohnt, zu erkennen. Erst gegen das Ende unserer Tagreise ward das Gestade flacher, der Boden bebauter, die Gegend anmuthiger. Wir kamen durch ein Dörfchen mit einigen niedlichen Landhäusern, voll Gärten, in welchen stolze Palmen zwischen Orangenblüthen prangten. Der Name des Dorfes entsprach dem lockenden Ansehen, es hieß Acqua dolce, von einem freundlichen murmelnden Bache, der aus dem Gebirge herabrieselt, also genannt. Auch die Physiognomie der Natur hat ihre Täuschungen, wie das heiter lächelnde Gesicht des Menschen. Eben dieß geschwätzige schmeichelnde Wässerchen vergiftet das ganze schöne Thal, und verbreitet den Hauch des Todes über die reitzende Landschaft. Die Malaria, dieses Gespenst, dessen wir zu Palermo noch als eines armseligen Märchens spotteten, übt hier seine verheerenden Wirkungen aus. Ein einziges Nachtlager an einem Orte genommen, wo sie herrscht, ist oft hinreichend, wenn eine krankhafte Anlage, oder erschöpfende Anstrengung den Körper dazu geeignet hat, tödliche Nerven- und Faulfieber zu erzeugen. die Einwohner selbst wanken mit aufgedunsenem Gesichte und geschwollenem Unterleibe matt- und kraftlos umher, und Wassersucht und schleichendes Fieber enden früh ihr sieches Leben. Häufig finden sich in Sicilien, besonders in den Thälern, und überall, wo sich stehende Wässer bilden, die Gegenden, die der Malaria wegen verrufen sind. In den Monaten, wo der Leim, den die Landleute in den Gewässern zubereiten, die Luft mit verdoppeltem Giftstoffe schwängert, wird selbst das Reisen im Innern des Landes sorgfältig vermieden. Die Furcht der Sicilianer vor der Malaria übersteigt alle Grenzen, und nichts glich ihrem Erstaunen, als sie sahen, daß wir es wagten, ihren Warnungen zu trotzen.

(Die Fortsetzung folgt)

Frühlingslied.

Wie hold und lieblich ist es um mich her,
Der Zweig nickt küssend zu den Blumen nieder,
Die Sonne ruht auf spiegelhellem Meer,
Vom fernen Walde tönen sanfte Lieder;
Die Lerche schwirret hoch in blauer Luft,
Das Täubchen girret in des Haynes Gründen,
Die Pflanze haucht den reinsten Balsamduft,
Und felsenan sich Reb' und Efeu winden.

Du breitest deinen Teppich aus, Natur,
Du schmückst die Erde dir im Feyerkleide,
Der Frühling zieht mit Düften durch die Flur,
Und alles singet dir in reicher Freude.
Der Wurm im Staube deinem Hauch erwacht,
Der Adler, der empor zur Sonne strebet,
Das scheue Wild in finst'rer Waldesnacht,
Der Drache, der in öden Klüften lebet.

Und alles Leben fühlt die süße Macht,
Dein reiches Füllhorn hast du ausgegossen,
Dein lichter Tempel steht in hehrer Pracht,
Die Schöpfung hält dein Liebesarm umschlossen.
Belebt sich alles, neu durch dich belebt,
Und dein ist alles, dir hervorgerufen,
Und alles würdig dir zu dienen strebt,
Und alles knie't an deines Thrones Stufen.

Und, wie die Mutter hegt ein schlummernd Kind,
Hältst du die wonnetrunk'ne Welt umfangen,
Im Hauch der Luft umfächelst du sie lind,
Dein Wehen stillt das glühende Verlangen;
Manch süßer Traum, der längst der Brust entschwand,
Erwachet, wenn dein Frieden uns umhauchet,
Und jeder Freude Bild dir wie gekannt
Sich neu in den gestillten Busen tauchet.

Julie Norbheim.

Miscellen.

Shenstons bewunderte Inschrift auf eine junge Verwandte:

„Heu quanto minus est cum reliquis versari, quam tui meminisse"

mag wohl durch Petrarca's Zeile:

Languir per lei meglio è che gioir altra

entstanden seyn.

Ein englischer Redner kann in einer Stunde sieben tausend fünf hundert Worte, also etwa hundertzwanzig in einer Minute aussprechen. (S. Gibbons Leben S. 258.)

Von einem strengen Puritaner singt ein englischer Dichter:

Er hängte seine Katz' am Montag,
Weil sie ein Mäuschen fing am — Sonntag.'

Wer nicht Geld genug besitzt, um sich viele Bücher anzuschaffen, kaufe, nach Guy Patins Rathe, nur den Aristoteles, Plinius, Plutarch und Seneca, und er hat eine vollständige Bibliothek.

In Italien tragen viele Männer den Weibernamen Maria. In Frankreich ward ein Montmorency, auf Begehren der Gemalinn Ludwigs XII. (Anna von Bretagne), Anna getauft.

Als ein Histrio im Trauerspiele bey: „O Jupiter!" die Hand gegen den Boden und bey „O Erde!" gegen den Himmel ausstreckte, sagte ihm der Sophist Polemon: „Deine Hand hat einen Solöcismus begangen."

Als die Athenienser dem Sohn Philipps nicht göttliche Ehre zuerkennen wollten, sagte der Redner Demades: „Hütet euch, daß ihr nicht, während ihr den Himmel bewahrt, die Erde verliert!"

Haug.

Die Geburt der Zeit.

Bedrängt von feindlich strebenden Gewalten
Eilt diese Zeit, im Schooße bange Wehen,
Dem Abgrund zu, und bald erstehen
Aus seinem Schlund noch trübere Gestalten.

Die Zwietracht steigt herauf, der Haß mit kalten
Erbarmungslosen Blick, und taub dem Flehen;
Die Mordlust, aufgeschürzt, in Blut zu gehen,
Und alle Geister, die zerstörend walten.

Wem reicht die Hand des Himmels einst die Ketten,
Die gift'ge Brut mit muthigem Erkühnen
Zu fesseln, und in's feste Joch zu zwingen;

Von ihrer Thorheit Fluch die Welt zu retten,
Durch Glauben sie und Liebe zu entsühnen,
Und neue Hoffnung ihr zurückzubringen.

M. Enk.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, den 16. März 1822.

Wir haben keine Oper mehr. Unsere besten Sänger und Sängerinnen haben uns am 7. d. in Rossini's neuester Oper „Zelmira" Lebewohl gesagt, ohne die Hoffnung eines Ersatzes hinterlassen zu haben.

Die ephemäre Erscheinung „Zelmiren's" wurde von dem hiesigen Publicum mit rauschendem Beyfall aufgenommen.

Rossini darf sich allerdings geschmeichelt fühlen, daß man diese seine neun und dreyßigste Oper so ungern das Repertoire ihrer Vaterstadt verlassen gesehen. Alle hiesigen tiefer denkenden Kunstverständigen leben der Hoffnung, daß sein Genie sich die nordische Kraft aneignen, und daß der Erfinder des musikalischen Colorits das bezaubernde Helldunkel seiner Melodien nicht mehr an Karrikaturen zwecklos verschwenden möge.

In der zweyten Hälfte der Fastenzeit wird herkömmlicher Maßen in S. Carlo ein Oratorium biblischen Inhalts gegeben. Seit drey Jahren hat man Rossini's „Moses" aufgeführt. Heuer endlich kehrte „Athalia" von S. Meyer nach Neapel zurück, aus dem sie im vorigen Jahre durch die revolutionären Ereignisse verscheucht worden war. Wie viel hatte sich aber indessen geändert! An die Stelle einer Prima Donna, tritt Sigra. Fabré mit einer geschwächten, fast immer gedeckten Stimme, für welche auch der schönste Vortrag nicht entschädiget, und statt eines David's, dessen Colorit, natürliche Geläufigkeit, Stärke und Höhe der Stimme sehr oft großen Effect machen, ein Donzelli, der mit Ausnahme des „O" keinen Vocal rein singt, und ohne Schule und Kenntniß des Effects sein „Ü" und „Ö" in die Welt hinein singt. Galli's sonorer kraftvoller Baß war durch einen kreischenden Bierbaß supplirt, und endlich der Barritono gänzlich von S. Carlo verschwunden.

In solche Hände gerieth die unglückliche Athalia. Wäre sie das Werk eines Halbgottes und der Beyfall der Hälfte des Publicums, mit oder ohne Haverey, assecurirt gewesen, sie hätte fallen müssen. Ich will damit keineswegs behaupten, daß Meyer in diesem Oratorium sich seiner frühern Leistungen würdig gezeigt habe: welcher Effect läßt sich von einer Oper erwarten, die für zwey mittelmäßige Soprani und zwey schlechte Tenori eingerichtet worden? Sind die Recitative auch gut, so werden sie größten Theils schlecht gesungen. Auch Athalia's erste Arie: „Alme fide! a questi accenti etc. macht keine Wirkung." Die Ensemblestücke sind ohne Effect und derjenige Theil, welcher gerade im Oratorium am fleißigsten behandelt seyn sollte, die Chöre, ist, mit Ausnahme der

Preghiera, mißrathen. Ich konnte die Original-Partitur noch nicht in die Hände bekommen. Aber so wie Athalia gegeben wird, kann Meyer sie unmöglich geschrieben haben. Sigra. Fabré verstand es nicht, von den Renten ihrer ehemals so schönen Stimme zu leben: sie hat vom Capitale gezehrt, dessen letzter Rest während des sechsmonatlichen Engagements auf den hiesigen Theatern wahrscheinlich ganz darauf gehen dürfte. Sigr. Donzelli, so sehr er auch im Theater della Scala gefallen haben soll, war nie ein Sänger. Er hat sein Pfund in der frühern Jugend vergraben; es war aber edles Metall und ging daher nicht ganz zu Grund. Seine sonore schöne Stimme erreicht selten G, ist unbiegsam und eigensinnig. Ohne Schule und ohne Grazie ist er auch im einfachen Gesange nicht zu ertragen, der sich eben so wenig mit harten Tönen verträgt, als die Bravour.

Die Decorationen sind unter aller Kritik, und jede Dorf-Synagoge darf dem Salomonischen Tempel zur Seite gestellt werden. Auch das Orchester läßt sich große Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Schon bey der zweyten Aufführung war die Zahl der Bänke größer, als die der Zuhörer. Fioravanti's „La morte di Adelaide" vom Teatro del Fondo mußte aushelfen.

Ich will die Gründe nicht untersuchen, warum jede nichtpesarefische Oper mit Nachlässigkeit gegeben wird, sondern nur bemerken, daß man sorglos am Fuße des abgedorrten Baumes ruhend, dessen goldene Früchte abgesammelt worden, den Blick nach neuen Gegenden zu richten scheint, wo für das Ökonomie-System noch neue, der Ausziehung der Kubikwurzel fähige, Größen zu hoffen sind.

Für die Osternzeit werden in S. Carlo „Le Danaide" von Pavesi, und in Fondo „La testa maravigliosa" von Generali, beyde alte Opern, einstudiert. Mercadante ist mit dem Auftrag, eine Oper für seine Vaterstadt zu schreiben, vor einigen Tagen hier angekommen. Mad. Féron wird erst im Monat July eintreffen.

Dieses ist in kurzen Worten der gegenwärtige Zustand der Oper in dem ehemals weltberühmten S. Carlo-Theater, und zugleich ein trauriger Beleg zum Resultat der Fortschritte, welche die Eleven des hiesigen Conservatoriums nicht machen. Daß seit beynahe zehn Jahren kein Künstler von Bedeutung aus diesem Institute hervorgegangen ist, und eine Anstalt mit solchen Fonds und Hülfsmitteln so verwahrlost wird, mögen jene verantworten, die an ihrer Spitze stehen, und deren Pflicht es wäre, den keimenden Talenten nachzuspüren, und ihnen den Weg zum Heiligthum der Kunst zu bahnen. Dazu gehört aber, in moralischer Hinsicht, ein lebendiger, kraftvoller, unermüdeter Geist zur Aneiferung, in physischer, eine Administrirung der Fonds, welche wenigstens die Stillung der nothwendigsten Bedürfnisse der Eleven nie aus dem Gesichte verliert, was gegenwärtig leider nur zu oft der Fall ist.

Der Kunstreiter de Bach hat vor vier Wochen seine Vorstellungen in dem auf dem Largo del Castello eigends erbauten Circus mit sehr gutem Erfolge begonnen, welche S. M. der König und JJ. kk. HH. der Herzog und die Herzoginn von Calabrien häufig mit allerhöchst Ihrer Gegenwart beehren, und durch ihre Beyfallsbezeigungen das Vergnügen der Zuschauer erhöhen.

Modenbild XVI.

Kleid von myrthengrünem Taffet mit Verzierungen von Atlasbändern oder Rollen in den Farben des Regenbogens. Hut von Crepp mit Blumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Stadel. Fr. Gröber sc.

XII. Wiener Moden. 47. 1822.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 20. April 1822.

48

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteli. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung)

Auch Sta. Agatha, ein dem Prinzen Militello gehöriger Ort, in dessen Schlosse wir übernachteten, hat den Ruf, eine sehr ungesunde Luft zu besitzen. Wir selbst fühlten uns am nächsten Morgen mit Unbehaglichkeit und Kopfschmerzen beschwert. Das Schloß, von dessen ehmaliger Veste noch jetzt die Kanonen zeigen, die auf der Terrasse vor unsern Fenstern auf morschen Lafseten aufgeführt waren, erinnerten lebhaft an die Romane der Lady Rathcliff. Hochgewölbte öde Gemächer mit herabhängenden Tapeten, verborgene Treppen, finstere Thürme mit Bollwerken, auf welchen Gras und dichtes Unkraut wuchert, am Fuß der Felsenmauern das Meer, das ungestüm an die Küste schlägt, indem ferne Gewitter die schäumenden Wogen mit dumpfem Rollen über den Sand hinwälzen, entsprachen ganz den Bildern ihrer Phantasie. Ich saß auf dem Rande der hohen Ballustrade, und sah dem interessanten Schauspiele zu. Die Blitze leuchteten, und die weißen Häupter der Wellen flogen in ihrem Wiederscheine auf rabenschwarzer Fläche hin. Einige Schiffe, die auf der Rhede lagen, mußten an den Strand gezogen werden, die kühnen Seeleute, die sich schwimmend in die ungestüme Brandung warfen, die Anstrengung mit der sie die schwere Last hinanzogen, gaben der Landschaft eine Staffage, die eines Claude und Vernet werth gewesen wäre. Auch unsere Canoniere mußte sich vor den Gefahren des Nachtsturmes in Sicherheit setzen. Gegen Morgen legte sich zwar der Sturm, aber es trat Sirocco ein, und ein dichter Regen strömte aus den tief unter den Gebirgen fortstreifenden Nebeln herab. Auch dieses Ungemach ging vorüber. Um acht Uhr, als wir uns schon bereit gemacht, die Pferde zu besteigen, erhob sich ein frischer Ostwind, die Wolken theilten sich, und mit vollen Segeln flogen wir um die gefürchteten Vorgebirge, die düster und abschreckend auf uns herabsahen. Wir legten an der Marine zu Patti an, den Abend und mit ihm den Vento di terra abzuwarten.

Es war mir sehr willkommen, diesen Ort kennen zu lernen, an dem gerade vor hundert Jahren ein österreichisches Heer gelandet und gelagert hatte. Ich freute mich innig, dem Andenken der wackern Krieger und ihrem tapferen Heerführer, die nicht nur gegen einen bedeutenden Feind, und mit tausendfachem Ungemach, sondern auch gegen den größern Theil der bewaffneten Einwohner einen so harten Kampf zu bestehen hatten, eine gerührte Erinnerung zu weihen. Wir widmeten ihrem Andenken mit gerührtem Herzen eine Libation des kräftigen Syrakusers. Die Marine von Patti gewährt ein freundliches Ansehen. Unser Auge ergetzte sich an dem Anblick einer herrlichen Linde mit Bänken, und einem runden Steintische unter ihrem duftenden Schatten. Der Handel mit Töpferarbeiten, der hier nach der Barbarey und selbst nach Genua und einen Theil des südlichen Frankreichs getrieben wird, verschafft dem Orte einen größern Wohlstand, als man längst der ganzen Strecke an dieser armen Küste zu finden gewohnt ist. Die Stadt Patti selbst liegt eine halbe Stunde weiter landeinwärts in einem recht hübschen Thale. Zweymal, von Friedrich II. von Aragonien und von den Türken zerstört, erhebt es sich langsam aus seinen Ruinen. Das ehmalige Tyndaris dagegen, und dessen Lage ist kaum mehr aus wenigen Trümmern an dem heutigen Vorgebirge Tyndaro zu erkennen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir wieder zu Schiffe stiegen. Unser Capitän stach weiter in die See, um die leichtere Umschiffung des Vorgebirges, und jenes von Melazzo, mit frischem Ostwinde zu bewerkstelligen. Wir saßen und lauschten den Erzählungen der Schlacht bey Trafalgar auf denselben Fluthen, auf welchen einst Augustus und Sextus Pompejus einen, für die Welt vielleicht nicht minder wichtigen, Kampf gekämpft hatten. Unser kunstloser, aber anziehender Erzähler war ein Lohnbedienter, den wir von Palermo aus mit uns genommen. Er war noch als Knabe zu einem Engländer in Dienst getreten, und hatte seine ganze Lebenszeit auf Reisen und zur See zugebracht. Bey der Schlacht von Trafalgar befand er sich auf dem Thondern von vier und siebzig Kanonen, Capitän Talbot. Mit demselben Schiffe hatte er auch die merkwürdige Fahrt durch die Dardanellen gemacht, und einer jener ungeheueren Steinbälle, welche aus den Schlössern des Bosphorus auf die brittischen Schiffe geschleudert wurden, war auch auf das seine gefallen, und hätte ihn beynahe zerschmettert. Onofri ist jetzt der Cicerone aller, Sicilien durchwandernden Fremden, und verdient, jedem, der diese Reise unternehmen will, empfohlen zu werden. Die Stunden flogen, wie die Bilder des Vorgebirges, das wir jetzt glücklich umschifft hatten, vorüber, und Melazzo's Thürme und Bollwerke stiegen über die dunklen Schattenmassen des Felsenufers am schimmernden Sternhimmel herauf. Das Steuer lenkte nach dem willkommenen Hafen, und nach einem kurzen Verständniß mit dem Beamten der Sanität, traten wir in der, für uns schon bereit gehaltenen, Wohnung ab. Ich zögerte nicht, Morpheus die Rechte einzuräumen, die Neptun ihm streitig gemacht hatte.

Melazzo, das alte, von den Calcidäern gegründete, Mylas, gewährt, außer in militärischer Hinsicht, wenig Bemerkenswerthes. Nachdem wir die Forts die Befestigungen des ansehnlichen Hafens und das allmählig verfallende Lager der Engländer und einiges andere gesehen hatten, machten wir uns nach Messina auf den Weg, wo wir noch vor Einbruch der Nacht einzutreffen wünschten.

Wir fuhren pfeilschnell auf einer wohlbemannten Lancia in weniger denn einer Stunde über den Golfo. Mit Vergnügen weilte der Blick auf den reichen Fluren, auf welchen einst Apoll seine Rinder geweidet, und wo man noch heute zahlreiche Heerden sicilianischer Stiere mit ihrem mächtigen Gehörne zwischen wohlbebauten Feldern, Weingebirgen und Olivenpflanzungen weiden sieht.

Von Divieto führt ein Reitpfad sehr steil und beschwerlich an dem kleinen Orte Gesso vorüber, bis auf den Gipfel des Hauptrückens. Aber überschwenglich belohnt hier, besonders von da an, wo der Telegraph errichtet worden ist, eine der herrlichsten Aussichten, die man sich zu denken im Stande ist. Von einer Seite die Landschaft, die man verlassen, Melazzo mit dem ganzen Umfange seiner Halb-Insel, das tyrrhenische Meer, die äolischen Inseln, von der andern, wie das bezauberndste Panorama, Messina mit seiner Citadelle, seinem Hafen, und der sprudelnden Charybdis, die Straße des Farus, das jonische Meer, und Messina gegenüber von dem Abendstrahle magisch erleuchtet, Calabriens Küsten, Scilla, Reggio und das Cap Pellaro. Wir standen lange hingerissen von dem wundervollen Anblicke, ehe wir Worte finden konnten, unser Vergnügen und unsere Empfindungen zu schildern. Der weitere Weg senkt sich über malerische Höhen in vielen Krümmungen und ziemlich schnell in ein romantisches Thal hinab, welches zwischen Wald und Weingebirg und einzelnen Landhäusern bis nach Messina hin läuft, dessen Vorstadt wir mit Einbruch der Nacht erreichten.

Messina, am 15. Sept. 1821.

Dünkt es mich doch, als bebte der verderbenschwangere Abgrund, der vor vierzig Jahren diese Pallazata, diese stolzen Tempel, diese mächtigen Gebäude, diese reichen Villen verschlang, noch immer unter unsern Schritten, und ein unwillkürliches Grauen befällt mich, sehe ich die unbefangene Ruhe dieser Menschen, die auf derselben Stelle, welche noch Schutt und Trümmer decken, über einer Hölle von verheerenden Glutstoffen, der gräßlichsten Erfahrung zum Trotze, mit stolzerer Kühnheit, als zuvor, ihren neuen Bau beginnen. Schon erhebt sich prächtiger denn je das Amphitheater der neuen Pallazata; prangend stehen die hohen Kuppeln und Thürme wieder da, und stattliche Palläste und geschmackvolle Wohnhäuser reihen sich nach der Schnur in den breiten wohlangelegten Straßen. Noch wenige Jahre und von der schrecklichen Begebenheit, die eine der blühendsten Städte beynahe aus dem Grunde zerstörte, bleibt nichts, als die jetzt schon fabelhaft gewordene Rückerinnerung an dieselbe. Der 5. Februar 1783 war es, wo das gräßliche Naturereigniß begann, das zwey Monate hindurch mit abwechselnder Wuth an Siciliens und Calabriens Küsten dreyhundert vierzig Orte verheerte, und über 50,000 Menschen unter ihren Trümmern begrub. Ungewöhnliche Erscheinungen in der Atmosphäre, häufige Gewitter und sonderbare Bewegungen in den Strömungen der See waren lange vorhergegangen; am verhängnißvollen Tage selbst war die Luft schwer und ruhig, der Himmel mit dichtem Gewölk umzogen und ein flammender Dunstkreis umhüllte die Gegend. Um Mittag wankte der Boden, die Erdstöße nahmen mit verdoppelter Heftigkeit zu, Mauern, Dämme, Gewölbe spalteten sich, und eine ungeheuere Wolke von Staub und Rauch der einstürzenden Gebäude, von ringsum auflodernden

Flammen durchzuckt, hüllte die fliehenden Bewohner in Nacht, der Boden wich unter ihren Füßen, und das Geschrey der Angst, der Wehklage und der Verzweiflung erfüllte die Lüfte. Aus Nordwest stieg jetzt eine lange weißgraue Schauerwolke empor, hinter ihr thürmten sich furchtbare Gewittermassen auf, welche sich über dem Schauplatz der entsetzlichen Verwüstung unter betäubenden Donnerschlägen in Sturm und Regengüsse entluden, die alles, was die Erde nicht verschlang und die Flamme nicht verzehrte, in ihren Fluthen hinwegzuschwemmen droheten. Nur das Meer, welches sich in einer Ruhe befand, die um so gräßlicher gegen den Aufruhr der Elemente abstach, nahm erbarmend die Unglücklichen auf, welche die mütterliche Erde verstieß. In Calabrien tobten dagegen die Wogen desto furchtbarer. Dennoch wollten auch dort die Flüchtigen sich lieber dem Meere, als den Schrecken des Landes vertrauen. Vergebens warnte der Prinz von Scilla. Alles stürzte nach dem Strande, und Tausende warfen sich auf die Schiffe, auf Fischerbarken und Kähne, da spaltete ein heftiger Erdstoß den gewaltigen Felsen, auf welchem Scilla erbaut ist, die Hälfte riß sich los und stürzte donnernd in die See. Berge hoch schlugen die Fluthen aus dem tiefsten Abgrunde empor, das Meer trat weit über die Küste hinein. Als es in seine Grenzen zurückkehrte, deckten die Leichname der Unglücklichen und die Trümmer ihrer Schiffe den Strand und die Wellen. Nach acht Wochen einer immerwährenden Todesangst, welche die Messineser unter Zelten und Hütten in freyem Felde zugebracht hatten, wagten sie es, zu dem Grabe ihres Wohlstandes und ihres häuslichen Glückes zurückzukehren. Erst nach Jahren dachte man daran, zum Wiederaufbau der Stadt zu schreiten. Von achtzig tausend Einwohnern, die früher in seinem Umkreise wohnten, zählt Messina nur noch etwas über die Hälfte. Eine bedeutende Zahl war vierzig Jahre früher von der Pest hinweggerafft worden, die in ihren Mauern wüthete. Mit Erstaunen sieht man daher, was der Wohlstand weniger Jahre und die begünstigenden Handelsverhältnisse der letztern Epoche aus Messina zu schaffen vermocht hätten, begönnen nicht durch einen neuen Umschwung der Dinge die Quellen ihres aufblühenden Glückes aufs neue zu versiegen, und die stolzen Unternehmungen ins Stocken zu gerathen, die ihre Stadt wieder zur schönsten in Sicilien zu erheben bestimmt waren. Nichts desto weniger zählt sie schon wieder, außer einer Menge von Privat-Palästen, über vierzig Klöster und eine verhältnißmäßige Zahl zum Theil prachtvoller Kirchen, eine Börse, zwey Theater, und andere öffentliche Prachtgebäude. Die Pallazata, so wie ihr bisheriger Bau es errathen läßt, mit seinen Statüen und Fontänen, verspricht eines der herrlichsten Denkmäler der Baukunst zu werden. Der Platz der Kathedrale mit der Bildsäule Carls II., der Springbrunnen auf dem Maltheser-Platze, die Bildsäule des Don Juan d'Austria, die ihm Messina zum Andenken der Schlacht von Lepanto errichtet, ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Für den Kenner der Kriegsbaukunst gewährt die sternförmige Citadelle mit ihren Außenwerken und dem Fort S. Salvadore, das mit der gegenüber liegenden Schanze Castellazzo den Hafen sperrt, das mannigfaltigste Interesse; der Hafen selbst, der schönste vielleicht, den die Natur gebildet, dessen weites und tiefes Becken ganze Flotten zu fassen vermöchte, zeigte jetzt wenig Leben, und aus dem Farus, der sonst von Masten wimmelte, führte der Lothse nur selten die Segel eines Kauffahrers durch die Wir-

bel der Charybdis. Die eigentliche gefährliche Stelle dieser letzten liegt nur wenige Toisen vom Ausgange des Hafens am Fort Salvadore und wird, wahrscheinlich ihrer Gestalt wegen, il Faro Falo genannt. Die entgegengesetzten Strömungen, und der N. N. Ostwind, Greco genannt, führen oft kleinere Schiffe in den Hafen; aber größere Fahrzeuge wagen es nicht leicht, ohne Lothsen einzulaufen. Ein brittisches Kauffahrteyschiff, welches während unserer Anwesenheit diese Vorsicht verschmähte, entging nur mit genauer Noth der Gefahr des Scheiterns, ward aber so beschädigt, daß es sich mehrere Wochen lang im Hafen liegen zu bleiben genöthigt sah. Das Wagniß, in der Nähe dieser Wirbel und Schlünde zu steuern, hat Schiller in seiner Ballade mit der ganzen Lebendigkeit seines Genies, dargestellt. Es möchte nicht allgemein bekannt seyn, daß ihr geschichtlicher Held, der Fischer Colas, genannt il pesce, der König aber Friedrich von Arragonien war. Auch in dem Umstande hat der Dichter, vielleicht nur zufällig, die Schrecken dieser Gewässer der Wahrheit treu geschildert, daß er sie mit dem Hayfische bevölkert, der hier so häufig ist, daß man die Meerbäder nur mit Vorsicht gebrauchen kann. Wir hatten Gelegenheit uns von der Gefräßigkeit dieses Thieres mit unsern eignen Augen zu überzeugen. Ein Hay hatte einen Fisch von der Gattung eines mittelmäßigen Thuns bis auf den Kopf verschlungen, der, blutend aus dem Rachen desselben hängend, auf eine Länge des ganzen Thieres von wenigstens sechs bis sieben Schuh schließen ließ. Eben so häufig ist der kriegerische Schwertfisch (pesce spada), dessen Fang eine sehr unterhaltende Jagd gewährt. Er wird in Böten mit Harpunen verfolgt, die der verwundete Fisch mit pfeilschneller Geschwindigkeit nach sich zieht, bis ihn Blutverlust und Ermattung den Händen seiner Feinde überliefern. Es gehört Behendigkeit und Muth dazu, um nicht von dem wüthenden Thiere mit dem Rachen umgeschlagen, oder in die Tiefe gezogen zu werden. Am Cap des Faro, wo dieser Fang gewöhnlich Statt findet, dem Torre di Cavalla in Calabrien gegenüber, treten sich die beyden Küsten so nahe, daß, wie man sagt, die Menschenstimme durch ein Sprachrohr von der einen zur andern reicht. Die Franzosen hatten versucht, aus den, vor Cadix erfundenen, Mörsern aus Calabrien Bomben bis auf das Fort des Faro zu schleudern. Der bezaubernde Anblick der Fata Morgana, welcher die Leser sich noch von ihren Kinderjahren her aus den Veillées du Château erinnern werden, die man gerade auf dieser Stelle des Meeres am häufigsten zu sehen pflegt, ward uns leider nicht zu Theil.

(Die Fortsetzung folgt)

Amor und Hymen.

Nicht das Auge des Gottes der Liebe hülle die Binde,
Aber den Schutzgott der Eh' malt mit verbund'nem Gesicht.
Offenen Auges wähle der Jüngling, wähle das Mädchen;
Blind für Anderer Reiz seyen der Mann und das Weib.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Dresden, Anfang April 1822.

Nachdem wir hier mit hohem Genuß die Wiederholungen der Oper Sargino von Paer gehört hatten, in welcher unser Cantù sich selbst übertraf und das Publicum zu solcher Begeisterung hinriß, daß er zwey Mal herausgerufen und mit enthusiastischem Beyfall belohnt wurde, unterbrach leider eine heftige Krankheit dieses ausgezeichneten jungen Sängers alle Vorstellungen unserer italienischen Oper, da er als erster Tenor in allen bis jetzt einstudierten Opern zu thun hat Er ist jetzt freylich außer Gefahr und wir dürfen hoffen, ihn ganz wieder hergestellt zu sehen, doch wird er sich noch lange schonen müssen. Es war doppelt schmerzlich und störend jetzt, da gerade eine neue Oper von dem jungen Rastrelli: „Velleda, la donna del bosco" zum Debut der lieblichen Contrealtsängerinn Costanza Tibaldi, Tochter unsers braven Tenoristen, aufgeführt werden sollte; nun wird diese genöthigt, in der weit schwierigern Rolle des Tancredi zum ersten Mal aufzutreten. Ein zweytes, gleich sehr interessantes Debut, das der jungen hoffnungsvollen Sängerinn, Marianna Zanetti, Schülerinn unsers trefflichen Polledro, als Cenerentola, ist gleichfalls durch Cantù's Krankheit hintertrieben. In derselben Oper sollte auch Signor Zezi, ein junger, sehr ausgezeichneter Baßsänger, den Morlacchi aus Italien mitgebracht hat, zuerst auftreten. Aus demselben Grunde ist auch die Wiederholung des herrlichen Oratoriums unsers Morlacchi: „La morte d'Abel" unterblieben. Paer's Oratorium: „Il santo Sepolcro," eine angenehme, aber durchaus im leichten Theaterstyl geschriebene Musik, ohne Tiefe, Würde und Gehalt, ist an dessen Stelle getreten. Über den obenerwähnten Baßist Zezi gibt es nur Ein Urtheil: wir hörten, er besitzt eine herrliche Baßstimme mit einem Wohllaute, einer Beweglichkeit, Fülle und Kraft, wie sie selten zu finden seyn dürfte. Da die Gestalt und das Äußere dieses jungen Sängers auch vortheilhaft sind, so darf sich unsere Oper einen großen Gewinn an ihm versprechen. Sassaroli und Tibaldi sangen in diesem Oratorium ungemein brav und wußten durch ihren gefühlvollen schönen Vortrag einigen Ersatz zu geben für die flüchtige Behandlung des Componisteurs.

Auch unser deutsches Theater wurde durch die Krankheit unserer ersten Schauspielerinn, Mad. Schirmer, unterbrochen. Das Auftreten von Mlle. Maaß in einigen Gastrollen gab den Darstellungen wieder einiges Interesse und Leben. Der Styl dieser Künstlerinn grenzt so sehr an Manier, daß längere Zeit dazu gehört, um sich damit zu befreunden, daher gefiel sie in ihrer ersten Rolle als Baroninn in: „Stille Wasser sind betrüglich," am wenigsten. Als Donna Diana hatte sie einige wahrhaft große, ergreifende und rührende Momente, die ihr besonders den Beyfall der Kenner erwarben. Jetzt erwarten wir die Gastrollen von Hrn. und Mad. Wolf aus Berlin.

Das fünfte Abonnementconcert der königl. Capelle gewährte am 26. Februar sehr reichen Genuß. Eine schöne, phantasievolle Symphonie von Ries eröffnete es. Dlle. Funk sang eine Cavatine von Coccia sehr brav; unser geschickter Violinspieler, Kammermusikus Peschke, trug hierauf ein Concert von eigner Composition mit Beyfall vor. Die Jagdouverture von Mehul eröffnete den zweyten Theil, hierauf sang Cantù die Arie aus der Oper Othello: „Che ascolto, oimè, che dici!" Kammermusikus Dietz spielte Variationen auf der Oboe sehr brav, und das herrliche Duett aus Rossini's Armida, von Hrn Cantù und Mlle. Funk trefflich vorgetragen, machte den Schluß. Das sechste und letzte solche Concert wurde am Palmsonntag gegeben und Neumann's Oratorium: „I Pellegrini" darin aufgeführt. Signora Sandrini, Mad Drewitz, eine brave und geschickte Dilettantinn, Mad. Miekfch und die Hrn. Tibaldi und Sassaroli hatten die Soloparthien darin übernommen. Die Musik ist gründlich gearbeitet, edel und wahrhaft fromm, indeß ist es nicht zu läugnen, daß die Formen etwas veraltet sind, und daß man sich jetzt schwer an eine solche Monotonie wieder gewöhnen würde.

Das Herrlichste in diesem Oratorium ist der berühmte Pilgergesang, der aber noch weit ergreifender und rührender klingt, wenn er von fünf Singstimmen einzig mit Begleitung von Harfe und Clarinetten ausgeführt wird.

In unsern geselligen Kreisen schien ein besondrer Hang zu künstlerischen Ergetzungen vorzuwalten. So wurden in einem vornehmen Hause eine Reihe von Tableaux vivans dargestellt; sie begannen mit Nachbildungen der: Vierge au Rocher, von Leonardo da Vinci, und der heiligen Cäcilia von Raphael. Diese weltberühmten Meisterwerke passen eigentlich am wenigsten zu solchen Belustigungen; alle Verhältnisse, alle Nebendinge sogar sind dabey so wichtig und so weise geordnet, daß jede unvermeidliche Abweichung dem gebildeten Auge sehr störend ist; so vermißte man z. B. bey dem ersten Gebilde den phantastischen Hintergrund eben so sehr, wie die gehörige Beleuchtung bey dem zweyten, welches durchaus von der Seite, wo die Magdalena steht, beleuchtet werden muß, wenn es nicht alle Haltung und Wirkung verlieren soll; der tiefere, heilige Sinn desselben geht ohnehin schon dadurch verloren, daß die so wesentliche Glorie mit den singenden Engeln bey so einer Darstellung ganz fehlt. Weit vortheilhafter ist es, eigene Ideen malerisch so darzustellen, daher gewährte auch das Gemälde, wo die Nacht vorgestellt wurde mit einem guten und einem bösen Traum, einen weit reinern Genuß. Vorzüglich gelungen waren ein Paar niederländische Gemälde, welche Kartenspieler und Bauern vorstellten.

In einer andern Gesellschaft führte man die sonderbare Idee aus, ein Wachsfigurencabinet vorzustellen, welches von einem geistreichen Mitglied der Gesellschaft in französischer Sprache erklärt und präsentirt wurde. Hier sahe man nun die mannigfaltigsten Gestalten und Gruppen: Maria Stuart, Johanna von Arc, Elisabeth von Spanien ꝛc. dieß gab natürlich Gelegenheit, sehr schöne Costumes zu zeigen, doch da das Unbelebte schon bey wirklichen Wachsfiguren unangenehm stört, so ist es wohl sonderbar, wahres Leben so festgebannt in todte Unbeweglichkeit darzustellen, ohne den Ersatz malerischer Beleuchtung und Wirkung. Da das Ganze aber doch viel Anordnung und Sorgfalt gekostet hatte, so war es sehr Schade, daß es nur so Wenigen vergönnt wurde, sich daran zu freuen. Die Bälle dauerten bis tief in die Fasten fort.

Eine sehr rührende Feyerlichkeit fand diesen Monat Statt, wo in unserer Kreuzkirche drey junge Missionarien zu ihrem schweren Beruf eingeweiht wurden. Diese sehr unterrichteten und hoffnungsvollen jungen Männer hatten sich die ausgezeichnetste Achtung und Liebe unserer Geistlichen erworben. Empörend war der ungestüme und zügellose Zudrang des gaffenden Volkes bey einer so heiligen Handlung.

Concert-Anzeigen.

Montags, am 8. April, fanden in der nämlichen Stunde zwey Concerte Statt, das des Hrn. Capellmeisters Kreutzer und der HH. Gebrüder Wranitzky. Dieß Wagstück gibt den glänzendsten Beweis von der fast unersättlichen Musikliebe, durch welche sich das hiesige Publicum vor allen andern gebildeten Einwohnern der europäischen Hauptstädte auszeichnet. Es dürfte vielleicht keine gewagte Behauptung seyn, daß in Wien allein jeden Winter mehr Concerte gegeben werden, als in dem ganzen übrigen Deutschland zusammengenommen. So groß aber auch der Geschmack für Musik in hiesiger Stadt seyn mag, so wollen wir keineswegs behaupten, daß sich aus dieser, in der nämlichen Stunde Statt gefundenen, Concurrenz der obenerwähnten Concertgeber nicht für einen derselben ein Nachtheil ergeben haben sollte. Es kömmt uns nicht zu, zu entscheiden, wer von ihnen dem andern hätte weichen sollen. Unter gleichen Verhältnissen, hätte sich hier eine vortreffliche Gelegenheit dargeboten, einen Beweis von der Gastfreundschaft zu geben, durch welche sich Wien vor so vielen Hauptstädten Europa's auszeichnet. Übrigens scheint das Concert des Hrn. Kreutzer besuchter gewesen zu seyn, als das seiner Nebenbuhler.

Hrn. Kreutzer's Compositionen würden Meisterwerke seyn, wenn in ihnen ein

eben so großer Reichthum von Harmonie, als von Melodie, vorhanden wäre. So wie sie sind, gefallen sie den Liebhabern um so mehr, als sich die Melodien fast immer durch Neuheit und Erfindung auszeichnen. Aus diesem Grunde schienen die Zuhörer an der Ouverture aus dem Taucher und an dem Fortepiano-Concerte in F-dur recht viel Behagen zu finden. Was Hrn. Kreuzer als Virtuosen auf dem Fortepiano betrifft, so ist er ein glänzender, obgleich kein genialer, Spieler: er macht sich mehr durch netten Vortrag melodischer Sätze, als durch grandiose Überwindung halsbrechender Schwierigkeiten bemerkbar. Sein Vortrag auf dem Panmelodikon (einem Tasten-Instrumente, auf welchem der Ton nicht, wie es wohl scheinen möchte, durch Glocken, sondern durch das Reiben der Tangenten an einem stählernen Cylinder hervorgebracht wird) hat sehr befriedigt; besonders fanden die Damen an den süßen Harmonicatönen dieses Instruments ein großes Wohlgefallen. Die Frühlingslieder, von Mad. Grünbaum und den HH. Barth und Kreutzer gesungen, die Variationen für zwey Waldhörner, geblasen von den HH. Schmidt und Hradezky, und endlich die freye Phantasie des Concertgebers, haben wir nicht gehört. Diese drey Stücke sollen befriedigt haben.

Zu dem Concerte der HH. Gebrüder Wranitzky sind wir noch zur rechten Zeit gekommen, um die große Scene mit Chor von Rossini von Mad. Kraus, gebornen Wranitzky, Schwester der Concertgeber und k. k. Hofsängerinn, vortragen zu hören. War die Eile daran Schuld, mit welcher wir uns pflichtgemäß aus dem landständischen in den Redoutensaal begeben mußten, und durch welche wir selbst in eine gewisse Athemlosigkeit versetzt waren, daß wir an Mad. Kraus eine große Anstrengung zu vernehmen glaubten, oder gab sich diese Sängerinn, wahrscheinlich aus Liebe zu ihren HH. Brüdern, wirklich so viele Mühe mit dem Vortrage des genannten Gesangstücks? Mad. Kraus scheint übrigens eine gemachte Sängerinn zu seyn. Nach der Arie gingen drey Viertheile des Auditoriums von dannen, und der vierte machte sich's anderweitig bequem. Wir schlossen daraus, das Concert sey zu Ende und wollten eben dem großen Haufen folgen, als die HH. Concertgeber ihre Doppelvariationen für Geige und Violoncell begannen. Les absens ont tort; dieß Sprichwort bestätigte sich hier von neuem: wie man uns versicherte, spielten die HH. Concertgeber diese Variationen nicht schlechter, als vorhin Hr. Anton Wranitzky sein Mauersches Geigenconcert und Hr. Friedrich Wranitzky sein selbstgesetztes Violoncell-Rondo gethan hatten.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Aloe lingua. Zungenblättrige Aloe. Vom Cap.
Cremastostemon capensis. Capischer Hängfaden. Vom Cap.
Hakea oleifolia. Aus Neuholland.
Justicia Adhatoda. Treibende Justicie. Von Ceylon.
Osteospermum moniliferum. Halsbandförmiger Beinsame. Vom Cap.
Phylica buxifolia. Buchsblättrige Phylica. Vom Cap.
Passerina lateriflora. Aus Neuholland.
Spielmannia africana. Africanische Spielmannie. Vom Cap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 23. April 1822.

49

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung)

Messina hat gegen fünf Miglien im Umfange. Es dehnt sich längst der Küste am Fuße bebauter Höhen aus, auf deren Rücken einige alte Forts, welche in frühern Zeiten dazu dienten, die Stadt im Zaume zu halten, erbaut, jetzt aber in Verfall gerathen sind. Von diesen ist das Schloß von Matta Griffone eine interessante Ruine. Es führt seinen Namen von der Gemalinn des Prinzen Griffone, des letzten Beherrschers von Messina, der von dem Grafen Roger überwunden und gefangen ward, worauf Messina unter die Botmäßigkeit des normännischen Geschlechtes gerieth. Noch heute feyert man zum Andenken dieser Begebenheit jedes Jahr am 14. und 15. August ein Fest, Varra genannt, welches den feindlichen Einzug Rogers vorstellt. Von allen den Schicksalen, die Messina ehedem erlitten, von seiner frühern Größe und den verschiedenen Völkern, die es beherrschten, bewahrt es keine Überreste der Erinnerung. Dreymal hat das alte Zankle seinen Namen geändert, ist wechselsweise von Sicanern, Siculern, Morgetten, Cumaniern, Calcidesern, Messeniern, Mamertinern, und endlich von den Römern bezwungen, hat dann mit dem übrigen Sicilien ein gemeinsames Schicksal gehabt, und ist hernach unter die Herrschaft der Heruler, Vandalen, Gothen, Griechen, Sarazenen, und endlich der Normannen gekommen. In spätern Zeiten zeichnete sich Messina durch seinen ausgesprochenen Haß gegen die Hauptstadt aus, mit der es um gleichen Rang und gleichen Ruhm in verderblicher Eifersucht buhlte. Nach der blutigen Katastrophe der sogenannten sicilianischen Vesper, als alle Städte Palermo's Beyspiele in der Ermordung der Franzosen nacheiferten, hielt Messina allein noch an Carl von Anjou. Bey allen politischen Veränderungen, die dieser Epoche folgten, setzte es sich den Absichten Palermo's entgegen, und die noch jüngst erlebten Ereignisse zeigen von dem gegenseitigen Hasse der beyden Städte, die stets zu einer Bürgerfehde unter einander bereit sind. Die übrigen Städte Siciliens schließen sich, mehr oder minder,

nach ihrem Interesse, nach ihrer Nähe, oder der Erinnerung an ihre frühere Bündnisse, oder Feindseligkeiten, an einen der beyden Hauptorte an, und theilen mit diesem die Gehässigkeit gegen den andern. Die meisten übrigen Städte, knüpft sie auch keine besondere Anhänglichkeit an Messina, kommen im Hasse gegen die Hauptstadt, und darin mit dieser und mit Messina überein, daß sie in ihrer eigenen Mitte die Eifersucht, den Haß und die Rache verjährter Zwietracht nähren, deren erste Spur, sich oft kaum erkennbar im grauesten Alterthum verlierend und dem gegenwärtigen Geschlechte selbst unbekannt, bis in die Vorzeit der Gelon, Agathokles, und an die punischen Kriege hinanreicht. Ein anderer Gegenstand der Eifersucht liegt für Messina und Palermo in dem Umstande, daß sich beyde um den Vorzug, die Residenz des Vice-Königs oder Statthalters zu seyn, streiten, welcher letztere nach den Urgesetzen der Landesverfassung abwechselnd die eine Hälfte des Jahres in Messina, und die andere in Palermo, seinen Sitz haben sollte. Messina verdiente in mehr als einer Hinsicht die thätigste Unterstützung, damit seinem, in den letzten Jahren empfindlich gesunkenen, Wohlstande wieder aufgeholfen würde. Sein einst so blühender Handel, ist, wie auf der übrigen Insel, zerstört, und die Stille und Menschenleere in den Straßen und an den öffentlichen Belustigungs-Orten, zeigt nicht erfreulich für die Wohlhabenheit und die erheiternden Verhältnisse der Bewohner. Die Promenade an der Marine und das Theater, welches letztere nicht zu den schlechtesten gehört, fanden wir zum Erstaunen leer. Hier, so wie überall jetzt, herrscht der Abgott der Mode, Rossini. Sein Barbier von Sevilla, mit einem guten Orchester und ziemlich guten Subjecten besetzt, besonders die Rolle der Rosine durch eine Mad. Silvestri, gewährte uns um so mehr Vergnügen, als wir schon seit Monaten in Palermo keine auch nur erträgliche Vorstellung gesehen hatten. Das Theater ist nicht besonders groß, aber artig gebaut, und scheint auch akustisch wohl berechnet zu seyn.

Von den Kunstschätzen Messina's weiß ich meinen Lesern nichts zu sagen. Schon der durch Cicero's Anklage so berüchtigt gewordene Verres hatte dafür gesorgt, daß die Meisterstücke des Praxiteles und anderer großen Künstler, fortgeschafft wurden; Gothen und Vandalen haben das Übrige gethan. Von neuern Werken in Kirchen und Klöstern hatte ich während des kurzen Aufenthalts eben so wenig Gelegenheit etwas zu sehen, als ich von irgend einem merkwürdigen Kunstschatze oder einer Sammlung in Museen oder Galerien sprechen hörte. Messina ist und war eine Handelsstadt, und ich erinnere mich nie, in der Mythologie gelesen zu haben, daß der Sohn der Maja mit den Grazien und Musen in besonders innigem Verkehre gestanden ist. Den Einfluß, den der kaufmännische Egoism, wo er der herrschende ist, auf die geselligen Verhältnisse ausübt, nimmt man auch hier empfindlich wahr.

Catania am 19. Sept. 1821.

Ich habe einen der erhabensten Genüsse gehabt, die je einem Reisenden zu Theil werden können. Aber, wie sehr ich es wünsche, ich suche vergebens nach Worten, eine entfernte Vorstellung von dem zu geben, was ich erfahren und empfunden habe. Ich habe den Ätna erstiegen, nicht einmal den höchsten seiner Gipfel; aber auch das genügte schon, von allen Erfahrungen dieser und früherer Wanderungen, den Moment für den höchsten und belohnendsten zu

erachten, den ein heiterer, wolkenleerer Morgen auf dem äußersten Puncte der belauschten Natur an ihrer furchtbaren geheimnißvollen Werkstätte, und mit einer unbegrenzten Welt unter seinen Blicken, zu gewähren im Stande ist.

Wir hatten Messina am 15. Sept. verlassen, und waren unter einem sehr angenehmen Gewitterregen, der die schwüle Luft erfrischte und den Staub der Straße löschte, mit frohem Muthe, so wenig auch die Gegend, an der wir vorüber kamen, unserer heitern Stimmung entsprach, bis Fiume di Nisi, dem halben Wege nach Taormina, fortgezogen, wo wir eine kurze Rast zu machen beschlossen hatten. Die Straße bis dahin läuft am Meere fort und ihr zur Rechten steigen nahe an der Küste die öden und traurigen Felsenmassen der pelorischen Berge empor, zwischen denen sich nur je zuweilen ein enges und wüstes Thal öffnet, dem steinigen Bette eines ausgetrockneten Torrente Raum zu geben. Erst nachdem man die beyden Vorgebirge la Scaletta und Capo Alessio im Rücken hat, fängt die Gegend an freundlicher zu werden und Taormina's Mauern wurden in der Ferne, als das Ziel unserer Tagreise, auf einem hohen Berge sichtbar. Das Capo Alessio mit seinem befestigten Schlosse hat eine eben so pittoreske Lage, als es durch den Sperrpunct wichtig wird, den es für die Verbindung zwischen Messina und Catania bildet: die Unerschrockenheit weniger Tapferer würde hier die Armee eines Xerxes im Marsche aufzuhalten im Stande seyn. Wenn das Fort des Caps auch unserer Caravane den Marsch nicht verwehrte, so empfanden wir doch die Beschwerlichkeit seiner Übergänge jetzt schon um so mehr, als der übrige Rest des Weges, die bey weitem mühsamere Erklimmung Taormina's, noch vor uns lag. Die Sage erzählt von einer Straße, die einst dahin geführt haben soll. Die Umwälzungen dieser Gebirge mögen gewaltig gewesen seyn, denn auf dem gefährlichen Steige, den wir hinanzuklettern gezwungen waren, wird man lebhaft von der Unmöglichkeit überzeugt, daß sie je auf dieser Seite hinaufgeführt haben kann. Überhaupt gehört, nach unsern heutigen Ansichten des Lebens und seiner Annehmlichkeiten, und nach allem, was ich von der Lebensart der Vorzeit kennen zu lernen und aus dem Gesehenen zu schließen, Gelegenheit hatte, ihre Weise, sich anzubauen und zu wohnen, nichts weniger als zu den Idealen, nach denen mir zu wohnen und zu leben verlangen würden. Denke man sich z. B. Wien auf der Spitze des Leopolds- oder Kahlenberges erbaut (beydes Hügelchen im Vergleich mit den Höhen von Taormina und des dazu gehörigen Mola, auf welchen sich keine so ebene Stelle befindet, daß man selbst mit dem kleinsten Wagen ohne Gefahr, umzuwerfen, umzukehren vermöchte) und dann wird man einen Begriff von der Bequemlichkeit, in einer solchen Stadt zu leben, bekommen.

Es darf nicht erst bemerkt zu werden, wie sehr durch eine solche Lage jede Art von geselliger Verbindung und Verkehr beschränkt und erschwert, wie die Einseitigkeit der Bewohner dergleichen Inselstädte dadurch genährt worden seyn, und wie nachtheilig ihre Lage auf die Cultur des Landes gewirkt haben müsse. Man wird mir die Gründe der Nothwendigkeit entgegenstellen, die in der damaligen Verfassung der Republiken und in dem Zustande ihrer fortwährenden Befehdungen lagen. Fern davon, diese Gründe nicht einzugestehen, will ich nur anmerken, daß sie eben für meine Behauptung sprechen. Denn der wahren Bildung des Menschengeschlechtes, und somit auch dessen vernünftigen und angemessenen Le-

bensweise müssen der Egoismus und die Abgeschlossenheit auf diese Weise erbauter Städte und Staaten eben so sehr entgegenstreben, als der Egoismus des einzelnen Menschen der Erreichung seiner moralischen Bestimmung und der Vervollkommnung des geselligen Lebens Hindernisse in den Weg stellt.

Taormenium war nach Diodor eine der ersten griechischen Colonien, die von Naxos aus in Sicilien gegründet wurden. Nach Strabo waren es Zanklier, denen es seinen Ursprung verdankt. Nach den Überresten, welche von seinem ehmaligen Umfange vorhanden sind, zu urtheilen, muß die Stadt von sehr bedeutender Größe gewesen seyn. Jetzt zählt sie kaum drey tausend Einwohner, deren Armuth in dem genauesten Verhältnisse zu der Häßlichkeit und dem Unflathe der Straßen, der Häuser und des Aussehens der Menschen, steht.

Wir stiegen in dem Dominicaner-Kloster der Stadt ab, von dessen Terrasse wir das stolze Haupt des Mongibello begrüßten. Der Himmel hatte sich gegen Abend aufgeklärt, und der Berg lag in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns. Leichte weiße Rauchwolken wälzten sich aus dem Krater empor und schwebten langsam an seinem Rücken nieder. Im Thale schwammen schon alle Gegenstände im duftigen Nebel zusammen, nur die Umrisse seines Gipfels hoben sich noch in schärfern Umrissen hervor.

Wir weideten uns lange an dem Anblicke und froh, uns dem ersehnten Ziele so nahe zu wissen, suchten wir in den vortrefflichen Betten des Klosters frische Kräfte für die Unternehmung des kommenden Tages.

(Die Fortsetzung folgt)

Widerstand.

Der Schiffer läßt den Kiel nicht feig den Winden,
Ob auch die Segel ihm der Sturm entrafft;
Er spannt mit festem Muth der Sehnen Kraft,
Und hofft im Sturm sich noch die Bahn zu finden.

Und ob auch alle Hoffnungssterne schwinden,
Ob jede Wog' ihm neue Schrecken schafft;
So strebt er durch die Klippen doch, erschlafft
Gleich jede Sehne ihm, sich durchzuwinden.

So läßt auch in des Lebens wilden Stürmen
Ein fester Sinn die Hoffnung nicht mit Zagen,
Ob auch zu Bergen sich die Wogen thürmen.

Er fühlt sich Muth, das Äußerste zu wagen;
Und lieber will er an dem Riff zerschellen,
Als feige weichen den empörten Wellen.

M. Enk.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Venedig, im Carneval, 1822.

Eine skizzirte Nachahmung des, von Schiller und Alfieri behandelten, Stoffes zum Don Carlos und Filippo war der Inhalt eines neuen ernsten Melodrama: Andronico, in welchem die Handlung nach Byzanz, das Publicum aber in eine gewöhnliche wälsche Oper versetzt wurde. Um letzteren Zweck desto vollkommener zu erreichen, hatte auch der Tonsetzer Mercadante alle in dem weiten Knall- und Schallreiche befindliche Hülfsmittel aufgebothen.

Dieser junge Tonsetzer erwarb sich durch einige von ihm in Mailand und Rom geschriebene Opern einen vortheilhaften Ruf. Vom Andronico wußte man jedoch schon nach der Sinfonie, was man von der ganzen Oper zu erwarten hatte, nämlich alle jene ergreifende Crescendos, himmlischen Cantilenen, wunderschönen Ritornells, allerliebsten Duos (in dem Terzen-Gange), zum Entzücken schön verflochtenen Canons und göttlichen Fermaten ꝛc. und wie die tausendmal wiederholten Floskeln, welche über die tausendmal besprochenen Schönheiten der wälschen Opern der letzten zehn Jahre verbraucht worden sind, und womit selbst deutsche Correspondenten ihren lieben Landsleuten in Zeitschriften Italien als ein musikalisches Eldorado zu schildern sich bemüheten, heißen mögen.

Es wurde nur von einem Duett im ersten Acte: Vanne, se alberghi in petto, zwischen Irene (Festa) und Andronico (Velluti), dann von einem Quartett und einem Chor der Eremiten im zweyten Acte Notiz genommen. In diesen Stücken hatte es Mercadante versucht, sich herauszuwinden aus dem Sumpfe der gewöhnlichen süßlichen Liedeleyen, und aufzuschwingen in das Reich der höhern kräftigern Harmonien.

Da die Oper von Seiten des Orchesters und der Chöre brav, von Seiten der ersten Sänger ihres Rufes würdig ausgeführt wurde, so konnte es nicht an tobenden Beyfallsbezeigungen fehlen, die den Meister für die Mühe lohnten, mit welcher er dem Zeitgeschmacke huldigte, und die ausgezeichneten Talente eines Velluti, Crivelli und einer Festa, zwar unter ihrem mittel- und unmittelbaren Einflusse, wie verlautet, so sehr zu ihrem Vortheile glänzen zu lassen wußte.

Nicht so glücklich waren die Tänzer. Mit allen ihren Anstrengungen gelang es ihnen nicht, den sogenannten Ballo serio, Romolo ed Ersilia von August Favier, mit musikalischem Instrumenten-Geklingel von Callegari, von einem auf diesem Theater unerhörten Falle zu retten. Es sprach sich nämlich die wohlverdiente Kritik über die Composition und Anordnung des Ganzen mit einem allgemeinen lauten Zischen, Heulen und Lachen so tobend aus, wie wohl selten auf diesem Theater mag geschehen seyn.

Um das Publicum einiger Maßen zu befriedigen, wurde bis dahin, wo das zweyte große Ballet zur Aufführung gebracht werden konnte, ein komisches: Il Castello degli Spiriti (in welchem eine Gesellschaft Falschmünzer die Hauptrolle spielt), gegeben, und um den Venetianer volle sechs Stunden hindurch das so beseligende fare tardi im Theater genießen zu lassen, setzte die Direction an die Stelle des kleinen Ballets Gil Blas nach der Oper, ein anderes Divertissement, in welchem sich ein Faun in einem weißwollenen gestrickten Nachtleibchen ganz originell ausnahm, ohne nur einen Zischlaut zu erregen!

Der zweyte Ballo tragico, von der Erfindung des Salvator Vigano, zur Aufführung gebracht von dessen Bruder Giulio, führte den Titel Psammi Re d'Egitto.

Der Bruder dieses Königs, Aprio, strebt nach dem Throne und beredet den Höfling Amestri, unter den zu credenzenden Wein des Königs Gift zu mischen. Der Oberpriester Euforbo, von diesem Plane von der Sclavinn Seide, Geliebten des Amestri, unterrichtet, läßt das Gift mit einem Opiate verwechseln. Als dieses an Psammi die einschläfernde Wirkung geäußert hat, bemächtigt sich Aprio triumphirend der Krone, welche ihm jedoch von dem, während der Beysetzungsceremonien wieder erwachten rechtmäßigen frühern, Besitzer abgenommen wird. Das böse Gewissen des Usurpators erwacht; er vollzieht an sich selbst mit einem Dolche das Amt der strafenden Gerechtigkeit.

Dieser abgenutzte magere Stoff wurde von Salvadore Vigano (welchen ganz

Italien in vollem Ernste für das Non plus ultra der Choreographen erklärt) in fünf lange Acte ausgesponnen, und hier mit so vielem Glanze und Aufwand gegeben, daß das Publicum seine unbedingte Zufriedenheit darüber äusierte.

Endlich erschien das Melodram: Tebaldo ed Isolina von Rossi, mit Musik von dem königl. sächsischen Capellmeister Morlacchi, auf eine glänzende Weise. Der Genius der Melodie und Harmonie drückte der Musik dieses romantischen Rittergemäldes das Siegel der Originalität so ausgezeichnet und unauslöschlich auf, daß der Effect, den diese Oper hervorbrachte, Epoche machend genannt werden kann.

Nach einigen vorausgegangenen kräftig gearbeiteten Einleitungsstücken, verkündet ein Chor von Rittern (bella stella mattutina), in einem originell heitern, frohen Geiste geschrieben, das Auftreten der Isolina (Mad. Festa), und begleitet dann die schmelzende Cavatine: o come lieto il core.

Mit welch einfachen Mitteln Componisten und Sänger das Gemüth der Zuhörer zu ergreifen vermögen, zeigte sich in der fünften Scene, da Tebaldo (Velluti) unter dem falschen Namen Sigerto nach geendigtem Turnier erscheint, von Isolina den Preis des Sieges zu empfangen.

Zart, aber beynahe zu zart für die Situation, war die Freude ausgesprochen, mit welcher der Ritter das erhaltene Schwert küßt, dagegen hinreißend schön und wahr die Stelle, in welcher er mit den Worten: All' adorato oggetto seine Liebe ausdrückt. Von hier an zeigte sich der Enthusiasmus des Publicums für die ganze Oper entschieden, und wurde von Scene zu Scene gesteigert.

Ein Terzett (In quel soggiorno) Tebaldo, Isolina und Ermanno (Benetti, Basso), eine wollüstig rein südliche üppige Pflanze, von Blasinstrumenten schön begleitet, machte auf alle Zuhörer einen gleich tiefen Eindruck.

Aus diesen Scenen der Freude und des Entzückens werden wir in eine schauerliche Gegend versetzt, in welcher Boemondo (Crivelli, Tenor) unsere Herzen mit Tönen des Jammers über den Verlust seiner ermordeten Gattinn und Tochter zerreißt, von einer Musik begleitet, wie solche nur Gluck und Mozart zu schaffen vermochten. Die Instrumental-Begleitung zu dem Recitative: Sposa adorata, und der Cavatine: Isolato sulla terra, ist so charakteristisch und ergreifend, daß nur die Jubelaccorde bey dem Wiederfinden und Erkennen seines Sohnes Tebaldo, die erstarrende Empfindung mildern können. Die Einleitung zu den Worten, wo Boemondo seinem Sohne den Plan zur Rache mittheilt: „del nuovo dì la luce più non vedranno i nostri nemici," macht das Blut jedes Zuhörers stocken.

Das hierauf folgende große Duett, wovon der erste Theil („vide un raggio di contento, come rapido spari!") die Empfindung über getäuschte schöne Hoffnungen mit unbeschreiblich zarter Wehmuth ausdrückt, deren zweyte Abtheilung („ombre terribili, paghe sarete") das Gemüth mit allen Schauern durchschüttert, schließt diese Scene, welche nicht nur unter die größten dieser Oper, sondern aller existirenden gehören dürfte.

Das Finale des ersten Actes, welches im edelsten Style beginnt, in dessen Mitte einige leichte, neu entzundene italienische Irrlichter vorübertanzen, schließt mit einem großgehaltenen classisch gearbeiteten Chore.

Da es nur der seltensten Meisterschaft gegeben ist, mit den Forderungen auch die Leistungen zu steigern, so gelang es Morlacchi, die schwere Aufgabe bis zur Bewunderung zu lösen, den im ersten Acte dieser Oper erregten Enthusiasmus im zweyten Acte nicht nur fest zu halten, sondern noch zu erhöhen.

Um die Hauptglanzpuncte des zweyten Acts zu berühren, übergehen wir die einzelnen Schönheiten der vier ersten Scenen und versetzen uns in den fünften Auftritt, in welchem wir Boemondo zwischen den Gräbern seiner Gattinn und Tochter finden, Rache an der Familie Tromberg brütend.

Hier zeigte Morlacchi in einem Chor: volto è all' occaso il dì, daß auch ihm es möglich seye, mit jener classischen Einfachheit, welche einen Gluck und Mozart unsterblich machten, die größten Effecte hervorzubringen. In diesem Geiste ließ der Künstler die folgende ganz declamatorisch gehaltene Cavatine: „Fido a voi

le mie vendette" von dem Orchester in gehaltenen Noten so begleiten, daß ein Instrument von dem andern den Klageruf der Schatten aus den Gräbern der Ermordeten aufzunehmen scheint, um die Glut des Rachegefühls in der Brust der umstehenden Ritter bis zur zerstörenden Flamme anzufachen, welche dann auch in den Schlußchor: „Dunque al cimento, alla vittoria" in betäubender Kraft auflodert.

Ein Duett in der neunten Scene: Ah! t' intendo, zwischen Tebaldo und Isolina besänftigt die, durch die oben geschilderten Schauertöne, zerrissene Seele wunderbar mit zarten Klagen der Trennung, und bildet den Übergang zu einem Tongenusse, der jeden, dem er zu Theil wurde, bis zum höchsten Entzücken dahin riß.

Mit den Worten: „Notte tremenda, orribil notte," beginnt die zwölfte Scene. Tebaldo, die Leiden seiner unglücklichen Liebe in die ihn umgebende Nacht hinhauchend und seinem Schmerze beynahe unterliegend, hört in fernen Flöten- und Harfen-Accorden die Stimme seiner Isolina. Von diesen Sphärentönen begleitet, macht eine einfache classisch geführte Cantilene in der Romanze: „Caro suono lusinghier," die Velluti unnachahmlich vortrug, auf das ganze Publicum einen nie empfundenen Eindruck, der mit dem Worte zauberisch, im eigentlichen Sinne, nur schwach angedeutet werden kann. Im Nachklange dieser Zaubertöne konnte dann auch bis zum gänzlichen Schlusse der Oper, keine vorkommende schöne Stelle mehr gehörig empfunden und gewürdigt werden, und mit den Worten: „Ah mai più ritornerà" (wolle der Himmel, daß diese, für künftige Opern keine prophetischen Worte seyen) war ein musikalisches Meisterwerk vollendet, welches für die italienische Theatermusik eine neue Epoche herbeyführen dürfte.

Und nun steht Morlacchi, Polyhimniens jüngster Liebling da, umschwebt von den unsterblichen Manen eines Gluck, Mozart und von Cimarosa's holden Blumen bekränzten Genius, umjubelt von dem ungetheilten enthusiastischen Beyfall des Publicums, als Bürge der Gültigkeit der Behauptung, daß der Kunstgeschmack aller Nationen durch Modesucht für einige Zeit wohl irre geleitet, aber nie so erstickt werden könne, daß das reine Gefühl für das Wahre, Einfache und Erhabene, bey dem leisesten Berühren nicht wieder erwache.

Einen schönen Beweis hievon lieferte das hiesige Publicum, welches seit der Rossinischen Epoche für nichts als seine Musikgattung Sinn zu haben schien, doch durch dreyßig auf einander folgende Darstellungen, in dieser Oper von Chören und Ensemblesstücken (vor welchen es sich sonst als einer Musica barbara, ultramontana die delicati Orecchj verstopft hätte) so hingerissen war, daß auch nicht der leiseste Wunsch, nach den bisher so allbeliebten Rossinischen musikalischen Kaleidoskopen mehr laut wurde.

Hier kann nicht unbemerkt gelassen bleiben, daß es mit unter die Unerklärbarkeiten des Zeitgeschmackes zu gehören scheine, daß Wien Hrn. Rossini mit Extrapost kommen läßt, um ihn Triumphfeste in den, von so vielen classischen Musiken geheiligten Tempeln, feyern zu lassen, während ein geborner Italiener, der hier als musikalischer Literator und Compositeur bekannte Agostino Perotti, über die Oper Tebaldo sich auf folgende Art ausspricht: Felice Italia se nei nascenti cultori ve ne potessero essere di quelli, che, imitando Morlacchi, sapessero far fronte al torrente della corruzione, e con una musicale controrivoluzione, cogliendo nuovi allori, far risorgere il buon gusto.

Da in einer, den beabsichteten Effect hervorbringenden, Execution der charakteristisch declamatorischen Musik die ausübenden Künstler nicht nur ihre Kunstfertigkeit, sondern besonders auch das: Est Deus in nobis, beweisen, so fordert es die Gerechtigkeit, hier nicht nur den mit allgemeinem Beyfalle gekrönten Leistungen einer Festa, welche mit ihrer unveränderlich reinen Intonation, ewig jugendlichem frischen Klange der Stimme, und ihrem einfachen Vortrage oft vergessen macht, daß Vesta's Feuer (in künstlerischer Hinsicht) in ihr nicht mehr stark lodre, dann eines Crivelli, dessen allgemein angestaunte Stimmenmassen noch immer das Innerste erschüttern, die ehrenvollste Erwähnung zu thun, sondern auch Velluti ausführlicher den Tribut der

Bewunderung zu zollen, der so mächtig dazu beytrug, daß in dieser Oper die classische Musik über jene der Mode einen glänzenden Sieg davon trug. Dieser Sänger, der mit einem Stimmenumfange von beynahe zwey und einer halben Octave allen Forderungen, die an die Kunst des Gesanges gemacht werden können, im höchsten Grade mit voller Meisterschaft entspricht, wurde bereits in Wien, München und einem grossen Theil Italiens gehört und bewundert. Allein in dieser Oper trat er in einer neuen Größe auf und entwickelte ein so eminentes Talent für den declamatorischen Gesang, daß die delicatesten Kunstkenner einstimmig erklärten, hier ihr schönstes Ideal erreicht zu sehen. In allen Nüanzen, vom leisesten Gelispel der Liebe, bis zum ausathmenden Hinseufzen des Schmerzens und von dem herzensprengenden Aufjauchzen der Freude bis zum niederschmetternden Schrey der Verzweiflung, weiß dieser große Künstler, wie kein gegenwärtig lebender, den Zustand der Seele so einfach und treffend wahr mit seinem Gesange zu malen, daß auch der roheste Zuhörer immer von einem unerklärbaren Schauer des Erstaunens durchbebt wird.

Wer in den obenbemerkten Scenen dieser Oper die Stellen: „Frenar non so l'ardor;" „Qual giorno di contenti e mai questo;" „Ah pietade io ti farei se legessi in questo cuor;" „M' uccidi;" „io l'amo;" „sangue chiedete, si versera," wer diese Stellen wie Velluti vorträgt, von dem sang Schiller nicht:

„Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung;"

denn immer werden sie nachklingen in allen Herzen die Zaubertöne, die dieser einzige Meister in die Herzen sang und dem der Genius der Kunst die Thränen, die bey den Worten: quel dì! Ah! mai più ritornerà, in aller Augen glänzten, als ewigen Perlenschmuck, mit der Devise, in den Lorber seines Ruhmes wand:

„Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!" *)

*) Eine Unwahrscheinlichkeit ist noch keine Unmöglichkeit. Somit haben wir geglaubt, das ungemessene, fast möchten wir sagen, unmäßige, Lob, welches unser Correspondent der neuen Morlacchischen Oper: Tebaldo ed Isolina, ertheilt, in seinem ganzen Umfange abdrucken lassen zu müssen.

D. Red.

Concert-Ankündigung.

Hr. Johann Sedlatzek, derselbe Künstler, welcher im vorigen und auch in diesem Jahre nicht allein die erste Veranlassung zur öffentlichen Ausführung der Reichaschen Harmonie-Quartette gewesen ist, sondern sich auch in derselben durch sehr geniale Execution der Flötenparthie ausgezeichnet hat, wird Sonntags, den 28. April, um die Mittagsstunde, im Landstände-Saale ein Concert geben und sich in demselben auf der Flöte hören lassen. Das Nähere werden die Anschlagezettel besagen. Billette sind bey den HH. Steiner und Comp., wie auch bey den HH. Cappi und Diabelli, das Stück zu 3 fl. W. W. zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 25. April 1822.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung)

Voll Erwartung eilten wir mit dem frühen Morgen dem so berühmten Theater zu, welches frühere Reisende seiner bewunderungswürdigen Erhaltung und seiner Lage wegen als ein Wunder geschildert haben. Allein, wie mit allen zu hoch gespannten Erwartungen, ging es auch hier. Allerdings unterscheidet man hier genauer vielleicht, als bey irgend einem andern Überreste eines Theaters, die Form desselben: die Natur selbst scheint sie in der Gestalt der Bergkuppe vorgezeichnet zu haben. Ihre zirkelförmig eingesenkte Fläche enthält die Bänke, die in den Felsen eingeschnitten und mit einer doppelten Galerie umgeben sind. Die Überreste der Scene selbst, das Orchester, das Proscenium, den Porticus und eine äußere Terrasse erkennt man noch genau, so wie die Bogenwölbungen des letztern und die Mauern zweyer Pavillons, die sich an den Porticus anschlossen, noch ihre vollkommene Gestalt erhalten haben. Allein von der Marmorbekleidung der Sitze, der Mauern und Galerien, von den architectonischen Verzierungen, von Colonaden, Statuen, deren Überreste wir zu finden glaubten, sieht man keine Spur mehr. Nichts zeugt von der muthmaßlichen ehmaligen Pracht dieses Theaters als ein Paar zertrümmerte Capitäler dorischer Ordnung und ein oder das andere Fragment eines weißen Marmors, das noch hie und da in den Nischen der Galerien aufbewahrt wird. Unbegreiflich bleibt es, wie diese Reste so ganz vertilgt werden konnten, da man, mit Ausnahme der Kirchen in Taormino, deren Säulen aus roth gesprenkeltem Marmor seyn sollen, keinen Ort anzugeben weiß, wo diese Massen von Säulen, Architraven, Statuen, Basreliefen, Capitälern u. s. w., von deren Gegenwart die Construction des Ganzen und die Berühmtheit dieses Theaters sprechen, hingerathen seyn könne. Was allerdings die höchste Bewunderung erregt, ist die Aussicht von allen Seiten des Theaters, welche durch die Einfassung in den herrlichen architectonischen Rahmen, in welchem sie sich damals darstellte, von ungeheuerer Wirkung gewesen seyn

muß. Den Zuschauern gerade gegenüber lag der Ätna mit dem ewigen Schnee seines Flammengipfels und den reichen Waldungen und Landschaften bis zu der weiten Meeresbucht hinab. Im Hintergrunde die Vorgebirge von Catania und Augusta, und in kaum erkennbarer Ferne die Häfen von Syrakus. Wie bezaubernd aber auch der Anblick für den Fremden seyn mag und wie unbeschreiblich groß und erhaben, wann der zürnende Berg seine Gluten-Ströme in majestätischer Pracht über die rings aufflammenden Waldungen und Fluren bis in das erschrockne zurückweichende Meer herabwälzt, so kann ich mir doch nicht wohl denken, daß ein Ort, der den erheiternden Zerstreuungen geweiht war, einem Schauplatze gegenüber wohl angelegt seyn konnte, welcher die Bewohner bey jeder aufwallenden Rauchwolke mit der Verwüstung ihrer Habe, bey jeder ungewöhnlichen Natur-Erscheinung mit den Schrecken des Todes und der Zerstörung drohte. Bey der Vorstellung eines Orest oder Ödip mag ein solcher Hintergrund der Bühne wohl von großem Effecte gewesen seyn: auch für die Aufführung unseres Don Juan oder Faust würden die Decorateurs großen Vortheil davon ziehen können.

Ein bemerkenswerther Umstand, dessen ich zu erwähnen nicht vergessen darf, ist die unglaubliche Wirkung des Schalls in diesem, wie in den mehrsten Theatern der Alten. Obgleich nur noch ein kleiner Theil des Gebäudes besteht, der unmöglich den Schall so zusammenzufassen vermag, als es ehemals das eigentliche Theater im Stande war; hörten wir doch von den entferntesten Stufen unsern Cicerone, welcher mit gemäßigter Stimme auf der Bühne, nach allen Richtungen gewendet, sprach, oder kleine Papierstücke zerriß, so deutlich, als ob es dicht an unserer Seite geschehen wäre.

Durch eine noch sehr gut erhaltene Piscina, einen gewölbten Wasserbehälter, an den Überresten einiger alten Wasserleitungen vorüber, gelangt man nach der sogenannten Naumachie, einem Gebäude, über dessen Urbestimmung die Antiquitätenforscher noch sehr im Streite begriffen sind. Nach einigen war es, wie der Name es besagt, zur Vorstellung von Seegefechten, nach andern zu einer Rennbahn, oder zu einem großen Wasserbehälter für die Stadt bestimmt gewesen, welcher sich aus jenen Leitungen und Piscinen füllte. Gegenwärtig ist es nichts weiter als ein von drey Seiten mit Mauern und Häusern eingeschlossener Gartenplatz in länglichem Vierecke. Der antike Theil desselben, die vierte Seite, ist eine starke Mauer mit Pfeilern und mit Arkaden oder Nischen zwischen den letztern. Es würde mir schwer fallen, mich, nach dem, was ich gesehen, mit Grund für eine oder die andere Meinung zu entscheiden. Daß es ein Wasserbehälter gewesen, dünkt mir die wahrscheinlichste, da sie dann auch gelegenheitlich als Naumachie gedient haben kann. Überhaupt waren bey der Lage der Städte jener Zeit und bey der Größe ihrer Bevölkerung die Anstalten, durch welche sie mit hinreichendem Wasser versorgt wurden, sehr wichtige und nicht selten schwierige und kostbare Aufgaben. Mehrere dieser ungeheueren Werke, welche die jetzige Lage der Städte entbehrlich gemacht, bewundern wir noch heut zu Tage, obgleich eben diese Lage die Construction derselben sehr erleichtert haben würde.

Nachdem wir das Sehenswertheste zu Taormino in Augenschein genommen, gingen wir an einigen Gräbern und Inschriften, die man noch hie und da an Kirchen und Gebäuden findet, vorüber, und stiegen dann, ohne uns die unbelohnte Mühe zu machen, das noch über Taormino hoch auf einer

schroffen Felsenkuppe gelegene Städtchen Mola zu erklimmen, den steilen Berg von Taormino in ein kleines lachendes Thal hinab, wo wir unsere Pferde bestiegen und uns nach Giarre auf den Weg machten. In einer Entfernung von zwey Miglien stießen wir auf die Spuren einer der fürchterlichsten Lava-Eruptionen, deren Geschichte sich aber im Dunkel des Alterthums verliert. Die Strecke ihres Laufes vom Mittelpuncte des Berges bis zu der Spitze des Schlackendammes, den sie gebildet, beträgt über acht Meilen. Sie soll eine Colonne von Tauromeniern, welche als Hülfstruppen dem, von den Römern während des zweyten punischen Krieges belagerten, Syrakus zueilten, abgeschnitten haben. Wahrscheinlich war es diese Eruption, welche die letzten Überreste von Naxos, einer der größten Städte Siciliens, die früher von Dionys zerstört und ihr Boden den Syrakusanern geschenkt worden war, unter ihrer Asche begrub. Naxos war am Ufer des Onobala erbaut, über dessen jetzt beynahe vertrocknetes Bett weg wir in einem weichen Lehm- und Aschengrunde, in einer, großen Theils mit Hanffeldern bedeckten, Ebene den Weg nach Giarre fortsetzten, das schon auf einem der letzten Abfälle des Berges liegt. Diese Hügel gewähren eine der reichsten und vortrefflichsten Ansichten, die man sich denken kann. Die Vegetation ist so üppig, das Grün der Bäume so frisch und kräftig, die Orte, die auf den Höhen liegen, sehen so freundlich zwischen den dichten Gruppen der Kastanien, Ulmen, Eichen und Pinien herab, daß wir alle Mühe hatten, uns zu überreden, daß auch dieses irdische Paradies, das Bild des fröhlichsten, blühendsten Lebens, für den Menschen den zerstörenden Keim des Todes in seinen Klüften trage. Die Wirkungen der Malaria sollen hier so heftig seyn, daß das einst zahlreich bevölkerte Mascali, das zunächst an Giarre liegt, beynahe ganz ausgestorben ist und nur noch sechs hundert Einwohner zählt. Wir übernachteten in Giarre und setzten am nächsten Morgen unsere Reise nach Nicolosi, dem letzten Orte an der bebauten Region des Ätna, fort. Von hier pflegt man gewöhnlich die Ersteigung des Berges zu unternehmen. Unmittelbar von Giarre geht der Weg immer aufwärts bald zwischen den reichsten und blühendsten Gefilden, bald über einen erstarrten Lavastrom, dessen Fluthen sich oft Berg hoch aufthürmen. Der Pfad, den man verfolgt, ist äußerst beschwerlich; er steigt immer fort auf Lavageröll oder in der theils gekörnten, theils feinen Asche des Vulcans, zuweilen ziemlich steil hinan, und ihr leichter graulicher Staub wird für Augen und Lunge gleich sehr empfindlich. Die Schönheit der Aussicht gegen die Küste und die erfrischenden Schatten herrlicher Kastanien und Feigenbäume, des Granatbaumes mit seiner reitzenden Frucht, und dichter Orangenbüsche und Traubenfestons ließen uns dieses Ungemachs, so wie die Zerstörungen, vergessen, die sie uns zum Theil verbargen und auf deren verwitterten Überresten ihr tausendfacher Segen ruhte. Auf der ganzen Strecke, bis nahe an Nicolosi, kamen wir nur an einem einzigen kleinen und armseligen Dorfe S. Venerina vorüber. Eine furchtsame Neugierde und Überraschung drückte sich bey unserm Anblicke auf den Gesichtern der Einwohner aus, besonders ängstlich flüchteten Kinder und Weiber in ihre Häuser, aus deren halbgeöffneten Thüren sie uns vorsichtig nachblickten. Tre Castagne und Pedare, durch welches wir später kamen, sind besser gebaut, reichlicher bevölkert und die Bewohner schienen mit unserer Erscheinung mehr vertraut. Mit jedem Schritte wächst von hier aus

das Bild der Verwüstung, und Nicolosi selbst, das wir ungefähr eine Stunde vor Mittag erreichten, ist mitten in die Zerstörung in ein weites schwarzgraues Lavafeld hineingebaut, welches sich in Folge des Ausbruches des Vulcans im Jahre 1553, öde wie das Grab und bis heute noch ohne Anbau und Vegetation, bis an die Grenzen der Waldungen ausbreitet. Die Einwohner hatten schon Anstalten zum Beginne des Anbaues getroffen; allein der Prinz von Paterno, dem noch weit ungeheuere Strecken seiner Güter unbebaut liegen, machte ihnen durch verjährte Ansprüche den Grund streitig, der auf diese Weise vielleicht noch Jahrhunderte öde liegen wird. Wird Ceres, so nahe ihrem heiligsten Tempel, diesen Frevel nicht rächen? Und welche Verwandlung wird wohl den Ungroßmüthigen treffen, sollte ihr zürnender Fluch ihn noch einst ereilen? Belaste ihn bis dahin der Unwillen und die Geringschätzung aller rechtlich denkenden Männer! Nicolosi liegt schon nahe an drey tausend achthundert Fuß über der Meeresfläche. Wir hatten also von hier bis auf den Gipfel des Berges noch eine Höhe von sieben tausend Fuß zu ersteigen. Eine kurze Erholung sowohl, als Zeit für die Vorkehrungen, um die Nacht auf dem Berge zuzubringen, waren uns gleich nothwendig. Wir waren von Messina aus dem, seiner Liebenswürdigkeit und Gastfreyheit, vor allem aber seiner Verdienste um die Reisenden und seiner Kenntnisse des Berges wegen allgemein bekannten und hochgeachteten Hrn. Gemellaro empfohlen. In seinem Hause fanden wir die zuvorkommendste gastlichste Aufnahme, und rüsteten uns in demselben nach seiner Anleitung und unter seinem thätigen Beystande zu unserer Unternehmung.

Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, eine nähere Auskunft über diesen eben so interessanten als schätzenswerthen Mann zu bekommen. Hr. Gemellaro ist ein wohlhabender Einwohner von Catania. Seine frühe Lieblingsbeschäftigung und das eifrige Studium der Geschichte der Natur fanden in der Nähe einer ihrer merkwürdigsten Werkstätte zur Untersuchung der Eigenschaften des Ätna die reichlichste Nahrung. Seine Erfahrungen, seine Sammlungen, und die Verdienste, welche er sich um die physikalische und historische Beschaffenheit des Berges erworben hat, haben ihm die Achtung der Gelehrten verschafft. Eben so ferne von Einseitigkeit als Pedanterie, weiß er sich auch als Menschenfreund und Bürger bey Fremden und Einheimischen gleiche Achtung und Liebe zu erwerben.

Nicolosi's Bewohner, die in ihrem Orte empfindlichen Wassermangel litten, danken ihm eine, dem ganzen Dorfe reichlich genügende, auf eigene Kosten erbaute Cisterne und so manche andere Wohlthat, deren der bescheidene Mann selbst nie Erwähnung thut. Ganz vorzüglichst sind ihm jedoch alle Reisende verpflichtet, welche Neugierde oder der Drang nach Wissenschaft an den Ätna führt. Mehrere Unglücksfälle verirrter Reisender, welche Nacht, Sturm und Schneegestöber auf dem Berge überrascht und ihnen Leben oder Gesundheit geraubt hatten, namentlich der Tod zweyer Engländer, die vor wenigen Jahren sich auf der gefährlichsten Höhe verstiegen und von Frost erstarrt zurückgebracht wurden, bewogen einige ihrer Landsleute eine Subscription zur Erbauung eines kleinen Hauses am Fuße des höchsten Craters zu unternehmen. Die Unternehmung kam zu Stande und Gemellaro erboth sich zur Ausführung des Baues. Vier und sechzig Tage und Nächte blieb er ununterbrochen auf der Höhe, um die Arbeit zu leiten. Nur der vermag die

Größe dieser Aufopferung zu beurtheilen, der den vollen Umfang des Ungemachs kennt, dem er dort ausgesetzt war. Glücklich brachte er das Werk zu Stande, zu welchem jeder Ziegelstein, jeder Dachsparren zehn tausend Fuß hoch auf Maulthieren hinaufgeschafft werden mußte. In einer Höhe, wohin kein lebendes Wesen, der Mensch in seinem Stolze ausgenommen, dringt, findet jetzt der Pilger ein Paar wohlverwahrte Zimmer, Tisch und Bänke und einige Bettstellen. Wer größere Bequemlichkeit liebt, muß alles Übrige an Betten, so wie Kohlen, Lebensmitteln, u. dgl. selbst hinauf schaffen lassen. Gemellaro führt die Aufsicht über das Haus und bewahrt die Schlüssel, welche die Reisenden bey ihm abholen müssen. Ihm ist die Promenade auf den Ätna gerade das, was dem Wiener ein Ausflug auf den Gallizin oder Kahlenberg. Gemellaro mag ein Mann von etwa fünfzig Jahren seyn, aber seine blühende Gesichtsfarbe, sein feuriges Auge, seine rüstige Gesundheit und sein ganzes Aussehen sprechen diesem Alter Hohn. Überhaupt würde man ihn auf den ersten Anblick weit eher für einen wohlgenährten gutmüthigen Farmer aus York oder Derbyshire, als für einen Bewohner des Ätna, halten. Sein einfacher Ton, die Anspruchlosigkeit und Herzlichkeit seines ganzen Wesens, nehmen unwiderstehlich für ihn ein, und Niemand scheidet von ihm ohne eine angenehme wohlthuende Erinnerung mit sich zu nehmen.

Gemellaro, von unserer Ankunft unterrichtet, hatte schon am Morgen einen Transport Maulthiere mit allen Erfordernissen für unsere Bequemlichkeit und Erholung nach dem englischen Hause hinaufgeschickt, und für ihn selbst und uns ein anderes Geschwader mit der nöthigen Anzahl von Führern und Begleitern ausgerüstet. Wir wechselten noch in der Eile die Kleider, versahen uns mit Mänteln, obgleich wir dieser, wie wir glaubten, übertriebenen Vorsicht spotteten, und machten uns getrost zwey Stunden vor Mittag auf den Weg. Der Himmel war mit Gewitterwolken umzogen, es fielen einzelne Donnerschläge, und Gemellaro nebst den übrigen Begleitern, schüttelten zweifelnd den Kopf. Wir eilten indeß guten Muthes weiter und horchten begierig den Erzählungen unseres Colonnenführers. Der Weg ging Anfangs über eine Stunde lang durch Lavaschlacken und Asche, an einer Menge ausgebrannter Crater vorüber, deren merkwürdigster der Monte Rossi ist, aus dem der Lavastrom, der im Jahre 1669 Catania zu zerstören drohte, und seinen Lauf bis ins Meer fortsetzte, sich ergossen hat. Rechts von uns blieb der Monte Peloso, der Monte Arso und so viele andere Berge, deren Namen aufzuzählen Langweile machen würde, liegen. Eines darunter, des Monte Nero, erwähne ich noch, weil bey dessen Ausbruche ein geachteter Naturforscher aus Piazza, der Philosoph Nero, seinen Tod gefunden und dem Berge seinen Namen gegeben hat. Manche dieser Kegel, deren der Ätna über hundert zählt, sind schon mit Bäumen bewachsen, andere mit Rasen, die mehrsten nur mit etwas Moos überzogen. Ihre trichterförmigen Vertiefungen starren meistens noch von Schwefel und Lava; in einigen derselben befinden sich schmale Abgründe, in welchen der Wurf eines Steines, wie in einem weiten und tiefen Gewölbe, noch lange nachhallt. Die traurige Lavawüste, in der wir uns fortbewegten, ohne alle Abwechselung irgend einer erfreulicheren Farbe, als des dunklen, eintönigen Grau, und das abschreckende Chaos von unförmlichen Lavablöcken und hoch aufgethürmten Schichten im Laufe gestockter Glutmassen, er-

müdeten unsere Augen dergestalt, daß wir dem Himmel dankten, als wir die Waldgrenze erreicht hatten. Der belaubte Gürtel an der Seite von Nicolosi ist bis da, wo die Grotte degl'Inglesi steht (der Orte, wo die Reisenden vor Erbauung des englischen Hauses die Nächte zuzubringen pflegten), im Durchschnitte eine Stunde breit. Die Eichen, welche größten Theils den Wald bilden, stehen nicht besonders dicht und sind weder von vorzüglicher Größe noch Schönheit. Der Boden ist sehr ungleich, rauh und von Wassergüssen und tiefen Schluchten zerrissen. Unsere Stimmung war etwas düster geworden. Die Wolken, die immer tiefer an uns vorüber zogen, fingen an, sich in schweren Tropfen zu entladen, und bald fiel ein dichter Regen, der schnell unsere Kleider durchdrang. Wir suchten Schutz in der Grotte, die eine überhängende Lavaschichte ist, und in der man nur in gebückter Stellung auf dürrem Laube auszuruhen vermag. Der Abend begann bereits zu dunkeln, die dichten Nebel verhüllten die Sonne; aber des Regens ungeachtet war die Luft lau und angenehm. Der Thermometer, welcher in Nicolosi 24½° gezeigt hatte, war hier nur bis auf 18° gefallen, und doch hatten wir schon mehr als zwey Drittheile der Höhe des Berges zurückgelegt. Lächelnd sahen wir auf unsere warmen Kleidungsstücke, obgleich sie uns schon wohlthätig gegen den Regen geschützt hatten, und zweifelten noch immer, daß sie uns von so dringender Nothwendigkeit seyn würden, als man es behauptet hatte. Wir verließen nach einer kurzen Frist die Grotte wieder und traten aus der waldigen in die öde Region des Berges. Bald hörten auch die letzten niederen Sträuche und Gebüsche auf, kein Vogel schwebte mehr über unserm Haupte, keine Eidechse raschelte zu unsern Füßen, kein Käfer summte um uns her, selbst die Mücken, die unsere Pferde gequält hatten, verschwanden. Das einzige karge Leben der Schöpfung, das noch aus dem allgemeinen schwarzen Grause der Zerstörung hervorleuchtete, waren niedere gelbe Blumen, von der Farbe und Gestalt derjenigen, welche man in Todtenkränze zu winden pflegt, und geeignet, durch den Abstich ihrer, an dieser Stelle widrig grellen, Farbe, das finstere öde Einerley der weiten Umgegend nur noch grausender hervortreten zu lassen. Beflügelte Nebelwolken streiften über uns hin und hüllten uns auf Augenblicke in undurchdringliche Nacht. Wir zogen schweigend hinter einander her und wanden uns stets um die Klüfte der Regenrisse und Lavaschlünde hin, sorgfältig bedacht, einander nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Unsere Begleiter brachten uns Schnee aus einer Kluft, uns damit zu erfrischen und den Durst zu stillen.

(Die Fortsetzung folgt)

Concert-Anzeigen.

Das, zur Unterstützung der Witwen und Waisen verstorbener Musiker, am 31. März gegebene Oratorium des Hrn. Abbé Stadler, die Befreyung von Jerusalem, hatte beyde Male ein zahlreiches Auditorium herbeygezogen. Die Achtung, welche das Publicum für dieß längst bekannte Werk bezeigt, gibt sich durch die wiederholte Aufführung am deutlichsten zu erkennen. Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet uns die umständlichere Zergliederung eines Werks, dessen klare Solidität und gediegene Natürlichkeit gleich weit von Vernachlässigung, als von überbotener Kraftäuße-

rung entfernt sind. Der Text gäbe Veranlassung, über das Wesen und den eigentlichen Grundsatz des Oratoriums mannigfaltige Untersuchungen anzustellen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Natur dieser Art von musikalischem Gedichte rein dramatisch, also weder lyrisch, noch didactisch, noch abhandelnd ist. Bis zu welchem Grade aber die Handlung, welche der Gegenstand des Oratoriums seyn muß, mittel- oder unmittelbar zur Erscheinung zu bringen ist, vermag, ohne hier die Grenzen des gestatteten Raums zu überschreiten, nicht aus einander gesetzt zu werden. Nur anmerken wollen wir, daß alle materiellen Ergebnisse, wie sie im eigentlichen Drama vor den Augen der Zuschauer sich zutragen dürfen, im Oratorium, wo weder eine scenische noch mimische Darstellung Statt findet, vermieden werden müssen. Dazu dürfte auch aller eigentliche, in dramatische Handlung gesetzte, Dialog gehören. Vielleicht sollte das Oratorium nicht die Handlung, sondern nur das Resultat derselben, in den auftretenden Personen zur Erscheinung bringen. Was wir so eben gesagt, möge genügen, um die dramatische Unzweckmäßigkeit einiger Scenen des vorliegenden Oratoriums darzuthun. Wir rechnen dazu den Anfang des zweyten Auftritts: „Wer wandelt bey den Wachen dort, wie ein erzürnter Leu," den des dritten Auftritts: „Was war's? Sagt an! Ein plötzlich Licht, wie Blitzesschein, traf mein Gesicht," u. s. w. Von den Musikstücken scheinen uns der Chor der Himmelsgeister (Es-dur): „Am sternenvollen Himmel," der andere (B-dur): „Den Himmel kann der Mensch bezwingen," die besonders liebliche Arie des Gabriel (B-dur) „Gott ist die Liebe" (wo wir aber den störenden Paukenschlag, der den Donnerschlag bedeuten soll, wegwünschten), den Chor der Himmelsgeister mit Harfenbegleitung (F-dur): „Strebet die Menschheit mächtig und frey", die Arie des Rinaldo (C-dur): „Wacht auf, ihr Brüder, wacht nun auf," welche eine vortrefflich instrumentirte Begleitung hat und bey der zweyten Vorstellung wiederholt werden mußte, die drey Chöre: „Krieg nur erhebet" (C-dur), „Rufet der Christen Hülfegeschrey (F-dur) und: „Es wird, es wird gelingen", die Fuge der ersten Abtheilung (C-dur): „Sein ist die Kraft", das vortreffliche Duett zwischen Rinaldo und Tancred (As-dur): „Wie der Blumen Duft zur Sonne", Gabriel's liebliche Arie (B-dur): „Heil, Heil, Heil", den eben so lieblichen Chor (B-dur) mit dem nämlichen Texte, Goffredo's Arie mit Violoncell-Begleitung: „O Wiedersehen! O ihr Freunde", der Chor der Krieger (B-dur): „Die heil'ge Stadt, sie ist befreyt", die Arie des Gabriel mit obligater Oboe, welche vortrefflich geblasen wurde (Es-dur): „Wie liegt Goffredo von Andacht glühend" u. s. w., die vorzüglichsten zu seyn. Den Gesang der Mad. Grünbaum müssen wir ausgezeichnet nennen, ob ihr gleich das hohe B in ihrer ersten Arie, welches auf das Wort „Macht" fällt, beyde Male mißlungen ist. Hrn. Vogl's Vortrag erregt Freude, weil sein schönes Organ auf eine so angenehme Weise dem Ohre schmeichelt.

Montags, am 15. April, hat Hr. Joseph Merk, k. k. Hofcapell-Violoncellist und Mitglied des Hofopernorchesters, im Landstände-Saale ein Concert gegeben. Die Seltenheit der Virtuosen auf dem Violoncelle ist eine eben so erwiesene, als auffallende Erscheinung. Man hat, als Ursache derselben, den geringen Bedarf angeführt, den Orchester und Musikcapellen an diesem Instrumente haben. Aber, mit Unrecht, glauben wir, denn, nach der Geige, ist in einem gut eingerichteten Orchester das Violoncell am stärksten besetzt, und bey weitem stärker, als Flöte, Clarinette und Oboe u. s. w. Dennoch gibt es auf diesen letztern Instrumenten mehr Virtuosen, als auf dem Violoncell. Wir glauben, einen andern Grund der Vernachlässigung, welcher dieß Instrument ausgesetzt ist, gefunden zu haben: es dürfte das mittlere Diapason seyn, in welchem die Stimmung des Violoncells liegt und durch welches der Ton desselben sich weder in der Tiefe, noch in der Höhe, bemerkbar machen kann. So sind z. B. Fagott und Horn, im gewöhnlichen Sinne, dankbarere Instrumente, weil das eine durch seine Tiefe und das andere durch seine schneidende Höhe hervorstechen kann. Sollte nicht auch die größere Schwierigkeit der Ausführung auf diesem Instrumente Schuld an dem Mangel

ausgezeichneter Violoncellisten seyn? Welche Bewandtniß es aber mit der Seltenheit derselben haben möge, immer scheinen sich in diesem Augenblicke nur zwey Virtuosen auf diesem Instrumente einen classischen Ruf in Europa erworben zu haben, Romberg und Bohrer.

Hr. Joseph Merk hat in dem anzuzeigenden Concerte alle diejenigen Zuhörer, welchen, gleich uns, das Talent dieses jungen Künstlers noch unbekannt war, in das angenehmste Erstaunen gesetzt. Ohne uns über sein Spiel in's Detail einlassen zu können, müssen wir nur so viel bemerken, daß Hr. Merk sein Instrument nicht allein auf eine fast vollendete Art in der Gewalt zu haben scheint, sondern auch eine seltene Correctheit des Spiels besitzt, eine Correctheit, welche um so erfreulicher ist, als das Genie (und ein solches besitzt Hr. Merk in einem ausgezeichneten Grade), wenn ihm nicht der allerhöchste Verstand inne wohnt, stets mehr oder weniger auf geschmacklose Abwege zu gerathen pflegt. Dergleichen finden sich, wie jedermann bekannt ist, in den gefeyertesten Künstlern. Mögen andere den jungen Künstler, von welchem hier die Rede ist, seiner ungemeinen Fertigkeit wegen loben; auf uns hat der Geschmack desselben den meisten Eindruck gemacht. Uns ist kein deutscher Künstler auf dem Violoncell bekannt, der sich würdiger an Romberg und Bohrer anzuschließen vermöchte, als eben Hr. Merk.

Mad. Grünbaum hat die nemlichen Variationen über: „Ein Schüsserl ꝛc." gesungen, welche wir schon vor einigen Monaten im ersten Romberg'schen Concerte von ihr gehört haben. Wenn man eine so vollendete Künstlerinn, wie Mad. Grünbaum, ist, hat man nicht mehr nöthig, sich um die Meinung anderer zu bekümmern, und somit hat diese Sängerinn Recht, von den Bemerkungen, welche wir uns in der Zeit über die Sucht, die menschliche Stimme zu einer Oboe, das heißt, den lebendigsten Athem zu einer hochhölzernen (haut-bois) Trällerey zu verunstalten, erlaubt haben, keine Notiz zu nehmen.

Hrn. Carl Maria von Boklet sind die Variationen von Moscheles nicht so gut gerathen, als vor einiger Zeit das Allegro des Riesesschen Es-dur-Concerts. Eine Unpäßlichkeit, die, wie wir erfahren haben, den jungen Künstler am Tage des Concerts befallen, mag Ursache daran gewesen seyn. Auch schien das Orchester nicht recht probirt zu haben.

Das neue Schubert'sche Quartett ward von den HH. Barth, Titze, Nestroy und Nejebse vortrefflich vorgetragen und mußte wiederholt werden. Schade, daß, wie wir schon neulich bemerkt haben, diese Art von Compositionen durch die gar zu große Nähe, in welcher die vier Stimmen liegen, wie durch die Anstrengung, welcher der erste Tenorist unterworfen ist, in sich selbst den Keim eines geringeren Effectes trägt, als der seyn würde, wenn sie für die eigentlichen vier Stimmen gesetzt wären.

Modenbild XVII.

Ein Wickler von Alexandrine mit Marzellin gefüttert und eingefaßt, darunter ein Taffetkleid mit gleichem Taffet aufgeputzt und einer Dünntuchkrause. Basthut mit Blumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Stöber sc.

XVII. Wiener Moden. 50/1822

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 27. April 1822.

51

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteli. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung)

Es ward allmählig dunkler, ein kalter Wind rauschte über die einsamen Cratergipfel, die sich hie und da aus der Wolkennacht erhoben, die Nebel verdichteten sich, einzelne Flocken fielen, es fing an zu schneyen. Unsere Pferde, die bisher fleißig fortgeschritten waren, begannen endlich zu ermatten, die feine Luft machte ihnen das Athmen beschwerlich und wir mußten alle zwanzig Schritte anhalten, um ihnen Erholung zu gönnen. Die Kälte wurde mit jedem Augenblick empfindlicher, der Sturm heftiger, die Dunkelheit dichter und schauerlicher. Auch die immer seltner werdenden Blumen verschwanden endlich ganz, nur die silberweiß gebleichten Gebeine einiger Maulthiere, die auf dem Berge ihr Grab gefunden, leuchteten zerstreut auf der schwarzen Asche. Auch unsere Thiere schienen hier ihre Kräfte verlieren zu wollen. Nur mit der größten Anstrengung schritten sie die steil hinansteigende Höhe hinan; wir mußten sie unablässig antreiben, um uns nicht in der Dunkelheit von einander zu trennen. Tiefe Nacht umgab uns rings umher. Die Todtenstille ward nur dann und wann von dem aufmunternden Zurufe der Maulthiertreiber unterbrochen. Wir selbst ritten in uns gekehrt und nicht in der behaglichsten Stimmung. Jetzt erschien noch in einer beträchtlichen Höhe über uns ein freundlicher Lichtstrahl. Sein Leuchten brachte wieder frohen Muth in unsere Brust und Lebenswärme in unsere erstarrten Glieder. Es war das Feuer, welches unsere vorausgesendeten Leute neben dem englischen Hause angezündet hatten, um unserm Marsche die rechte Richtung zu geben. Noch hatten wir eine gute halbe Stunde bis dahin zurückzulegen, und Sturm und Schneegestöber, die mit jedem Augenblicke zunahmen, machten uns und den erschöpften Thieren diesen letzten Rest unsres Weges fast beschwerlicher, als unsere ganze bisherige Reise. Endlich erreichte ihr ermunternder Zuruf unser Ohr, endlich war auch der letzte steile Hügel erstiegen, endlich traten wir, den gemeinnützigen Edelsinn derjenigen segnend, die uns diese Zufluchtsstätte be-

reitet, in die schützende hochwillkommene Hütte, und stürzten zu dem wohlthätigen Kohlenfeuer, das in großen Becken das Zimmer erwärmte. Ein aus Lavastücken erbauter Stall nahm unsere Thiere auf und bewahrte sie vor dem Froste, dem sie bey längerer Dauer ohne Rettung unterlegen seyn würden.

Nur die Erzählung so vieler Reisenden, die vor uns den Ätna bestiegen, vermag zu beglaubigen, was wir selbst vor wenigen Augenblicken noch als Übertreibung bespöttelt hatten, nämlich, den alle Vorstellung übersteigenden Wechsel der Temperatur, welcher mit einer Gewalt auf den Körper wirkt, von deren verderblicher Wirkung nur zu häufige Beyspiele zeugen.

Nach Gemellaro's Behauptung ist es nicht sowohl die Abnahme des Wärmestoffes (unser Thermometer war bis über 1° unter o gefallen), als vielmehr die plötzliche ungemeine Verfeinerung der Luft, welche so angreifend auf den Körper wirkt, daß nicht selten Übelkeit, ja sogar der Schlagfluß daraus entspringen. Wenige Tage vor uns war ein Reisender im englischen Hause besinnungslos niedergestürzt und sein Gefährte, der ihm zu Hülfe geeilt war, hatte, von gleicher Schwäche befallen, nur mit Mühe wieder zu sich gebracht werden können. Wir schrieben diese und andere Zufälle dem Dampfe der Kohlen zu, welche man vielleicht des Nachts unvorsichtiger Weise in dem Zimmer behalten hatte, und waren daher emsig besorgt, sie, sobald wir uns nothdürftig erwärmt hatten, hinauszuschaffen. Ein frugales Nachtmahl, bey welchem eine Suppe für unsere noch immer vor Frost bebenden Gefährten die willkommenste Erscheinung war, und ein Paar Bouteillen Catanеser stellten die von uns gewichene gute Laune einiger Maßen wieder her. So hüllten wir uns, in der getrosten Erwartung eines günstigen Morgens, dicht in unsere Mäntel und Decken ein, und warteten des ersehnten Schlafes. Allein mehrere von uns begannen, trotz der gebrauchten Vorsicht gegen die zu besorgende Erstickung vom Kohlendampfe, die Wirkungen der Atmosphäre, mochte die Ursach in dem schnellen Wechsel der Luft, in den vulcanischen Ausdünstungen oder immer in welchem andern Umstande liegen, zu empfinden: sie äußerten sich beynahe wie die Seekrankheit, mit Kopfweh, Betäubung, u. s. w. Nicht wenig mochte die von den Bildern und Erfahrungen des Tages heftig erregte Phantasie dazu beytragen, daß, unserer großen Müdigkeit und der ausgestandenen Beschwerlichkeit unerachtet, aller Schlaf von uns wich. Der Gedanke, sich so ferne und ausgeschlossen aus der ganzen übrigen lebenden Welt zu finden, auf dem grauenvollsten Schauplatze, welcher in der Natur denkbar ist, am Rande des unbegriffenen furchtbaren Abgrundes, im Aufruhr der Elemente und in der Öde der Nacht, dieser Gedanke wirkte so mächtig auf unsere Sinne ein, daß uns, ohne, wie Manfred, die Geister der Höhen herbeyzurufen, das Grauen ihrer Nähe unwillkürlich fühlbar ward. Erhebend mag die Vorstellung wirken, sich auf dem Crater eines Vulcans gebettet zu haben, aber einschläfernd gewiß nicht! Mit Ungeduldsahen wir dem Dämmern des Morgens entgegen, und lange vorher, ehe die ersten Strahlen der Sonne den Anbruch desselben verkündeten, suchten wir das bevorstehende Wetter des Tages im Freyen zu erforschen. Wenig Tröstliches bot sich uns bey dieser Untersuchung dar: beynahe Schuh hoch lag der Schnee, welcher in der Nacht gefallen war, und ein Nordwind, der schneidendste, den ich je empfunden, sauste mit Sturmesfittigen über das niedere Dach des Hauses

und schleuderte Säulen von Schnee, die er wirbelnd in die Höhe hob, an die steilen Abhänge des Berges hinab. Vergebens wollten wir die Ecke des Hauses, welche uns vor der Heftigkeit des Sturmes geschützt haben würde, umgehen, bescheiden mußten wir in die Hütte zurückkehren. Uns trennte nur noch eine Entfernung von acht bis neun hundert Schuh von der höchsten Spitze des Berges, welche sich jedoch nur mit der größten Anstrengung höchstens in einer Stunde ersteigen läßt, da das Klimmen in der lockern Lava auf dem Gipfel so außerordentlich beschwerlich ist.

Gemellaro benahm uns alle Hoffnung, heute den Crater ersteigen zu können. Der gefallene Schnee werde, versicherte er, das Hinanklimmen nicht weniger erschweren, als die scharfe Luft, welche bey der durch die Anstrengung nothwendig sich ergebenden Erhitzung unausbleiblich Entzündungen und Krankheit zur Folge haben würde; gelänge es auch, diese Beschwerden und Gefahren zu überwinden, so mache der Schwefeldampf des Craters, den der Nordwind uns gerade entgegentriebe, alle gehabte Mühe fruchtlos, und mit den Wolken, die den Berg und vor allen den Crater umhüllten, ginge auch der letzte Lohn, der Genuß der Aussicht verloren, auf den wir vielleicht zur Stelle, wo Rauch und Dampf sie nicht trübten, mit größerer Hoffnung zählen konnten. Dem Rathe unseres freundlichen Führers folgend, blieb uns nichts übrig, als uns, mit dem bittern Unmuth über vereitelte Lieblingshoffnungen, in das Gesetz der Nothwendigkeit zu fügen, nicht ohne noch hin und wieder einer leisen Hoffnung Gehör zu geben, die uns die Ausführung unseres Vorhabens als möglich zuflisterte. Der Tag war längst angebrochen, und wir um den herrlichen Augenblick des Sonnenaufgangs betrogen: ein dichter Vorhang war vor der unermeßlichen Bühne niedergelassen, vor der wir als erwartungsvolle Zuschauer standen. Endlich, als die Sonne schon hoch über dem Horizonte leuchtete, lüftete die Wuth des Orcans den gewaltigen Schleyer, und ein sprachloses Entzücken fesselte unsere Sinne. Verlangen meine Leser nicht, daß ich ihnen den Anblick schildere, dessen Entzücken uns nur Minuten lang zu Theile ward, und also nur eine schwache Vorstellung von dem gewährte, was wir entbehren mußten. Sicilien, von Trapani bis zum Capo Passero und von diesem bis zur äußersten Spitze am Fort des Farus, lag wie die ungeheuere Grundfeste des Riesenberges auf dem Flammenspiegel eines unbegrenzten Meeres ausgegossen, seine höchsten Berge, wie sanftes Wellengekräusel, seine Flüsse wie Silberfaden auf dem Schmelz der tausendfarbigen Landschaft, von den glänzendsten Strahlen der Sonne vergoldet; das Ganze glich einem Relief aus Lapislazuli, Smaragden, und den kostbarsten Edelgesteinen, von dem Blinken einer Silbermasse umgeben, wie sie in dem Augenblicke ihres Schmelzes auf der Capelle erscheint. Meistens stellten sich unsern trunkenen Blicken nur einzelne Abrisse der Insel dar, wie sie uns die vorüberziehenden Nebel enthüllten; doch dann und wann überschauten wir auch mit einem Male die ganze Ebene von Catania mit dem glänzenden Symetus und dem See von Lentini, das hohe Castro Giovanni und das Labyrinth hundertfacher Sierren und Thäler, die von seinem Mittelpuncte sich mit Polypen-Armen nach den Küsten ausbreiten. Unser Auge schweifte über die weite Meeresfläche hinaus und suchte am freyen Horizonte Malta und Gozzo und die Rauchsäule des Stromboli, bis wieder, wie auf den Schlag einer Zau-

berruthe, das liebliche Frühlingsgemälde verschwand, und wir nichts weiter erblickten, als einen isländischen Winter zu unsern Füßen.

Unter langem Zögern nahmen wir Abschied von dem Wunderbilde, zu dem wir wahrscheinlich nie wiederkehren sollten. Wie sehr auch das Unbehagen der Kälte und des Sturmes unsern Genuß getrübt hatte, so rissen wir uns doch ungern, und noch lange nicht ersättigt, los. In einer bescheidenen Ecke schrieben wir unsere Namen auf die, mit großen Buchstaben und leider auch meist mit großem Unsinne, bemahlten Wände. Keine der Innschriften schien der Erinnerung werth.

Wir traten zu Fuß den Rückweg an, weil der Schnee, der die Schlünde der Lava ausgefüllt hatte, das Reiten zu gefährlich machte. Wir eilten mit raschen Schritten vom Nordwinde gejagt, die sogenannte Pianura del Fromento (der unpassendste Name, der je einem Dinge gegeben worden ist), hinab, ohne uns die Mühe zu nehmen, die erbärmlichen Mauertrümmer zu besuchen, die man den Thurm der Philosophen nennt. Eben so wenig will ich mein Leser mit den gelehrten Untersuchungen beläftigen, ob dieser Thurm das Observatorium der Empedokles, das Grabmahl dieses Philosophen, oder ein für Kaiser Hadrian erbauter Pavillon, oder (das Unwahrscheinlichste von Allen) auf einer Höhe, wo man drey Viertheile des Jahres nicht fünf Schritte weit sieht, eine Warte gegen die Einfälle der Barbaren, gewesen. Für die Wahrscheinlichkeit, daß das Gebäude für Hadrian errichtet worden ist, als dieser Kaiser einstens den Ätna besteigen wollte, zeigen einige Trümmer von Marmorbekleidungen, die weder der Wohnung eines Philosophen, noch eines Thurmwächters, entsprechend scheinen.

Einen Augenblick lang ward uns jetzt der Genuß zu Theil, den Haupt-Crater, der bisher ganz von Wolken bedeckt gewesen, zu Gesichte zu bekommen. Er bildete zwey Hörner, die mit der Einsattlung zwischen ihnen die Gestalt eines Halbmondes annahmen. Ihre innere Abdachung war mit einer rothgelben Schwefelmasse bedeckt; auch der ganze obere Theil des schwarzen Schlackenkegels trug die Spuren eines weißlichen Anfluges des mit Schwefelsäure gesättigten Dunstkreises. Ein weißer dichter Dampf erhob sich ohne Geräusch und ohne Flamme aus dem innern Crater, und umwirbelte ihn bey einem neuen Windstoße mit einer Wolke von Rauch, die ihn unsern Augen bald wieder verbarg. Wir brauchten es nicht eben zu bedauern, den innern Crater nicht gesehen zu haben, da er in diesem Augenblick keine besondere Eigenschaft darbot, und der Vesuv, den wir in den letztern Jahren zu verschiedenen Malen erstiegen hatten, damals zu weit interessanteren Beobachtungen Veranlassung gab.

Mit Wonne athmeten wir die mildere Luft, als uns die Pianura im Rücken lag, und wir endlich aus den Wolkenmassen hinaustraten, die uns noch immer mit feuchter Kälte umgeben hatten. Die Sonne lächelte heiter über der herrlichen Landschaft, die ausgebreitet zu unsern Füßen lag, und Paterno, Palagonia, Militello, Lentini, Aci und Catania, nebst hundert andern kleinen Orten, glänzten auf dem bunten Gemälde in ihrem freundlichsten Strahle. Mit innigem Wohlbehagen betrachteten wir wieder die erste Pflanze, das erste muntere Leben der Natur, freudig begrüßten wir den Saum der Waldregion, den wir nach zwey Stunden eines angestrengten Schrittes er-

reichten. Zwey Stunden später trafen wir zu Nicolosi ein, ziemlich ermattet von dem Marsche des Tages und dem Ungemach der Witterung. Dem ungeachtet setzten wir, nach kurzer Erholung und nachdem wir den herzlichsten und dankbarsten Abschied von unserm Gastfreund genommen, noch denselben Abend unsere Reise nach Catania fort. Der Weg von Nicolosi dahin beträgt nahe an fünf Stunden. Er führt durch ein Paar freundliche Orte, Massanunziata und Mascalucia und gleicht übrigens ganz der Route, welche von Giarre nach Nicolosi führt. Eine halbe Stunde vor Catania, nahe an einer schönen, von dem Prinzen Biscaris erbauten, Wasserleitung, vereinigt er sich mit einer neuen, nach Aci angelegten, mit Lava gepflasterten, Kunststraße. Zugleich steigt auch Catania über die Lavawälle, die es umgeben, hervor, und gewährt mit seinen Kuppeln, Thürmen, der breiten schönen Straße, in die man sogleich beym Eingange in die Stadt tritt, und den stattlichen Pallästen, die sie schmücken, einen überraschenden Anblick. Wir waren froh, ein wirthliches Dach und Ruh und Erholung zu finden, ohne große Neugierde nach mehreren Beobachtungen Catania's in uns zu verspüren.

(Der Schluß folgt)

Furcht und Liebe.

Aus dem Italienischen des Franz Petrarca.

27. Son. Solo e pensoso i più deserti campi etc.

Tiefsinnig und allein schweif' ich durch Wald und Flur,
Und blicke scheu umher nach Bäumen, Büschen, Hecken;
Auf schnelle Flucht bedacht, sollt' ich die mindste Spur
Von eines Menschen Tritt vor mir im Sand' entdecken.

In tiefer Wildniß find' ich Schirm und Rettung nur.
Ich suche vor mir selbst mich sorglich zu verstecken,
Um durch Geberd' und Mien' auch nicht den Wahn zu wecken
Von dem, was, außer mir, nicht eine Seel' erfuhr.

Ja, käm' auch nie davon ein Laut aus meinen Lippen,
So, glaub' ich, wissen es doch Haine, Flüss' und Klippen,
Was hier im Innern brennt, doch streng mein Mund verhehlt.

Noch fand ich keine Bahn so rauh in Wald und Feld,
Wo mich nicht Amor traf, um von der holden Spröden
Bald meinem Herzen Furcht, bald Hoffnung einzureden.

Gottlieb v. Leon.

Miscellen.

Der Graf Teffin erzählt in seinen Denkwürdigkeiten Folgendes:

„Unter allen Zerstreuten habe ich in Schweden niemand gekannt, der in der Geistesabwesenheit dem Brancas in Frankreich mehr gleich kam, als der sel. Hofkanzler, Baron Nolcken. Zwey Beyspiele davon verdienen besonders aufbehalten zu werden: Als er einst zu Sr. damaligen k. H. unserm jetzt regierenden Könige (Adolph Friedrich) gesandt wurde, um ihm eine im Rathe aufgesetzte Ausfertigung vorzulesen, las er statt derselben den Kauf-

contract seines Hauses fast ganz bis zu Ende vor, wo er durch des Kronprinzen Einwendungen seinen Mißgriff bemerkte."

„Ein andermal kam er in Sr. k. H. Vorzimmer, wo ich mit mehreren mich befand, und fragte nach dem Grafen Tessin. Ich antwortete ihm selbst. Er ging aber höchst eilig wieder hinaus, kam zurück, und sagte: Der Wachtmeister versichert, daß er hier im Zimmer sey. Ich erwiderte: Der Hr. Hofkanzler werden mir mehr glauben, denn ich habe ihn selbst fortgehen gesehen. Nolcken ging nochmals hinaus, und kam mit einer neuen Versicherung des Wachtmeisters zurück, worauf ein allgemeines Gelächter ihm aus dem Traume half."

* *

Concert-Anzeige.

Sonntags, am 21. April, haben Hr. Alexander und Mad. Célestine Boucher im k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore um die Mittagsstunde ein Concert gegeben. Nach dem Vergnügen zu urtheilen, welches Hr. Boucher theils in seiner ersten Akademie, theils, und besonders, in dem, zur Einnahme für hiesige Armenanstalten bestimmten, Abendconcerte, gemacht zu haben schien, hätte man ihm ein großes Auditorium voraussagen sollen. Allein, diese Erwartung hat getäuscht: das Schauspielhaus war leer. Hr. Boucher hatte auf den Anschlagzetteln versprochen, das Rhode'sche H-moll-Concert Note für Note zu spielen. In diesem Versprechen, dergleichen Hr. Boucher schon ehemals in Paris und, wer weiß, an wie viel andern Örtern, gethan, lag, unsers Bedünkens, eine indirecte Mißbilligung seiner vorigen Gewohnheit, die darin besteht, fremde Concerte vorzutragen, als wären es eigne. Denn, warum einer Manier entsagen, um sie gegen eine andere zu vertauschen, da nur Eine die wahre seyn kann? Übrigens scheint Hr. Boucher, wie der Erfolg bewiesen hat, sehr Unrecht gehabt zu haben, sich Fesseln anzulegen: sein Genius ist ein wilder Pegasus, der durch nichts zu bändigen steht, nicht einmal durch den goldenen Zügel einer Minerva. Erhaben ist, den Gewinn zu verachten; aber der Göttinn der Weisheit vermag kein Sterblicher ungestraft sein Ohr zu verschließen. Nichts desto weniger rathen wir, wie die Sachen jetzt einmal stehen, Hrn. Boucher, Hr. Boucher zu bleiben. Wollte doch sein großer Namensvetter nur unter der Bedingung Diogenes seyn, wenn er nicht Alexander wäre! Hr. Boucher war bey dem Vortrage des Rhode'schen Concerts, besonders bey dem ersten Theile desselben, sichtbar genirt. Doch kam der gewöhnliche Staccatosatz (wessen Noten waren das, Hrn. Boucher's oder Rhodesche?) in großer Vollkommenheit heraus; mehrere andere (z. B. ein dergleichen mit herunterschreitendem Bogen) wurden mit mehr oder minder Glück versucht. Übrigens hat Hr. Boucher, wie gewöhnlich, einige vollendete, mehrere verfehlte und viele höchst geschmacklose Sachen zum Besten gegeben. Die komischen Zuthaten wollen wir mit Stillschweigen übergehen, da ihrer dießmal nur eine kleine Anzahl waren. Wir verwahren uns mit der ganzen Macht unsers Bewußtseyns gegen den Verdacht, als wollten wir Hrn. Boucher weh thun; unsere Absicht geht allein dahin, ihn zu einer richtigern Ansicht seiner selbst und seiner künstlerischen und menschlichen Verhältnisse zu vermögen. Auch müssen wir bemerken, daß uns die Geige des Hrn. Boucher für den öffentlichen Vortrag kein zuträgliches Instrument zu seyn scheint: sie wirft nicht genug aus. Der Künstler hat zuletzt in Paris, und nachher auch in den Niederlanden, ein Chanot'sches Instrument gespielt. Wie kömmt es, daß er sich dessen entäusiert hat? Sollte Hr. Boucher, welcher vor drey Jahren in der öffentlichen Industrieausstellung zu Paris wie gerufen da stand, um vom Minister Decazes zum Probiren einer Chanot'schen Geige in Gegenwart des Königs aufgefordert zu werden, und der späterhin einer der eifrigsten Lobredner dieser Instrumente gewesen ist, seine Meinung über deren Werth geändert haben? Mad. Boucher hat ein, von ihrem Gatten recht brav gesetztes, Harfenconcert in Es-dur zur allgemeinen Zufriedenheit des Publicums gespielt. Sich selbst über-

lassen und nicht vom Strudel der Phantasmen des Gatten mit fortgerissen, entwickelt diese Künstlerinn recht vielen Verstand in Behandlung ihres Instruments; eine um so auffallendere Erscheinung, als gewöhnlich Eheleute ihre auffallendsten Eigenschaften sich einander mitzutheilen pflegen. Dlle. Unger hat die Rossinische Arie mit recht lobenswerther Bravour, obgleich mit etwas schwacher Stimme, gesungen. Es war das erste Mal, daß wir diese junge Künstlerinn ein Gesangstück von solchem Umfange ausführen hörten: der einstimmigste Beyfall des Publicums hat ihr für ihre Leistung gelohnt. Wollte Dlle. Unger sowohl als Sängerinn, wie als Schauspielerinn, sich mehr gehen lassen, wollte sie den Dämpfer heben, der, so zu sagen, auf ihren viel versprechenden Anlagen liegt, aus ihr würde, bey der angenehmen Persönlichkeit, welche ihr eigen ist, wahrscheinlich einstens eine bedeutende Künstlerinn werden.

Nachtrag zu der Theater-Anzeige in Nr. 34 dieser Zeitschrift.

Es bleibt uns noch über, von einer musikalischen Erscheinung zu sprechen, deren Anzeige wir nur deßhalb bis jetzt verschoben haben, weil wir glaubten, ihr spät oder frühe einen ausführlicheren Artikel widmen zu können. Wir reden hier von der neu componirten Instrumentalmusik zu den Hussiten vor Naumburg. Da uns das Vergnügen, diese Composition aus der Partitur näher kennen und schätzen zu lernen, versagt worden ist, so müssen wir uns begnügen, den Eindruck in unser Gedächtniß zurückzurufen, welchen eine zweymalige Ausführung auf uns gemacht hat, deren erste jedoch durch die gewöhnlich Statt findende Störung eines überfüllten Hauses, besonders aber dadurch, daß wir keineswegs zur Aufmerksamkeit auf diese Composition vorbereitet waren, fast gänzlich für uns verloren gegangen ist.

Diese Musik besteht, wenn wir uns recht erinnern, aus einer eigentlichen Ouverture, drey Einleitungen zum ersten, dritten und vierten Acte, einer Choralcomposition, einer Tanzmelodie u. s. w. Die vornehmste Eigenschaft, durch welche sich alle diese Stücke so sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen, besteht in ihrer Charakteristik: sie stellen, in treu schildernder Wahrheit, die Situationen dar, welche sie auszudrücken bestimmt sind. Nachstdem macht sich in ihnen ein höchst natürlicher und doch origineller Melodie- und Harmoniesatz bemerkbar, deren ersterer den Liebhabern, und letzterer den Kennern eine große Genugthuung gewähren. Wir bedauern, daß uns, wie schon oben gesagt, die Möglichkeit, über jedes einzelne Stück ausführlicher zu reden, versagt worden ist; uns bleibt demnach nichts übrig, als im Allgemeinen über das Ganze der Composition zu reden.

Wir begreifen, daß die Ouverture, in so fern sie dem ganzen Stücke zur Einleitung dient, keinen so hervorstechenden Charakter erhalten konnte, als jedes der andern Stücke, welche nur eine einzige Situation schildern. Denn welche Grundidee hätte aufgefaßt werden sollen? Etwa eine freudige, da das Stück einen freudigen Ausgang hat? Das war nicht möglich, weil über diesen Ausgang ein Trauerschleyer ausgebreitet liegt, welcher dem Stücke, wenn auch keine eigentliche tragische Natur, doch ein trauriges Ansehen, gibt. Eben so wenig durfte das Thema der Ouverture absolut tragisch-ernst seyn, da das Stück selbst bey weitem keinen tragischen Zweck hat. Alle diese Übelstände scheinen dem einsichtsvollen Componisten nicht entgangen zu seyn: er hat in der Ouverture ein Musikstück von einem allgemeinen Charakter geliefert und keineswegs die Prätension gehabt, in einem Stücke, wo nichts Individuell-Dramatisches darzustellen war, individualisiren zu wollen. Das erste Stück (F-dur), welches unmittelbar das Stück einleitet, deutet dagegen durch seinen heitern fröhlichen Charakter so unverkennbar auf die zu schildernde Situation hin, daß man diese zu errathen vermöchte, wenn man sie auch nicht sähe: ein heiterer Sommertag bricht an, die Einwohner Naumburg's eilen hüpfend und springend auf's Feld, sich des Segens ihrer reichen Fluren zu erfreuen. Im zweyten Acte stoßen wir auf ein Meisterstück von würdevollem, religiösem Ausdrucke, von Darstellung eines zerknirschten, sich in den Willen des Allgütigen hingebenden und seinen Beschlüssen vertrauenden Gemüthes: es

ist die Choralmelodie (As-dur), unter welcher die versammelten Naumburger, den Rath an ihrer Spitze, auf den Knien liegend, Gott um Schutz und Hülfe in der bevorstehenden Gefahr anflehen. Die Art und Weise, wie die Schauspieler, beym Sprechen dieses Gebets, nicht allein in den Tact, sondern sogar in den Ton des Chorals einzufallen wissen, ist sehr verdienstlich; vorzüglich zeichnet sich Hr. Costenoble aus, der die einzelnen Sätze des Gebets anfangs allein zu sprechen hat, worauf sie von den Anwesenden wiederholt werden. Dieser Choral hat uns an einen protestantischen Kirchengesang erinnert, den wir nicht namhaft zu machen wissen. Dem Componisten dürfte er schwerlich bekannt seyn. Nicht minder verdienstlich ist der große Einleitungssatz des dritten Acts, welcher die Trostlosigkeit der Naumburger schildern soll, im Augenblicke, wo sie ihre Kinder in Procopius Lager, also vielleicht einem offenbaren Untergange entgegen, schicken müssen. Die einzelnen klagenden Entraden der Oboe und Flöte, welche hier von ungemeiner Wirkung sind, erinnern, ohne daß sich der Componist desselben bewußt gewesen seyn mag, an Gluck's Ouverture zur Iphigenia in Aulis, wo ähnliche Flöteneinschnitte den bevorstehenden Opfertod eines Kindes (der Iphigenia) andeuten sollen. Mit vielem ästhetisch-philosophischen Scharfsinne hat der Tonsetzer den vierten Act mit einem Satze eingeleitet, der mehr den Charakter eines ruhigen, heitern Ernstes, als den des verzweifelnden Jammers, trägt: es wäre ein gänzlich zweckloses, ja höchst undramatisches, Unternehmen gewesen, durch ein tragisches Musikthema den Zuschauer über den Ausgang der Handlung täuschen zu wollen. Auch der bloß materielle Effect würde durch ein klagend gehaltenes Stück, da erst unmittelbar vorher ein anderes dieser Gattung dagewesen war, gestört worden seyn. Was sollen wir von dem höchst geistreich erfundenen, dem Scheine nach in dem gewöhnlichsten Tanzmelodie-Style böhmischer wandernder Musikanten geschriebenen, Satze (G-dur) sagen, während dessen die von Procopius begnadigten Kinder essen, trinken, tanzen und sich's wohl seyn lassen? Es ist die glücklichste Débauche eines geistreichen Kopfes, der sich in die Töne aller Situationen zu stimmen weiß. Imposant ist der Eindruck, den diese absichtlich so gestaltete Composition macht, wann das Orchester an die Stelle der Böhmer Musikanten tritt, die Tanzmelodie auffaßt und in würdevollerem Vortrage zu Ende führt.

Allen diesen Musikstücken, welche dem anwesenden Publicum ein sichtbares Wohlgefallen gemacht haben, ist nur ein Fehler eigen: sie sind sämmtlich zu kurz.

Das Incognito des geschätzten Componisten ehrend, verschweigen wir den Namen desselben um so bereitwilliger, als dieser ohnehin keinem hiesigen Musikliebhaber unbekannt seyn dürfte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Arbutus Andrachne. Candische Sandbeere. Vom Orient.
Boerhaavia scandens. Kletternde Boerhaavie. Aus Westindien.
Clerodendrum purpureum. Purpurrother Loosbaum.
Cactus alatus. Geflügelte Fackeldistel. Aus Jamaica.
- - speciosus. Schöne Fackeldistel.
Dodecatheon Meadia. Virginische Göttergabe. Aus Virginien.
Echium candicans. Weißlicher Natterkopf. Von Madera.
Metrosideros crassifolia. Aus Neuholland.
Olea fragrans. Wohlriechender Öhlbaum. Aus China.
Phyllanthus acuminatus. Zugespitzte Blattblume. Von Cajenne.
Sophora tetraptera. Flügelfrüchtige Sophore. Aus Neuseeland.
Diosma ericoides. Heidenartiger Buccostrauch. Aus Äthiopien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 30. April 1822.

52

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Schluß)

Catania, den 21. Sept. 1821.

Es ist ein eben so vergebliches Unternehmen, Kunst-Sammlungen und Museen zu beschreiben, als es eine undankbare Mühe ist, sie in drängender Hast zu durchlaufen. Von dem einen, wie von dem andern, sind eben so wenig deutliche Vorstellungen, als lohnende Rückerinnerungen, zu erwarten. Zu Catania sahen wir im Zeitraume von einigen Stunden, die uns von der Besichtigung der Stadt und ihrer Alterthümer übrig blieben, die Museen des Cavaliere Gioenni, des Prinzen Biscaris und das der Benedictiner, und entgingen, vom Anschauen betäubt, erschöpft und übersättigt, nur mit Noth dem Besuche des, übrigens sehr reichhaltigen, Münz-Cabinets des berühmten Recupero und einem halben Dutzend anderer Kunst- und Alterthums-Sammlungen, zu welchen man uns noch hinschleppen wollte.

Das Museum des Cav. Gioenni muß die Aufmerksamkeit des Mineralogen und des Naturforschers auf sich ziehen. Es enthält die vollständigste und wohlgeordnetste Sammlung aller denkbaren vulcanischen Producte der Insel, aller möglichen Lava-Arten des Ätna in der Zusammenstellung mit jenen des Vesuvs und der liparischen Inseln, so wie der Bernstein-Gattungen, die man an den Ausmündungen der sicilianischen Flüsse findet, im Vergleiche mit jenen der Ostseeküste; aller Erzeugnisse der Solfataren im Innern des Landes, Bergöhl und Bergtheer von Petralia, Naphta, Asbest u. s. w. Außerdem befinden sich in dieser Sammlung die mannigfaltigen schönen Marmorarten, welche die Insel hervorbringt, und die reichsten ihrer übrigen mineralischen Erzeugnisse; so wie eine kleine Collection einheimischer Vögel, Fische, Amphibien, gut geordnet und wohlerhalten. Eine ziemlich ansehnliche Münzsammlung, eine Reihe von eigenen Handzeichnungen, größten Theils

Gegenden oder Ausbrüche des Ätna vorstellend, von denen der Cavaliere Augenzeuge gewesen, einige Zimmer mit grecosiculischen Vasen, Antiken, Gefäßen und andern Alterthümern angefüllt, zeugen von den mannigfachen Kenntnissen, von dem Kunstsinne und Geschmacke des Besitzers, den überdem ein zuvorkommendes, anspruchloses Betragen, eine unermüdete Gefälligkeit in der Erklärung seiner Schätze gleich vortheilhaft empfiehlt. Der Cavaliere ist ein schon bejahrter Mann mit einer äußerst gutmüthigen einnehmenden Gesichtsbildung. Er hat das Unglück gehabt, seinen einzigen Sohn durch die Wirkung allzuheftiger Geistesanstrengungen verrückt werden zu sehen. Die Liebe zu seinem Bruder und dessen Sohne helfen ihm jedoch einen Schmerz ertragen, dessen sich zu entschlagen, er, bey allem Hange zu den Wissenschaften, wohl kaum in sich allein genügende Kraft finden würde. Die Familie der Gioenni leitet ihren Ursprung von den Anjous ab, ohne daß man jedoch im Stande wäre, diese Abstammung mit Beweisen zu belegen.

Nach dem Museum des Cavaliere sahen wir jenes des Prencipe Biscaris. Der Eigenthümer war nicht zugegen. Das Verdienst, diese reiche Sammlung angelegt zu haben, gehört seinem Groß-Oheim, der sich eben so sehr durch seine Gelehrsamkeit, als durch seine Menschenfreundlichkeit und manches wohlthätige und rühmliche Unternehmen zu Gunsten seiner Vaterstadt, bekannt und um die Welt verdient gemacht hat. Die Sammlung ist sehr reich und füllt die sämmtlichen Säle des Erdgeschosses eines ansehnlichen Gebäudes, dessen Hofraum, ja selbst der Thorweg, mit Bruchstücken von Säulen, Statuen, Vasen, Inschriften, Basreliefs u. dgl. geziert sind. Allein schon beym ersten Eintritte vermißt man das unsichtbare Walten ihres Eigenthümers, und den wahren Kunstsinn, der sie erhalten, und ihre Gebilde beleben soll. Ein unwissender Hausbedienter führt, als Cicerone, durch die Reihen zum Theile höchst anziehender Merkwürdigkeiten, und zum Theile halbwerthloser Trödels, und Colisichets aus der Hälfte des letzten Jahrhundertes, Kindereyen, die eigentlich mehr da zu seyn scheinen, die leeren Stellen der Schränke auszufüllen, die das Auge fruchtlos ermüden und von den wirklich betrachtungswerthen Gegenständen abziehen. Unter den letztern zog mich im ersten Saale der Statuen, Büsten, Sarkophage, Inschriften von ungeheuerer Menge, ein Torso, einen kleinen Bacchus vorstellend, und im folgenden Saale zwey vorzüglich schöne Vasen an, in deren Zeichnung sich alle die Eleganz und die Lieblichkeit der Composition, die Grazien der Figuren und der richtige Faltenwurf der Gewänder wiederfanden, die an diesen Gefäßen so sehr in Erstaunen setzen und ihnen einen so hohen Werth in dem Auge des Kenners geben. Überhaupt besitzt der Prinz von Biscaris eine große Anzahl von Vasen in sehr sorgfältiger Auswahl. Es wird ein eigenes Studium dazu erfordert, diese Gefäße zu classificiren, die als etrurische, griechische, grecosicilische, römische u. s. w. eben so sehr verschieden von einander sind, als eine Tasse aus der Fabrik von Sèvres, von einer wedgewoodschen oder einer japonesischen Schale. In der Erklärung ihrer Zeichnungen hat man, glaube ich, noch keine große Fortschritte gemacht. Gleich bedeutend, als die Menge der irdenen Geschirre und Töpfer-Arbeiten der Vasen, Masken, Hausgötter, Lampen, ist die Anzahl der Marmor- und Metall-Arbeiten, welche in kleinen Altären, Candelabern, Ringen, Siegeln, Schlüsseln, Gewichten,

Maßen und tausend andern Dingen bestehen. An Münzen und Medaillen besitzt das Museum vier tausend fünf hundert der Kaiser in Bronce, und drey hundert in Silber, tausend consularische in Silber, und drey hundert andere der Provinzen; über tausend fünf hundert sicilianische, worunter sich viele von Silber, und eine Anzahl anderer aus allen Zeiten, nebst einer großen Menge von Cameen und geschnittenen Steinen, befinden. Die letztern Säle füllen naturhistorische Gegenstände, und endlich folgen noch einige Zimmer mit Kleidungsstücken, Rüstungen aus dem Mittelalter u. s. w. Beschaut man diese Mannigfaltigkeiten auch nur mit der flüchtigsten Aufmerksamkeit, so wird der Kopf so schwindelnd, daß einem zuletzt im eigentlichsten Verstande Hören und Sehen vergeht. In diesem Zustande der gänzlichen Abmattung mußten wir noch das Museum der Benedictiner besehen, welches zum Glücke von den dreyen die wenigste Aufmerksamkeit verdient. Zwar besitzt auch diese Anstalt einen ungeheuern Reichthum von Gegenständen aller Art, eine vorzüglich geschätzte Vasen-Sammlung, eine unglaubliche Menge von Antiken, Hausrath und recht eigentlichem Trödelkram des Alterthums. Aber alles ist unzweckmäßig aufgestellt, wenig geordnet, die zerrauften Überbleibsel ausgestopfter Thiere, Skelette, Monstrositäten bunt durch einander gemengt mit den Brustbildern römischer Kaiser, oder den Bruchstücken eines Antinous, oder einer Venus. Ein geschnitztes Elfenbeinbildchen, oder ein nürnberger Becher aus dem vorigen Jahrhunderte, neben einer alten Grablampe, ein Küchengeschirr neben einem Sarkophage, beleidigen eben so sehr das Auge und Gefühl, als die erbärmlichen Zerrbilder, die an den Wänden umher für Raphael's, Guido's oder Carracci's ausgegeben werden. Derselbe Geist der Geldverschwendung, ohne Geschmack und Kunstsinn, spricht sich in dem ganzen ungeheueren Prachtgebäude aus, welches das Museum einschließt. Nur die Kirche hat eine hohe, Ehrfurcht gebietende Einfachheit, und einige schöne reiche Altäre, mit Gemälden von Werth geschmückt. Der Hochaltar, der durchaus mit kostbaren Steinen überkleidet werden soll, ist nicht vollendet und bis jetzt nur in gemaltem Holze vorgestellt. Ich bekenne, daß weder die Art von Verzierung, noch ihre Anwendung an diesem Platze, meinem Geschmacke entsprach. Als ein vorzüglich bemerkenswerthes Prachtstück wird die Riesenorgel des Domes gezeigt. Unglücklicher Weise war der Mönch, der sie spielte, nicht geeignet, ihre Trefflichkeiten geltend zu machen; die Wunder ihrer mannigfachen Töne und Register verfehlten ihre Wirkung eben so sehr auf unser Ohr, wie auf unsere Empfindung. Es that mir leid, auf ein Vergnügen verzichten zu müssen, von welchem ich mir einen hohen Genuß versprochen hatte, da besonders die Nachahmung der Saiteninstrumente und das kunstreich angebrachte Echo auf dieser Orgel von dem größten Effecte seyn sollen. Nach der Kirche zeigte man uns auch die Bibliothek des Klosters, von der ich nichts weiter zu sagen weiß, als daß in einem ziemlich großen eyförmigen Saale eine wenigstens der Zahl nach bedeutende Menge Bücher aufbewahrt wird. Im Vorsaale ließ man uns ein Paar Gemälde von Novelli und, ich glaube, auch eines von Domenichino oder Caravaggio bewundern. Wenn ich nicht irre, bewahrt man hier auch den Wunderschleyer der h. Agatha auf, der den Lauf der Lava von 1669 von dem Kloster und der Stadt abgeleitet haben soll. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieses Wunder geschehen wäre, ehe die Lava

über die Mauern hereingebrochen, dreyhundert Häuser der Stadt und einen Theil des Klosters selbst zerstört hätte. Catania hat überhaupt keine Ursache, über die Nähe des Ätna erfreut zu seyn, so majestätisch er auch die Aussicht der Hauptstraße schließen mag, denn außer den vielleicht schon zum zweyten Mahl begrabenen Ruinen älterer Städte, umgibt auch das neuere Catania ein doppelter Lavastrom und nur einem Wunder ist es zuzuschreiben, daß die Stadt nicht schon längst ihren gänzlichen Untergang gefunden hat. Erst 1693 ward sie von einem Erdbeben zerstört und neunzehn tausend Einwohner unter dem Schutte begraben. Bewundern muß man daher nicht sowohl die Größe und Schönheit des jetzigen Catania, welches sich in einem Jahrhunderte wieder aus seinen Trümmern erhoben hat, als vielmehr die Vorliebe, welche die Einwohner für einen Boden hegen, der sie wahrscheinlich über kurz oder lang von neuem verschlingen wird. Aus der Art der Zerstörungen, die der Ort erlitten, begreift sich's, daß man alle ihre Alterthümer, welche vorzüglich die Nachforschungen des Prinzen Biscaris der Vergessenheit entrissen, gleich jenen zu Herculanum, mit Fackelschein und unter der Erde aufsuchen müsse. Dazu gehört vorzüglich das kolossale Amphitheater, dessen Pfeiler und Galerien noch genau erkennbar sind, das Theater, welches ganz die Form jenes von Herculanum gehabt zu haben scheint, und aus dem eine Menge von Verzierungen, Statuen, Basreliefs, die man in den Museen von Catania wieder findet, und vor allen die herrlichen Granitsäulen hervorgezogen wurden, welche jetzt die Façade des Domes zieren. Die dumpfe feuchte Luft und der erstickende Dampf der Fackeln in der Tiefe dieser Gänge, in denen man nur mit Behutsamkeit und gebückt fortzuschreiten vermag, um sich nicht an hervorragenden Steinen und Lavaspitzen den Kopf zu zerschellen, das unnütze Bestreben, alles einzunehmen, was der beredsame Cicerone von Scenen, Orchester und über die Pracht der beraubten kahlen Wände faselt, machen die Rückkehr an das rosige Tageslicht sehr erwünschenswerth.

Nahe am Amphitheater ist früher ein Tempel der Ceres, ein Gymnasium und eine Naumachie entdeckt worden. Von allen diesen erkennt man seit der Eruption von 1696 kaum noch die Spuren. Besser haben sich die Bäder erhalten, welche der Prinz von Biscaris ausgraben ließ. Eins der interessantesten und zugleich für die Stadt gemeinnützigsten Werke dieser Art, ist die Wiederauffindung einer Quelle an den alten Einfassungsmauern der Stadt in einer Tiefe von mehreren Klaftern, zu der jetzt einige Treppen hinabführen, und die ihr treffliches Wasser in ein Lavabecken sprudelt. In dem Klostergarten der Capuziner trifft man einige sehenswerthe Grabmaltrümmer. Es blieb uns keine Zeit über, ihn zu besuchen, da wir dem modernen Catania, seinem Domplatze, Universitätsgebäude, dem Quai am Hafen, der Porta Ferdinanda, dem Marktplatze u. s. w. einige Augenblicke schenken wollten. Die Einwohner von Catania schienen uns mehr Ähnlichkeit mit jenen von Palermo als mit den Messinern zu haben, mit denen sie überhaupt nicht auf dem freundlichsten Fuße stehen. Im gemeinen Volke zeigt sich ein Grad von Armuth und Elend, der höchst unangenehm gegen die Paläste absticht, an welche sich ihre erbärmlichen Wohnungen lehnen. Diese Paläste sind zwar im großen Style angefangen, aber meistens nur zum Theil vollendet. Catania bedürfte vorerst eines Hafens, da der gegenwärtige, durch die Eruption

von 1669 halb mit Lava angefüllt, der unansehnlichste ist, der mir noch zu Gesichte gekommen. Die Stadt hat den Ruhm, an den letzten Unruhen, welche Palermo und Messina bewegten, keinen Antheil genommen zu haben. In seiner frühern Geschichte vermag es viele lehrreiche Erfahrungen von der Wahrheit zu schöpfen, daß die Natur in ihrem zerstörendsten Grimme noch milder und erbarmender ist, als die gereizte Leidenschaft der Menschen. Thyrier, Siculer und Calcidenser hatten es wechselweise erobert und verheert, Alcibiades gewann es den Athenienfern durch List, und ihr eigener Feldherr Arcesilas spielte es dem berühmten Tyrannen von Syracus in die Hände, der es zerstörte und seine Bewohner hinwegschleppte. Valerius Messala eroberte die kaum wieder aufgeblühte Stadt für Rom; in spätern Jahrhunderten ward sie von den Barbaren, den Sarazenen, den Normännern und zuletzt noch vom Kaiser Friedrich II. zerstört. So baut der Mensch immer wieder auf der Zerstörung fort; nur eins bleibt ihm dabey für alle Zeiten eigen, seine Unwissenheit in Betreff der Zukunft, und seine Vergeßlichkeit des Vergangenen. Unbesorgt um die Zukunft, scheinen die guten Catanefer ihr Erbtheil von diesen beyden Eigenschaften in einem reichlicheren Maße bekommen zu haben, als alle übrigen Erdbewohner: après nous le déluge, ist ihr Wahlspruch, wie der ihrer Väter. Mit den Trümmern der zerstörten Tempel schmücken sie ihre Kirchen, auf den Giebeln der vormaligen Häuser thürmen sie ihre Paläste und über dem unterirdischen Bau jener Theater führen sie Schaubühnen von einer Größe auf, daß die Zahl der heutigen Generation sich versechsfachen muß, um ihren Umfang zu füllen. So versicherte man uns, daß das neu angelegte Theater dem von S. Carlo gleich zu kommen bestimmt sey. Hier sahen wir am ersten Abende Anrelian, am zweyten den Barbier von Sevilla. Die Darstellung war mit den Ansprüchen, die man an ein italienisches Theater in Rücksicht des Spiels und der erforderlichen Decenz machen darf, ganz erträglich, Decorationen und Costüme reich und passend, und erstere auch nett gemalt. Die Stimme der ersten Donna, Sigra. Bridi, ist nicht mehr die stärkste, aber angenehm, ihre Methode zierlich, ihre Festigkeit im Gesange nicht zu verkennen, und ihr Spiel, so wie ihre Haltung, anständig und ungezwungen. Auch Sigra. Fla, die zweyte Donna, die ich in frühern Jahren in Mayland gesehen hatte, steht an ihrem Platze, die dritte, eine Polinn, deren Namen ich vergessen habe, kömmt allein wegen ihrer Gestalt in Betracht, über die man das Kreischende der Stimme und einen kaum verständlichen Accent des Italienischen, zu vergessen Mühe hat. Die männlichen Rollen verdienen keine Erwähnung; doch war der Komiker in der Rolle des Bartolo nicht ganz schlecht, hätte er in manchen Scenen nur nicht zu stark aufgetragen. Die Chöre waren, wie in den meisten Theatern Italiens, unter aller Kritik, und die Statisten schienen, wie bey manchen unserer Provinztheater zu geschehen pflegt, vor dem Anfange des Stücks von der Straße genommen zu seyn. In den Logen bemerkte ich mehr Putz und eine größere Eleganz in der Kleidung der Damen, als es sonst im Lande Sitte zu seyn pflegt. Einige zeichneten sich auffallend durch eine vortheilhafte Gesichtsbildung aus. Die Glut des Bodens, der die edelsten Früchte, die stärksten Weine Siciliens zur Reife bringt, scheint auch der Form und dem belebenden Geist des Menschengeschlechtes günstig zu seyn. Die Bewohner am Fuße des

Ätna, oder vielmehr an der ganzen Ostküste der Insel, kamen mir belebter, gebildeter und besser geartet vor, als jene der Hauptstadt und ihrer Umgebungen. Die höhern Classen zeichnen sich durch ein feuriges Streben nach Wissenschaft und Ausbildung aus; in den untern vermißt man mit Freude die Heerden von Krüppeln oder geflissentlich entstellten ekelhaften Bettlergestalten. Man ist froh, über die Straße gehen, oder in die Kirche, in ein Kaffehhaus treten zu können, ohne von ihrem Ungestüme belästigt zu werden. Den, an die Verfassung gesitteter Länder gewöhnten, Fremden thut es wohl, den müßigen nahrungslosen Pöbel der Städte und des Landes nicht bewaffnet und mit stets bereiter Dreistigkeit zum Angriff und zur Beleidigung umherziehen zu sehen. Das Volk im Durchschnitte ist freundlicher, zuvorkommender, gutmüthiger als im Innern, wenn gleich nicht ohne List und zur Schlauheit und Gewinnsucht aufgelegt. Ein Charakterzug, der die höheren Stände Catania's auszuzeichnen scheint, ist eine umständliche pedantische Etiquette, eine Sucht nach Förmlichkeit und alt spanischem Glanze. Den Prunk mit Gastmälern und öffentlichen Bewirthungen haben sie mit ihren Landsleuten in allen Städten und Flecken der Insel gemein und die höchste Ehre, die sie einem Fremden zu erweisen glauben, besteht in einem lauto pranzo, bey welchem er, je nachdem sein Rang es mit sich bringt, oft vier, fünf und mehrere Stunden an einem, unter der Last der Speisen gebeugten Tische, wo man weder Arm noch Bein rühren kann, in der peinlichsten Einsylbigkeit der Gäste ausdauern muß. Ein solches Mittagsmal pflegt dann umständlich in allen Zeitungsblättern besprochen und gerühmt zu werden. In der Loge, in der wir dem Schauspiele beywohnten, hatte man es darauf abgesehen, uns mit Eis und Confitüren zu ersticken, die rastlos vom Anfange der Oper bis zum letzten Bogenstriche aufgetragen und uns mit unaufhörlichen Complimenten eingenöthigt wurden.

Der erste Eindruck, den Catania gewährt, ist günstiger als der Verfolg des Aufenthaltes. Die traurige Verödung der Lava, die sich Walles hoch rings um die Stadt aufthürmt, die Spuren von Erdbeben, Zerstörung, Verwüstung, die überall durch die Pracht von gestern und heute durchblicken und den Blick begrenzen, wo er immer in eine freundliche Ferne zu schreiten versucht, verderben allmählig die Laune. Ein trüber, umwölkter Himmel, der am zweyten Tage einen dichten Regen herabgoß, trug noch mehr zu dieser Stimmung bey. Ich freute mich, das Getrappe der Pferde unter meinen Fenstern zu hören und gesellte mich gern dem Theil der Caravane bey, der zu Lande nach Syracus aufbrach, während sich die übrigen erst Abends auf einer Speronade einschiffen wollten.

(Die Fortsetzung dieser Reise nach einiger Zeit.)

Der Brautring.

Es war in einer hohen Feyerstunde,
Als seine Braut ihm einen Trauring bot,
Auf dem man abgebildet sah zwey Hunde
Mit dieser Inschrift: Treue bis zum Tod.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth, am 10. April 1822.

Unter die zugleich viel bedeutenden und vielbedeutenden Wörter gehört das Wort „Akademie." Es versetzt uns zurück zu Plato's Füßen in den Garten des Atheners Akademos und stellt uns heuer unter die Catheder unserer neuesten Hochschulen, ohne daß wir darüber eigentlich klar werden, wie weit wir rück- oder vorwärts gekommen: es bezeichnet erhabene und zu ewigem Ruhme gestiftete Institute, welche die Summe wissenschaftlicher und artistischer Tendenzen begreifen, und gibt den Namen her für ein gelegentlichers Aggregat von Kunstleistungen, welche das gebildete Publicum auf ein Paar Stunden unterhalten sollen und als wahre Academia della Crusca mit den Gesprächen des Tages wie Spreu vergehen, und erinnert uns an die nützlichen Studien der Zeichenschulen, wie an die Erholungsörter der Wälschen, wo Kartenkönige und Würfelbecher den Musen das Regiment streitig machen. Auch die mehr berüchtigte als berühmte Libertas academica, unter deren Maske die Licenz der Studenten, so oft als gern, Unfug treibt, mehrt den prägnanten und zweydeutigen Sinn, und wenn auch die Humanität erheischt, daß man allen Scherz und Ernst der Musen zum Besten kehre, so muß doch der Kritik gestattet werden, auf den Titel: Musikalische Akademie, einiges und um so mehr Gewicht zu legen, als oft noch anderweitig hineingewebte Kunstleistungen die Anforderungen an die Tonkunst steigern. Wohl mag man den musikalischen Unterhaltungen den vielbedeutenden Titel gönnen, wenn ihnen nur die Talismane der Unterhaltung, d. i. Harmonie im Ganzen und Wechsel und Überraschung im Einzelnen, nicht fehlen; aber leider macht man oft die, wenn nicht traurige, doch langweilige Erfahrung, daß solche Akademien mit studentikoser Licenz angeordnet und ausgeführt werden, und daß namentlich die eingelegten Declamationsstücke und Tableaus, anstatt die musikalischen Partien zu verbinden und zu heben, solche stören und niederdrücken, ja die Unternehmer in den Verdacht bringen, als hätten sie, mehr auf den Unterhalt als auf die Unterhaltung bedacht, nur die Zahl der Leistungen und die Neugier des Publicums erhöhen wollen.

Man glaube nicht, daß die vielen musikalischen Akademien, welche zeither in der Residenz Statt gefunden, mich zu diesen Expectorationen veranlassen, denn ich habe sie nicht selbst und durch andere nichts als Gutes davon gehört, und wer mag das musikalische Principat der Kaiserstadt antasten! Noch weniger aber möge man auf den Gedanken gerathen, als wäre ich durch die häufigen Unterhaltungen, womit auch uns die Tonkunst zeither beschenkt hat, bewogen worden, mich mit also behelmter Vorrede nach Beyspiel der jetzigen Cerberusse zu einem kritischen Angriffe zu rüsten. Nein, die zwey musikalischen Akademien, welche vor kurzem zum Besten der Frauenvereine in Pesth und Ofen am 10. März und am 2. d. M. gegeben worden, bringen mich auf ganz milde Gedanken. Es ist eine wohlthuende Erscheinung, wenn eine Elite gebildeter Honoratioren aus wohlthätigen Absichten mit ihren Dilettanten-Talenten in die Schranken tritt und um der leidenden Menschheit willen den mannigfachen Opfern sich unterzieht, welche jederzeit für Privatleute vom Stande mit solchen öffentlichen Leistungen verbunden sind. Es bewährt den wahren hohen Adel, solche Opfer zu bringen und zu ehren, und wenn ich versichere, daß bey diesen Akademien sich liebenswürdige Talente mehrfach entwickelt haben, wenn ich vorrechne, daß für den Pesther Frauenverein über 3800 fl. W. W., für den Ofener gegen 2000 fl. W. W. die Früchte dieser edlen Anstrengungen gewesen, so würde man mir gern zugeben, daß das gebildete Publicum beyder Städte von diesen Kunstgenüssen Ehre zu reden, der Kritiker aber gar kein Recht habe, darüber, wie über die Leistungen bezahlter und professionirter Tonkünstler, Rügegericht zu halten. Jedoch will ich damit auch Dilettanten nicht das Recht eingeräumt haben, unter der Ägide der Barmherzigkeit mit der Kunst zu freveln und dem gutthätigen Zuhörer das gespendete Scherflein zum Opferpfennig der Langeweile umzumünzen.

Außerdem haben wir auch in den Vorwochen des Osterfestes mehrere sogenannte musikalische Unterhaltungen gehabt, welche theils von Mitgliedern des Orchesters, theils

von Schauspielern unternommen waren und wovon einige die letzte Größe scheidender Künstler aussprachen und sonach durch bescheidenen Titel und höfliche Tendenz etwanigen Unmuth des Kritikers über einzelne Mißgriffe beschwichtigten. Will man insgesammt über sie urtheilen, so mag man sagen, daß unsere Virtuosen auf dem und jenem Instrument, als Hr. Pfeiffer auf der Flöte, Hr. Urbany auf der Violine, Hr. Winkler auf dem Pianoforte, Hr. Börnbach auf dem Violoncell ꝛc. ihre Partien brav executirt, daß unsere guten und mittelmäßigen Sänger und Sängerinnen gut und mittelmäßig gesungen und fast alle gehörigen Applaus erhalten haben, womit denn auch alle Interessenten zufrieden aus einander gegangen sind, um das gestrige Vergnügen heute zu vergessen. Das finde ich alles in der Ordnung, nur das nicht, daß man mit eingemischten und in großen Buchstaben auf ellenlangen Zetteln präconisirten Tableaux eine Art von Marktschreyerey treibt und sonach der Kunst den gerechten Vorwurf zuzieht, daß auch sie handwerksmäßig klimpere. Freylich haben sich die Musen dieß von der Thalia fast überall angewöhnt und auch unsere Theaterzettel (überhaupt nicht sonderlich stylisirt) machen sich oft ohne Noth breit und groß. Übrigens ist von unserm Theater nichts zu melden, als daß mit Ostern folgende Mitglieder: Hr. Gned, Hr. und Mad. Melchior, Hr. und Mad. Geyer, Dlle. Pleschke, Mad Großmann und Hr. Deutsch abgegangen und folgende: Hr. Huber (von Breslau), Hr. und Mad. Ziegler und Hr. Scholz (von Grätz), Mad. und Dlle. Hysel, Hr. Zöllner, Hr. August Demini, zwey Dlle. Berwison (von Lemberg) und Hr. Ruschitzka neu engagirt und zum Theil schon angekommen sind. Was hieraus und aus dem Wirken der zum Theil restaurirten Theaterdirection (denn mehrere der vorigen HH. Directoren haben die wieder auf sie gefallene Wahl abgelehnt) Bemerkenswerthes hervorgehen wird, soll mir Stoff zum nächsten Briefe liefern.

Nachricht

von der k. k. böhm. Commerz- und Fabriksinspection.

(Zum Einrücken eingesandt.)

Bey der in Prag im St. Gallikloster bestehenden Niederländer-Industrial-Anstalt ist bereits an fertigen Spitzen verschiedener Art ein namhafter Vorrath; auch sind mehrere Stücke sowohl ungebleichter als gebleichter und appretirter Battiste vorhanden, die eben so wie jene, welche von Zeit zu Zeit fertig werden, in den festgesetzten angemessenen und billigen Preisen gegen gleich bare Bezahlung verkauft werden. Auch werden bey der im obgenannten Klostergebäude wohnenden Vorsteherinn der Anstalt, Bestellungen auf Niederländer Spitzenarbeiten, die aus den in bedeutender Menge vorräthigen Bestandtheilen zusammengesetzt werden, angenommen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 2. May 1822.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die astronomischen Denkmäler Denderah's.

Von J. J. Littrow.

Kein Land enthält so viele Kunst-Denkmäler aus der grauen Vorzeit, als Ägypten. Die Gegenden, in welchen die alten und berühmten Städte Abydus, Chemmis, Antäopolis, Lycopolis, Thebä, Syene, Phile und Elephantine standen, sind voll von den merkwürdigsten Bruchstücken der Architectur, Sculptur und der Malerey eines Volkes, welches die Wissenschaften und Künste schon zu einer Zeit in seinem Schooße gepflegt und ausgebildet hatte, in welcher selbst die beyden cultivirtesten Nationen des Alterthums, die Griechen und Römer, nicht einmal ihrer Existenz nach bekannt waren. Obgleich die nähere Betrachtung einer jeden der genannten Städte zu sehr interessanten Resultaten führen würde *); so müssen wir uns hier dennoch auf die Untersuchungen der Ruinen von Denderah beschränken, die in unsern Tagen so häufig besprochen worden sind, und aus denen vorzüglich einige französische Gelehrte Folgerungen für das Alter unserer Erde gezogen haben, die zu interessant sind, um nicht einer nähern Prüfung unterworfen zu werden.

Das kleine Dorf Denderah, am westlichen Ufer des Nils, zwischen Ptolemais und Thebe, ist das alte berühmte Tentyris, wie schon der Name und noch mehr die bestimmte Nachricht von der Lage dieser Stadt in den alten griechischen Schriftstellern zeigt. Dieses Dorf zeichnet sich jetzt durch gar nichts mehr aus, die dichten Dattelwälder etwa ausgenommen, welche es von drey Seiten umgeben. Die Häuser sind bloße Hütten, aus Thon erbärmlich aufgeführt. Noch zur Zeit des römischen Kaisers Adrian besaß Tentyris einigen Glanz. Nach ihm verfiel diese Stadt immer mehr, bis sie endlich zu einem bloßen Aufenthalte von Bettlern herabsank. Nahe an diesen Hütten befinden sich die Trümmer des alten Tentyris, und nehmen eine Fläche von etwa zweytausend fünfzig Klafter im Umfange ein. Da der Ort bisher nur selten von Europäern besucht worden ist, und die Einwohner sich wenig um

*) Wir werden auf diese Gegenstände in der Folge vielleicht wieder zurückkommen.

die sie umgebenden Seltenheiten bekümmern, so würde es nicht schwer halten, in kurzer Zeit und ohne viele Mühe eine große Anzahl von Münzen, Vasen, antiken Lampen u. dgl. auf dieser Stelle einzusammeln. Man braucht nur die erste Oberfläche des Bodens aufzuwühlen, um auf Seltenheiten von allen Gattungen zu stoßen. Während der wenigen Tage, die Jollois und Devilliers dort zubrachten, fanden sie gegen sechzig größere und kleinere Vasen von brauner sehr feiner Erde geformt, von denen mehrere eine elegante Form hatten, und eine Vergleichung mit den schönsten etruriſchen Gefäßen aushielten.

Überhaupt scheinen die Neueren bisher in ihrem Urtheile über den Geschmack in der Architectur, Sculptur u. dgl. sich einer Einschränkung unterworfen zu haben, die wohl im Typus unserer Bildung und Erziehung, aber keineswegs in der Natur der Sache selbst begründet seyn mag. Gewöhnlich halten wir bey Beurtheilung jener Kunstproducte nur das für schön, was wir bey den griechischen Meistern gefunden haben; diesen nachzuahmen, diesen gleich zu kommen, wird als das Höchste betrachtet, was in der Kunst zu erreichen steht; diese Meinung hegten schon die alten Römer, wahrscheinlich aus der Ursache, weil sie nichts Vorzüglicheres gesehen hatten. Ganz anders denken die beyden obenerwähnten Reisenden, die kaum Worte finden können, den großen, bleibenden Eindruck zu schildern, welchen jene erhabene Reste der alten Baukunst auf sie gemacht haben. Diese Denkmäler weichen beynahe durchaus von den Regeln ab, welche wir bisher als die einzig wahren aus griechischen Mustern abgezogen haben, und dringen sich demungeachtet dem staunenden Sinne gebieterisch als etwas Großes, ja als das Größte und Schönste auf, was in dieser Art bisher gesehen ward. „Es ist unmöglich, sagen die Herren Jollois und Devilliers, die Gefühle auszudrücken, welche uns bey dem Anblicke des erhabenen Tempels und der ihn umgebenden colossalen Gestalten der ägyptischen Götter bewegten. Es war, als würden wir plötzlich durch einen Zauberschlag an einen Feenort versetzt; lange standen wir von Erstaunen und Bewunderung hingerissen, ehe wir unsere Gefühle zur Sprache bringen konnten. Alles was wir sahen, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Denkmälern der griechischen Architectur, noch weniger mit denen des Mittelalters. Dennoch gewährt der erste Anblick dieses überraschenden Schauspiels eine Genugthuung, als ob man nie etwas anderes gesehen hätte. Dieß Gefühl gehört nicht bloß dem ersten Augenblicke der Beschauung, sondern steigt vielmehr mit der näheren Untersuchung. Noch jetzt, mehrere Jahre nach jenem für uns ewig merkwürdigen Besuche, hat es einen festen, bleibenden Eindruck in uns zurückgelassen. Selbst die gemeinen französischen Soldaten waren von Bewunderung der hehren Gestalten hingerissen."

Fast alle diese Gebäude und Verzierungen sind aus einem harten, feinkörnigen Sandstein geformt, der zu edlerer Arbeit besonders tauglich scheint. Seine Farbe, welche ins Gelbliche spielt, gibt, vom Glanze der Sonne wie mit einem Goldfirniß überzogen, diesen ehrwürdigen Denkmälern der Vorzeit einen ganz eigenen Ton, den man unmöglich beschreiben kann, den man selbst gesehen haben muß. Die Statüen, Arabesken und alle andere Verzierungen des großen Tempels von Denderah sind so vollkommen gearbeitet, so schön und fleißig ausgeführt, so verständig an einander geordnet, wie bey

keinem der übrigen Gebäude in Ägypten, an welchen gewöhnlich noch viel Hartes und Steifes angetroffen wird. Hieraus mag sich der Beweis ergeben, daß der Tempel von Denderah späteren Ursprungs, und wahrscheinlich in der Epoche erbaut worden ist, wo die bildenden Künste Ägyptens die höchste Stufe ihrer Ausbildung erreicht hatten. Weit entfernt, in diesen Werken, wie es wohl in dem alten Thebe der Fall ist, noch die Kunst in ihrer Kindheit zu erblicken, kann man im Gegentheile die wahre und ungekünstelte Manier nicht genug bewundern, mit welcher hier menschliche und thierische Gestalten dargestellt sind. So wird man gezwungen, will man sich nicht der größten Ungerechtigkeit schuldig machen, den ägyptischen Künstlern jener Epoche zuzugestehen, daß sie alles geleistet haben, was man nur von den geschicktesten Bildhauern unserer Zeit erwarten kann. Übrigens sind alle Basreliefs, alle Figuren und Verzierungen, gegen die bey uns herrschende Sitte, bemalt. Ohne diese Sitte eben zu billigen, wird man doch die Art und Weise, wie diese Farben auf die Gegenstände getragen sind, so wie ihre mannigfaltige Abwechslung und ihre noch jetzt dauernde lebhafte Frische bewundern. Von der rothen Farbe findet man beynahe alle Abstufungen; das Himmelblau ist entzückend schön und das Gelb das reinste, was man sehen kann. So mannigfaltig übrigens diese Verzierungen der Malerey sind (denn alle Wände des Tempels bis in den kleinsten Theil sind damit gleichsam übersäet), so ist doch jede, auch die kleinste Figur, die geringste Hieroglyphe, mit einem Fleiße, mit einer Vollendung ausgeführt, die erstaunenswürdig ist.

Besonders merkwürdig ist die Ordnung und der oft sehr sinnreiche Zusammenhang, welche man an diesen verschiedenen Gebilden wahrnimmt. Sie sind keineswegs auf Gerathewohl neben einander gestellt, sondern drücken, wie ein geschichtliches Werk, oft eine lange Reihe von verwandten Ereignissen aus, die selbst jetzt, wo die Sprache der Hieroglyphen verloren gegangen ist, sich so deutlich aussprechen, daß Niemand an ihrer Bedeutung zweifeln kann. So sieht man Tausende dieser Figuren, welche eine lange Wand zieren, und eine Reihe zusammengehörender Bilder ausmachen, die sich wie ein Blumengehänge durch ihre Umgebungen durchwinden, und die Geburt und Erziehung des Horus ausdrücken, des Sohnes des Osiris und der allesnährenden Isis, welcher letzteren der Tempel selbst geweihet ist. Horus wird hier als ein neugebornes Kind dargestellt, dem ägyptische Frauen neugesprossene Bohnenkeime (Cotyledones) zum Opfer bringen, um sich dadurch von ihm und seiner Mutter eine glückliche Niederkunft zu erbitten. Weiterhin erscheint er schon größer auf dem Schooße der Isis, die ihm die Brust reicht; später sieht man ihn als Knabe auf Lotus stehend, die Haare mit Blumenkränzen geschmückt, den Zeigefinger auf den Lippen; noch weiter wird er als Jüngling im Kreise der Jungfrauen, und endlich als Mann mit sehr unzweydeutigen Geschlechts-Kennzeichen dargestellt. Eine andere Reihenfolge von Bildern stellt den Lauf der Sonne, wieder andere die Ereignisse auf der Oberfläche der Erde, das Wachsen und Fallen des Nils, andere die ländlichen Arbeiten u. dgl. mit nicht minderer Kunst und Ausdruck dar. Es würde ermüden, diesen Aufzählungen ins Einzelne zu folgen, da sie, um die gehörige Wirkung hervorzubringen, von Zeichnungen begleitet seyn müßten, die hier nicht gegeben werden können. Letztere sind in dem bekannten Werke: Description de l'Egypte, Paris, 1818.

nachzusehen. Man muß es den Verfassern um so mehr Dank wissen, daß sie uns mit diesen wahrhaft vortrefflichen Darstellungen beschenkt haben, da es ihnen, obschon sie meistens unter Bedeckung reisten, nicht ohne Mühe und Beschwerlichkeit gelungen ist, diese Schätze zu sammeln. So kamen sie, um nur die Geschichte eines einzigen Tages zu erzählen, in ihren Untersuchungen der verschiedenen Gemächer, welche dieser Tempel enthält, in eine finstere Kammer, in deren Fußboden ein enges Loch angebracht war. Entschlossen, nichts ununtersucht zu lassen, wagte es einer von ihnen (Moret), sich an einem Stricke durch diese Öffnung hinabzulassen. Wie erstaunte er, als er am Boden des unterirdischen Gemaches, mit der Fackel in der Hand, die mehr als halb vermoderte Leiche eines Europäers erblickte, dem, die Hände auf dem Rücken, ein Strick um den Hals geknebelt war! Wahrscheinlich hatten ihn die Araber erwürgt, und dann, um ihre That zu verbergen, den Leichnam in dieses Loch geworfen. Es war ohne Zweifel einer jener vielen Reisenden, den die Bewunderung der herrlichen Überreste Denderahs hieher gelockt hatte, und der hier, statt seine Wißbegierde zu stillen, durch die Habsucht der Einwohner einem schmählichen Tode unterlag. Seine um ihn trauernde Familie vermochte das Grab gewiß nicht zu ahnden, das man ihm hier bereitet hatte, und unsere Reisenden konnten in diesem Schauspiele nur wenig Aufmunterung zur Fortsetzung ihrer mühsamen Untersuchungen finden.

Einer der merkwürdigsten Gegenstände, welche das Innere dieses Tempels darbietet, ist ein astronomisches Denkmahl, ein Thierkreis (Zodiacus), der auf dem Plafond des Tempels angebracht ist. Dieser Thierkreis ist bekanntlich vor Kurzem nach Paris geschafft worden, wo er die vorzüglichste Zierde des königlichen Antiken-Museums bildet. Mehrere, besonders französische Gelehrte, wollen in den auf demselben angebrachten Abbildungen Beweise finden, daß er nahe an fünfzehn tausend Jahre alt seyn müsse; dem zu Folge wäre also das Alter, nicht nur der Erde überhaupt, sondern des Menschengeschlechts viel größer, als man sonst allgemein anzunehmen pflegt. Uns allen kann es, wie ich glaube, nicht uninteressant seyn, zu erfahren, wie kurz oder wie lange es Wesen unserer Art auf diesem Erdenrunde gegeben hat. Wir wollen also diesen Thierkreis und die von andern daraus gezogenen Folgerungen näher beleuchten.

Wahrscheinlich werden sich unsere Leser noch aus mehreren vorhergehenden kosmologischen Unterhaltungen erinnern, daß der sogenannte Frühlingspunct, d. h. der Punct des Himmels, in welchem sich der Äquator und die Ekliptik schneiden, veränderlich ist, und daß er sich rückwärts, oder gegen die Ordnung der Zeichen, und zwar in einem Jahre nahe an 50 $^{18}/_{100}$ Secunden bewegt. Wenn diese Bewegung immer gleichförmig bleibt, so muß der Frühlingspunct in 71 $^{7}/_{10}$ Jahren einen Grad, und in 2152 Jahren dreyßig Grade oder ein sogenanntes Zeichen zurücklegen. Dieser Punct des Himmels ist für die Bewohner der Erde sehr wichtig, weil der Frühling bey uns anfängt, wann die Sonne in ihm steht. Die Ordnung oder vielmehr der Anfang aller Jahreszeiten, von denen die Arbeiten des Ackerbaues abhängen, werden gestört werden, wenn jener Punct, wie es wirklich der Fall ist, am Himmel seine Stelle verändert.

Man kennt die zwölf Zeichen des Thierkreises, welche die Sonne im Laufe eines jeden Jahres in folgender Ordnung zurücklegt:

Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische,

und man sagt, daß der Frühling, Sommer, Herbst und Winter anfängt, wenn die Sonne in derselben Ordnung in den ersten Grad des Widders, des Krebses, der Wage und des Steinbocks tritt. Wenn daher der oben erwähnte Frühlingspunct mit dem ersten Eintritte der Sonne in den Widder zusammenfällt, so fängt für unsere nördliche Halbkugel der Frühling an, weil die Sonne von diesem Augenblicke an über den Äquator herauf gehet, und ihre Strahlen täglich senkrechter auf uns herabschickt, unsere Tage verlängert, und sonach die Wärme auf der Oberfläche dieser Hämisphäre vermehrt, bis sie im Zeichen des Krebses, im Solstitium, am höchsten über uns steht, und von da sich wieder gegen den Äquator herabsenkt, den sie im ersten Punct der Wage erreicht, und dadurch den Anfang des Herbstes bildet.

(Der Schluß folgt)

Theater-Anzeige.

Zelmira, dramma per musica, composto del Sigr. Rossini. Aufgeführt von der hier anwesenden Gesellschaft italienischer Sänger auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Daß Italien das Mutterland aller neueren Musik ist, wird niemand bestreiten. Die Bedingungen, unter welchen eine Kunst, welche vorzugsweise vom Gefühle ausgeht und auf dasselbe zurückkehrt, in diesem Lande erzeugt, geboren und erzogen werden mußte, fallen in die Augen: wo war, nach der geistigen und politischen Wiedergeburt des neueren europäischen Menschengeschlechts, das Gefühl inniger aufgeregt worden, als eben in Italien? Übte hier doch, vorzugsweise vor allen andern Ländern des damals gebildeten Erdbodens, die Begeisterung der Religion von innen, und der Zauber des Klimas von außen, den mächtigsten Einfluß auf die Seele aus!

Angenommen, daß, wie man sagt, die musikalische Kunst in Italien die Bahn der Sonnenferne betreten habe, so wird in diesem geweihten Heiligthume der Töne noch nach Jahrhunderten der Nachhall derselben zu verspüren seyn: der Körper der Musik kann dort zu Grabe getragen werden, aber ihr Geist wird, eine musikalische Ahnenfrau, noch lange in ihrem alten Stammhause umgehen und ihren Enkeln, Urenkeln und Ur-Urenkeln harmonisches Heil und Segen bringen.

Haben die Deutschen in den letzten dreyßig Jahren die Italiener im Tonsatze, besonders in seinem harmonischen Theile, übertroffen; so scheint der Gesang vorzugsweise immer noch ein Eigenthum des italienischen Grund und Bodens zu seyn. Wenn auch nicht unmittelbare Gründe, als, zum Beyspiele, angebornes Talent, Singschulen, Klima, Nahrungsmittel u. dgl. für diese Wahrheit sprächen, wir würden durch die Vorliebe, welche alle europäischen Völker für den italienischen Gesang hegen, mittelbar von derselben überzeugt werden.

Die Existenz eines italienischen Theaters im Auslande vermag selbst das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden: den deutschen Zuhörern wird Gelegenheit verschafft, sich an dem Gesange desselben zu ergötzen und den deutschen Sängern, sich durch ihn zu bilden. Letztern Zweck hat die französische Regierung, bey der glänzenden Unterstützung, welche sie der italienischen Oper angedeihen läßt, bestimmt ausgesprochen: das italienische Theater existirt, mit einigen Unterbrechungen, seit funfzig Jahren in Paris, trotz der zahllosen Einsprüche, welche die heimischen Theater von jeher dagegen erhoben haben und noch erheben. Denselben Grundsatz befolgt die bairische Regierung in Hinsicht des italienischen Theaters, welches seit mehrern Jahren in München vorhanden ist.

Die Direction der hiesigen k. k. Hofoper kann für die Opfer, mit welchen sie eine

der besten Gesellschaften, welche jetzt in Italien vorhanden seyn sollen, nach Wien berufen hat, um so mehr auf den Dank des Wiener Publicums Anspruch machen, als sich bey diesem Unternehmen, wie leicht im Voraus zu sehen war, und wie der Erfolg noch immer deutlicher zeigen wird, kein ökonomische Absicht bezwecken ließ: das Vergnügen des Publicums zu erhöhen, und eine heilsame Nacheiferung unter den deutschen Sängern zu bewirken, dieß allein kann wahrscheinlich der Zweck eines Unternehmens seyn, welches, der gegenwärtigen und künftigen Folgen wegen, durchaus keine andere Vortheile zu versprechen scheint.

Das italienische Theater hat bis jetzt sechs Male gespielt und immer bey überfülltem Hause, ein Beweis vom Beyfalle des Publicums und, wo dieses, wie in Wien, zu den musikalisch-gebildetsten von ganz Europa gehört, vom Werthe, welcher den Leistungen desselben eigen seyn muß.

Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Wie sollte und dürfte die Kritik eine andere haben? Möge daher dieser Artikel, statt des discutirenden Charakters, der ihm sonst wol gebühren würde, für dießmal ein bloß referirender seyn, das heißt, den Eindruck historisch erzählen, den die bisherigen Vorstellungen des italienischen Theaters, von denen wir vieren beygewohnt haben, auf das Publicum gemacht haben, oder gemacht zu haben scheinen.

Diese Vorstellungen sind bisher sämmtlich der ersten Oper Zelmira, deren Textinhalt wir bereits in Nr. 45 unserer Zeitschrift mitgetheilt haben, mit Musik von Rossini, gewidmet gewesen.

Hr. Rossini hat ein Schicksal, daß, in dem Maße, auch selbst den größten Genies unter den Tonsetzern nicht zu Theile geworden ist. Ohne einen eigentlichen Nebenbuhler zu bekämpfen zu haben, scheint dieser Componist die Gunst und Ungunst, deren er bisher bey dem deutschen, französischen und englischen Publicum genossen hat, bloß einem reinen Interesse an der Sache und an seiner Person, also weder einer Partey, noch irgend einem Hasse oder einer Vorliebe, zu verdanken. Welch anderer großer Componist hat sich eines solchen Ruhms zu rühmen gehabt? Wessen Opfer Mozart geworden ist, brauchen wir an dem Orte, wo wir schreiben, nicht zu sagen; Piccini hatte mit Gluck und Sacchini, und letztere beyde wiederum mit Piccini zu kämpfen; Hassen stand in Dresden Porpora, und in London Händel, und letzterm Hasse, entgegen. Wer weiß endlich nicht, wie zu seiner Zeit sich Paesiello, Cimarosa, Anfossi, Storaci, Guglielmi der Vater u. a. m. in Italien unter einander bekriegt haben. Mit welchem Feinde hat Hr. Rossini zu kämpfen? Mit seinem eigenen Ruhme.

Daß die Macht dieses Feindes durch die Hülfstruppen der lesbischen Prinzessinn ansehnlich verstärkt worden ist, läßt sich nicht läugnen. Da uns aber, wie schon oben gesagt, die Umstände zur Neutralität zwingen, so wollen wir bloß die Thatsachen melden, ohne irgend für Hrn. Rossini, noch für dessen Feinde, Partey zu nehmen.

Die hiesige öffentliche Stimme hat erkannt, daß Hr. Rossini in diesem seinem neuesten Werke ein Streben nach Tiefe in der Auffassung und nach Gründlichkeit in der Darstellung zu Tage fördere, welche um so mehr in Erstaunen setze, als man, nach dem Genre, welchem der Componist bisher ausschließlich zugethan gewesen, wohl einen Versuch in der neuen Gattung, aber kein Meisterstück, erwartet hätte. Man führt eine Menge positiver Belege für die Wahrheit dieses Urtheils an, von denen wir einige namhaft machen wollen: den Einleitungssatz, welcher statt der Ouverture dient, der, nebst dem darauf folgenden Chore, von großer Wirkung ist; die erste Scene des Antenore: Che vidi, amici, oh eccesso, mit dem Chore (hier offenbart sich einiger Zwiespalt im öffentlichen Urtheile: die bedingten Bewunderer Rossini's sind der Meinung, der Grund dieser Scene (das Jubeln eines Bösewichts, der einen Usurpator ermordet hat, um dessen Stelle einzunehmen) hätte düsterer aufgetragen werden müssen, wie denn auch die Art von Rondo- oder Polaccastyl bey den Worten: Sorte, secondami! Quest' alma ardita va il prezzo a cogliere del tuo favor, sich eher für die legitime Freude eines rechtschaffenen Mannes, als für den usurpirenden Jubel eines Ungeheuers, schicke; dagegen wenden die unbedingten Lobredner ein, die Musik gehöre zu den schönen Künsten und eine schöne Kunst dürfe keinen Gegenstand gräßlich darstellen,

selbst nicht einmal den gräßlichen. Es dürfte interessant seyn, den Componisten selbst über diese Materie zu vernehmen, der wahrscheinlich am besten wissen wird, warum er den Antenore in der einen und nicht in der andern Manier singen läßt); das gleich darauf folgende Recitativ des Leucippo: Ma indarno speri bis co' suoi prodigi il Nume (von der Vortrefflichkeit desselben sind die Bedingten und die Unbedingten gleich sehr überzeugt); die Arie des Polidoro: Ah, già tracorse il dì (hier, besonders bey den Worten: Se lungi dal tuo sen, wo die Melodie aus G-moll in B-dur übergeht, entsteht unter den beyden Parteyen der nämliche Streit über den zu heitern Ausdruck des trüben Sinnes der singenden Person); im folgenden Duette zwischen Polidoro und Zelmira die Doppelstelle in F-dur: Oh grato momento (einmüthige Bewunderung); desgleichen das Duett zwischen Zelmira und Ilo, besonders die, von einem vortrefflich erfundenen Geigenaccompagnement begleitete, Stelle: Deh voi lo dite, o Numi, se l'alma mia penò, und den zweystimmigen Gesang in G-dur: Ah, se caro a te son io; den Schluß dieses Duetts mit Chor: Che mai pensar? Che dir? Tutto è incertezza, orror! Più barbaro martir, no, non provai finor (hier derselbe Streit zwischen den Bedingten und Unbedingten, wegen des rondo- oder polackenartigen Themas mit dem pizzikirten Basse, welches, wie erstere meinen, letztere aber bestreiten, im Widerspruche mit der Situation steht); die Arie des Antenore: Mentre qual fiera ingorda (welche beyden Parteyen von vortrefflichem Effecte scheint, obgleich die erste in den Worten: Su i labbri suoi, nel ciglio par che sorrida Amor, welche nicht wie ein Gleichniß, sondern wie die Sache selbst, behandelt ist, einen wiewohl schönen, doch unwahren Ausdruck finden will); den Priesterchor: Di luce sfavillante, bey welchem Hrn. Rossini vielleicht das Duett der feurigen Männer aus der Zauberflöte vorgeschwebt haben mag (hier rächen sich die Unbedingten an den Bedingten und finden in diesem Chore, dessen Text ein an sich gleichgültiges Ereigniß darstellt, zu viel Ernst, halten diese Behandlung aber für ungemein scharfsinnig von Seiten des Componisten, der, ihrer Meinung nach, hier darum den Grund so düster aufgetragen hat, um die Unrechtmäßigkeit, ja die Verderblichkeit, der von den Priestern proclamirten Königswahl darzustellen); die gleich darauf folgende Stelle des Antenore: No che non posso esprimere qual gioja io sento in me (wo beyde Parteyen das bekannte syncopirte Polackenthema vortrefflich finden); das Duett zwischen Zelmira und Emma in G-moll: Perchè mi guardi e piangi (die Bedingten wissen nicht recht, wie sie mit diesem Stücke daran sind); den Schluß des ersten Finals in C-dur, abermals pizzicato: La sorpresa, lo stupore, so wie den letzten Satz desselben: Fiume che gli argini rompe (welche beyde Stücke von beyden Parteyen vortrefflich gefunden werden); das Duett zwischen Ilo und Polidoro in F-dur: In estasi di gioja (gleichfalls von beyden Theilen bewundert, obgleich der gelehrte unter ihnen die etwas frappante, aber nichts desto weniger sehr angenehme, Ausweichung (im Augenblicke, wo, durch die Dominante, der Schluß im Haupttone Statt finden müßte) nach Es-dur und dann gleich wieder zurück nach F-dur, bey den Worten: Piacere inesprimibile, oh quanto sei soave, nicht recht begreifen kann); das Quintett in C-dur: Ne' lacci miei cadesti (wird im Ganzen und besonders bey den Worten des Polidoro: Se del mio sangue hai sete, und denen der Elmira: Me sola uccidi, der vortrefflichen chromatischen Geigenbegleitung wegen, ganz vorzüglich aber dessen Tuttisatz der fünf Stimmen in As-dur: Ah m'illuse un sol momento, für ein Meisterstück gehalten); das Recitativ der Zelmira: Oh padre! Il duol, l'affanno und endlich der Schluß der Oper bey den Worten Zelmirens: No, più affanni in me non sento und Deh circondatemi. Summa Summarum und das Urtheil beyder Parteyen durch die Subtraction bestätigt, ergibt sich ein Facit, welches Meisterstück heißt. Daß an diesem von Leuten, die vergessen, daß wir alle Menschen sind, noch hin und wieder geklaubt wird, möge den Hrn. Componisten nicht trüben: wo ist ein Meisterstück der alten oder der neuen Zeit zu finden, welches nicht Sylbenstechereyen ausgesetzt gewesen wäre? Erinnere sich Hr. Rossini an die Frage, welche der Cardinal Hippolyt von Este an den göttlichen Ariosto, in Betreff des Orlando furioso, gethan.

So weit über die Composition der Zelmire.

Der Beyfall, den die Vorstellung gefunden hat, ist dem der Composition angemessen. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben gleich grosses Vergnügen gemacht. Mad. Rossini-Colbran, die berühmteste Sängerinn Italiens, hat, in den Augen des Publicums, die große Reputation gerechtfertigt, welche ihr vorangegangen ist. Allerdings läßt sich ein großes Genie auch schon in den einzelnen Sprühungen, welche es in Folge einer momentanen Begeisterung von sich gibt, erkennen. So ist es mit Mad. Rossini-Colbran gegangen: das Publicum hat in diesem oder jenem Theile ihrer Leistung erkannt, was das Totale der Darstellung gewesen seyn würde, wäre die Sängerinn nicht, wie man sagt, durch den Einfluß des Klimas und der höheren Stimmung des hiesigen Orchesters in der absoluten Entwickelung ihres Talents gestört worden.

Der Dlle. Eckerlin ist in einer eigends für sie vom Hrn. Componisten geschriebenen Scene eine ungemein schmeichelhafte Aufnahme widerfahren: das Publicum, überhaupt sehr gütig gestimmt, hat sie aufmuntern wollen, welches ihr nöthig gewesen wäre, selbst wenn sie nicht neben Mad. Colbran ihren Platz gehabt hätte.

Für Hrn. David interessirt sich das Publicum, wenn es möglich ist, noch mehr, als für die beyden genannten Sängerinnen. Man findet sein Recitativ vortrefflich und seinen Gesang, der sich mehr dem declamatorischen, als dem melodiösen, Ausdrucke hingibt, vollkommen. Allerdings dürfte ein Künstler, der nicht bloß Sänger, sondern zugleich Acteur (dieß Wort in seinem wörtlichen Sinne genommen) ist, verpflichtet seyn, mehr dramatisch, als ästhetisch, zu singen. Der große Beyfall, dessen sich Hr. David in beyden Eigenschaften zu erfreuen hat, rührt wahrscheinlich daher, daß er der Sohn des französischen Sängers David, der sich in Italien eine so große Reputation erworben, ist und daß er also, obgleich in letzterm Lande geboren, sich mehr die Sing- und Declamationsschule seines Vaters, als der Italiener, angeeignet hat.

Den HH. Nozzari, Ambrogi und Botticelli ist der bedeutende Vorzug eigen, den ihnen niemand streitig machen wird, vortreffliche Baßstimmen und eine bedeutende Ausbildung derselben zu besitzen. Dürfte Hr. Nozzari in dem, von der Natur bezeichneten, Umfange eines Baritons, der durchaus, und besonders in diesem Sänger, kein Tenor ist, verbleiben können, ihm würde selbst der unbefangene Theil des Publicums eine große Meisterschaft des Gesanges zugestehen wollen.

Die Aufführung im Ganzen genommen, sowohl was die Chöre, als was die scenarische Execution, anbetrifft, ist vortrefflich gewesen. Wenn wir uns gegen Mad. Colbran, in der das Publicum nicht allein eine große Sängerinn, sondern auch eine große Schauspielerinn, verehrt, eine Bemerkung in Betreff ihres Spiels erlauben dürften, so bestände sie darin, ihr zu rathen, daß sie nicht allein nicht, wie ihr bey den ersten Vorstellungen begegnet ist, den Dolch, welchen sie dem Leucippo, im Augenblicke, wo dieser ihren Gemahl ermorden will, entreißt, sogleich auf den Boden werfen, sondern ihn selbst noch länger, als sie es bey der fünften Vorstellung gethan, nämlich bis zu den Worten: „Ah, non è vero ... sappi ... egli stesso . . ." in den Händen behalten müsse, um nur mit einiger Wahrscheinlichkeit des ihr, von Leucippo angedichteten, Mordanfalls auf ihren Gemahl beschuldigt werden zu können.

Das, bey den Vorstellungen der Zelmira besonders verstärkte, Orchester hat, vortrefflich angeführt und wahrscheinlich auch die Winke des Hrn. Componisten benutzend, einen Ausdruck und eine Präcision gezeigt, welche uns großes Vergnügen gemacht haben.

Modenbild XVIII.

Kleid von gedrucktem Musselin mit in Farben gestickter Garnirung. Die Bajadere von Crepon. Der Basthut ist mit Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XVIII. Wiener Moden. 5. 1822

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 4. May 1822.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die astronomischen Denkmäler Denderah's.

Von J. J. Littrow.

(Schluß)

Allein alle diese Erscheinungen werden, wie gesagt, nur dann genau zutreffen, wenn der Frühlingspunct mit dem wahren Puncte des Widders zusammen fällt. Daß dieß vor Zeiten der Fall gewesen, ist nicht zu bezweifeln. Wir besitzen noch mehrere Abbildungen alter Thierkreise, in welchen der Frühling wenigstens sehr nahe in diesen ersten Punct des Widders fällt. Da wir aus dem Vorhergehenden wissen, daß der Frühlingspunct in 71 7/10 Jahren sich um einen Grad bewegt, da uns ferner bekannt ist, daß jetzt in unseren Tagen der Frühlingspunct nicht mehr in dem Widder, sondern im Sternbilde der Fische, also beynahe dreyßig Grade rückwärts befindlich ist; so läßt sich daraus mit Sicherheit schließen, daß jene Thierkreise ungefähr zwey tausend Jahre alt seyn müssen, daß sie also etwa zweyhundert Jahre vor Christi Geburt verfertiget worden sind.

Dieselbe Berechnung hat man auf den berühmten Thierkreis von Denderah anzuwenden gesucht. Man fand, daß sich das Solstitium in demselben vor dem Löwen oder in den letzten Graden des Krebses befindet. Da man aus anderen Nebenumständen des Monumentes zu erkennen glaubte, daß dieses Solstitium das Wintersolstitium seyn müsse, so fiel natürlich der Frühlingspunct des Thierkreises in die Wage. Da sich aber jetzt der Frühlingspunct in den Fischen befindet, so ist nach der angestellten Berechnung jener Gelehrten dieser Punct, seit der Verfertigung des Thierkreises, um volle sieben Zeichen, oder um zweyhundert zehn Grade rückwärts geschritten. Hierzu hat er, wie aus dem Vorhergesagten erhellt, fünfzehn tausend Jahre gebraucht; also mußte der Thierkreis von Denderah bereits fünfzehn tausend Jahre alt seyn, ein Alter, das allen Kenntnissen widerspricht, welche wir von der Entstehung der Erde und der Dauer des Menschengeschlechtes haben.

Wer jenen Zodiacus von Denderah in der Abbildung gesehen hat, wird

bemerkt haben, daß das Solstitium auf demselben in dem Löwen oder vielmehr vor dem Löwen, zwischen ihm und dem Krebse, verzeichnet ist. Es kommt nun darauf an zu untersuchen, ob es das Sommer- oder Winter-Solstitium ist. Nehmen wir einmal an, es sey das Sommersolstitium, so fiele der Frühlingspunct in die Mitte zwischen Stier und Widder, also fünf und vierzig Grade weiter vorwärts, als heut zu Tage. Hieraus würde folgen, daß der Thierkreis fünf und vierzig Mal 71 $^{74}/_{100}$ Jahre oder 3228 Jahre alt, d. h. daß er um das Jahr 1400 vor Ch. Geb. verfertiget worden sey. Diese Rechnung weicht freylich sehr ab von jenem Alter von fünfzehn tausend Jahren, welches, wie wir sogleich sehen werden, sich durch nichts verbürgen läßt.

Plutarch erzählt (de Iside), daß die Ägyptier die aufgehende Sonne durch ein Kind darstellten, welches auf einem Lotus sitzt, einer Wasserpflanze, zum Zeichen, daß die Sonne sich gleichsam aus dem Wasser des Oceans über die Erde erhebt. Dieses Kind findet sich in dem Zodiacus in der That bey dem Widder, woraus sich schließen läßt, daß der Frühlingspunct bey dem Widder, und daß daher bey dem Krebse das Solstitium des Sommers, nicht das des Winters, wie jene Gelehrten behaupten, befindlich war. Weiter, die Frühlingsnachtgleiche wurde, wie Clemens Alexandri sagt, bey den Ägyptiern durch einen Sperber vorgestellt; auch dieser findet sich auf dem Zodiacus bey dem Widder verzeichnet. Horus Apollon erzählt, daß die Ägyptier das Wintersolstitium durch einen Mann vorstellten, der nur ein Bein hat, oder dessen Beine so zusammengewachsen sind, daß sie nur ein einziges auszumachen scheinen, ein sehr angemessenes Bild für den Stillstand der Sonne. Man findet dieses Bild auf mehreren Thierkreisen bey dem Steinbocke. Dort also und nicht bey dem Krebse war das Wintersolstitium. Endlich erblickt man bey dem Krebse eine hohe Pyramide, auf der ein Sonnenbild steht, die sprechendste Darstellung des Sommersolstitiums, in welchem die Sonne ihre größte Höhe erreicht hat, und beynahe senkrecht über dem Tempel von Denderah stand. Ich glaube, es ist schwer, sich diesen Ansichten, diesen eben so natürlichen als einfachen Erklärungen nicht zu fügen, und dagegen einer anderen entgegen gesetzten Meinung beyzutreten, die durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Aus dem Thierkreise selbst ergibt sich also, daß er um das Jahr 1400 vor Ch. Geb. verfertigt worden ist, eine Zeit, wo die Künste und Wissenschaften in Ägypten den höchsten Grad ihrer Vervollkommnung erreicht hatten, wofür auch die oben erwähnte Vollendung des Tempels in allen seinen Theilen spricht. Wir wollen nun sehen, welche andere Gründe, die nicht von dem Denkmale selbst genommen werden, für oder gegen die von uns aufgestellte Angabe des Alters dieses Zodiacus sprechen.

Zuerst muß bemerkt werden, daß diejenigen, welche die ägyptischen Denkmäler brauchen oder mißbrauchen wollten, um damit gewisse Zwecke zu erreichen, nicht Denderah zu ihrem Gemeinplatze hätten wählen sollen, da es offenbar andere Überreste von Gebäuden in jenem Lande gibt, die von einem höheren Alter zeugen, als die zu Denderah. Die lebhafte Frische des letzten Monuments, die kunstreiche Ausführung der Verzierungen aller Art, die correcte lebendige Zeichnung, der Luxus selbst, der an allen Gegenständen

verschwendet ist, alles dieß beweiset, daß diese kostbaren Überreste einer spätern Epoche angehören, einer Epoche, in welcher Wohlstand und der von ihm unzertrennlich verbundene Kunstsinn, die höchste Stufe erreicht hatten.

Nur muß man auch hier nicht wieder zu weit gehen, und jene Monumente mit Visconti und andern Archäologen in der Zeit der Ptolomäer oder gar unter der Herrschaft der römischen Kaiser entstehen lassen wollen. In dieser Zeit war die Blüthe Ägyptens längst in Abnahme; ein Volk, das schon seit Jahrhunderten seinem Untergange entgegen eilt, schafft keine solchen Denkmäler mehr. Selbst die Religion des Landes wurde weder unter den Ptolomäern, noch weniger unter den Römern beschützt, sondern vernachlässiget, ja absichtlich zurückgesetzt. Wie läßt sich also von solchen Beherrschern die Erbauung eines Tempels für eine sinkende Religion erwarten, der ungemeine Summen kosten und die Kräfte des ganzen Landes in Anspruch nehmen mußte? Die ägyptischen Priester hatten bereits zu Augustus Zeit, selbst in ihrem eigenen Lande, alles Ansehen verloren, da sie in dem Wahne, von den gerühmten Verdiensten ihrer Vorfahren zu zehren, sich einer völligen Indolenz hingaben, und sich in ihren Tempeln selbst durch rohe Unwissenheit auszeichneten. Strabo, der zur Zeit vor Ch. Geb. schrieb, erzählet, daß das Studium der Philosophie und der Astronomie, durch welches sich die ägyptischen Priester früher berühmt gemacht hatten, zu seiner Zeit längst von ihnen vernachlässiget worden sey, und daß diejenigen, welche der Neugierde wegen ihre alten Tempel besuchten, keine gebildeten Führer, sondern nur gemeine Leute angetroffen hätten, die ihnen die heiligen Gefäße zeigen, und die Gemälde an den Wänden erklären wollten, aber dabey so viel Unwissenheit und dummstolze Anmaßung an den Tag legten, daß sie meistens nur ausgelacht wurden. Solcher Leute wegen sollten fremde, ausländische Regenten dergleichen Tempel errichtet haben? oder, wenn es demungeachtet geschehen wäre, würden wir nicht in einem der vielen römischen und griechischen Schriftsteller, die aus dieser Zeit auf uns gekommen sind, eine Nachricht von der Errichtung eines solchen Werkes durch ihre Landsleute verzeichnet finden, die doch sonst ihrer Eitelkeit so gerne viel kleinere Opfer zu bringen bey keiner Gelegenheit unterlassen? Zwar liest man eine griechische Inschrift auf dem Tempel, aber diese Inschrift befindet sich erstens nicht auf dem Tempel selbst, sondern nur auf dem abgesonderten Vorhofe desselben; sie ist zweytens auf keiner Hauptstelle dieses Vorhofes, sondern mit kleinen ärmlichen Buchstaben nur auf einer wenig bemerkbaren, von den Hieroglyphen zufällig leer gelassenen Stelle, also später eingeschaltet, und sagt endlich nur: daß Tiberius Cäsar, des Augustus Sohn, diesen Vorhof der Venus geweiht habe. Es ist dieß, wie man weiß, nicht das erste Beyspiel von der Anmaßung der Römer, die fremde Denkmäler mit ihren Aufschriften versahen, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Auch hat der Styl und die ganze Anlage des Tempels gar keine Spur von dem sogenannten griechischen Geschmacke aufzuweisen; er ist vielmehr rein ägyptisch, aber ganz ausgebildet. Noch weniger endlich wird man die Erbauung dieses Gebäudes, wie einige wollten, den Persern zuschreiben können, von denen bekannt ist, daß sie im Gegentheile alle Tempel und Paläste Ägyptens zerstörten, weil sie die abgesagten Feinde der ägyptischen Religion waren, und die Bewohner dieses Landes als träg und

eigensinnig verachteten. Überhaupt scheinen die Ägyptier bey ihren Eroberern und späteren Beherrschern nicht in dem besten Ansehen gestanden zu seyn. Flavius Vopiscus hat uns einen Brief des Kaisers Adrian aufbewahrt, der selbst Ägypten besucht und längere Zeit daselbst zugebracht hatte; er sagt von den Einwohnern dieses Landes: „Die Ägyptier sind äußerst veränderlich, diebisch, unruhig, prahlerisch und eitel; sie haschen nach Neuigkeiten, lassen sich durch einen Gassenhauer zu den äußersten Dingen bewegen." In einer anderen Stelle heißt es: „Dieß Ägypten, mein lieber Servianus, welches du mir so lobst, habe ich kennen gelernt. Sein Volk ist leichtsinnig, allem Neuen nachhängend, die Veränderung über alles liebend, ein unruhiges, immer zum Aufstande geneigtes Volk, dummstolz und bis zur Unglaublichkeit eitel. Ich habe ihnen alle ihre alten Privilegien wieder gegeben und viele neue dazu: welchen Dank habe ich und mein Sohn dafür eingeerntet! Ich wünsche ihnen nichts, als daß sie sich täglich an ihren Hühnern satt essen mögen, die sie auf eine Weise pflegen, daß ich mich schäme, es wieder zu erzählen. Ich schicke dir hier einige ägyptische Becher, die mir ein Priester geschenkt hat, und die du an Festtagen bey Tische brauchen kannst; aber gib Acht, daß mein Sohn sie nicht zu lieb bekomme."

Übrigens scheint es, als ob diese durch ihre Unwissenheit in der Sternkunde später so verachteten Ägyptier auch in ihrer blühendsten Zeit keine große Fortschritte darin gemacht hatten. Würden sie sonst diese ihre großen und wichtigen Kenntnisse so sorgfältig zu verbergen gesucht haben? Durch diese Geheimnißkrämerey haben sie allerdings den großen Haufen der Reisenden getäuscht, aber nicht die, welche den Zustand ihres Wissens näher zu untersuchen im Stande waren. Wie erbärmlich mochte es mit ihrer Geometrie beschaffen seyn, welche sie seit so vielen tausend Jahren getrieben zu haben versichern, wenn Thales erst sie lehren sollte, wie man die Höhe ihrer Pyramiden durch den Schatten derselben messen konnte. Wie weit konnten sich ihre Kenntnisse in der Astronomie erstrecken, da ihr Jahr immer nur 365 Tage hatte, während selbst die Chinesen aus ihren sehr rohen Beobachtungen die wahre Länge des Jahres viel richtiger ableiteten; während selbst die Mexicaner, alle Gemeinschaft mit den übrigen cultivirten Theilen der Erde entbehrend, dieses erste und wichtigste Element, die Länge des Jahres, mit einer größern Genauigkeit zu bestimmen wußten, als es selbst dem größten und gelehrtesten aller alten Astronomen, dem Griechen Hipparch, möglich war, eine sonderbare Erscheinung, die sich nicht anders erklären läßt, als wenn man annimmt, daß die Amerikaner in früheren Zeiten auf uns bisher unbekannten Wegen ihre Kenntnisse aus den ältern Welttheilen gezogen haben. Wie ganz anders stehen dagegen diese, durch ihre tiefe Weisheit und durch ihre seit Jahrtausenden cultivirte Astronomie berühmten Ägyptier da, die, weil sie nichts besseres wußten, albern genug waren, dem Herodot zu erzählen, daß in der Vorzeit die Sonne schon zweymal auf der Stelle aufgegangen sey, wie sie damals unterging, ein Mährchen, dem bey uns nicht einmal die Knaben mehr Aufmerksamkeit schenken würden. Oder, wenn sie in der That so tiefe Kenntniß besaßen, wo sind denn die Entdeckungen, welche dieses Volk in der Astronomie gemacht haben will? Den wahren Astronomen der alexandrinischen Schule mußte mehr, als irgend Jemanden, daran gelegen seyn,

sich in Kenntniß der Beobachtungen ihrer Vorgänger zu setzen, die ihnen zu Bestimmung der Elemente der Planeten unentbehrlich waren. Warum nahmen sie diese alten Beobachtungen nicht von den Ägyptiern, die ihnen doch so nahe waren? Warum suchten sie in dem fernen Chaldäa, was sie viel leichter in den ägyptischen Tempeln hätten finden können, wenn es dort gewesen wäre? Warum haben sie sich endlich, da sie sorgfältig nach den ältesten Beobachtungen forschten, mit solchen begnügt, die nicht einmal sechshundert Jahre alt waren, denn nur dieses geringe Alter haben die drey ältesten Beobachtungen, die uns Ptolemäus aufbewahrt hat, nämlich die drey Mondfinsternisse, die in den Jahren 720 und 719 vor Ch. Geb. in Babylon gemacht worden sind. So oft die Griechen Beyspiele oder Beobachtungen aus alten Zeiten brauchten, um ihre Theorien zu unterstützen, so oft gehen sie zu den Ausländern, und auch nicht ein einziges Mal suchen sie dieselben in Ägypten selbst, in welchem Lande sie doch lebten. Vergebens wird man einwenden, daß die Ägyptier, eifersüchtig auf ihre geheimen Kenntnisse, sie vor den Ausländern verschlossen. Ein solches Geheimhalten durch Jahrtausende ist sehr wenig natürlich, da es in einer so langen Periode doch endlich einen Menschen unter ihnen geben mußte, der sich auf irgend eine Weise geneigt gefühlt hätte, diese köstlichen Kenntnisse andern mitzutheilen, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, wo Ägypten bereits von griechischen Königen beherrscht wurde, die es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu ihrer besondern Sorge gemacht hatten, die Astronomie zu befördern, und bey denen die ägyptischen Priester, um die neu angekommenen Ausländer, auf deren Beyfall sie natürlich sehr eifersüchtig seyn mußten, zu verdrängen, sich nicht besser empfehlen konnten, als durch die Mittheilung von so reichen Schätzen, in deren ausschließendem Besitz bisher gewesen zu seyn, sie sich oft gerühmt hatten.

Überhaupt scheint die Ruhmredigkeit dieses und so manches andern Volkes der Vorzeit eine Art von Krankheit gewesen zu seyn, welcher alle die unterlagen, die auf einige wissenschaftliche Cultur Anspruch zu machen glaubten.

Die Chineser z. B. die sich von jeher viel mit der Astronomie beschäftigten, die seit vielen Jahrhunderten ein eigenes mathematisches Collegium in Form eines Reichsrathes besaßen, der unmittelbar unter dem Schutze ihres Kaisers stand, rühmten sich bey der Ankunft der Jesuiten in diesem Lande, daß sie schon seit zehntausend Jahren ununterbrochene Beobachtungen der Sonnenhöhe an dem Gnomon angestellt hätten. Trotz dem konnten sie, als man sie darum befragte, die Länge des Schattens ihres Gnomon für einen gegebenen Tag des Jahres nicht berechnen, so wenig, als sie eine Finsterniß auch nur auf eine ganze Stunde genau vorherzusagen im Stande waren, obschon nach einem sehr alten Reichsgrundgesetze die Todesstrafe auf eine falsche Berechnung der Sonn- und Mond-Finsternisse gesetzt war. Wie wäre diese Bestimmung ihnen auch möglich gewesen, da sie bey der Ankunft jener Gesellschaft noch immer die feste Überzeugung hegten, daß die Peripherie des Kreises sich zu ihrem Durchmesser genau wie drey zu eins verhalte, und da sie, nach der Versicherung der Jesuiten, nicht einmal die ebene Trigonometrie kannten?

Noch besser verstanden sich auf diese Großsprechereyen die Indier, die ihren Sternkatalogen und ihren Planetentafeln ein so hohes Alter beylegen, mit Perioden von zwey, vier und acht Millionen Jahren, wie mit Rechen-

pfennigen spielen, und deren ältestes astronomisches Buch, die Suria Sidanta, schon vor 21'649,000 Jahren einem ihrer Landsleute Maja unmittelbar vom Himmel mitgetheilt worden seyn soll. Gewisse Leute, welche ein besonderes Interesse zu haben scheinen, das bisher beynahe allgemein und aus sehr triftigen Gründen angenommene Alter der Erde viel zu klein zu finden, glaubten in den Planetentafeln der Indier einen unumstößlichen Beweis für ihre Hypothese anzutreffen, da diese Tafeln sich auf eine Beobachtung der gemeinschaftlichen Conjunction aller Planeten zu einer Zeit gründen, die viele tausend Jahre vor der von uns angenommenen Schöpfungsepoche Statt hatte. Allein glücklicher Weise sind Planetentafeln keine Hieroglyphen, aus denen man mit einiger Einbildungskraft alles herausfinden kann, was man in ihnen sucht. Diese Tafeln lassen sich berechnen, und unsere gegenwärtigen Kenntnisse der mittleren Bewegungen der Planeten sind mehr als genügend, um die Prahlerey dieser sogenannten altergrauen indischen Astronomen mit geometrischer Strenge zu widerlegen. Wenn man mit unsern Tafeln bis in jene geheimnißvolle Epoche zurück rechnet, so findet sich, daß zu dieser Zeit durchaus keine Conjunction aller Planeten möglich war. Da sich aber diese Conjunction in den indischen Tafeln sehr genau berechnet findet, so folgt: daß man dort jene Eppche künstlich rückwärts gerechnet hat, und daß sonach das ganze Verdienst dieser uralten Tafeln sich auf einen gemeinen Betrug reducirt.

Es ist aber immer auffallend, daß diese Beweise für das hohe Alter der Erde, die aller uns bekannten Menschengeschichte widersprechen, immer nur von Männern geführt werden, die selbst keine eigentlichen Astronomen sind, obschon sie sich, wie man aus ihren Bemühungen sieht, so gerne dafür ausgeben möchten. Diese Leute, die mit dem ihnen aus manchen Gründen so liebgewordenen Worte des Präcession der Nachtgleichen so freygebig sind, daß sie es auf jeder Seite ihrer voluminösen Werke zu wiederholen gar nicht müde werden, würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie uns sagen sollten, woher diese Präcession komme, und wie und durch welche Berechnungen sie gefunden werde. Aber freylich ist es leichter, sich den Spielen der Einbildungskraft hinzugeben, als den Vorschriften einer nüchternen und geregelten Vernunft zu folgen, so wie es leichter ist, Hypothesen auf Gerathewohl zu erbauen, als aufrichtig und mühsam die Wahrheit zu suchen, und keine Mühe zu scheuen, sich ihr, auch nach Jahre langem Bemühen, auch nur einen Schritt zu nähern. Es scheint aber, als ob es den meisten dieser Herren nicht sowohl um die Wahrheit, als um die Erreichung ganz anderer Zwecke zu thun wäre, sehr löblicher Zwecke, mit denen sie jetzt noch zurückhalten, um später, wenn ihre Vorbereitungen alle vollendet seyn werden, desto triumphirender damit hervortreten zu können. Allein der erhabene Tempel, auf dessen Ruinen sie so gerne ihre eigenen Altäre errichten möchten, wird wahrscheinlich auch dann noch in seiner ganzen Herrlichkeit stehen, wenn das Andenken seiner Gegner bey der Nachwelt schon längst der verdienten Vergessenheit übergeben seyn wird.

Theater- und Concert-Anzeige.

Das Ehrenwort, Lustspiel in vier Aufzügen, von C. H. Spieß. Neu zur Aufführung gebracht auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß Hr. C. H. Spieß, der Verf. mehrerer Romane, auch Theaterstücke, und zwar Lustspiele, geschrieben habe. Wir stoßen zwar in dem anzuzeigenden Stücke, besonders im Charakter der sehr verliebten und sehr sentimentalen Baroninn von Waldheim, auch auf einigen Jammer; aber das Stück hat dennoch einen lustigen Ausgang, und das ist die Hauptsache bey einem Lustspiele. Da wir sonst wohl selbst auf Natürlichkeit in den Charakteren und im Dialoge dringen; so wollen wir dem Verf., besonders, da er todt ist, keinen Vorwurf daraus machen, daß er seinen Personen und seinen Scenen ein wenig zu viel davon mitgetheilt hat. Denn Natürlichkeit ist etwas Gutes, und ob des Guten zu viel geschehen könne, ist eine jener Controversen, welche so lange unentschieden bleiben dürfte, bis die Dinge auf der Welt aufhören werden, zwey Seiten zu haben. Die Baroninn von Waldheim verliebt sich in den Baron von Lohnau; daran thut sie keine Sünde, denn dergleichen ist bisher mehrern Frauen begegnet. Sie schickt Boten an denselben ab, die ihn aushorchen sollen, ja, sie verkleidet sich sogar in ein Bauermädchen, weil ihr hinterbracht worden ist, Lohnau wolle nur ein solches, und keine Dame vom Stande, heirathen; das muß ebenfalls so kommen, denn die Intrigue des Stücks verlangt es. Endlich läuft sie dem Barone, im eigentlichen Verstande, ein paarmal auf dem Fuße nach, und auch das finden wir in der Regel, denn das Stück muß ein Ende, also eine Heirath, haben, weil es, ohne diese, kein Lustspiel seyn würde. Eine Person ist freylich im Stücke vorhanden, von der es nicht recht klar wird, wie man mit ihr daran ist: das ist der Hr. von Schönfeld; offenbar ein idealer Charakter, denn in der Wirklichkeit kann sicher kein solcher vorhanden seyn. Das Stück unterhält im dritten und vierten Acte, weil die Natürlichkeit hier etwas intrigirt zu werden beginnt. In den beyden ersten Acten haben wir eine gute Scene gefunden, die zwischen dem Baron und seinem Bedienten: der Baron will, wie schon oben gesagt, keine vornehme Dame, sondern eine Bäuerinn zur Frau nehmen. Wahrscheinlich um sich in seinem Vorsatze zu bestärken, thut er an seinen Bedienten folgende Frage: „Wenn du zwischen einem reichen, aber durch die vornehmen Sitten verdorbenen Mädchen und zwischen einer armen, aber unschuldigen und tugendhaften, Bäuerinn zu wählen hättest, welche würde den Vorzug erhalten?" Und der Bediente antwortet: „Die Reiche;" ja er bleibt selbst dann bey seiner Meinung, wann der Baron den Fall annimmt, er, der Bediente, sey selbst reich. Dem Geiste des übrigen Stücks zu Folge, hätte der Bediente, der Behauptung, daß ein Bauermädchen moralisch besser sey, als eine Frau vom Stande, auf der Stelle und unbedingt beystimmen müssen. Um so größer ist die Überraschung, in welche uns die entgegengesetzte Äußerung desselben versetzt. Darin eben liegt das Vergnügen dieser Scene. So viel vom Stücke selbst. Was die Aufführung anbetrifft, so ist diese, im Ganzen genommen, rasch und lebendig gewesen. Der Charakter der Baroninn ist ein Gemengsel von Sentimentalität, Laune, Coketterie und Gemüth: er gebricht des Grundtons. Mad. Löwe ist daher zu entschuldigen, daß sie (um im Gleichnisse zu bleiben) dann und wann unsicher intonirt hat. Im vierten Acte sind ihr jedoch eine gewisse subjective Innigkeit und ein wahres, nicht gemachtes Gefühl, welche das ganze Publicum ergriffen haben, sehr zu Statten gekommen. Wird man uns die Freyheit zugestehen, Mad. Löwe auf ihre erste Scene mit dem Barone aufmerksam zu machen, eine Scene, die, ohne es zu scheinen, von großer Schwierigkeit ist? Was hat Mad. Löwe hier alles in einer einzigen Person darzustellen? Die geistvolle, liebende Baroninn, die befangene Frau vom Stande, welche, trotz ihrer Liebe, in dem gethanen Schritte, und wäre es auch nur des ungewissen Ausganges wegen, eine gewisse Unziemlichkeit finden muß, das verstellte Bauermädchen, in welchem die Baroninn, und zwar diese mit dem ganzen Heere contrastirender Gefühle, die derselben eigen sind, zu erkennen seyn muß u. s. w. Auch dürfte der Augenblick, wo das verstellte Bauermädchen dem Barone die drey Ducaten zurückgibt, etwas mehr nüancirt und witziger hervorgehoben werden müssen. Hr. Koberwein, als Baron, hat mehrere sehr glückliche Augenblicke gehabt. Wir rechnen dazu einen großen Theil seiner ersten Scene mit Hrn. von Schönberg, und besonders das stumme Spiel im dritten Acte, wann er in dem Bauermädchen die Baroninn erkennt. Diese Scene macht überhaupt vielen Effect, wozu auch

Hr. Lembert (Major von Tillen) und Hr. Caché (des Barons Bedienter) das Ihrige beytragen. Letzterer ergötzt durch seine freylich possierliche, aber doch nicht schlafröckig-häusliche Darstellung. Hr. Wothe (Hr. von Schönberg) tritt zu leise auf und scheint sich nur versuchen zu wollen. Uns dünkt, dieser brave Künstler könnte sich immer gehen lassen, ohne Furcht vor dem Fallen zu haben.

Sonntags, den 28. April, hat Hr. Johann Sedlatzeck im landständischen Saale ein Vocal- und Instrumental-Concert gegeben und sich in demselben mit einem B. Romberg'schen Flötenconcerte und neuen Variationen für die Flöte von Franz Weiß hören lassen. Hr. Sedlatzeck kann, nach unserer Meinung, zu den Flötenkünstlern gezählt werden, welche den besten Ton und die größte Fertigkeit auf diesem Instrumente besitzen. In der Nüancirung des Vortrags, welche auf der Flöte um so unerläßlicher ist, als dieses Instrument einen höchst charakterlosen und einseitigen Ton hat, dürfte der Künstler noch Fortschritte machen können; besonders scheint seinem Piano der erste, und seinem Forte der letzte Hauch abzugehen. Auch steht ihm, wie uns dünkt, in der Kunst des Athemholens noch die letzte Stufe zu erreichen. Hr. Sedlatzeck hatte übrigens Unrecht, hinter einem Pulte zu spielen, der ihn vor drey Theilen der Zuhörer verbarg: er ist eben so gut anzusehen, als anzuhören. Die Ouvertüre in C-moll von Hrn. Reissiger hat unsere Aufmerksamkeit erregt: in ihr liegen Spuren eines Talents, welches sich durch fernere Ausbildung bemerkbar machen kann. Aber wir bitten den jungen Componisten, nicht zu rossiniren. Damit er sehe, daß wir ihn nicht ungehört verdammen, wollen wir ihm eine Stelle namhaft machen, wo er es offenbar darauf anlegt; es ist diejenige, wo, nachdem der zweyte Satz der Ouvertüre wiederum mit dem Hauptthema in C-moll begonnen hat, die Modulation in G-dur übergeht. Mad. Grünbaum und Dlle. Unger haben ein Duett von Rossini gesungen. Uns dünkt, Mad. Grünbaum dürfte sich mit jenem Leckermaule, das, als man ihm immer und immer Repphühner auffetzte, in der Verzweiflung das berühmte: Toujours perdrix, ausrief, in Betreff der Lobeserhebungen, mit welchen sie bereits übersättigt worden ist, in einer und eben derselben Lage befinden und lispeln: Toujours des louanges! Wir wollen sie also heute damit verschonen. Der Dlle. Unger dürfte mit dieser Künstlerambrosia noch nicht der Magen verdorben worden seyn. Ihr wollen wir also unverholen sagen, daß sie bey dem Vortrage des erwähnten Duetts offenbar eine größere Lebendigkeit, einen thätigern Künstlerwillen, an den Tag gelegt hat, als je zuvor. Wir sind weit entfernt, diese plötzliche Änderung den Rathschlägen zuzuschreiben, welche wir uns die Freyheit genommen haben, ihr zu ertheilen. Vielleicht ist die Anregung, in welche sie durch ihr bevorstehendes Debüt in der nächst zu gebenden italienischen Oper: il Guor di ferro, versetzt worden ist, einzig und allein Schuld daran. Wie dem auch sey, wir wünschen Dlle. Unger ein günstiges Resultat, welches ihr um so weniger ermangeln kann, als das hiesige so nachsichtige Publicum sich gegen sie nicht strenger bezeigen wird, als es gegen andere geschieht. Das Adagio und Rondo aus einem ganz neuen (sic der Anschlagezettel!) Fortepianoconcerte des Hrn. Hieronymus Payer, gespielt von Dlle. Blahetka, hat sich vergebens erwarten lassen. Dagegen ist dem Publicum das Vergnügen geworden, Dlle. Weber, k. k. Hofschauspielerinn, ein Gedicht ablesen zu hören. Dlle. Weber hat uns in Erstaunen gesetzt: es ist ihr gelungen, bey der Lectüre desselben mehr Gefühl, Ausdruck und poetische Inspiration zu entwickeln, als sie es je, unsers Wissens, bey der Darstellung irgend einer Rolle gethan.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 7. May 1822.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mahomet (Mohämmed).

In dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Blicke der ganzen gebildeten Welt nach dem Halbmonde gerichtet sind, kann es nicht uninteressant seyn, den Stifter des Moslemin-Glaubens näher kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke ist folgende Skizze geschrieben, welche wir hier unsern Lesern vor Augen legen, indem wir wünschen, daß sie die Erwartung derselben befriedigen möge.

Mahomet ward am 22. April 568 zu Mecca*) geboren. Er war der Sohn Abdallahs und der Urenkel des Koreischiten-Fürsten Haschem. Mahomet's Geburt ward, wenn man seinen eignen Erzählungen, welchen die Moslemin mit der innigsten Überzeugung vertrauen, glauben will, von mannigfaltigen Wundern begleitet. Ein blendendes Licht überglänzte ganz Syrien und erhellte, mehrere Nächte hindurch, Städte, Flecken, Schlösser und Felder, während bey den Persern Zoroasters heiliges Feuer, nachdem es über tausend Jahre ununterbrochen gebrannt, erlosch; der Pallast des damaligen Perser-Schachs Kosroes wankte, vierzehn große Thürme stürzten ein, und der Oberste der Magier hatte einen Traum, in welchem er ein starkes Kamehl von einem arabischen Pferde besiegt, und noch mehrere andere, eben so seltsame Dinge, schaute.

Kaum hatte Mahomet das Licht der Welt erblickt, so entschlüpfte er den Händen der Hebamme, warf sich auf die Knie, und sprach, den Blick zum Himmel gewendet, mit lauter, männlicher Stimme die heiligen Worte: „Gott ist groß, es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet." Die erstaunten Umstehenden ergriffen den Knaben, besichtigten ihn, und entdeckten zu ihrer größten Verwunderung, daß er beschnitten geboren war. Nun öffnete Mahomet zum zweyten Mal den Mund, da wurden, wie die Sage der

*) Mecca liegt zehn Stunden vom rothen Meere im glücklichen Arabien. Die dortige Moschee ist prachtvoll. Die Türken wallfahrten in Caravanen dahin. Die Kiabe ist ein viereckiges Gebäude, das sie „Haus Gottes" nennen, und das von Abraham erbaut seyn soll.

Moslemin geht, die Dämonen, die bösen Geister und die Fürsten der Finsterniß von den Sternen, den Planeten und den Zeichen des Thierkreises, die sie bewohnt hatten, in den unermeßlichen Abgrund hinabgestürzt.

Alle jene sonderbaren Erscheinungen erfreuten die Familie Abdallah in so hohem Grade, daß sie dem Neugebornen den Namen Mohämmed (Mahomet) d. h. mit Ruhm bedeckt, beylegte.

Abdallah starb zwey Monate nach Mahomets Geburt in tiefster Armuth. Mahomet ward bis zum achten Jahr auf dem Lande erzogen; dann nahm ihn sein Onkel Abutalib, der ihn sehr liebte, zu sich, und bildete ihn für den Handel. Als sich seine Verstandeskräfte entwickelten, nahm er ihn auf einer Reise nach Syrien mit sich. Hier unterließen Onkel und Neffe nicht, den Nestorianer-Mönch Sergius *), der damals der Ruhm dieses Klosters war, zu besuchen. Mahomets Feuer, seine Schönheit, sein Geist, seine Bescheidenheit machten auf den Mönch einen eben so tiefen Eindruck, als die Wunder, welche, wie Sergius behauptete, den Jüngling umgaben. Er wollte über Mahomets Haupte eine leuchtende Wolke, ja sogar die abgestorbenen Bäume, unter denen Mahomet stand, Blätter treiben sehen. Der Mönch blickte zwischen des Knaben Schultern, und erkannte dort den Stempel des Propheten. „Trage Sorge für das Kind," sprach er zu Abutalib, „es wird sich einst über die ganze Menschheit erheben."

Abutalib kehrte voll Freude nach Mecca zurück, und beschäftigte sich emsig mit der Erziehung seines Neffen. Indessen lernte Mahomet weder lesen noch schreiben. Letzteres scheint er nie verstanden zu haben, denn, so oft er in der Folge seine Befehle unterzeichnen wollte, tauchte er seine Finger in Tinte, und drückte sie unter die Schrift.

Mit der Zeit entwickelten sich Ehrsucht, Muth und mehrere solcher hervorstechender Eigenschaften in Mahomet's Charakter. Noch nicht zwanzig Jahre alt, ergriff er jede Gelegenheit, seine Tapferkeit zu beweisen, und sich auszuzeichnen. Der Zufall bot ihm eine glückliche Veranlassung dazu dar. Zwischen den Koreischiten und zwey Nachbarstämmen brach ein Krieg aus. Die Feinde waren an Zahl, Tapferkeit und Kriegszucht überlegen; aber Mahomet theilte seine eigne Unerschrockenheit seinen Landsleuten mit, schlug an ihrer Spitze die beyden feindlichen Stämme, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Diese Waffenthat Mahomet's und seine Bescheidenheit nach dem Siege erwarben ihm den Namen des arabischen Helden.

Allein ungeachtet der Verehrung, welche ihm seine Landsleute zollten, befand er sich noch immer in tiefster Armuth. Endlich verlieh ihm eine reiche Heirath das Ansehen, welches ihm seine bewiesene Tapferkeit nicht hatte verschaffen können. Dieß begab sich auf folgende Weise. Die Witwe eines verstorbenen reichen Handelsmanns fand Gefallen an Mahomet, bot ihm die Führung ihrer Geschäfte an, und dieser, der schon im Voraus die Vortheile zu berechnen wußte, welche ihm aus dieser Lage der Dinge erwachsen könnten, willigte mit Freuden ein und ward in das Haus der reichen Kadidja aufgenommen.

Mahomet, damals acht und zwanzig Jahre alt, zeichnete sich durch Ver-

*) Mit diesem Sergius, dem Ketzer Batyras und einigen Juden, verfaßte Mahomet seinen Alcoran.

stand, Gewandtheit, blühende Jugend aus; Kadidja zählte deren vierzig, befand sich aber noch im vollen Besitze aller ihrer Reize. Nachdem Mahomet einige Handelsreisen, auf denen ihn, wie die Muselmänner behaupten, zwey Engel begleiteten, mit ihren weisen Rathschlägen unterstützten, und ihm unter ihren Flügeln Schatten gegen die Sonnenglut verliehen, glücklich, und zum Vortheile seiner Gebieterinn zurückgelegt, ward er der Gemahl der schönen Kadidja.

Mahomet hatte bereits das vierzigste Jahr zurückgelegt, als es ihn endlich Zeit dünkte, die ersten Schritte zur Ausführung seiner längst entworfenen Plane zu thun. Zuerst versuchte er seine Gaukeleyen an seinem Weibe in Ausübung zu bringen. Die Anfälle von Epilepsie, welchen er unterworfen war, gab er für Verzückungen aus, in denen sich der Engel Gabriel mit ihm unterredete. Eines Abends eröffnete er, nach einem solchen Anfalle, seiner Gattinn, die Zeit sey jetzt gekommen, ihr das Geheimniß seiner Sendung zu enthüllen; der Engel Gabriel sey ihm erschienen und habe ihn den Gesandten Gottes genannt. Die Gestalt des Engels," setzte er hinzu, „war so blendend, daß ich bewußtlos niedersank. Dieß nöthigte ihn, eine menschliche Hülle anzunehmen. Dann führte er mich auf einen hohen Berg, wo ich eine Stimme vom Himmel die Worte des Engels wiederholen hörte, ich sey der Gesandte Gottes."

Kadidja war alt und leichtgläubig; sie betete ihren Gatten an, und sah in sich, mit innigem Behagen, die Gattinn eines Propheten. Sie suchte ihm in ihrer weitläufigen Familie Anhänger zu verschaffen. Als deren eine bedeutende Anzahl geworben waren, fragte Mahomet den Haufen, wer unter ihnen den Muth besitze, der Feldherr Mahomet's zu werden. Der sanfte Aly, der jüngste und entbrannteste von Allen, sprang auf, und rief: „Ich, du Prophet Gottes, werde dein Feldherr seyn. Ich zerbreche die Zähne, zerschlage die Knochen, reiße die Augen Jedem aus, spalte Jedem den Bauch, der es wagt, dir zu widerstreben *)."

Von einem so feurigen Schwärmer unterstützt, begann Mahomet seine neue Lehre und die ihm gewordenen Offenbarungen öffentlich zu verkünden. Anfangs war der Erfolg, den er von seinem Unternehmen erntete, nicht glänzend, ja sogar abschreckend: die Mehrzahl der Araber trat gegen ihn auf, und Onkel Abutalib, über den Ausgang besorgt, rieth ihm, seine Pläne aufzugeben. „Gott ist mit mir," entgegnete der stolze Mahomet, „ich fürchte weder die Araber, noch das ganze Menschengeschlecht zusammengenommen. Und stellten sie mir rechts die Sonne, links den Mond entgegen, ich würde meinem heiligen Unternehmen doch nicht entsagen." So denkend, bot Mahomet dem Murren seiner Landsleute Trotz, und gab ihnen, das tobende Geschrey der Menge verachtend, so viele Erdichtungen abenteuerlicher Visionen zum Besten, daß man am Ende ihn und seine Anhänger aus Mecca verbannte. Er floh nach Yatrib, in der Folge die Propheten-Stadt (Medinal al Nabi), jetzt Medina genannt.

*) Aly war der Sohn Abutalibs. Mahomet verheirathete ihn mit Fatime, seiner mit Kadidja erzeugten Tochter. Diese Fatime steht bey den Türken in so hoher Verehrung, daß sie ihren Töchtern vorzugsweise den Namen derselben beylegen. Aly steht bey den Persern fast in höherem Ansehn, als Mahomet selbst.

Diese Flucht Mahomets, welche im Jahre 622 Statt fand, nennen die Muselmänner Hedschra (Verfolgung) und beginnen von ihr ihre Zeitrechnung.

Diese Verbannung war es, welche Mahomets Plane zur Reife brachte: unbeeinträchtigt, hätte er nur Weiber und Schwachköpfe verführt; Verfolgung ward die Stütze seiner aufkeimenden Lehre. Er unterhielt in Mecca geheime Einverständnisse, vorzüglich mit den Priestern. Er ließ den Angesehensten der Stadt sagen, Gott habe die Sendung seines Propheten dadurch bewiesen, daß er einen Wurm gesendet, der das geschriebene Urtheil, auf welchem seine Verbannung enthalten und welches in der Moschee niedergelegt worden, gänzlich zernagt und nur den Namen Gottes übergelassen habe; sie möchten selbst sehen. Die Koreischiten strömten nach der Moschee, öffneten das Kästchen, in welchem die Schrift aufbewahrt wurde, und erblickten mit Schrecken die Acte in Staub verwandelt, und nur die Worte: „In deinem Namen, großer Gott!" noch unversehrt.

Dieses große Wunder, dem eine Mondsfinsterniß *) und mehrere andere sonderbare Erscheinungen folgten, that seine gehörige Wirkung. Die Zahl von Mahomets Anhängern vermehrte sich täglich.

Ungefähr in diese Zeit setzen die Schriftgelehrten der Moslemin die große Reise durch die sieben Himmel. Nach Andern hat Mahomet die Erzählung davon schon vor seiner Flucht bekannt gemacht, und diese Vision soll die erste Veranlassung zu seiner Verbannung gegeben haben. Wie dem auch sey, diese Reise steht in so hoher Verehrung bey den Muselmännern, daß wir hier eine kurze Skizze derselben liefern zu müssen glauben.

„Es war Nacht," erzählt Mahomet, „ich lag zwischen zwey Hügeln, unter freyem Himmel, da sah ich Gabriel, von einem andern himmlischen Wesen begleitet, mir nahen. Die beyden Unsterblichen beugten sich über mich; der eine spaltete mir die Brust; der andere nahm mein Herz heraus, drückte es in seiner Hand zusammen, preßte den schwarzen Tropfen der Erbsünde heraus, und fügte es wieder an seine Stelle. Ich empfand dabey nicht den geringsten Schmerz. Dann entfaltete Gabriel seine hundert vierzig Paar Adlerschwingen, leuchtend wie die Sonne, und führte uns die Stute Al-Borak, weißer als Milch, mit menschlichem Antlitze und Pferdekinnbacken zu. Ihre Augen funkelten wie Sterne, und die Strahlen, die aus ihnen sprühten, waren blendender, als die des Tagsgestirns in ihrem höchsten Glanze. Die Stute breitete ihre zwey großen Adlerfittige aus, ich nahte mich ihr, sie wieherte. Da sprach Gabriel zu ihr: Sey ruhig, und gehorche Mahomet." Die Stute antwortete: „Der Prophet Mahomet wird mich nicht besteigen, du wollest denn bey ihm dich verwenden, daß er mich am Tage der Auferstehung in das Paradies eingehen lasse."

„Ich versprach es, und plötzlich hörte sie auf zu wiehern. Ich schwang mich auf ihren Rücken; sie flog schneller als der Blitz dahin, und in einem Nu befand ich mich vor dem Thore des Tempels zu Jerusalem, wo ich Moses, Abraham und Joseph erblickte. Plötzlich stieg eine Lichtleiter vom Him-

*) Bey dieser Finsterniß fiel das Capitel des Alcorans vom Himmel, welches so beginnt: „Die Stunde nahte und der Mond ward gespalten."

mel; ich ließ Al-Borak zurück, und erstieg mit Gabriel auf jener Leiter das erste Paradies. Der Engel pochte, meinen Namen nennend, an das Thor; es drehte sich, größer als die Erde, in seinen Angeln. Dieser erste Himmel ist von reinem Silber. An seinem zierlichen Gewölbe sind die Sterne an starken goldenen Ketten aufgehängt, und auf jedem derselben hält ein Engel Wache, um den Teufel an der Ersteigung der Himmel zu verhindern."

„Ein abgelebter Greis umarmte mich, mich den größten seiner Söhne nennend: es war Adam. Aber es fehlte mir an Zeit, mich mit ihm zu unterhalten. Meine Aufmerksamkeit ward auf große Scharen von Engeln aller Formen und Farben gerichtet; einige von ihnen glichen Pferden, die andern Wölfen ꝛc. In der Mitte dieser Engel erhob sich ein Hahn, weißer als der Schnee, und von so ungeheurer Größe, daß sein Haupt den zweyten Himmel berührte, welcher von dem ersten um die Reise von fünfhundert Jahren entfernt ist. Der Engel Gabriel berichtete mir, diese Engel in Thiergestalten seyen hier, um bey Gott für alle auf der Erde lebende Geschöpfe gleicher Gattung zu bitten; der große Hahn sey der Engel aller Hähne, und seine Hauptverrichtung, Gott an jedem Morgen durch seine Gesänge und seine Hymnen zu ergötzen."

„Wir begaben uns nach dem zweyten Himmel; er besteht aus einer Art harten polirten Stahls. Dort fand ich Noah, der mich in seine Arme schloß; dann kamen Johannes und Jesus auf mich zu, und nannten mich den größten und fürtrefflichsten aller Menschen."

„Nun stiegen wir zum dritten Himmel hinauf, der vom zweyten noch weiter, als dieser vom ersten, entfernt ist. Man muß, wie ich, ein Prophet seyn, den blendenden Schein dieses, ganz aus köstlichen Steinen erbauten Himmels zu ertragen. Unter den unsterblichen Wesen, die ihn bewohnen, erblickte ich einen Engel von unbeschreiblicher Größe; unter seinen Befehlen stehen hunderttausend Engel, von denen jeder Einzelne stärker ist, als hunderttausend Scharen kampfgerüsteter Streiter. Dieser Engel heißt der Vertraute Gottes. Von seinem rechten zu seinem linken Auge sind siebzigtausend Tagreisen. Vor ihm stand ein ungeheurer Schreibtisch, auf dem er emsig schrieb und wieder auslöschte. Gabriel sagte mir, der Vertraute Gottes sey auch zugleich der Todesengel, und fortwährend damit beschäftigt, die Personen, welche geboren werden sollten, aufzuzeichnen, die Tage der Lebenden zu berechnen, und, nachdem sie das, ihnen durch seine Berechnungen gesteckte Ziel erreicht, die Namen derselben im Buche auszulöschen."

(Der Schluß folgt)

Die Magnetnadel.

Wenn der Himmel sich umzogen,
Finst'rer Sturm sich drohend hebt,
Und auf wild bewegten Wogen,
Schwankend nur das Schiff noch schwebt;
Blickt mit unerschrock'nem Muth
Stolz der Schiffer in die Weite,
Denn er birgt an seiner Seite
Ein geheimes Zaubergut.

Und das Land, was er im Traume
Süßer Hoffnung vor sich sah:
Spühlt sich in der Wellen Schaume
Endlich seinem Auge nah.
Sieh! es zeigt ihm deutlich an,
Nord und Süden eng gepaaret,
In des Schiffes Raum verwahret
Des Magnetes Talisman.

Auch im stillen engen Kreise
Eines kleinen Kämmerlein,
Schließen sich auf gleiche Weise
Trostes Wunderkräfte ein.
Tobt des Sturmes düst're Nacht
In des Herzens tiefen Wunden,
Flieh'n die bangerfüllten Stunden
Vor des Uhrenzeigers Macht.

Ruhig in dem Kreise gleitet
Er die vorgeschrieb'ne Bahn;
Und indem er weiter schreitet,
Rückt die Segensstunde an.
Fest das Auge hingewandt,
Pochet bald der Busen freyer,
Weicht der Thränen Nebelschleyer
Vor der Liebe Zauberland.

Helmine.

Literatur.

Von Hrn. J. F. Castelli's poetischen Kleinigkeiten ist bey J. B. Wallishausser, am hohen Markte, so eben das vierte Bändchen mit dem Portrait des Verfassers, von den geschätzten Künstlern HH. Daffinger gezeichnet und von Höfel gestochen, erschienen. Der gute Abgang der drey ersten Bändchen und die allgemeine Beliebtheit dieses einheimischen Dichters sichern auch diesem vierten Bändchen zahlreiche Abnehmer.

Hr. Wilhelmi, vom Prager Theater, auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Es fehlt uns an Raum, um von jeder einzelnen Darstellung, welche dieser Künstler bisher gegeben hat und noch geben wird, eine ausführliche Anzeige zu thun. Wir müssen uns demnach begnügen, das Talent des Hrn. Wilhelmi nur im Allgemeinen aufzufassen und einige Bemerkungen über die Natur desselben hinzuzufügen.

Es nimmt, bey der ersten Ansicht, zu Gunsten des Hrn. Wilhelmi ein, daß das Repertoire seiner Rollen fast alle gangbaren Fächer einschließt, welches die deutsche Schauspielkunst aufzuweisen hat, das der eigentlichen Liebhaber etwa ausgenommen. Es dürfte nicht uninteressant seyn, und zu nützlichen Resultaten führen, wenn man mit Bestimmtheit und in letzter Instanz auf die Frage antworten könnte: Was ist der Vervollkommnung der praktischen Schauspielkunst förderlicher, die möglichste Ausbildung eines einzigen Fachs, oder das Bestreben, alle Fächer zu spielen und sich in allen gleich sehr auszubilden?

In den beyden Ländern Europa's, welche bisher die Schauspielkunst am kunstgerechtesten ausgeübt haben, in Deutschland und in Frankreich, sind, hinsichtlich obiger Frage, die entgegengesetzten Erscheinungen beobachtet worden: die größten deutschen Künstler haben alle Fächer, die größten französischen nur eins gespielt.

Wenn der Zweck jeglicher Kunst, wie von rationellen Ästhetikern wohl nicht mehr bestritten werden dürfte, die Aufgabe ist, die Natur nachzuahmen (das heißt, in der Natur das Schema der Darstellung zu suchen, aber an die Stelle der Zufälligkeiten, welche in demselben vorhanden, ein bewußtvolles harmonisches Ganze zu setzen), so möchte daraus folgen, daß die wahre Kunst alle moralischen und physischen Erscheinungen, ohne Ausnahme, nachzuahmen im Stande seyn müßte.

Betrachten wir jedoch die Kunstgeschichte aller Länder und aller Zeiten, so finden wir, daß, mit Ausnahme der neueren Schauspielkunst in Deutschland, jeder große Künstler, den die Vorwelt und die Gegenwart in der Kunst im Allgemeinen besessen hat und noch besitzt, nur in Einer Gattung vollkommen Meister gewesen und daß, hat sich ja einer oder der andere in mehrern versucht, ihm hier nur ein untergeordneter Grad der Vollendung zu Theile geworden ist. Die Natur scheint also selbst die größten Genies nur auf Einen Punct beschränkt zu haben, damit sie diesem einzigen Puncte eine um desto intensivere Ausbildung widmen.

In Deutschland haben sich mehrere große Künstler und Künstlerinnen in mehrern Fächern, und zwar nicht selten, in den entgegengesetzten, gleich vollkommen gezeigt. Wenn wir Roscius, von dem uns Cicero und andere gleichzeitige Schriftsteller berichten, daß er eben so vortrefflich in der Tragödie, wie in der Komödie, gewesen sey, ausnehmen, so haben alle große Schauspielkünstler der übrigen Nationen entweder überall nur Ein Fach gespielt, oder sind, selbst wenn sie sich in mehrern versucht haben, nur in Einem für vollendet anerkannt worden. Garrick, im Komischen ein großer Meister, ließ, nach dem Zeugnisse der scharfsinnigsten Theaterkenner seiner Zeit, im Tragischen zu wünschen übrig; mit Kemble ist es der umgekehrte Fall: ihn zeichnet man allein als Tragiker aus. Talma hat sich auch über die Grenzen der Tragödie gewagt, aber nur in einer einzigen Rolle bedeutend, nämlich im Vater Michaud in der Chasse de Henri IV. Diese Rolle wird, selbst von den größten Lobpreisern Talma's, für eine rareté, ja selbst für eine Abnormität gehalten und deßwegen nur aus Neugierde angesehen; die beyden andern nicht-tragischen Rollen, in welchen er bis jetzt aufgetreten ist, Beverley und Meinau (Misanthropie et Repentir), werden in seinen Händen wahrhaft französisch-tragische Darstellungen.

So muß es um so mehr auffallen, daß es allein in Deutschland Schauspielkünstler gegeben hat und noch gibt, welche sich in verschiedenen, man möchte fast sagen, in allen Fächern eine gleich große Meisterschaft erworben haben. Spricht diese Erscheinung auch nicht geradezu für das überwiegende Talent unserer Nation für die Schauspielkunst, so wird dadurch doch das allgemeinere Kunststreben dargethan, welches den Deutschen, wie in allen ihren geistigen Productionen, so auch in der Schauspielkunst, eigen ist.

Nichts desto weniger scheint es, als ob das ganze Maß des Genies, welches ein Schauspielkünstler besitzen müsse, um in mehrern Fächern eine gleich große Meisterschaft zu erlangen, nur einigen wenigen, von der Natur besonders begünstigten, Individuen mitgetheilt worden sey. Im Allgemeinen also dürfte der Grundsatz, sich, so viel wie möglich, Einem Fache ausschließlich zu widmen und dasselbe nach allen Seiten hin bestmöglichst ausbilden zu suchen, auch für den deutschen Schauspieler aufgestellt, und als Regel betrachtet werden müssen. Die Ausnahme von derselben wird sich jedes Mal von selbst ergeben, so oft ein Individuum Genie genug in sich verspürt, um eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen.

Hr. Wilhelmi, der uns zu den bisher gemachten Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, ist unstreitig ein, in mehrerer Hinsicht ausgezeichneter, Künstler. Er besitzt den heuer fast selten gewordenen Vorzug, auf der Bühne eine gewisse Schule zu zeigen, ein etwas Anderes, als das ist, was der Schauspieler in seinen eignen vier Pfälen ist. Hr. Wilhelmi zeigt in den verschiedenen Rollen, welche er bis jetzt gespielt hat, einen gewissen Styl, eine gewisse Physiognomie. Damit hat er freylich einen großen Schritt zur Charakteristik gethan; vollkommen erreichen wird er diese aber erst alsdann, wann er in den äußeren Styl auch den inneren Geist übergetragen hat. Die Person weiß Hr. Wilhelmi besser zu zeichnen, als den Charakter.

Wir wollen einige Rollen zum Belege anführen. Der Onkel im Räthsel von Con-

tessa ist eine Darstellung, in welcher sich Hr. Wilhelmi vorzüglich zu gefallen scheint. Der äußere Styl der Rolle ist hier gut gewählt: es ist eine gewisse Förmlichkeit, welche in der Natur aller derjenigen Individuen liegt, die, obschon in einem gewissen Alter, dem weiblichen Geschlechte zugethan sind. Wie jede ausschließliche Tendenz derjenigen Person, in welcher sie sich findet, eine Art von Pedanterie mittheilt, so zeigt sich im Petit-Maître äußerlich vorzugsweise eine gewisse lächerliche Einseitigkeit. Diese hatte Hr. Wilhelmi in oben benannter Rolle recht gut, nur zu sehr in der Quantität und zu wenig in der Qualitität, aufgefaßt: die Pedanterie des Onkels, der doch ein Mann von Welt ist, war zu materiell, nicht geistig genug.

Die größte Verläugnung seiner Persönlichkeit hat Hr. Wilhelmi in der Rolle des Rudolph in Hedwig von Theodor Körner, gezeigt. Dieser Darstellung war ein gewisser Stempel aufgedrückt, der sie zu einer der vorzüglichsten Leistungen desselben machen dürfte, obgleich hier das, was wir oben Schule genannt haben, sehr grell hervortrat.

In der Rolle des Posert, im Spieler von Iffland, dürfte Hr. Wilhelmi bisher am wenigsten befriedigt haben. Hier ging ihm, unsers Bedünkens, das Talent ab, diesen Charakter von innen aus aufzufassen, ihn in der Tiefe zu entwickeln und nach außen erschöpfend darzustellen: was er leistete, war nur eine schwache Copie der Person, nicht die Person selbst.

Um uns im Allgemeinen einen definitiven Ausspruch über Hrn. Wilhelmi zu erlauben, wollen wir nicht bergen, daß uns sein Talent wohl zur gnügenden Auffassung und künstlerischen Wiedergebung eines, oder ein Paar Fächer, geeignet zu seyn scheint, daß ihm aber zur Darstellung so vieler verschiedener Charaktere, als wir bis jetzt von ihm gesehen haben, die innere Kraft und der äußere Umfang des Genies ermangeln möchte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Achania tomentosa. Aus Westindien.
Acacia pulchella. Aus Neuholland.
Aster tomentosus. Filzige Sternblume. Aus Neuholland.
– – argophyllus. Silberblättrige Sternblume. Aus Neuholland.
Aralia capitata. Kopfblüthige Aralie. Von Bergen zu Jamaica.
Centaurea ragusina. Ragusische Flockenblume. Von Candien.
Cestrum cauliflorum. Stammblüthiger Hammerstrauch.
Pelargonium melananthon. Schwarzblüthiger Kranichschnabel. Vom Cap.
Rhipidodendrum distichum. Zweyzeiliger Fächerbaum. Aus Afrika.
Theophrasta longifolia. Langblättrige Theophraste. Von Caracas.

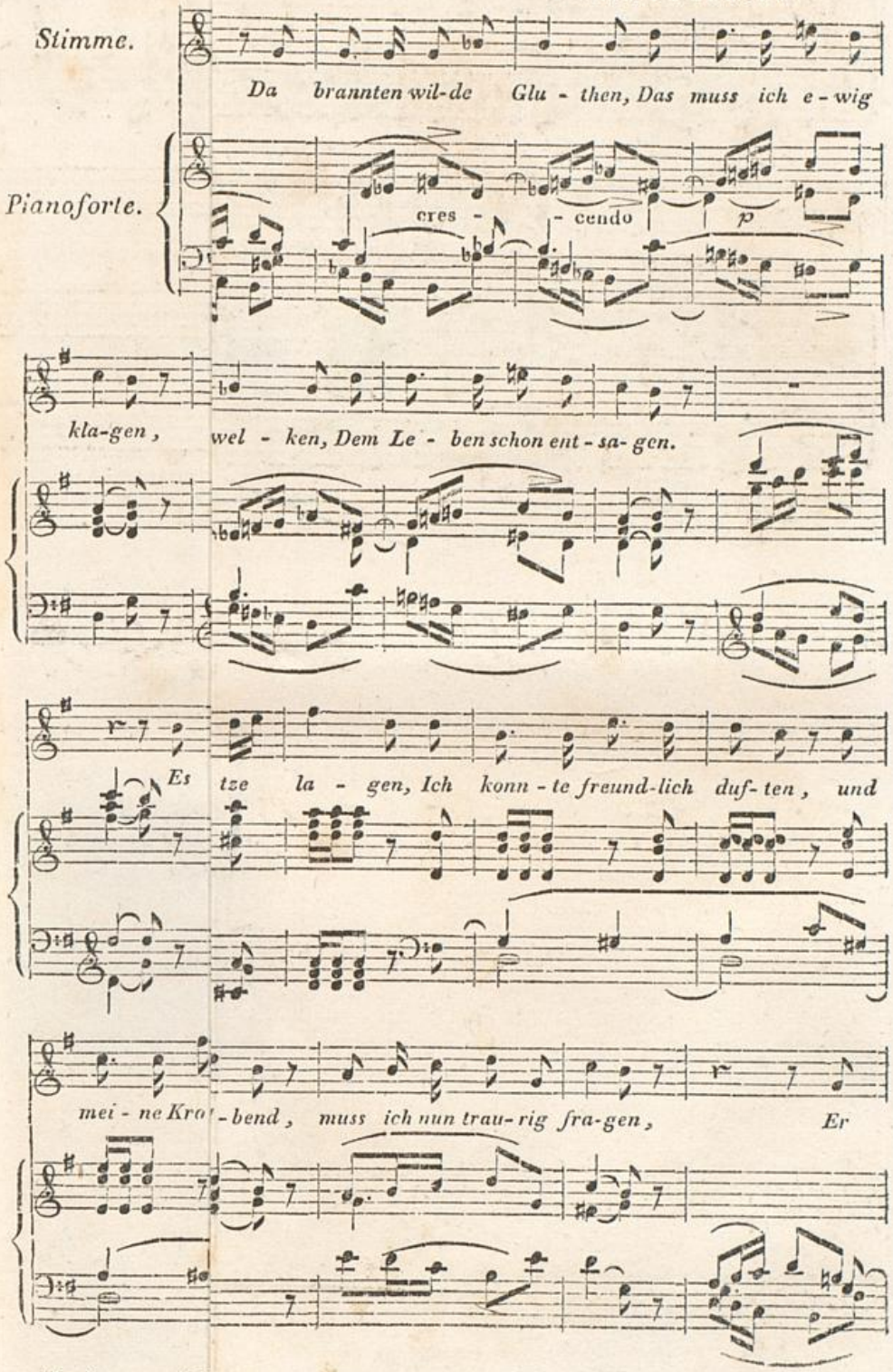
Auch beginnt der jährliche Tulpenflor.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.



Beylage z. W

Die Rose.

Von Friedrich Schlegel.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Mässig, zart.

Stimme.

Pianoforte.

Es lockte schöne Wärme Mich an das Licht zu wa-gen, Da brannten wil-de Glu-then, Das muss ich e-wig

pp cres- cendo p

kla-gen, Ich konnte lan-ge blü-hen In mil-den hei-tern Ta-gen, Nun muss ich frü-he wel-ken, Dem Le-ben schon ent-sa-gen.

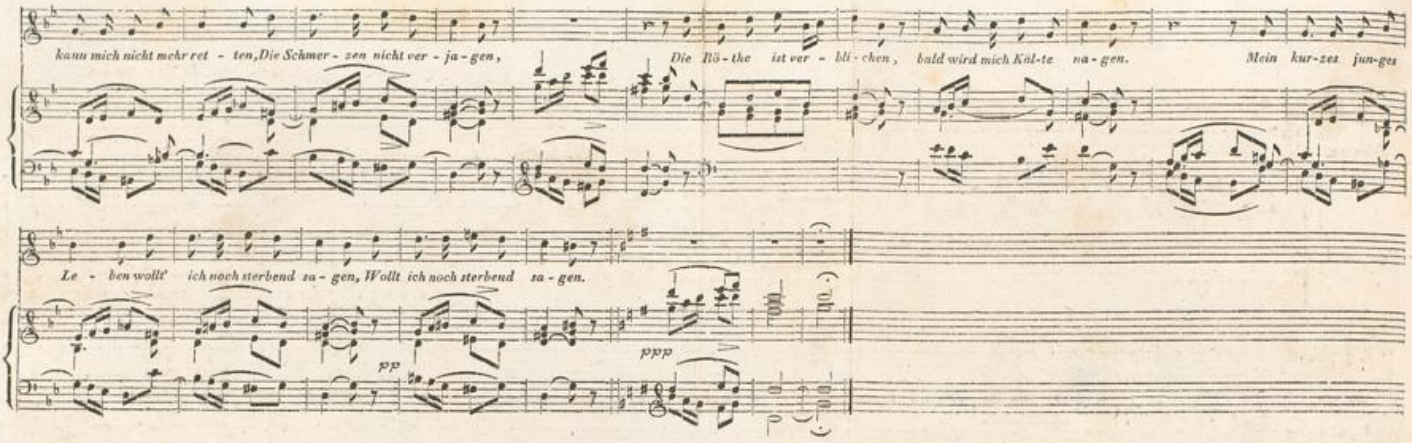
Es kam die Mor-gen-rö-the, da liess ich al-les Za-gen, Und öff-ne-te die Knos-pe, Wo al-le Rei-tze la-gen, Ich konn-te freund-lich duf-ten, und

p

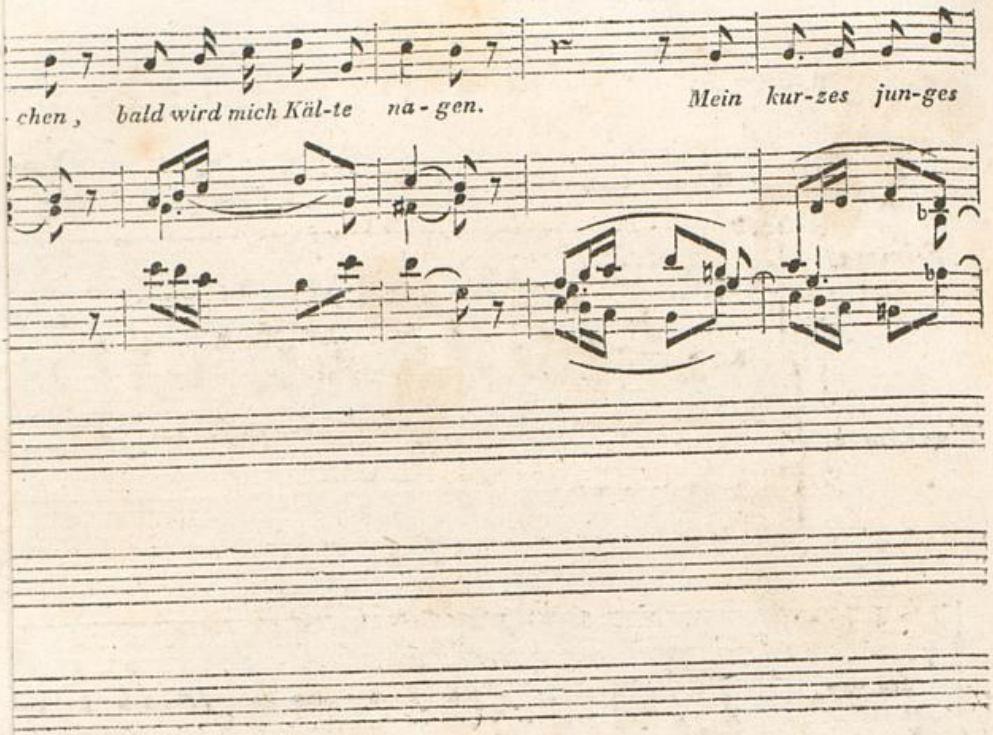
mei-ne Kro-ne tra-gen, Da ward zu heiss die Son-ne, Die muss ich drum ver-kla-gen. Was soll der mil-de A-bend, muss ich nun trau-rig fra-gen, Er

pp p

Beylage z. Wiener Zeitsch. 55. 1822.



Gedruckt bey Anton Strauss.


chen, bald wird mich Käl-te na-gen. Mein kur-zes jun-ges

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 9. May 1822.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mahomet (Mohämmed).

(Schluß)

„Die Zeit drängte; wir begaben uns nach dem vierten Himmel; dort schien Enoch höchlich erfreut, mich zu sehen. Dieser Himmel ist von feinem Silber, wie Glas durchsichtig, und mit Engeln von Riesengröße bevölkert. Einer von ihnen, obgleich kleiner als der Todesengel, ist dennoch fünfhundert Tagreisen hoch. Seine Bestimmung ist sehr traurig; ihm liegt das Geschäft ob, die Sünden der Menschen zu beweinen, und die Leiden, welche sie sich bereiten, voraus zu verkünden. Der Anblick dieses Engels war zu traurig, um ihn lange ertragen zu können; wir erstiegen schnell den fünften Himmel."

„Aaron empfing uns, und stellte mich Mosen vor, der mich bat, ihn in mein Gebet zu schließen. Dieser fünfte Himmel ist von purem Golde. Die ihn bewohnenden Engel, von sehr ernster Natur, sind die Hüter der göttlichen Strafgerichte und der verzehrenden Flammen des himmlischen Zorns. Auch haben sie über die Martern verhärteter Sünder zu wachen, und den Arabern, die die Annahme meiner Religion verweigern, schauderhafte Qualen zuzubereiten."

„Mich schnell diesem betrübenden Anblicke, wie dem im vorigen Himmel, entziehend, erstieg ich mit meinem englischen Begleiter den sechsten Himmel. Auch dort fand ich Moses, der bey meinem Anblicke in Thränen ausbrach, weil ich, wie er sagte, mehr Araber dem Paradiese zuführen würde, als durch ihn Juden in dasselbe gekommen seyen. Während ich ihn tröstete, fühlte ich mich, ohne zu wissen, wie? emporgehoben, und gelangte, in einem Fluge, schneller als Gedanken, zum siebenten und letzten Himmel."

„Ich vermag den Glanz dieses Paradieses nicht zu beschreiben, da dasselbe aus göttlichem Lichte gebildet ist. Der erste seiner Bewohner, den ich wahrnahm, war größer, als die Erde; er hatte siebzigtausend Häupter, jedes Haupt siebzigtausend Antlitze, jedes Gesicht siebzigtausend Munde, jeder Mund siebzigtausend Zungen, die unaufhörlich und alle zugleich, siebzigtausend ver-

schiedene Sprachen redeten, sämmtlich, um Gott lobzupreisen. Plötzlich ergriff und versetzte mich ein göttlicher Hauch in die Nähe des unsterblichen Citronenbaumes. Dieser herrliche Baum steht zur Rechten des unsichtbaren Thrones Gottes, vor dem vierzehn Kerzen, jede siebzig Jahre hoch, brennen. Die Zweige, von größerem Umfange, als die Ferne der Sonnenscheibe von der Erde, sind das Schattendach einer Menge von Engeln, zahlreicher als die Sandkörner aller Meere, aller Ströme, aller Flüsse. Unsterbliche Vögel sitzen da in Betrachtung über den erhabenen Alcoran versunken. Die Blätter des Citronenbaumes gleichen Elephantenohren; seine Früchte sind süßer als Milch; eine einzige würde hinreichen, die lebendigen Wesen aller Welten, vom Tage der Schöpfung bis zu jenem der Vernichtung aller Dinge, zu nähren. Vier Flüsse entspringen am Fuße des Baumes, zwey für das Paradies und zwey für die Erde; diese letzteren sind der Nil und der Euphrat, deren Quellen vor mir Niemand gekannt."

„Gabriel verließ mich, weil es ihm, wie er sagte, nicht erlaubt sey, weiter zu dringen. Raphael nahm seine Stelle ein, und führte mich in das göttliche Haus Al-Mamur, wo sich täglich siebzigtausend Engel vom ersten Range versammeln. Dieses Haus gleicht vollkommen der Moschee von Mecca und fiele es, wie wohl noch einst geschehen kann, vom siebenten Himmel senkrecht auf die Erde herab, so würde es nothwendig auf jene Moschee zu stehen kommen. Solches ist sonderbar, aber gewiß."

„Kaum hatte ich Al-Mamur betreten, so bot mir ein Engel drey Becher dar, einen mit Wein, den zweyten mit Milch, den dritten mit Honig. Ich wählte die Milch; da sprach eine Stimme, die zehn Donnern zu vergleichen war: O Mahomet, du thatest wohl, die Milch zu wählen. Hättest du den Wein getrunken, so war dein Volk verderbt und verloren."

„Ein neues Schauspiel bot sich meinen Augen dar: der Engel führte mich, schneller als Gedanken es zu fassen vermögen, durch zwey Lichtmeere und durch ein drittes Meer, welches schwarz wie die Nacht und von ungeheurem Umfange war. Jetzt befand ich mich in Gottes unmittelbarer Gegenwart. Schrecken bemächtigte sich meiner Sinne, als eine Stimme, brausender als die stürmenden Wogen, mir zurief: „Komm näher, Mahomet, nahe dem Throne des Allerhöchsten." Ich gehorchte, und las an einer der Seiten des Thrones die Worte: „Es ist kein anderer Gott, als Gott, und Mahomet ist sein Prophet." Gott legte seine Rechte auf meine Brust und seine Linke auf meine Schulter; schneidender Frost durchzuckte meinen Körper, und verwandelte das Mark meiner Gebeine in Eis; aber auf diesen Schmerz folgte ein unbeschreibliches, allen Söhnen der Menschen unbekanntes, süßes Gefühl. Dann hatte ich mit Gott eine lange vertraute Unterredung. Er dictirte mir die, im Alcoran enthaltenen Vorschriften, und befahl mir ausdrücklich, die neu von mir gestiftete Religion mit Waffen und Blut aufrecht zu erhalten."

„Als die Unterredung geendet, suchte ich Gabriel auf. Wir stiegen die sieben Himmel wieder hinab, wurden aber bey jedem Schritte durch die Harmonien der Unsterblichen, die mein Lob sangen, aufgehalten. Als wir in Jerusalem anlangten, stieg die Lichtleiter wieder zum Himmelsgewölbe hinauf.

Es war noch Nacht; Al-Borak erwartete mich; sie trug mich, nur zweymal ihre Flügel schwingend, hieher zurück. Ich sprach zu Gabriel: „Ich fürchte, mein Volk wird der Erzählung meiner himmlischen Reise den Glauben versagen." „Sey ruhig," entgegnete der Engel, „der treue Abubeker und der stolze, heilige Aly werden die Wahrheit dieser Wunder vertreten." *)

Die falschen Begriffe, welche die Araber von der Gottheit hatten, ihre Unwissenheit, der Geschmack des Orients an allem, was abenteuerlich ist, und der, allen Menschen angeborne Hang zum Wunderbaren, verschafften jenem Mährchen bey dem größten Theile der Nation Eingang. Mahomet versammelte seine Jünger, bildete sich ein Heer, und wußte alle seine Anhänger bis zur Wuth des Fanatismus zu entflammen. „Treue Gläubiger," sprach er zu ihnen, „Gott gebietet euch, das Schwert gegen den Unglauben zu ziehen. Ihr könnt euch, ohne Gewissensbisse, in seinem ruchlosen Blute berauschen. Gehet, flieget, würgt alles nieder, vertilgt Jeden, der es wagt, euren Glauben zu verwerfen. Gott wird euere Arme führen, und in seiner Allmacht eure Feinde vernichten."

Diese Aufforderungen suchte Mahomet durch die Verheißung einer unvergänglichen Glückseligkeit nach dem Tode zu unterstützen. Unsterbliche Genüsse, köstliche Früchte, ewig entzückende Houris, unerschöpfliche Kraft, dieß werde, versprach er, der Lohn des gläubigen Muselmanns seyn, der im Kampfe fiele; den Feigen und Mitleidigen bleibe der Himmel auf ewig verschlossen. Durch solche Mittel pflanzte der Prophet in die Seele seiner Jünger jenen glühenden Fanatismus, der sie Gefahren, Kämpfen, Martern, dem Tode selbst, Trotz bieten läßt."

Mahomet durchzog, sich vom Propheten zum Heerführer umschaffend, siegend die Gefilde Arabiens. Nichts vermogte dieser fanatischen Horde Widerstand zu leisten. Mit dem Schwerte in der Hand verbreitete Mahomet seine Lehre, den Besiegten nur die Wahl zwischen dem Alcoran und dem Tode lassend.

Die Koreischiten, die den von Macht entblößten Seher so stolz verbannt hatten, sahen sich bald gezwungen, gegen den mächtig gewordenen Propheten sich zu vertheidigen. Ihre Tapferkeit vermochte Mecca's Fall nur um wenige Tage zu verzögern. Mahomet opferte seinem alten Grolle und dem Ruhme seines neuen Glaubens Scharen von Koreischiten. Bald erhuben ihn seine Waffenthaten zum Beherrscher eines großen Reichs. Die Sorge für seinen Ruhm und die Einführung des Alcorans beschäftigten ihn am Tage; Liebe und Ausschweifungen theilten sich in seine Nächte. Außer einer großen Zahl von Geliebten legen ihm einige muselmännische Schriftsteller fünfzehn rechtmäßige Weiber bey; Andere zählen deren sechs und zwanzig **); die Geschichte hat nur von zwölfen die Namen aufbehalten; Kadidja steht mit Recht an ihrer Spitze.

*) Einige muselmännische Gelehrte behaupten, Mahomet habe die Reise nach den Paradiesen aus seiner Schlafstube angetreten, und sie so schnell zurückgelegt, daß er, wieder in sein Bett steigend, noch Zeit genug gehabt, das Umfallen des Nachtgeschirrs, welches Gabriel mit seinen Flügeln umgestoßen, zu verhindern.

**) Die Muselmänner dürfen vier Frauen, und so viele Nebenfrauen haben, als sie ernähren können.

Eine von ihnen, die von Mahomet zärtlich geliebte Zenobia, wollte ihren, von dem wilden Aly ermordeten Bruder rächen, und ließ den Propheten von einer vergifteten Hammelskeule essen. Er fühlte es bald. Zwar gelang es ihm, durch ärztliche Hülfe, das Gift wieder von sich zu geben; allein er blieb dem Tode verfallen, und überlebte seine Vergiftung nur drey Jahre. Mahomet fragte Zenobien, welcher Beweggrund sie zu einer solchen That veranlaßt habe? Sie antwortete ganz unerschrocken: „Ich dachte, wenn du wirklich ein wahrer Prophet seyest, so werdest du das Gift leicht zu entdecken wissen; und wenn du es nicht seyest, so würden wir endlich deiner Tyranney entledigt seyn." Mahomet liebte Zenobien so leidenschaftlich, daß er keine Rache an ihr nahm, sondern sich damit begnügte, sie ihren Ältern zurückzusenden.

Die Qualen, welche dem Propheten die Wirkungen des Gifts verursachten, änderten seine Handlungsweise nicht, und brachten keine Störung in seinen Plänen hervor. Er litt so sehr, daß er sterbend äußerte, Zenobiens Gift habe ihn unaufhörlich gemartert, und er fühle durch dessen Gewalt die Adern seines Herzens zerrissen.

Herrscher eines täglich wachsenden Reiches, als Gottes Günstling und der größte der Menschen geehrt, mit Ruhm gekrönt, und von Huldigungen umgeben, starb der glücklichste aller Betrieger zu Medina*) im Jahr Christi 631, im eilften der Hedschra, im drey und sechzigsten Lebensjahre und im neunten seiner Regierung. Am Tage seines Todes ernannten die Muselmänner zu seinem Nachfolger Abubeker, der den Namen eines Kalifen (Stellvertreter des Propheten), annahm.

Mahomet war nicht selbst Fanatiker, es genügte ihm, andere dazu zu machen. Alle seine Handlungen waren überlegt; er führte sie mit kaltem Blute aus. Wann er vor dem Volke predigte, setzte sich eine abgerichtete Taube auf seine Schulter, und pickte Hirse aus seinem Ohre. Es sey, behauptete Mahomet, der Engel Gabriel, der in dieser Gestalt zu ihm rede.

Um seine göttliche Sendung zu beurkunden, verbarg er einstens in einem ausgetrockneten Brunnen, einen, durch glänzende Verheißungen bestochenen Menschen. Als er an der Spitze seiner Anhänger und einer zahlreichen Volksmenge bey dem Brunnen vorüberzog, rief eine Stimme aus: „Mahomet ist der Abgesandte Gottes." Während alle Anwesenden dieses Wunder anstaunten, ließ Mahomet, der seines Vertrauten nicht allzu versichert war, den Brunnen mit Steinen zuwerfen, damit, wie er sagte, diese heilige Stätte der Entweihung der Ungläubigen nicht ausgesetzt seyn möge.

Die Araber bedurften eines Gesetzgebers wie Mahomet, und dieser eines Volks, wie die Araber. Vor ihm waren sie in noch abenteuerlicherem und weit weniger anziehendem Aberglauben versunken. Der Prophet kannte den Geschmack seiner Landsleute, er schmeichelte ihren Leidenschaften; der Erfolg krönte sein Unternehmen.

Bis in das sechste Jahrhundert beteten die Araber ein höheres Wesen,

---

*) Die Muselmänner müssen, wenigstens ein Mal in ihrem Leben, nach Medina pilgern, oder Jemand für sich dahin senden. Ein Franke, der es wagt, sich dem dortigen Heiligthume zu nahen, vermag nur, den Turban nehmend, dem Tode zu entgehen.

und nachher die Sterne, Planeten und Engel, an. Vielleicht setzte Mahomet aus diesem Grunde Engel als Wächter auf die Sterne. Die Araber legten den meisten Engeln das weibliche Geschlecht bey. Mahomet benützte diese Meinung, und erfand seine Houris. Einige Stämme verehrten auch den Löwen, den Tiger, das Pferd. Es ist daher leicht zu erklären, daß Mahomet im ersten Himmel Thierengel erblickte, und daß er die Stute Al-Borak und seine Katze in das Paradies versetzte.

Obgleich das Schicksal Mahomet in allen seinen Unternehmungen zu begünstigen schien, entging er doch dem Loose so vieler Ehmänner nicht. Sein Lieblingsweib Ayesha war ihm ungetreu, mehrere Muselmänner hatten sich ihrer Gunstbezeigungen zu rühmen. Ihre Galanterien wurden bekannt; man klagte sie öffentlich der Ausschweifung und des Ehbruchs an. Mahomet nahm seine Zuflucht zu dem einzigen Auswege, der ihm offen stand: er ließ vom Himmel das vier und zwanzigste Capitel des Alcorans herabsteigen, in welchem der Engel Gabriel unwiderlegbar bewies, Ayesha sey die Tugend selbst. Einige Zeit nachher rühmte sich demungeachtet ein Muselmann der Gunst Ayesha's, erhielt aber dafür, wie es Gabriel am Ende des erwähnten Capitels befohlen, achtzig Geißelhiebe. Mahomet war jedoch nicht immer so milde: ein Araber, der es gewagt hatte, Fatimen und die schöne Zeynah, seine geliebten Töchter, zu beleidigen, ward zum Tode verurtheilt. Aly hieb ihm, in Gegenwart des Propheten, und mit dessen eigenem Säbel, den Kopf ab.

Mahomet bekriegte die Juden von Medina, um sie zur Annahme seiner Religion zu zwingen. Sie ergaben sich, nach kurzer Vertheidigung, sieben hundert an der Zahl. Anfänglich war der Prophet entschlossen, sie insgesammt hinrichten zu lassen; indessen ließ er ihnen, gegen Überlieferung aller ihrer Schätze, das Leben, und jagte sie, im eigentlichsten Verstande, nackt, aus Medina. Kein Derwisch vermag, bey Erwähnung dieser Gnade Mahomets, die Thränen seiner Rührung zurückzuhalten. Die Pflicht eines gläubigen Muselmannes ist, zu wissen, daß der Alcoran aus sechzig Capiteln, 6,236 Versen, 77,639 Worten und 323,015 Buchstaben besteht.

Die Muselmänner verrichten täglich fünf Gebete: das erste vor Sonnenaufgang, das zweyte Mittags, das dritte zwischen Mittag und Sonnen-Untergang, das vierte nach Sonnenuntergang und das fünfte um halb zwey Uhr in der Nacht.

Da sie glauben, daß der Name Gottes auf jedem kleinen Stückchen Papier, wo es auch immer gefunden werde, geschrieben stehe; so lesen sie jedes derselben sorgfältig auf und verschlingen es, überzeugt, daß beym Übergange über eine, in das Paradies führende Feuerbrücke alle diese verschlungenen Papierstückchen sich unter ihren Füßen sammeln, und sie die Glut des Feuers weniger empfinden lassen werden.

Wolkenspiegel.

Trüb und grau
Hat der Himmel sich umzogen,
Spannet sich, ein düst'rer Bogen,
Um des Äthers reines Blau.

Perlend fällt
Bald im sanften Mayenregen
Dieses dunklen Schleyers Segen,
Dem die Frucht entgegen schwellt.

Süßer Trost: ihr milden Thränen
Stillt des Herzens trübes Sehnen!

Blitzesschnell
Jagt der Sturm die leichten Bilder;
Wie verwehte Ahnenschilder,
Scheinen sie, oft wieder hell,
Aus der Gruft,
Längst verklungene Gestalten
Zaubrisch wechselnd zu entfalten,
Von der Phantasie gerufft.

Laß, Erinnerung, die Zeiten
Stillen Glück's vorüber gleiten!

Ach wer schirmt!
Drohend nahen zu vernichten,
Reihenweis die schwarzen Schichten,
Schauerlich dort aufgethürmt.
Denn der Tag
Hüllet sich in grauses Dunkeln
Und der Blitze Schlangenfunkeln
Folgt der mörderische Schlag.

Naht des Schicksals dunkles Walten,
Kann nur Muth die Kräfte halten!

Abgekühlt,
Taucht die Abendwolke nieder;
Wie des Schwanes rein Gefieder
In den Wogen abgespühlt.
Goldbesäumt
Ist der Sonne leichte Decke,
Wenn sie, scheidend, eine Strecke
Sich mit ihr hinüber träumt.

Ruhig, mild und ohne Klage,
Sey der Abend meiner Tage!

Mondeslicht
Möchte gern durch Wölkchen dringen,
Die wie Lämmer es umspringen,
Neckend gönnen sie ihm's nicht.
Doch dem Stern,
Den die zarte Liebe deutet,
Wird ein blaues Feld bereitet;
Alle weichen diesen gern.

Und wenn nichts mehr übrig bliebe,
Leuchtet doch der Stern der Liebe!

Sephine.

Concert-Anzeige.

Am 2. May haben Hr. und Mad. Boucher im k. k. priv. Theater an der Wien ihr drittes und letztes Concert gegeben. Zum Schlusse das Ballet Kiaking.

Vor dem Anfange des Concerts ist den Zuschauern eine Freude zu Theile geworden, auf welche sie nicht vorbereitet waren: der erlauchte Vater des österreichischen Vaterlandes ist unerwartet unter ihnen erschienen und vom Jubel der versammelten Menge empfangen worden, wie ein Familienoberhaupt im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder. Die Freudensbezeigungen sind oft wiederholt worden, und eben so oft hat, mit sichtbar gerührter Theilnahme auf seine große Familie herabsehend, der Vater-Monarch ihr seine Zufriedenheit zugewinkt.

Nachdem wir unsern Lesern von diesem Vorconcerte, in welchem das Publicum vom bloßen Zuschauer zur handelnden Person ward und wo aller Herzen in den reinsten Unisonus stimmten, Rechenschaft abgelegt, wollen wir zu dem Concerte des Hrn. Boucher übergehen.

Wir haben neulich Hrn. Boucher gerathen, Hr. Boucher zu bleiben, und zeigen heute an, daß es dießmal wirklich geschehen ist, ohne uns jedoch zu schmeicheln, daß Hr. Boucher diesen unsern Rath gekannt, noch weniger, daß er ihn befolgt habe. Die Ursache davon mag vielmehr in Hrn. Boucher selbst liegen, den Sprichwörtern zu Folge: „Die Gewohnheit ist die andere Natur," oder des weit ausdrucksvollern lateinischen: „Jag die Natur mit der Heugabel hinaus, sie wird doch wieder kommen." Hr. Boucher hat zuerst ein Concert „von verschiedenen Meistern ausgewählt" gespielt. Solche Concerte werden gewöhnlich Potpourris genannt, und dann versteht das ganze Publicum, was der Künstler damit meint. Hr. Boucher aber will nicht allein originell im Concerte seyn, er trachtet sogar nach Originalität auf den Concertzetteln. Der Künstler hat übrigens nicht Ursache gehabt, zu bereuen, daß er Hr. Boucher geblieben ist. Auch das Publicum hat zu verschiedenen Malen seinen aufrichtigen Beyfall zu erkennen gegeben. Außer dem Staccatolaufe, der de rigeur ist, hat Hr. Boucher zwey Staccatopassagen, die eine mit nieder-, die andere mit aufschreitendem Bogen, und eine andere im Flageolettone, in der höchsten Vollkommenheit ausgeführt; mehrere Passagen, in der äußersten Höhe des Griffbrets und mit fortlaufenden Trillern, sind ihm gleichfalls geglückt. Überhaupt scheint diesem Künstler nur das zu mißlingen, was er muthwillig verderben will. Zu den beyden Methoden, welche Hr. Boucher öffentlich als die seinigen anerkannt hat, zu der weisen und zu der stürmischen, ist in dem letzten Stücke, welches Hr. Boucher mit einem Gewitter beschlossen, eine dritte gekommen, nämlich die wüthende. Somit möchten wir Hrn. Boucher nicht allein den Socrates und den Alexander, sondern auch den Ajax der Geiger nennen. Mit Vergnügen bemerken wir, daß das von Hrn. Boucher für die Harfe componirte Concert (Introduction, Adagio und Rondo) in Es-dur, eine in dieser Art recht gelungene Arbeit ist und daß sich auch die Geigenpolacka mit dem musikalischen Gewitter (warum dieser Zusatz? Sollte der Componist mit diesem Beyworte das seinige von einem andern Gewitter, welches er befürchtete, haben unterscheiden wollen?) ausgezeichnet hat. Mad. Boucher hat nicht allein mit dem, so eben erwähnten, Concerte ihres Gatten, sondern besonders mit einem sogenannten, von ihr selbst gesetzten, concertirenden Duette für Harfe und Fortepiano, welches sie allein zu gleicher Zeit auf beyden Instrumenten ausgeführt, den einstimmigsten Beyfall erhalten. Auf dem ersten Anblicke scheint hinter einer Production dieser Natur nichts anders als Charlatanerie zu stecken. Aber der Erfolg hat bewiesen, daß ein recht günstiger Effect damit zu erreichen steht. Mad. Boucher spielt mit der rechten Hand die Harfe und mit der linken das Fortepiano; letzters bleibt in der Regel begleitender Baß, wird aber auch zuweilen in der Höhe als Hauptstimme behandelt, wo alsdann die Harfe das Accompagnement übernimmt. Einige Male hat Mad. Boucher letzters Instrument ganz verlassen, und das Fortepiano mit beyden Händen gespielt. Außer der bedeutenden Übung, welche ein so weit getriebener Mechanismus voraussetzt, zeigt Mad. Boucher eine nicht gewöhnliche Übung der linken Hand. Nicht minder verdienstlich ist die präcise Zusam-

menstimmung, welche die Künstlerinn in beyde Hände, ungeachtet ihrer Entfernung von einander, zu bringen weiß. Könnte selbst das Talent dieser Frau keinen Anspruch auf Beyfall machen, ihr mehr als bescheidenes Wesen würde Nachsicht gebieten.

Hr. Haizinger hat eine Arie aus der Oper Hermione von Rossini gesungen. Sichtbar durch etwas gestört, ist dieser Künstler im Vortrage derselben nicht so glücklich gewesen, als gewöhnlich, ja er hat, wie uns geschienen, von Anfang bis zu Ende unter dem Tone gesungen. Es thut uns um so mehr leid, dieß bemerken zu müssen, als es Hrn. Haizinger (z. B. in dem Concerte der Mad. Graffini und in der Rolle des Lindoro in der „Italienerinn in Algier") mehrere Male gelungen ist, nicht allein große Erwartungen zu erregen, sondern sie auch in Erfüllung gehen zu lassen.

Das Concert hat mit einer Ouvertüre begonnen, für deren Componisten man Mozarten ausgibt und welche aus der Oper: La Villanella rapita, seyn soll. Wir sind nicht ganz unbekannt mit Mozart's Werken, eben so wenig mit seinen verschiedenen Biographien; aber von einer Oper dieses Namens haben wir nie gehört. Möge diese Symphonie seyn, von wem sie wolle, Hr. Boucher hätte besser gethan, statt ihrer eine anerkannte Mozart'sche Ouvertüre aufführen zu lassen.

Nach dem Beyfalle, welchen Hr. und Mad. Boucher in diesem ihrem letzten Concerte erhalten haben, sollte es uns Wunder nehmen, wenn sie nicht noch ein zweytes letztes geben würden. Wir wollen uns mit dieser Vermuthung einzig und allein gegen den Verdacht verwahren, als wäre uns die wahre Bedeutung des dernier concert oder der dernière représentation der französischen Künstler unbekannt.

Hrn. Boucher schien heute überhaupt eine glückliche Inspiration geworden zu seyn: wie hätte er dem Augenblicke zweckmäßiger Gnüge leisten können, als durch den Vortrag jenes Liedes, welches die innersten Gefühle aller, ihren Landesvater anbetenden, Österreicher ausdrückt? Wurde freylich der Mund der Anwesenden verhindert, den Tönen des Hrn. Boucher Worte unterzulegen; so stimmten die Herzen derselben um so harmonischer in die geliebte Melodie ein.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Arctotis rosea. Rosenfarbiges Bärenohr. Vom Cap.
Capparis mariana. Marianische Capper. Von den marianischen Inseln.
Dioscorea bulbifera. Knollentragende Yamswurz. Aus Ostindien.
Echium giganteum. Höchster Natterkopf. Von Teneriffa.
- - fastuosum. Prächtiger Natterkopf.
Genista florida. Vielblühender Ginster. Aus Spanien.
Lomatophyllum borbonicum. Von der Insel Bourbon.
Psoralea odoratissima. Wohlriechende Psoralea. Vom Cap.

Modenbild XIX.

Überrock von Perkal, mit einem Organtine-Gekrause (ruche), dessen Kanten mit schmalen Spitzen besetzt sind, garnirt. Der Taffet-Hut ist mit einer vielfärbigen Bandguirlande geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XIX. Wiener Moden. 56. 1822.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 11. May 1822.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Giovanni.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

1.

Giovanni war der einzige Sohn des Duca di Soglio. Eine schöne blühende Gestalt, ausgezeichnete Geistesgaben und ein gefühlvolles Herz machten ihn zum Muster seines Standes und Alters. Der alte Herzog, sein Vater, hatte auf weiten Reisen Welt und Leben kennen gelernt und sich nach zurückgelegtem dreyßigsten Jahre mit einem edlen piemontesischen Fräulein verbunden. Die Gattinn schenkte ihm keinen andern Erben als Giovanni, daher hing auch der Eltern Herz mit unaussprechlicher Liebe an dem schönen, vielverheißenden Knaben. Der Herzog hatte die Welt und ihre betrüglichen Freuden im vollen Maße genossen und sehnte sich jetzt nach Ruhe in seinem engen Familienkreise. Daher verließ er während der Sommermonate den prächtigen Pallast, den er zu Mayland besaß, und zog sich auf ein am Tessino gelegenes Landgut zurück, dessen romantische Lage ihm besonders zusagte. Eine geliebte Schwester war ihm in früherer Zeit durch einen heuchlerischen Jüngling, an dem er Vaterstelle vertreten, entrissen worden. Der Elende entfloh mit dem schönen, sechzehnjährigen Mädchen, das er an sich zu fesseln gewußt hatte, und trotz allen Nachforschungen der Familie hatte man von Beyden keine Spur entdecken können. Vermuthlich hatte ein fremder Welttheil die Flüchtlinge aufgenommen.

2.

Als auch des Duca's Gattinn plötzlich und noch in der Blüthe ihrer Jahre gestorben war, konnte nur Giovanni die tiefen Wunden heilen, die ihm dieser unerwartete Verlust geschlagen hatte. Ihn schloß er jetzt voll inbrünstiger Liebe an sein Herz, und ihm wollte er fortan allein leben und seiner Erziehung und Bildung den Rest seiner Tage weihen. Er hielt Wort. Unter seiner Aufsicht reifte Giovanni zum Jüngling heran; alle Hoffnungen, die man

von ihm zu hegen berechtigt war, erfüllte er nicht nur, sondern übertraf sie bey weitem. Zur prachtvollen Blume hatte sich die blühende Knospe entfaltet und erfüllte das Herz des Vaters mit unendlichem Entzücken. Mit ungetheilter Liebe hing Giovanni's Herz an dem Vater; dieser war ihm Lehrer, Freund und Gefährte. Wie ein klarer Spiegel lag seine jugendliche Seele vor ihm offen da, keine Regung verschloß sich ihm, kein Geheimniß hatte er vor ihm zu verbergen. Der Duca wünschte, Giovanni möge, wie er selbst gethan, seine Bildung auf Reisen vollenden. Anfangs wollte er selbst sein Begleiter seyn, aber die zu tief eingewurzelte Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit ließ ihn von diesem Vorsatze abstehen, und er sah sich daher mit einiger Besorgniß nach einem Begleiter für den Sohn um. Es dauerte nicht lange, so erleichterte ein Zufall dem Duca die Wahl eines solchen. Als er sich einst auf der Jagd in der Hitze des Verfolgens des Wildes von seinen Begleitern entfernt hatte, sah er sich plötzlich in der Mitte des Waldes von vier Räubern angefallen, die mit gezogenen Schwertern auf ihn losstürzten und sein Leben so sehr bedrohten, daß nur ein Wunder ihn retten zu können schien. Schon ermattend in dem Widerstande, welchen er den Bösewichtern entgegenstellte, sah er den Augenblick nicht mehr fern, wo er ihren Streichen erliegen würde, als plötzlich ein Reiter zu seinem Beystande herzueilte. Die Ankunft des Fremdlings gab dem Streite eine andere Wendung; nach wenigen Minuten lagen drey von den Räubern tödlich getroffen auf dem Boden, und der vierte ergriff die Flucht. Als der Duca sich genugsam gesammelt hatte, um seinem großmüthigen Erretter zu danken, hatte sich dieser schon eine beträchtliche Strecke Weges entfernt. Eiligst spornte der Duca sein Pferd, um ihn einzuholen. Der Fremde ritt langsam und gedankenvoll einher und bemerkte den Duca erst dann, als dieser ihm schon ganz in der Nähe war. „Großmüthiger Mann, verschmäht meinen Dank nicht," rief der Duca. „Auf euren Dank, edler Herr, mache ich keine Ansprüche," entgegnete ihm der Fremde. „Wäre meine That wirklich verdienstlich, so würde mir das Bewußtseyn genügen, sie vollbracht zu haben. Aber eine solche Kleinigkeit bedarf der Erwähnung nicht: euer Lob beschämt und befremdet mich zugleich. Würdet ihr an meiner Stelle nicht dasselbe gethan haben?" Bey diesen Worten machte der Fremde Miene, den Duca zu verlassen; dieser aber fiel seinem Pferde in den Zügel und bat, ihm wenigstens die Einkehr für die schon hereinbrechende Nacht auf seiner Villa nicht zu versagen. „Gern füge ich mich eurem Wunsche," entgegnete der Fremde freundlich, „denn es würde zu spät werden, ehe ich Mailand erreichte, wo ich über Nacht zu bleiben gedachte. Eigentlich liegt mir nichts daran, wohin ich gehe, denn ich überlasse mich auf meinen Reisen meist dem Ungefähr, das mich oft glücklich leitet, wie es noch heute gethan." Der Duca war froh über des Fremden Einwilligung, denn dieser gefiel ihm ausnehmend wohl. Jedes seiner Worte, sein ganzes Benehmen zeigte von Bildung und glänzender Tapferkeit. Letztere schätzte der Duca an Männern vorzüglich hoch: sie war nach seinen Begriffen immer Bürge edler, großherziger Gesinnungen.

3.

Als sie auf der Villa Soglio ankamen, trat ihnen Giovanni auf der breiten Marmortreppe des Pallastes besorgt entgegen. Eben war er im Begriffe

den Vater aufzusuchen, denn Einige vom Jagdgefolge waren mit der Nachricht zurückgekehrt, man vermisse den Herzog. Auf seinen freudigen Ruf stürzten Diener mit Fackeln herbey, während er selbst dem Vater vom Pferde half. Jetzt bemerkte er den Fremden und verbeugte sich anständig grüßend vor demselben. Dieser stutzte vor der hohen seltenen Schönheit des fürstlichen Jünglings, nicht müde ward sein Auge, ihn zu betrachten, so, daß Giovanni verlegen das seine zu Boden schlug: ihn ängstigten die wunderbaren, neugierigen Blicke des Fremden. „Umarme den Erretter deines Vaters in diesem würdigen Gaste," sprach der Duca zu seinem Sohne gewendet, und Giovanni eilte, gehorsam dem Befehl, in die Arme desselben, die geheime Scheu überwindend, welche der Anblick des Fremdlings in ihm erregt hatte. Wie ein schmerzender Stich fuhr es ihm durch's Herz, als er so in den Armen desselben lag, und alle Farbe schwand von seinen Wangen. Seine Sinne verwirrten sich, und ohnmächtig glitt er aus der Umarmung auf den Marmorboden nieder. Erschrocken eilte ihm sein Vater zu Hülfe; aber der Gast zog ein helleuchtendes Fläschchen aus dem Busen und träufelte einige Tropfen dem Jünglinge auf die Lippen. Giovanni schlug plötzlich die Augen auf und erklärte, wiewohl mit matter Stimme, ihm sey wieder wohl. Nach wenigen Momenten färbte ein lebhaftes Roth seine Wangen und ein wildes, verzehrendes Feuer loderte aus seinen Augen. Der Herzog hatte seinen Sohn nie so gesehen und glaubte ihn von einem heftigen Fieber befallen, aber der Fremde, den wir von nun an bey seinem Namen, Lorenzo, nennen wollen, versicherte, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sey. Von diesem Augenblicke an zeigte der Jüngling eine außerordentliche Hinneigung zu Lorenzo und schien nur mit Schrecken daran zu denken, ihn wieder zu verlieren.

4.

Der Gast blieb auf Giovanni's und des Herzogs Bitten von Woche zu Woche und endlich von Monat zu Monat. Machte er einmal Anstalt, die Villa Soglio zu verlassen, so drang man mit erneuten Bitten in ihn, zu bleiben. In der That entwickelte er täglich immer seltenere Vorzüge des Geistes und des Herzens. Wovon nur immer die Rede seyn mochte, von Wissenschaft, Kunst oder Lebenserfahrung, so fand man ihn von allem unterrichtet; er kannte die verschiedenen Völkerschaften der Erde, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprachen; über die verschiedenen Zustände und Verhältnisse des Menschenlebens urtheilte er mit Einsicht und Freysinnigkeit, entfernt von jedem beschränkten Pedantismus. Äußerte man hierüber einige Verwunderung, so antwortete er, er habe die Welt auf seinen weiten Reisen kennen gelernt, auch in so verschiedenartigen Lebensverhältnissen gelebt, daß ihm nichts fremd geblieben. Über seinen Stand und Namen beobachtete er zwar ein tiefes Schweigen, doch deutete er öfters an, daß beyde ausgezeichnet wären, und daß auch das Glück ihn in den Besitz großer Güter gesetzt habe. Letzteres ergab sich aus dem Umstande, daß seine Freygebigkeit oft an Verschwendung grenzte. Doch führte er kein Gepäcke, ausgenommen einen kleinen Mantelsack, mit sich, der aber nicht schwer, ja nicht einmahl verschlossen war, und ein wenig Wäsche und etliche Kleidungsstücke enthielt. Seine Kleidung war weder kostbar noch auffallend; ein schwarzes Wams, schwarze Beinkleider, ein feuerfarbner Gürtel

und ein schwarzer Mantel, nebst einem rothsammtnen Barett, waren seine gewöhnliche Tracht. Sein Gesicht trug Spuren ehmaliger außerordentlicher Schönheit, und doch störte ein widrig verzerrter Zug um den Mund die Harmonie des Ganzen. Sein Auge blickte lebhaft, aber oft finster und lauernd: Alles an ihm war anziehend und abschreckend zugleich. Der Duca, welcher eine außerordentliche Vorliebe für alle Gelehrsamkeit, eine hohe Achtung vor tiefem Wissen hatte, zollte dem Gaste eine ungemessene Bewunderung. Er hegte keinen lebhaftern Wunsch, als einen ähnlichen Begleiter für seinen Sohn zu finden, aber es fehlte ihm an Muth, Lorenzo den Antrag zu thun. Sehr angenehm ward er daher überrascht, als dieser sich eines Tages von selbst anbot, den Jüngling auf seiner Reise durch die verschiedenen Länder Europens zu begleiten. „Es ist mir gleichgültig, wohin ich gehe, sprach er, denn meine Reisen haben kein anders Ziel, keinen weitern Zweck, als meine Kenntnisse zu bereichern und diese Spanne Zeit so angenehm, als möglich, zu verleben. Die bürgerlichen Verhältnisse, das Leben in einem beschränkten Kreise sind nicht für mich geschaffen; frey muß ich seyn, um nicht schmerzhaft den Druck des Daseyns zu fühlen. Wohin ich vom Zufalle geführt werde, ist mir gleichgültig, ich weiß überall meinen Preis herauszubringen und sorge nicht eben, daß es mir irgendwo an geistiger Nahrung fehle. Gebt ihr, edler Herr," fuhr er gegen den Duca gewendet fort, „mir Gehör, so gehen wir zuerst nach Frankreich, der Schule feiner Sitten und wahrer Lebensweisheit, dem Sitze tiefen Forschens und der Gelehrsamkeit." „Da treffen wir in unsern Ansichten zusammen, entgegnete der Duca; auch mir hat Frankreich immer das einzige Land geschienen, wo es sich nach Italien erträglich leben ließe."

5.

Der Tag des Abschieds war angebrochen; innigst bewegt besuchte Giovanni nochmals alle Spielplätze seiner Jugend, lag voll tiefer Rührung am Halse des Vaters, der ihn nicht lassen konnte und nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die sein Auge diesem Abschied zu weinen strebte; ach, sie sollten sich nicht wieder sehen, die jetzt so voll von der unendlichsten Liebe an einander hingen! Als endlich der bittre Abschied überstanden war, blickte Giovanni voll freudiger Hoffnung in das neue, vielverheißende Leben, das ihm an Lorenzo's Seite aufgehen sollte. Welche Wünsche, welche Ahnungen, welche Erwartungen schwellten nicht seine junge Brust! Erst als Mailand hinter ihm lag, als die himmelanstrebenden Alpen ihre Riesenhäupter seinen Blicken enthüllten, als die Luft der Fremde ihn anwehte, konnte er ganz sein Glück fassen, in der Gesellschaft des von ihm so heiß geliebten, so hochverehrten Lorenzo die Welt zu durchziehen.

Kein nichtiges, unbedeutendes Wort ward zwischen ihm und dem Freunde gewechselt. Seine jugendliche Phantasie, mit tausend neuen Bildern erfüllt, verschönerte ihm alle Gegenstände, und sein Geist flog weit über alles Gewöhnliche und Gemeine hinaus, von ihren mächtigen Fittigen getragen. Seine Sprache ward reine, schöne Poesie. Mit jedem Tage erschlossen sich ihm neue Lebensblüthen, entsprudelten seinem Geiste neue Quellen der erhabensten Genüsse. Bald führte ihn Lorenzo in die Tiefen des Lebens hinab, bald erhob er ihn zu den Sternen; vor seiner siegenden Beredsamkeit sanken bald alle

Schranken gewöhnlicher Ansichten; er glaubte Natur und Schöpfer zu erfassen, den Sphärenklang der Gestirne zu vernehmen; alles betrachtete er jetzt aus einem neuen, reizenden Gesichtspuncte, alles anders als sonst. Verächtlich, kleinlich, unwürdig erschienen ihm jetzt die Schranken, womit Sitte und Gewohnheit, (alterthümliches, barbarisches Unwesen nannte Lorenzo sie), die Menschen umzieht; diese verächtlichen Fesseln ganz abzustreifen, war sein einziges Streben. Mit frischen Sinnen genießen, sey der schöne Zweck des Lebens, das sonst verloren oder verträumt werde, sagte ihm Lorenzo unaufhörlich vor; dem Kühnen gehöre die Welt; der sey König der Geister, der sich Herr der Gegenwart und Zukunft zu machen wisse. Dieß war die Theorie, womit Lorenzo das Gemüth seines Zöglings erfüllte, und nur allzubegierig lauschte dieser dem süßen Gifte seiner Rede.

Rasch durchzogen sie Helvetiens beglückte Fluren. Lorenzo mochte hier nicht weilen, so sehr sich auch Giovanni in dieser erhabenen Natur gefiel, und so gern er auch dieß von Dichtern gepriesene Land genauer kennen gelernt hätte. „Hier herrscht mehr denn in andern Ländern," sprach Lorenzo, „die dumpfe umnebelnde Stickluft der Gewöhnlichkeit, des Alltäglichen, die jeden freyen Aufschwung des Geistes hemmt und uns den erhabenen Zweck des Lebens, geistige Freyheit, aus den Augen verlieren läßt. Sieh diese Menschen an," fuhr er fort, „betrachte ihr ganzes Wollen und Thun, und gestehe, daß sie sich nur wenig von den Thieren unterscheiden, die sie nähren. Was ist der Zweck ihres Daseyns anders, als heute zu gewinnen, was sie morgen in beklemmender Geistesdumpfheit verzehren? Ist das Daseyn? Ist das Leben, das zu irgend einem höhern Ziele führen kann?" „Und doch sind sie glücklich!" seufzte Giovanni, „doch strahlt die Freude, die Seelenruhe aus ihrem heitern Antlitze!" „So ist es der Pflugstier auch, der nach gethaner Arbeit auf der Streu wiederkäut," entgegnete ihm rasch Lorenzo; „so ist es die Blume auch, die am Wege in voller Pracht der Farben blüht und die Seele durch ihren Anblick entzückt; aber geistiges, bewußtes Leben fehlt beyden. Zu diesem will ich dich führen, mein Giovanni!"

Bald lagen sie hinter ihnen, die hohen Alpenketten; gedankenvoll, ja sehnsüchtig wendete sich, trotz jener Sophismen, Giovanni's Blick nach ihnen um. Ihm war, als habe er dort Manches finden können, was er jetzt schmerzlich in sich vermißte: Seelenruhe und stille, zufriedene Heiterkeit, das Bild eines schönen, wenn auch beschränkten Lebens. Lorenzo trieb ihn schnell von der Stelle fort, ihm stets neue Gegenstände vor die offenen Sinne führend.

Endlich umfing sie das Weichbild der Hauptstadt des Frankenreiches. Nach einer kurzen Frist ihres Aufenthaltes daselbst sah sich Giovanni von so vielen neuen, zum Theil überraschenden Erscheinungen umgeben, daß er ganz das Andenken an jene friedlichen Thäler aus der Seele verlor. Das war es, was Lorenzo gewollt hatte.

Künstler, Gelehrte, Glücksritter und schöne Frauen drängten sich um die reichen Italiener, wie man sie nannte, und erhielten Giovanni in einem fortdauernden Sinnenrausche, während Lorenzo kalt und gelassen dem bunten Spiele zusah, ohne sich in dasselbe zu mischen. Giovanni ward bald an's Spiel gefesselt, zu welchem er durch einen Abenteurer, der ihn für sich einzunehmen gewußt, verleitet ward. Lorenzo sah dieser gefährlichen Neigung mit Gelassen-

heit zu, obgleich der Jüngling ungeheure Summen verlor und seine sehr beträchtliche Reisecasse bald erschöpft haben würde, wäre ihm die des Freundes nicht offen gestanden. An einem Abende, da Lorenzo hinter seinem Stuhle stand und dem Spiele zusah, schien das Glück jedoch Giovanni begünstigen zu wollen: große Summen flossen in seine erschöpfte Casse; das Gold wuchs zu Haufen vor ihm an. Ein junger bleicher Mann, der mit viel Unglück spielte, zog mit sichtbar zerstörter Miene eine Rolle Gold aus der Tasche und setzte sie. Die Karte schlug ab, der Jüngling stürzte mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung aus dem Saale. Nach wenigen Minuten hörte man in der Nähe einen Schuß fallen. Man sah nach: der junge Mann lag in seinem Blute schwimmend im Vorsaale; er hatte sich mit einer Kugel das Gehirn zerschmettert. Erschüttert, durchschauert stand Giovanni neben der Leiche und der Schwur, nie wieder zu spielen, drängte sich über seine Lippen. Voll tiefer Trauer verließ er das Spielhaus, und so sehr ihm auch Lorenzo zuredete, weiter sein Glück zu versuchen, war er doch nicht dazu zu bewegen. Paris begann ihn anzuekeln und er bat Lorenzo, schnell diesen Ort zu verlassen. Dieser aber lächelte kalt und suchte ihn in neue Zerstreuungen zu stürzen, welches ihm nur allzuwohl gelang. Die Liebe war es, durch die er ihn fesseln wollte. Er suchte die erhabene Göttinn, die seinen Träumen vorschwebte, und fand niedre Sinnenlust!

(Die Fortsetzung folgt)

Sonnet zu dem Kupferstiche in der Aglaja d. J. 1822 mit der Inschrift auf der Fahne: Otiositas.

Schaut nur, ihr werdet euch gestehen müssen,
Schön ist sie, aber faul auch zum Erstaunen;
Sonst lägt ihr längst anbetend Ihr zu Füßen,
Ihr Lob und eure Liebe zu posaunen.
Sie schläft, als hätte sie Nichts abzubüßen
Und diesen Schlummer wecken nicht Karthaunen.
Wie ist sie wohl zu wecken als mit Küssen?
Doch nach den ihren lüstert nur die Faunen.

Es schwingt der Faun die Fahn' in ihrem Namen,
Der Faulheit oder Müßiggang verkündet;
Ein Beyspiel schaut ihr, das nicht nachzuahmen,
Die Trägheit mit der Sinnlichkeit verbündet.
Je fester jene schläft am Arbeitsrahmen,
So feuriger wird dieser Glut entzündet. H.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, am 20. April 1822.

Durch die Vorstellung des Sylla hat die liberale Partey Gelegenheit erhalten, ihre Gesinnungen wenigstens mittelbar an den Tag zu legen und ihre Abneigung gegen die Ultraroyalisten auszusprechen. Hr. Jouy, der Verfasser desselben, ist in der letzten Zeit ein so vielfach besprochener Mann geworden, daß einige nähere Auskunft über ihn hier mit Vergnügen gelesen werden dürfte. Bekanntlich ein großer Verehrer der vorigen Ordnung der Dinge, unter welcher sich dieser Schriftsteller politische Ehre und

Reichthum erworben, hat Hr. Jouy seinen eigentlichen Ruf der schöngeisterischen Schriftstellerey und denjenigen Werken, in welchen er das Pariser gesellschaftliche Leben geschildert, zu verdanken. Unter den letzten steht „l'Hermite de la Chaussée d'Antin" oben an. Die Chaussée d'Antin ist das glänzendste Stadtviertel von Paris, wo besonders die Vornehmen der neueren Zeit wohnen. Über die Sitten dieser letzten hat Hr. Jouy unter der, ziemlich unpassenden Maske eines Einsiedlers (denn ein Einsiedler möchte doch gerade am allerwenigsten im Stande seyn, die große Welt zu beobachten) in dem angezeigten Werke recht witzige und geistreiche Bemerkungen angestellt. Sie erschienen anfangs in einzelnen, unter dem, so eben besagten, Titel abgehandelten, Aufsätzen in der Gazette de France, wo sie das feuilleton des jedesmaligen Montagsstücks einnahmen. Diese Artikel wurden in ihrer Art eben so begierig gelesen, als zu seiner Zeit Geoffroy's Theaterkritiken im Journal des Débats. Sie wurden später in vier Bänden gesammelt und haben jetzt, wenn ich nicht irre, bereits die fünfte oder sechste Auflage erlebt. Früher hatte Hr. Jouy ein Werk ähnlichen Inhalts, „le Franc-Parleur (der Freymüthige)" betitelt, geschrieben, welchem aber, da der Verfasser den rechten Ton noch nicht gefunden zu haben schien, kein sonderlicher Beyfall zu Theil wurde. Als, nach Hrn. Jouy's Entzweyung mit den Eigenthümern der Gazette de Franco und seinem daraus erfolgten Abtritte von diesem Journale, die Artikel des Einsiedlers von der Chaussée d'Antin aufhörten, hatte der Verfasser diese Maske, und die Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, welche sie ihm zu Wege gebracht, so lieb gewonnen, daß er sie abermals vornahm, aber eine fremde Einsiedeley bezog. Schon in der erwähnten Zeitschrift war, wenn ich nicht irre, der Inhalt des Artikels verändert und unter dem neuen Titel: L'Hermite de la Guiane, der Schauplatz nach dieser südamerikanischen französischen Besitzung, wo Hr. Jouy lange gelebt hat, verlegt worden. Aber das Leben in Guiana hatte natürlich für die Pariser nicht so viel Interesse, als ihr eignes; auch schienen die, sich stets in demselben witzig-philosophischen Kreise herumdrehenden, Beobachtungen am Ende zu langweilen. Sie fanden daher eben so wenig Beyfall, als der Hermite de la Province, welchen der Verfasser auf jenen folgen und in der, damals eben entstehenden, späterhin so berüchtigt gewordenen, Minerva abdrucken ließ. An letzterm wollten die Pariser einen air provincial, folglich Linkischkeit und Langeweile, finden; überdem erdrückte das Interesse, welches die, in demselben Journale von Hrn. Etienne abgefaßten, Lettres sur Paris, enthielten, alle übrigen darin abgedruckten Aufsätze. Folgendes, an sich lächerliche Ereigniß trug dazu bey, Hrn. Jouy die Maske eines Sittenbeobachters der Provinz zu verleiden. Unter den vielen guten Eigenschaften, welche die Einwohner derselben haben mögen, steht die, Spaß zu verstehen, sicher nicht oben an; im Gegentheile passiren sie für mauvaises têtes. Davon machte Hr. Jouy eine unangenehme Erfahrung. Es war ihm nämlich, in einem seiner Artikel, widerfahren, über eine gewisse Stuhlvermietherinn zu Bordeaux, welche daselbst unter dem Spottnamen Anneniche bekannt ist, zu plaisantiren und das Talent zu rühmen, welches diese Frau besitze, die ihr anvertrauten Liebesbriefe ohne Gefährde an ihre Behörde gelangen zu lassen. Die Stuhlvermietherinn belangte Hrn. Jouy injuriarum und dieser sollte eine Reise von Paris nach Bordeaux machen, um sich mit Anneniche vor das dortige correctionelle Polizeygericht zu stellen. Was aus diesem Prozesse am Ende geworden ist, haben wir vergessen. Kurze Zeit nachher hörten die Aufsätze des Hermite de la Province ganz auf, und Hr. Jouy gründete, als das neue Censurgesetz der Redaction der Minerva unübersteigbare Hindernisse in den Weg legte und diese sich nicht mehr in ihrem vorigen Geiste aufrecht erhalten konnte, mit mehrern seiner Freunde die, späterhin ebenfalls sehr berüchtigt gewordene, Renommée und, als auch diese nicht zu existiren vermochte, den jetzt noch fortdauernden Courrier françois. Von nun an warf sich Hr. Jouy mit einer Rücksichtlosigkeit, welche selbst seine Freunde in Erstaunen setzte, der Politik in die Arme. Er schien auch der dramatischen Literatur gänzlich zu entsagen, als der Minister Decazes (der, im Vorbeygehen gesagt, nur erst seit seinem Austritte aus dem Ministerium bey den Liberalen in den Geruch der Liberalität gekommen ist) die Aufführung seines Trauerspiels Bélisaire verboten hatte. Mit diesem Stücke, meinte die Ultrapartey, wolle der

Verf. auf die Ungerechtigkeit, welche einem gewissen Manne, der sich, nach seiner Meinung, eben so sehr um sein Vaterland verdient gemacht habe, als Belisarius um das seinige, so wie auf dessen Verbannung, anspielen. Hr. Jouy scheint seit der Zeit die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, dem, von ihm angebeteten, Götzen ein anderes wohlgefälliges Opfer darzubringen. Als Mann von Geist hat er es dießmal auf eine Manier anzufangen gewußt, welche niemanden verdächtig geschienen. Sein Namenleiher ist nicht mehr der tugendhafte, mit schwarzem Undanke belohnte, Belisarius, sondern das Ungeheuer Sylla, verfluchten Andenkens. Auf den ersten Blick scheint das Costum, welches er seinem Helden gibt, nicht vortheilhaft zu seyn; aber bey näherer Betrachtung wird man leicht gewahr, daß es absichtlich so gewählt ist, um darunter die nothwendige Verwandlung vorgehen zu lassen: Sylla wird, wie die nämliche Ehre auch bereits Robespierre'n häufig angethan worden ist, mit der Consequenz begabt, und folglich, da Consequenz bey gewissen Leuten gleichbedeutend mit Tugend ist, zu einem ehrlichen Manne, oder deß etwas, gestempelt. In Betreff der berüchtigten Dictaturentsagung zieht sich Hr. Jouy mit einem Geniezuge aus dem Handel. Wie steht es hier aber mit der Anspielung? Sylla's freywillige Entsagung bleibt freylich noch immer ein Räthsel, oder, wie man will, auch keins: denn wahrscheinlich fühlte dieser Tyrann, mit dem nie der Kopf durchgelaufen ist, daß es so nicht länger mehr gehen würde. Auf welchem Wege kam aber Sylla's Copie zur Abdankung? Etwa durch eigene Reflexion? Nein, durch die Noth! Man sieht also, die Allegorie schielt auf beyden Augen. Nichts desto weniger nehmen die Pariser alles für baare Münze, laufen in Strömen, den neuaufgegangenen Stern zu schauen, und vergöttern besonders den Hrn. Talma, der, in der Rolle des Sylla, diese Gelegenheit mit beyden Händen ergreift, um sich für die ehemals genossenen Wohlthaten dankbar zu bezeigen. Das geschieht, indem er seinen Helden so täuschend als möglich spielt. Spötter wollen behaupten, hierzu gehöre keine grose Kunst, da Hr. Talma, nach dessen theatralischer Person der moderne Sylla sein Äußeres gebildet habe, um diesen darzustellen, nur sich selbst zu spielen brauche. Aus Hrn. Jouy's früherer literarischer Laufbahn ist übrigens noch nachzuholen, daß er der Verfasser der Texte zu der Vestalinn und zum Ferdinand Cortez, so wie von jener dramatisch-theatralischen Gaukeley, l'Oriflamme *), ist, mit welcher sich, vor der Schlacht bey Waterloo, die Pariser und überhaupt die Franzosen, noch zu guter Letzt, wie die Schafe vom Leithammel, zur Schlachtbank führen lassen mußten. Außer der Mitredaction an dem politischen Journale: Le Courrier françois, führt Hr. Jouy in diesem Augenblicke die Hauptredaction des nicht-politischen Blattes: Le Miroir, einer satyrischen Production, welche, da ihre Laune keine Mäßigung kennt und alles angreift, was sich nicht mit dem Nationalvorurtheile der liberalen Partey (welches darin besteht, daß sie in der Epoche vor der Wiederherstellung des Königthums das goldene Zeitalter setzt) verträgt, bey'm grosen Haufen allerdings Interesse, aber bey'm redlichen, uneingenommenen Manne nicht selten Verachtung erregt.

*) Oriflamme (Auriflamma) hieß ursprünglich die Kirchenfahne der Abtey St. Denys bey Paris. Bey den Befehdungen, welchen dieses Kloster von Seiten der heidnischen Landesbewohner ausgesetzt war, wurde die Oriflamme den Beschützern derselben, welches ehemals die Grafen von Vexin und Pontoise waren, so oft diese zum Besten des Klosters in den Krieg ziehen mußten, unter großen Feyerlichkeiten übergeben und sie damit gleichsam zum Siege über die Feinde geweiht. Als in der Folge Philipp I. die Grafschaft Vexin mit der Krone vereinigte, ging die Schirmvogtey auf die Könige von Frankreich über, und die Oriflamme, welche bis dahin nur die Fahne der Abtey von St. Denys gewesen war, wurde jetzt Reichsfahne des ganzen Frankreichs, und begleitete als solche die Armeen desselben, so oft diese in's Feld rücken mußten. Seit Carl VII. Zeiten ist sie nicht mehr im Gebrauche gewesen. Diese Fahne bestand aus einem Stücke feuerrothen Taffets (daher ihr Name), welches, in der Form eines Paniers, an seinen drey Seiten ausgeschnitten, an den Ecken mit grünen Quasten geziert und an einer goldenen Lanze befestigt war.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 14. May 1822.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Giovanni.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung)

6.

Die Bekanntschaft mit der schönen, verführerischen Marquise von Abbeville erweckte ein neues, bisher unbekanntes Gefühl in seiner Brust, das der ersten Liebe. Er durfte nicht lange werben; seine Schönheit, seine Geburt, seine Jugend erweichten das Herz der Marquise. Schon nach wenigen Wochen schwur er in ihren Armen, er sey der glücklichste aller Sterblichen. Wochen und Monden flogen in diesem Taumel dahin, tausendfach schien geistiges und körperliches Leben in ihm erhöht; Gigantenkraft fühlte er in sich, es mit Welt und Schicksal zu wagen im unendlichen Gefühle dieser Liebe. Er glaubte das schöne Weib nur sich ergeben, er machte Pläne, das Band ihrer jetzigen Verbindung für immer zu befestigen. Da die Marquise Witwe, reich und von sehr guter Familie war, glaubte er, daß nichts ihrer Verbindung im Wege stehen werde, ja er hatte schon den Brief an seinen Vater entworfen, der diesen um seine Einwilligung ersuchen sollte. Lorenzo schwieg und lächelte zu diesen romantisch-schönen Plänen und warf nur zuweilen ein: Nur sieh dich vor! zwischen dieselben. Diese wenigen Worte machten den liebetrunkenen Jüngling stutzen; was sollte er von der Geliebten zu befürchten haben? War sie nicht sein, ihm ganz hingegeben? Sollte sie Verrath an ihm üben können? Hatte sie ihm nicht tausend Mal geschworen, sie liebe nur ihn, sie habe nur ihn geliebt? Sollte es möglich seyn, eine Liebe, wie die seinige, zu hintergehen? Aber der Pfeil steckte einmal in der Wunde; rasende, sinnlose Eifersucht bemächtigte sich seiner. Er umgab die Marquise mit Spahern, er umschlich, statt wie sonst Abends in ihre Arme zu eilen, selbst ihr Haus in verschiedenen Verkleidungen, und erhielt auf diese Weise die überzeugendsten Beweise ihres Verraths! Niedergedonnert, aus allen seinen Himmeln gesun-

ken, vernichtet in seinem Innern stand er da; die Welt erschien ihm wie eine grausenvolle Öde, seit die Liebe sie für ihn nicht mehr schmückte; aus war es mit allen seinen Jugendträumen, aus mit seinen Hoffnungen für das Leben. Eine kalte Verachtung gegen die Menschheit, besonders aber gegen die Frauen, bemächtigte sich seiner, und mit dem lodernden verzehrenden Vulcane der Leidenschaft in der Brust, aber mit kalter, erstarrter Miene, sagte er zu Lorenzo: „Ja, du hast Recht, die Tugend ist nur ein Hirngespinst; nichts ist unser, als die Stunde flüchtigen Genusses, nichts ist zu erwerben als schauderhafte Erfahrung!" „Und doch irrst du, Giovanni," antwortete ihm dieser; „das Leben hat so viele Seiten, von denen es erfaßt werden kann. Zweifle nicht, daß es einstens wieder in lockender Gestalt vor dich treten werde. Aber den Wahn weise ganz von dir, daß die Tugend es sey, die uns darin beglücken könne. Genieße mit frischen Sinnen und laß dich durch den Glauben an sie nicht stören, so wirst du glücklich seyn und zum Lichte gelangen."

Nur zu willig gab sich der unglückliche, getäuschte Jüngling diesen Lehren hin, und er, der früher die Liebe gesucht hatte, haschte jetzt nur noch nach Sinnenlust, nach Vergessen aller schönen Träume seiner begeisterten, fleckenlosen Jugend. Die schönsten Frauen der Hauptstadt wurden sein; wie der Schmetterling von Blüthe zu Blüthe, flog er, und immer tiefer wurzelte die grenzenlose Verachtung gegen die Menschen in seiner Brust. Was er eigentlich wolle, wußte er nicht mehr, und er, der nach klarer Anschauung gerungen zu haben wähnte, war hineingezogen in die erstickende, gewitterschwangere Wolke der Betäubung. Nur zuweilen zerstiebte diese vor dem Blitze der Erinnerung an seine schöne Jugend, und in diesen Stunden erfüllte eine unendliche Sehnsucht nach dem verlornen Paradiese seine Seele. So war die Einheit seines Seyns und Wollens zerspalten; vorwärts zu gehen schauderte er; rückwärts konnte er nicht mehr, denn gebrochen war seine Kraft und den Sinnen die Herrschaft über ihn verliehen, die nur die Vernunft haben sollte. Wie ein schaler, entfärbter Teppich lag sein schönes Jugendleben vor ihm, und ihm schauderte vor jedem Schritte, den er vorwärts darauf thun sollte.

In solchen Stunden des Selbstbewußtseyns erfüllte ein grenzenloser Haß gegen Lorenzo seine Seele, denn es schien ihm, als habe ihn dieser durch seine Sophismen um sein Leben und um den Zweck desselben betrogen. Lorenzo, der in seiner Seele las, erfaßte ihn immer aufs Neue und lockte ihn durch seine Vorstellungen wieder zu dem Abgrunde zurück, von dem er einen Schritt sich entfernt hatte. „Was klagst du," sprach er, „über diese Zerspaltung deines Innern? Nicht ohne Gährung und Streit entwickeln sich Klarheit und geistige Kraft in der Natur. Betrachte den erquicklichen Trunk, der in diesem Krystalle an deinen Lippen schäumt und deinen Gliedern neues Feuer, deinen Muskeln erhöhte Kraft verleihen wird, als das Bild deines Lebens. Als klarer, reiner Most entfloß er der Traube, vergleichbar deinem Jugendleben; aber ihm fehlte der Geist! Die verständige Hand des Winzers verschloß ihn in ein enges Gefäß; da lag er nun und träumte, bis sich seine jungen Kräfte allmählig zu regen begannen und sich endlich durch Reiben an einander entzündeten. Endlich schäumten sie wild empor, geriethen in so furchtbare Gährung, daß sie die Bande des Gefäßes zu zersprengen drohten; aber sie sprengten sie nicht, denn man legte neue, stärkere um sie, und jetzt verschwanden

nach und nach die gährenden Theile und es läuterte sich aus dem glücklich bestandenen Kampfe der reine, köstlich duftende Traubensaft, der in unsern Bechern blinkt. Vertraue mir; ich will der verständige Winzer seyn, der dafür sorgt, daß der wilde Geist die Bande nicht sprenge, der jetzt in dir schäumt und aufwogt! Wer das Leben kennen lernen will, muß sich hineinwagen. Was klagst du mich an, daß ich dir die Frucht nicht ohne Kampf reichen kann, die nur durch Kampf gewonnen wird? Aber es ist Zeit, daß ich dich weiter führe. Was hier zu gewinnen war, ist bereits dein geworden, darum folge mir! Morgen wollen wir Paris verlassen und das Land tiefsinnigen Forschens, das Land der ruhigen kalten Vernunft, Deutschland, aufsuchen. Dort wird sich das so vielseitig gestaltete Leben dir wieder von einer andern Seite zeigen und der Reiz der Neuheit alle eingeschlafenen Kräfte deiner Seele wecken. Mit Lächeln wirst du dann freylich auf die hier verbrachten Tage zurücksehen, aber doch nicht ohne Bereicherung für deinen Geist; denn nur wer in den engen und dumpfen Thälern der Verirrung herumwandelte, kann sich dereinst mit Bewußtseyn der reinern Atmosphäre erfreuen, die ihn auf den Höhen der Menschheit umfängt. Wer nie die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Sinnenfreuden kennen lernte, wird ewig Sehnsucht nach ihnen tragen und nie ruhig werden. Betrachte mich, bleibe ich nicht ungerührt von ihnen, in wie lockender Gestalt sie sich mir auch darbieten? Aber jetzt fort, fort von hier!"

7.

Ein reizendes Landstädtchen am Rhein nahm sie auf. Der Friede Gottes und beseligende Ruhe schien die Natur und die Menschen hier zu umfangen; erstere ging Hand in Hand mit den letztern und ihrem stillen, besonnenen Treiben. Durch die reizende Lage des Ortes gelockt, hatten sich Künstler und Gelehrte hier niedergelassen und lagen entweder ihren Studien oder ihren tiefsinnigen Forschungen mit schöner Muße ob. Obgleich Lorenzo keine Lust bezeigte, sich auf einige Zeit in A. niederzulassen, so drang doch Giovanni, der sich nach Ruhe und Sammlung mehr denn je sehnte und durch die Schönheit und Neuheit der Umgebung sich wunderbar angezogen fühlte, mit so unwiderstehlichen Bitten in ihn, daß er sich entschließen mußte, ihm nachzugeben. Eine reizend gelegene Wohnung, nahe an den Ufern des majestätisch daherfließenden Rheines, nahm sie auf, und Giovanni richtete sich in derselben ein, als wolle er sie nie wieder verlassen. Ein magischer Zauber schien diese Stätte für ihn zu umfangen; alles war ihm hier neu und reizend, alles fesselte ihn: Natur und Menschen. Mit Eifer legte er sich auf die Erlernung der Landessprache, die zwar Anfangs seinem an südliche Laute gewöhnten Ohre etwas rauh und fremdartig klang, aber ihn doch eben durch den Reiz der Neuheit anzog. Bald konnte er sich leidlich darin ausdrücken, denn sein Feuereifer ermattete nicht an Hindernissen, und jetzt gab ihm der Umgang mit den gebildetern Einwohnern des Ortes eine Reihe von Genüssen so seltener Art, daß er kaum den Gedanken ertragen konnte, diese schöne Gegend je wieder verlassen zu müssen. Fast unwillig fügte sich Lorenzo hierin seinen Wünschen, aber Giovanni war nicht dazu zu bewegen, fort zu gehen. „So will ich dich denn hier lassen, und auf eine Weile weiter ziehen," sprach Lorenzo zu ihm; „bald bin ich wieder bey dir, und dann gehst du mit mir."

8.

Es war Giovanni angenehm, daß der Freund ihn auf einige Zeit verließ, denn der Gedanke quälte ihn, diesen hier wider seine Neigung zu fesseln.

Einige hundert Schritte von dem Hause, das er bezogen hatte, lag, zwischen dunklen Linden versteckt, eine einsame Wohnung, bewohnt von einem Greise und seiner Tochter. Oft gingen Beyde an ihm vorüber, denn jeden Tag führte das junge Mädchen den Greis spatzieren. Die zarte Sorgfalt, mit der sie seine schwankenden Schritte lenkte, machte ihn zuerst aufmerksam auf sie; eine gute und zärtliche Tochter verfehlt nie Interesse zu erregen. Eugenia, so hieß das junge Mädchen, war überdieß von der Natur mit so verschwenderischen Reizen ausgestattet, daß sie selbst in dem für die Liebe erstorbenen Herzen eines Wüstlings Begierde erregt haben würde. Auch der unglückliche Jüngling, der mit den schönsten und mächtigsten Gefühlen seither nur ein Spiel zu treiben gewohnt gewesen, fühlte sich auf eine wunderbare Weise von ihrer rührenden Schönheit angezogen. Wenn sie so, den greisen Vater liebevoll leitend, an ihm vorüberzog, ohne nur den Blick zu ihm emporzuheben, erfaßte ihn ein ihm bisher ganz unbekanntes Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Ein Laut aus diesen zarten Purpurlippen, wie würde er ihn beglückt, ein Blick aus diesen sittsam niedergeschlagenen Augen, wie würde er ihn beseligt haben! Auf seine Erkundigung nach dem Greise und dem schönen Mädchen erfuhr er, daß Beyde seit mehreren Jahren in dem Lindenhäuschen wohnten, daß der Alte fast menschenscheu sey, und nie Umgang mit den Bewohnern des Ortes gesucht habe. Ein alter Diener verrichte alle ihre Geschäfte, berichtete ihm seine geschwätzige Wirthinn; und so neugierig man auch über Vater und Tochter im Orte sey, so lasse sich aus dem nichts weiter herausbringen, als daß sein Herr ein Fremder sey und keine Bekanntschaft machen wolle. „In die Kirche gehen Beyde auch nicht, setzte die Frau hinzu, weßhalb man sie für Heiden halten möchte, wenn nicht ein in ihrem Garten errichtetes Kreuz, an dem man schon Vater und Tochter frühmorgens betend belauschte, für das Gegentheil zeugte; aber wunderbare Christen mögen es doch seyn, weil man sie nicht einmal beym heiligen Abendmale sieht." Giovanni verfügte sich träumend in sein Gemach, die Seele erfüllt mit dem Bilde des schönen Mädchens und dem wunderbaren, geheimnißvollen Alten. Sein heißester Wunsch war jetzt, Beyde kennen zu lernen, in irgend eine Verbindung mit ihnen zu treten. Er ließ sich beschreiben, an welcher Stelle des Gartens das Kreuz stehe, vor dem Vater und Tochter jeden Morgen beten sollten und beschloß, sie bey dieser heiligen Beschäftigung nächstens zu belauschen.

9.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Giovanni am andern Morgen sein Lager verließ, um seinen Vorsatz auszuführen. In weiten Bogen umging er die einsame Wohnung, und zitternd stand er endlich an der Öffnung der Hecke, die den Durchblick auf das Kreuz gestattete. Lange dauerte es nicht, so sah er den alten Diener die Gartenthür öffnen, und sich einige Geschäfte machen. Dann trat das Mädchen ein, in ein schneeweißes Morgenkleid gehüllt, wandelte zwischen den Blumen hin und her und schien mit Entzücken die erquickliche Morgenluft einzuathmen. Liebend neigte sie das lockige

Haupt bald zu dieser, bald zu jener frisch erschlossenen Blume nieder; die schönsten wählend, flocht sie endlich einen Kranz und näherte sich dem hellglänzenden weißen Kreuze, das sie mit demselben schmückte. Wie bebte das Herz des Jünglings bey dieser Nähe. Nur durch die Hecke von ihr getrennt und durch diese ihren Blicken entzogen, stand er da und belauschte sie. Sie ließ sich sanft auf ihre Knie nieder und die Hände gefaltet, das Sternenauge zum Himmel emporgerichtet, vollendete sie ihre Morgenandacht, wobey die zarten, sanftgerötheten Lippen sich wie zum Gebete bewegten. Er hatte noch nie ihre Augen vorher gesehen; so schön, so hinreißend war ihm das Mädchen nie vorgekommen, als er sie jetzt erblickte, er hätte zu ihr eilen, neben ihr niedersinken und ihr seine unendliche Liebe gestehen mögen. Aber dem sonst so kühnen Jünglinge gebrach ihr gegenüber aller Muth, und die Furcht sich zu verrathen trieb ihn sogar an, seinen Platz zu verlassen und weit ins Feld hinein zu schweifen. Von diesem Augenblicke an war alle Ruhe für ihn verloren; wachend und träumend erblickte er nur sie, die Einzige. Jeder Morgen fand ihn lauschend an der Hecke; wenn sie mit dem Greise spazieren ging, folgte er ihr in einiger Entfernung. Sie mußte ihn bemerkt haben, denn als er einst den Muth hatte, an ihnen vorüber zu gehen und sie zu grüßen, sah er, daß der Karmin ihrer Wange sich höher färbte und hörte ihre Stimme bey der Erwiederung des Grußes beben. Zuweilen, wenn er in der Entfernung folgte, sah sie sich mit einem schüchternen Blicke nach ihm um; hatte sie ihn dann gesehen, so eilte sie schneller vorwärts, als wolle sie vor ihm voll jungfräulicher Schüchternheit fliehen. Der einsame Weg der Beyden führte oft über einen kleinen reißenden Fluß, der die nahen Wiesen bewässerte und sich dann in ein kühles, anmuthiges Wäldchen schlängelte, wo der Greis gern zu ruhen schien, denn mehrere Male sah ihn Giovanni mit gesenktem Haupte stundenlang auf einer verfallenen Moosbank sitzen, während das Mädchen sich Kränze aus den Feld- und Waldblumen wand. Als einst der Weg beyder auch über den Steg dieses Flusses führte und der Jüngling ihnen in geringer Entfernung folgte, hörte er plötzlich ein lautes Geschrey. Nach den Beyden hinblickend, sah er den Greis auf dem schmalen Stege stehend, aber das weiße Gewand Eugeniens über den reißenden Fluthen, mit denen sie kämpfte und die sie jeden Augenblick mit sich fortzureißen drohten. Ohne weiter nachzusinnen, stürzte er sich in den Fluß und mit starkem Arm die Geliebte erfassend, trug er sie an das Ufer, während der Greis in sichtbarer Betäubung auf seinen Stab gestützt dastand und in die Fluthen hinabstarrte. Auf seinen Armen trug er die Ohnmächtige durch den feuchten Wiesengrund nach der nahen Moosbank des Wäldchens, wo er sie sanft niederlegte und dann zu dem Greise zurückflog, der noch immer an der alten Stelle stand, wie zu Marmor versteinert. „Faßt euch," redete ihn Giovanni an; „eure Tochter ist gerettet und in Sicherheit; gebt mir eure Hand, damit ich euch ungefährdet über den Steg zu ihr führe." „Das ist ein Traum," sprach der Greis, indem er ihm mechanisch folgte; „sie ist todt, ich habe auch sie verloren. Nichts soll mir bleiben, so will es die Nemesis!" „Vater, mein Vater!" rief ihm hier Eugeniens Stimme, und wie aus einem dumpfen Traume erwachend, erhob dieser das Haupt und sah sich nach ihr um. Als sie neubelebt vor ihm stand, als sie die Arme liebend um seinen Nacken schlang, als ihre süße Stimme ihn überzeugte,

daß sie lebe, gerettet sey, da erhob er das Auge zum Himmel und rief im Vollgefühl der Seligkeit des Augenblicks: „Ich danke dir, Gott, ich danke dir für dieses Zeichen der Versöhnung! Ja, ja, ich habe genug gebüßt! Gesöhnt ist die Schuld der Jugend, ich fühle es, deine Barmherzigkeit hat verziehen!" Wie wenn eine schwere Last von seinem Herzen genommen wäre, erhob er jetzt das Haupt, das er stets zur Erde gesenkt trug, und athmete tief auf; er schien so sehr mit seinen eigenen Ideen beschäftigt, daß er des Dankes vergaß, den er dem Retter seines Kindes darzubringen hatte. Erst als Eugenia ihn daran erinnerte, wandte er sich mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings zu Giovanni und dankte ihm, seine Hand ergreifend, mit beredten Worten. Dieser, der böse Folgen für die Gesundheit der Geretteten befürchtete, wenn sie länger in den durchnäßten Kleidern bliebe, bat beyde, in die nahe gelegene Wohnung des Försters zu treten, um dort die Kleider mit Hülfe der dienstwilligen Försterinn zu wechseln, während er aus der Stadt einen andern Anzug für Eugenia besorgen wolle. Dieser Vorschlag ward angenommen, und Giovanni eilte mit Windesschnelle zur Stadt, um den alten Diener mit den benöthigten Sachen hinaus zu senden, denn selbst mit zurückzukehren, schien ihm zudringlich. Er gebrauchte aber die Vorsicht, auf Umwegen, weil der schmale Steg nur zu Fuß passirt werden konnte, einen Wagen nach der Försterwohnung zu senden und nach einigen Stunden, als er lauschend hinter den Vorhängen seines Fensters stand, hatte er die Freude, beyde in diesem nach ihrer Wohnung zurückkehren zu sehen. Ein Blick Eugeniens, den sie zu seinem Fenster hinaufschlug, verrieth ihm, daß sie wisse, wo er wohne; welch ein Dank lag für ihn in diesem Blicke! Die Erwartung, am andern Morgen die Gerettete wieder zu sehen, die er unter dem Vorwande, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, besuchen durfte, ließ ihn nicht schlafen, und mit dem frühesten Strahle des Morgens trieb es ihn hinaus in Flur und Wald. Noch nie hatte ihm das Lied der Vögel so herrlich geklungen, nie erschienen ihm die Thautropfen in den Blüthenkelchen von so glänzendem Krystalle, nie war ihm die Sonne so feyerlich schön aufgegangen, als an diesem Morgen! Seine Seele war innigst bewegt; er mußte seiner theuren verstorbenen Mutter gedenken, seiner Knabenspiele im schönen Vaterlande, des geliebten Vaters selbst, von dem er in langer Frist keine Kunde erhalten hatte. Thränen füllten seine Augen; eine süße, kindliche Wehmuth rang mit einer unaussprechlichen Freude in seinem Herzen; er sollte sie ja wiedersehen, die Geliebte, er durfte hoffen, ferner nicht mehr, wie sonst, von ihr getrennt zu seyn; ein Leben der Liebe an ihrer Seite ging vor seiner trunkenen Phantasie auf: nichts als Glück und Wonne träumte er! Endlich war die Zeit da, wo er zu ihr gehen durfte. Als er in seiner Wohnung anlangte, um sich umzukleiden, sagte ihm seine Wirthinn, daß der alte Diener dagewesen sey, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Auch war ihm in der Zwischenzeit ein großer Brief von der Post gebracht worden, auf dem er das Siegel seines Vaters erkannte. Alles schien sich zu seinem Glücke vereinigen zu wollen, denn sehr sehnte er sich Nachrichten von seinem Vater zu erhalten, dessen ziemlich weit vorgerücktes Alter ihm nicht selten Befürchtungen einflößte.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Die musikalische Akademie, Singspiel in einem Aufzuge, frey nach Marsollier, Musik von Hrn. Hieronymus Payer. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Scheint nicht die Zeit gekommen zu seyn, wo man sich im Ernste fragen könnte: Werden wir Deutschen je ein Lustspiel, werden wir je eine dramatische Musik besitzen? Scheinen nicht von der einen Seite die französische Komödie und die französische komische Oper, und von der andern die italienische Musik dergestalt auf den deutschen Theatern festen Fuß zu fassen, daß nicht allein die älteren heimischen Compositionen von denselben verschwinden, sondern daß auch den neuaufkeimenden Talenten der Weg versperrt wird? Haben letztere nicht überdem noch mit der Ungunst zu kämpfen, welche das Publicum, verwöhnt durch die Meisterstücke der ausländischen Bühnen, mit welchen dasselbe täglich mehr übersättigt wird, gegen ihre Producte zeigt? Wie lange wird die Sorglosigkeit dauern, mit welcher wir den Verfall unsers Lustspiels und unserer Oper sich täglich immer mehr begeben sehen, ohne Vorkehrungen dagegen zu treffen? Man wende nicht etwa ein, dieser Verfall liege in der Natur der Dinge und sey eine unvermeidliche Folge des Schicksals, welchem alle geistigen und physischen Bestrebungen unterworfen seyen: die deutsche Musik hat nur in einem einzigen Genius, dessen Namen im jetzigen Augenblicke zu nennen, ihn profaniren hieße, jene Stufe der Vollendung erreicht, von welcher kein Fortschreiten mehr möglich ist, und leider macht (um uns eines gewöhnlichen, aber sehr treffenden, Sprichworts zu bedienen) Eine Schwalbe noch keinen Sommer, wie wir täglich immer mehr sehen. Die gebildetsten unserer ausländischen Nachbaren lassen zwar auch fremde Kunstproducte zu und finden, je nachdem sie es verdienen, Wohlgefallen an denselben; aber die heimische Kunst wird darüber nicht vernachlässigt. Paris zollt dem großen Genius, dessen wir oben erwähnt, eine Verehrung, welche andern Nationen zum Beyspiele dienen könnte, und schätzt mehrere italienische Componisten nach Verdienst; nichts desto weniger werden daselbst die große und die komische Oper mit einer Sorgfalt gehegt und gepflegt, welche erstere der Bewunderung der In- und Ausländer würdig macht und letztere in den Stand setzt, Werke zur Aufführung zu bringen, denen alle ausländische Nationen Eingang auf ihre Bühnen zugestehen. In London werden gleichfalls auf dem italienischen Theater ausländische Opern gegeben; trotz dem steht diese Stadt, oder vielmehr ganz England, wo man bisher stets an der Möglichkeit einer heimischen Musik gezweifelt hat, auf dem Puncte, eine wirkliche Nationaloper zu bekommen.

Was aber, wird man fragen, wäre zu thun, um die Deutschen in den Stand zu setzen, das Recht, welches ihnen von der Natur, von der Reife ihrer musikalischen Bildung und, sagen wir es frey heraus, vom Herkommen verliehen worden ist, das Recht nämlich, die erste musikalische Nation der Erde zu seyn, wieder zu erringen? Wir antworten: Ein einziges, nicht eben unausführbares Ding. Dieses würde darin bestehen, den Theater-Componisten durch alle deutschen Staaten ein unwandelbares, fest bestimmtes Einkommen von jeder Vorstellung ihrer Werke zu sichern. Die heilsamen Folgen dieser Maßregel, wenn sie gehörig beobachtet und aufrecht erhalten würde, wären im Stande, einen Machtstreich, für dessen Anwendung zur Erreichung selbst des edelsten Zwecks kein rechtlicher Mann stimmen wird, entbehrlich zu machen.

Bis etwa die eine oder die andere, oder auch gar keine, Maßregel zur Aufmunterung der deutschen dramatischen Musik genommen werden dürfte, ist es jedes rechtlich gesinnten deutschen Mannes Pflicht, fremden Werken, wenn sie es verdienen, zwar Achtung und Verehrung zu zollen, aber auch heimischen, ebenfalls nur, wenn sie es verdienen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen heute mit einem guten Beyspiele vorangehen und der Musik, welche Hr. Hieronymus Payer zu dem anzuzeigenden Stücke gesetzt hat, mit dem gebührenden Lobe Erwähnung thun. Der Text zu der musikalischen Akademie, nach dem Französischen des Marsollier (wenn wir nicht irren, nach dem Concert interrompu, von Berton in Musik gesetzt) bearbeitet, hat folgenden Inhalt. Zwey junge lockere Zeisige haben eine bedeutende

Summe in der Loterie gewonnen und wissen mit dem Aufwande, den sie davon machen, die Einwohner des ganzen Städtchens, besonders aber einen braven, reichen Bürgersmann, Namens Waller, dergestalt zu täuschen, daß dieser einem derselben seine Tochter zur Frau aufdringt, obgleich diese von ihrer verstorbenen Mutter bereits einem gewissen Redlich, den sie zärtlich liebt, zur Ehe versprochen worden ist. Waller ist überdem ein Musiknarr, der Opern componirt hat und damit ausgepfiffen worden ist. Lindorf, der von ihm begünstigte junge Mann, weiß dieser Schwäche zu schmeicheln und hat eben für heute eine musikalische Akademie angesetzt, in welcher Musik, von Waller componirt, aufgeführt werden soll. Ein Ereigniß droht das projectirte Concert auf doppelte Art zu hintertreiben: Redlich, der von Waller zurückgesetzte Freyer, der in den Concerten desselben gewöhnlich die zweyte Geige zu spielen pflegt, erscheint zwar zu der angesetzten Stunde, führt aber in seinem Instrumentkasten, statt der Geigen, zwey Pistolen, von denen er eine seinem Nebenbuhler Lindorf anbietet. Letzterer will sich erst nach dem Concerte mit ihm schlagen. Unterdessen ergibt sich ein zweytes Ereigniß, welches jedoch Lindorfen weniger Kopfbrechens verursacht: ein Jude erscheint und meldet, Lindorf's Onkel in Ostindien sey verstorben und habe ihn zum Universalerben eingesetzt. Diese Nachricht kömmt recht apropos, denn eben haben die lockeren Burschen ihrer Börse auf den Grund geschaut. Auch tröstet sie ihn für die Erklärung, welche ihm Amalie macht, daß sie Redlichen und nicht ihn liebe. Bey vollen Taschen läßt sich's leicht großmüthig seyn: Lindorf verpflichtet sich, Wallern zur Einwilligung in Amaliens Heirath mit Redlich zu bewegen. Er sucht diese während der Akademie durch die Ausführung eines Singstücks zu bewirken, in welchem, statt seiner, Redlich die Rolle des Liebhabers singen und sich mit Amalien zu Waller's Füßen werfen und ihn um seinen Segen bitten muß. Waller macht zwar anfangs einige Schwierigkeiten, versteht aber doch am Ende Spaß und das Stück schließt, wie es die Leser voraus gesehen haben.

In der Musik, welche Hr. Hieronymus Payer zu diesem Texte gesetzt hat, beurkundet sich eine Eigenschaft, welche heuer fast rar unter den Theatercomponisten zu werden beginnt: sie besitzt eine dramatische Zweckmäßigkeit, das heißt, man singt und spielt darin nicht bis in's infinitum, sondern bis zu einem gewissen Puncte, den der Tonsetzer nach einem gewissen Plane vorher bestimmt zu haben scheint. Dieses Verdienst ist zu einer Zeit, wo die berühmtesten Componisten nur dann erst ein Ende finden zu können scheinen, wann ihnen Papier, Dinte und Feder, oder das Licht ausgeht, um so schätzbarer, wann es sich, wie bey unserm Verfasser, mit dem Talente der Charakteristik gepaart findet. Letzteres zeigt sich besonders im Duette zwischen den beyden Frauen und besonders im Terzette zwischen den beyden jungen Leuten und dem Juden. Letzters ist ein recht verdienstlich gearbeitetes Musikstück und verräth besonders viel Kenntniß des musikalischen Theatereffects. Das Instrumentalstück, welches zu Anfange des Concerts ausgeführt wird, schien uns bekannt, also nicht von Hrn. Payer zu seyn. Warum das? Das Stück, welches Dlle. Fröhlich bey der dritten Vorstellung auf der sogenannten Physharmonica und dem Fortepiano vortrug, war, besonders in seinem ersten Adagiosatze, recht gut gearbeitet. Ist Hr. Payer ebenfalls nicht der Componist desselben? Dlle. Fröhlich, welche hier Mad. Boucher nachahmen zu wollen schien, hat sehr vielen Beyfall mit dem Vortrage desselben eingeerntet. Übrigens hat uns Dlle. Fröhlich mit ihrem Gesange in eine negative Bewunderung versetzt: diese junge Künstlerinn, welche einstens in einem Concerte mit seltener Beherrschung ihrer selbst über ihre Töne zu gebieten, ja mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihrer Kehle gleichsam welche abzutrotzen, Freyheit des Willens genug besaß, hat ihre ganze Singpartie fallen lassen. Unter den übrigen Darstellern zeichnete sich Hr. Gottdank in der Rolle des Juden aus, der er eine ziemlich ergötzliche Physiognomie zu geben wußte. Wenn nur dieser Jude nicht so aus den Wolken in das Stück fiele!

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 16. May 1822.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Giovanni.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung)

Giovanni hatte jetzt nicht Muße, diesen, wie es schien, langen Brief zu lesen; daß sein Vater lebe und gesund sey, sagte ihm sowohl die Ausführlichkeit desselben, als die festen Züge der Handschrift, daher steckte er ihn ein, und flog hinüber in das Lindenhäuschen. Man schien ihn dort erwartet zu haben, denn festlich mit Blumen geschmückt war das ganze Haus; überall standen reichverzierte Vasen voll duftiger Blumen; an den Wänden hingen Kränze, denen der lieblichste Wohlgeruch entströmte.

Mit freudiger Rührung trat ihm der Alte entgegen; schüchtern erröthend die zarte Jungfrau; die Worte des Dankes erstarben auf ihrer Lippe. Desto beredter sprachen ihre Blicke, während der Greis, den wir von nun an bey seinem Namen, Bernhard, nennen wollen, sich in Danksagungen gegen ihn erschöpfte. Eine selige Stunde nach der andern entfloh dem Jünglinge in dieser freundlichen Umgebung, denn obgleich Bernhard sich nicht aus dem Zimmer entfernte, so genügte es Giovanni doch, nur Eine Luft mit der Geliebten einzuathmen, von Einem Raume mit ihr umschlossen zu seyn, dann und wann ihren Blicken zu begegnen. Wie ein Trunkener kam er nach Hause; da wirkte der Anblick von Lorenzo's Reisewagen, der vor der Thür hielt, höchst widrig auf ihn. Er hätte den Freund aus einem geheimen, ihm selbst unklaren Gefühle lieber tausend Meilen entfernt gewünscht, als jetzt in seine Nähe. Verstellung war seiner Seele fremd, daher erwiederte er nur kalt den warmen Gruß desselben und machte sich bald unter dem Vorwande von ihm los, daß er den Brief des Vaters mit Muße lesen wolle. Lorenzo schien diesen kalten Empfang nicht zu bemerken und ließ ihn gewähren.

Der Brief des Vaters war freundlicher, herzlicher, liebevoller, als er je einen empfangen hatte. Der Duca schien so zufrieden mit den guten Nach-

richten zu seyn, die er über den Sohn durch Lorenzo empfangen zu haben schrieb, daß er ihm seine Freude nicht genug auszudrücken vermochte. Mit Entzücken redete er über die schönen Hoffnungen, die er für ihr beyderseitiges Glück durch eine Verbindung Giovanni's mit einer edlen Fürstentochter des Vaterlandes erfüllt zu sehen erwarte; er deutete es sogar auf eine feine Weise an, daß er bereits die fürstliche Jungfrau ausersehen habe, die dereinst seinen Giovanni beglücken solle; er schmückte die ihm bestimmte Braut mit allen Vorzügen des Geistes, Körpers und der Geburt aus und sagte, daß nur die Edelste, Schönste und Tugendhafteste werth sey, von ihm zum Altare geführt zu werden. „Freudig, und ganz befriedigt vom Leben, werde ich dereinst aus dieser Welt scheiden," schloß der Brief, „wenn mein Giovanni mir auch noch diese Hoffnungen erfüllt, wie er andere, eben so herrliche gethan; aber nur so auch, und nicht anders, kann sich mein Leben schön vollenden."

Gedankenvoll vor sich hinstarrend, den Brief noch immer offen in der Hand haltend, saß der Jüngling da. Welche, dem Inhalte desselben widerstrebende Wünsche waren nicht seit Kurzem in seiner Seele emporgestiegen!

10.

Ein halbes Jahr verfloß, während Giovanni täglich Eugenien sah, täglich ihr seine Liebe gestand und täglich das Geständniß ihrer Gegenliebe erhielt. Seine Sinnlichkeit entbrannte an den unendlichen Reizen der Jungfrau. Aber diese war nicht zu bewegen, auch nur einen Fingerbreit vom Wege der Tugend abzuweichen. Giovanni, von der Gluth seiner Begierden verzehrt, gerieth in Verzweiflung. „Nein," rief er eines Tages, „nein, ich ertrage die Last nicht länger allein, die sich auf meine sonst so freye Brust gewälzt hat, ich will dem klügeren Freunde meine Wünsche, Hoffnungen, Zweifel und Befürchtungen mittheilen, will Trost, Beruhigung und Belehrung bey ihm suchen; er wird den namenlosen Qualen einen Damm zu setzen wissen, die so lange schon mein ganzes Innere überfluthen! Nach diesem Selbstgespräche begab er sich zu Lorenzo'n, der, ruhig lächelnd, seine Geständnisse anhörte und ihn dann mit der Nachricht überraschte, daß er lange alles wisse und nur auf den Augenblick gewartet habe, wo sich seine Seele ihm von selbst öffnen würde.

„Und was soll ich beginnen? welchen Rath hast du mir zu geben?" fragte der Jüngling ungestüm. „Lodernde Flammen verzehren meine Brust, seit ich Cäcilien sah, seit das Geständniß ihrer Gegenliebe mein trunkenes Ohr berührte; sechs Monden trage ich die Qual nun schon, den Inbegriff aller Reize täglich zu sehen, die süßesten Liebesworte von ihren Lippen zu hören, aber ihre strenge Tugend tritt wie ein gespenstisches Wesen zwischen sie und meine heißen Wünsche." „So laß uns eilends von hier fliehen," entgegnete ihm Lorenzo, ihn mit prüfenden Blicken betrachtend, „suche sie in der Ferne, in den Armen eines andern schönen Weibes zu vergessen." „O was forderst du!" rief der Jüngling entsetzt bey diesen kalten Worten; „sie verlassen, Eugenien verlassen! nein, nimmermehr! Verzehren würden mich die wilden Gluthen, die sie in mir entzündet hat, zwischen jede andere Freude des Lebens würde ihr holdes Bild treten und sie schal und farblos machen; nur ihr Besitz, ihr völliger Besitz kann mir Glück, Ruhe und Befriedigung geben; mein muß es werden, das schönste Weib der Erde, mein um jeden Preis!" „Bist du so

kühn, Giovanni?" entgegnete ihm Lorenzo. „Ja, sie würde dein seyn, wenn du wirklichen Muth hättest; aber du klebst noch immer an Vorurtheilen, du bist noch nicht frey, bist noch der Sclave des Phantoms, das man Tugend nennt; genießen möchtest du wohl, was das Leben Schönes und Herrliches beut, aber deine Engherzigkeit, deine Feigheit verkümmert dir jeden Genuß. Ich wüßte ein Mittel, sie in deine Arme zu liefern." „Rede, sprich! Ich beschwöre dich, foltre mich nicht länger," stürmte der Jüngling auf ihn ein; „sieh mich bereit, es mit Hölle und Himmel zu wagen, um das süße Glück zu erringen, nach dem meine Seele schmachtet!"

„Und welchen Preis setzt sie auf ihre Gunst?" fragte Lorenzo.

„Nur als meine rechtmäßige Gattinn, nur anerkannt als Tochter von meinem Vater, will sie mein seyn," entgegnete Giovanni; „und darf ich hoffen, diese Bedingungen je erfüllen zu können? Wird der Stolz meines Vaters es zugeben, diese Bürgerliche, Namenlose, diese Fremdlinginn je Tochter zu nennen? Sieh, das ist es, was mich zur Verzweiflung bringt, das ist es, was alle Ruhe, alle Hoffnung aus meiner Seele verbannt. Aber rette du mich, Lorenzo, du kannst es, ich kenne ja deine Macht, dir ist nichts unmöglich!"

„Ja, ich kann dich von deinen Qualen befreyen, ich kann es," entgegnete ihm Lorenzo ernst, „aber der Preis wird dir dennoch, trotz aller deiner Betheuerungen, zu hoch seyn, denn du bist noch nicht frey!"

Giovanni schauderte unwillkürlich bey diesen Worten; eine Ahnung dessen, was Lorenzo von ihm fordern würde, durchbebte seine Seele und das Wort erstarb auf seinen Lippen.

11.

In wilder Verzweiflung war Giovanni fortgestürzt; wie ein halb Wahnsinniger durchstrich er die winterlichen Fluren, umkreiste er die Friedenshütte der Geliebten. Ohne den Fuß über ihre Schwelle zu setzen, verbrachte er mehrere Tage, selbst Lorenzo vermeidend, der ihm furchtbar geworden war. Stumm und in sich gekehrt, den matten, erloschenen Blick auf die Erde geheftet, saß er eines Abends so auf seinem Zimmer; die Flamme des Kamins, die einzige Erleuchtung des finstern Gemachs, die er duldete, bildete allerley wunderbare Figuren an den Wänden und erhöhte die Schauerlichkeit des Abends, denn draußen schienen alle Winterstürme losgelassen zu seyn und zum letzten Male noch gewaltsam mit dem nahenden Frühlinge zu ringen. Da öffnete sich die Thüre und Lorenzo trat zu ihm ein. „Unglücklicher," sprach er mit sanfter, bewegter Stimme; „wie bald wäre dir zu helfen, aber du willst nicht!" Bey diesen Worten sprang Giovanni empor und ihm näher tretend sprach er mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung: „Ich kann nicht mehr ringen, ich will! Nimm mich hin!"

„Es gibt nur eine Macht, welche dich retten kann; wirf dich vertrauend in ihre Arme; gib dich ihr zu eigen, und du wirst frey und glücklich seyn!" Die Leidenschaft, die den unglücklichen Jüngling seit so langer Zeit umstrickt hielt, hatte seiner Seele alle Kraft zum Widerstande geraubt: nur Eins, der Besitz der Geliebten, schwebte noch vor derselben, belebte die matten Pulse seines Lebens; ohne diesen gab es keine Seligkeit, kein Glück, keinen Himmel mehr für ihn! Ach! er schauderte nicht mehr vor dem Gedanken,

wie früher, zurück, an einen Sinnenrausch seine Existenz zu setzen, an deren ewige Dauer er glaubte! „Vermag diese Macht," sprach er nach einer langen Pause, „wirklich die Qualen aus meiner zerrissenen Brust zu verbannen, so will ich ihr angehören, mit Leib und Leben." „Eugenia soll dein seyn," entgegnete ihm Lorenzo, „aber Bürgschaft mußt du geben, daß du es ernstlich meinest. Du kennst aus alten Traditionen die gewöhnliche Formel; eine Unterschrift mit deinem Blute ist hinreichend." Giovanni saß lange in düstres Schweigen versenkt da; seine Seele war von tausend Gefühlen zerrissen. Endlich siegte die Leidenschaft und, sich mit einem Messer rasch an der Hand verwundend, sprach er: „Schaffe Licht; ich will!" Auf dieses Wort verließ Lorenzo schnell das Zimmer und kehrte eben so schnell mit Licht und Schreibmaterialien zurück. Ihm die Feder reichend, sprach er: „So schreib denn!" Giovanni tauchte sie in den hervorströmenden Quell seines Blutes und schrieb. Lorenzo nahm das Blatt und sagte: „Morgen schon sollen deine Wünsche erfüllt werden, morgen schon, das darf ich dir versprechen." Giovanni antwortete ihm nicht; er schien alles um sich her vergessen zu haben, und erst als Lorenzo schon lange das Gemach verlassen hatte, erwachte er aus seiner dumpfen Betäubung. Wie ein Fieberfrost schüttelte ihn die Errinnerung des Geschehenen; mit Schauder blickte er auf das noch immer herabrieselnde Blut an seiner Hand. Er klingelte und befahl, ihm Wein zu bringen, den er in raschen Zügen hinuntertrank und durch den er fand, was er jetzt einzig noch suchte, Selbstvergessen.

12.

Lorenzo hatte ihm am andern Morgen ein Fläschchen mit der Weisung zugestellt, daß zwey Tropfen davon in das Getränk Eugeniens geschüttet, sie zu seiner Beute machen würden. Am Abende zog es ihn nach ihrem Hause. Als er durch das niedre Fenster blickte, als er sie ruhig und mit allem Zauber der Jugend, Schönheit und unentweihten Unschuld neben dem Greise sitzen und diesem aus der Bibel vorlesen sah, trieb ihn eine geheime Macht von ihrer Schwelle zurück. Ein Tempel schien ihm die stille Wohnung zu seyn, in den er den unheiligen Fuß nicht setzen dürfe; wie von Furien gepeitscht, begab er sich wieder fort. Der Mond schien hell durch zerrissene Wolken; widerlich war ihm das Licht desselben und er suchte eine Stelle im Garten, der an das Häuschen stieß, wo er vor demselben verborgen war. Er konnte alles beobachten, was im Zimmer vorging; er sah Eugenien das heilige Buch weglegen und ans Fenster treten. Sie schien ihn zu erwarten, denn leise öffnete sie es zu mehreren Malen und schaute bald in den Garten hinab, bald nach der Landstraße hin. Da konnte er nicht länger warten, er eilte zu ihr und gab ihr seine Nähe kund; mit einem freudigen Ausrufe empfing sie ihn.

13.

Es war vollendet, das höllische Werk der Finsterniß: gebrochen lag die süße Blüthe der Unschuld; matt nur rang noch die weibliche Schamhaftigkeit in den Armen des Verführers, vom höllischen Trunke betäubt; der schützende Genius entfloh weinend und entweiht war das schöne Jugendleben Eugeniens! Monden flohen in steter Erneuerung des Verbrechens dem unglücklichen Jünglinge dahin, allmählig schwand der Reiz der Neuheit, und Überdruß, Gleich-

gültigkeit trat an die Stelle des brennenden Verlangens, das ihn früher erfüllt hatte. Er konnte jetzt Tage, ja sogar Wochen verfließen lassen, ohne die entweihte Wohnung der Geliebten zu betreten. Sie machte ihm keine Vorwürfe, aber ihr blasses Antlitz, ihre verweinten Augen sagten ihm mehr, als es durch Worte geschehen konnte. Er hatte ihr geschworen, sie als Gattinn nach Italien heimzuführen; sie mahnte ihn nicht mehr an dieß Versprechen, wie sie früher gethan, aber jeder Seufzer ihrer Brust schien ihn anzuklagen, war ein peinigender Stich für sein Bewußtseyn. Endlich ward ihm dieser Zustand unerträglich und es bildete sich nach und nach der Vorsatz in seiner Seele aus, sie zu verlassen. Am Abende vor der Ausführung dieses Vorsatzes saß er träumend und schweigend neben ihr; dunkle Ahnungen schienen die Seele des Mädchens zu durchbeben, und mit der Angst der Verzweiflung sprach sie endlich die Worte: „Giovanni, wenn du mich doch getäuscht hättest, wenn du mich verlassen könntest!" Erschreckt durch diesen Blick in seine Seele, sprang er auf, und erschöpfte sich, um sie von diesen, ihn peinigenden Gedanken, abzubringen, in Betheurungen und Schwüren, mit dem furchtbaren Vorsatze im Herzen, sie alle zu brechen, schon morgen zu brechen! Er verließ sie bald, denn es ward ihm unmöglich, noch länger so höhnende Verstellung auszuüben. Sie begleitete ihn vor die Thür, sie konnte ihn nicht aus ihren Armen lassen, sie bat, sie beschwor ihn mit heißen Thränen, nicht treulos, nicht verrätherisch an ihr zu handeln. Und er erneute seine Schwüre! Als er sich endlich losgerissen hatte und eilends durch den Garten stürzte, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, trat ihm an einer Stelle, wo die Wege sich kreuzten, eine finstre, furchtbare Gestalt entgegen und sprach mit einem schellenden Hohngelächter, daß ihm die Seele bebte: „Nun bist du mein, mein für immer! Mit dem Vorsatze des Verraths im Herzen schwurst du dem Mädchen Treue! Mein bist du, für immer, hoffe mir nicht mehr zu entrinnen!" Betäubt, der Besinnung beraubt, stürzte Giovanni zur Erde und erwachte erst durch das Rütteln des Wagens, der eilig mit ihm davon fuhr. „Wo bin ich?" fragte der Geängstigte. „Auf dem Wege nach R." entgegnete ihm Lorenzo, der neben ihm saß. „Du hattest ja die Postpferde bestellt, die uns dorthin führen sollten. Als ich dich die Nacht vergeblich überall gesucht hatte, fand ich dich am Morgen besinnungslos am Wege liegen, und da der Reisewagen völlig in Bereitschaft stand, ließ ich dich hineinlegen, hoffend, die Bewegung desselben werde dich schleuniger, als jedes andere Mittel, wieder zur Besinnung bringen." „Und Eugenia?" fragte Giovanni. „Eugenia wird sich wundern, Anfangs einen großen Lärm erheben und sich endlich trösten. Du bist doch noch immer ein Kind. Glaubst du wirklich an eine Ewigkeit der Liebe und des Schmerzes? Das alles sind nur Phantasmen und Träume. Frisch wieder hinein ins Leben, dort wird alles besser werden, als du denkst!"

(Die Fortsetzung folgt)

Charade.

Im dunklen Hain des ewig grünen Süden
Erschloß die Erste ihre inn're Kraft;
In ihren Schatten labte sie den Müden,
Als noch im Keime quoll der milde Saft.

Zum Kranze biegt die Zweyte sich hernieder,
Wenn hold der Frühling sie mit Grün umlaubt;
In ihr ertönen Philomelens Lieder,
Sie schmückt der Jungfrau und des Dichters Haupt.

In schwerer Zeit der Ersten Stamm entnommen
Erschien das Ganze in den Lüften mild;
Zum Troste war von Oben es gekommen
Und noch ist es des Friedens Segensbild.

Sephine.

Miscellen.

Zimmermann erzählt in seinem Taschenbuche der Reisen, daß zwey Könige der Insel Buka Embomma einen Krieg wegen einer alten Grenadiermütze geführt haben, indem die erste Frau Gemalinn eines jeden sie zu ihrem Kopfputze ausersehen hatte. * *

Theophilus Cibber, der Schauspieler, lebte sehr kostspielig. Als er eines Tags von seinem Vater hundert Pfund verlangte, „Blitz!" rief Jener. „Kannst du nicht von deinem Gehalte leben. Ich verschwendete keinen Pfennig von meines Vaters Geld." „Aber," entgegnete Cibber, „manche hundert Pfund von meines Vaters Geld." Der Vater lachte und gab.

Haug.

Theater-Anzeige.

Auf die Gastdarstellungen, welche Hr. Wilhelmi, von der Pragerbühne, auf dem k. k. Hoftheater an der Burg gegeben und welche in Nr. 55 dieser Zeitschrift angezeigt worden sind, folgt jetzt Hr. Becker, vom Nationaltheater in Frankfurt. Ohne eben ein Gelüste nach der Universalität in sich zu verspüren, welche Hrn. Wilhelmi so viel schaffen läßt, oder, zu schaffen macht, beutet Hr. Becker das Repertoire des deutschen Theaters von der komischen und von der tragischen Seite zugleich aus. Dergleichen Bestrebungen scheinen an der Tagesordnung zu seyn: den Kunstjüngern von heuer ist es bloß um eine panoramatische Bildung zu thun. Sie streben darnach, dramatische Decorations-Maler zu werden, und ihre Werke nehmen sich, mit Hülfe der optischen (perspectivischen) Täuschung, recht wohl aus. Besieht man aber diese Maschinenmalerey in der Nähe, so wird man zu seinem Erstaunen gewahr, daß diese oder jene Figur, welche in der Ferne graziös und schulgerecht geschienen, nichts weiter als — eine Fratze ist. Eben diese Pinseley im Großen, welcher sich die meisten deutschen Schauspieler ergeben, ist Schuld an dem Mangel, welchen wir an dramatischen Portraitmalern haben.

Hr. Becker hat bis jetzt einen tragischen, einen ernsten, einen komischen und einen läppischen Helden gespielt (Don Cäsar in der Braut von Messina, den Jäger im Nachtlager von Granada, Carl Ruf in der Schachmaschine und den Grafen in Wie man sich täuscht).

Hr. Becker beutet, wie gesagt, die komische und die tragische Mine zugleich aus; ein ungeheures Unternehmen, wie uns dünkt. Denn, welche Eigenschaften werden dazu erfordert? Für das Trauerspiel die tiefste, innigste Begeisterung, für das Lustspiel die scharfsinnigste Reflexion, und für beyde Genie.

Wie es grammatikalische Schemata gibt, nach welchen conjugirt und declinirt wird, so existiren bekanntlich auch dramatische, welche zu Typen bey schauspielkünstlerischen Darstellungen gebraucht werden. Nach einem solchen Schema war der Don Cäsar des

Hrn. Becker geformt und in so fern also keine regellose Gestaltung. Im Gegentheile waren die mimischen und declamatorischen Beugefälle dieser Rolle recht gut memorirt und wurden mit Virtuosität debitirt. Eine Phrase des grammatisch-theatralischen Pensums schien uns jedoch von dem Künstler nicht im Geiste jenes Schema analysirt oder vielmehr explicirt zu werden; offenbar fiel hier ein Constructionsfehler vor: wir meinen die Erzählung von dem Begräbnisse und von dem dabey Statt gefundenen ersten Zusammentreffen Don Cäsar's mit Beatrice. Warum setzt sich Hr. Becker dabey, im eigentlichen Verstande, in Positur, warum nimmt er den Hut ab, warum hebt er diese Erzählung nicht geistig, sondern bloß materiell hervor, warum verläßt er plötzlich, nach Endigung dieser Erzählung, gleichsam mir nichts, dir nichts, jene Positur, warum setzt er den Hut wieder auf, warum endlich behandelt Hr. Becker diese Erzählung, als wäre es eine bloße Declamationsübung, zu der man bey'm Beginnen eine gewisse Haltung annimmt und bey'm Ende wieder verläßt? Unsere Pflicht heischt es übrigens, Hrn. Becker auf den hohlen Nasenton aufmerksam zu machen, dessen er sich in seinen ernsten Darstellungen bedient. Die Abgänge ohne affectirte Sorgfalt behandeln, zeigt von Bewußtseyn; aber sie gänzlich vernachlässigen, gebiert Undankbarkeit im Publicum: hätte Hr. Becker seinen Abgang im dritten und im vierten Aufzuge auf eine andere Weise, als durch das Klappen mit den hohen Stiefelhaken, bemerkbar machen wollen, er wäre applaudirt worden, tout comme un autre. Auch sein Mantel war zu lang und drappirte auf eine ungraziöse Weise.

Die Darstellung des Jägers im Nachtlager von Granada war im Ganzen schulgerecht, im Einzelnen etwas besseres, besonders in einigen Reden zu Gabrielen, wo eine gewisse Gemüthlichkeit recht wohl ansprach. Die letzte Scene fiel dagegen gänzlich auf die Erde. Die hohen Haken ließen sich wiederum vernehmen.

Einige launige Andeutungen, welche Hr. Becker in letztgenannter Rolle zum Besten gegeben, hatte unsere Aufmerksamkeit auf seine Darstellungen im Lustspiele gelenkt. So sahen wir seinem Grafen in: Wie man sich täuscht, mit besondern Erwartungen entgegen, und wir müssen gestehen, Hr. Becker hat sie, wo nicht alle, doch einen großen Theil derselben erfüllt. Nicht daß wir etwa glaubten, diese Rolle ließe nicht noch eine andere Physiognomie zu: im Gegentheil scheint Hr. Becker dieselbe zu gewichtig genommen zu haben. Aber die Haltung, welche der Künstler diesem Gecken gab, war im Ganzen genommen wahr und zusammenhängend, ob ihr gleich an mehrern Stellen das à-plomb, die Sicherheit, abzugehen schien. In Hrn. Becker vereinigen sich mehrere Eigenschaften, welche dieser Art Rollen sehr zuträglich sind: er besitzt leichte Beweglichkeit, graziöse Formen, geschmackvolle und ungezwungene Stellungen, eine vortheilhafte Körperbildung, ein deutliches, markirtes und geläufiges Organ und endlich eine gewisse theatralische Decenz. Der Beyfall, welchen er mit der eben genannten Rolle erntete, war nicht jener stürmisch-präparirte Ausbruch befreundeter Gemüther, sondern er bestand vielmehr in jenen unwillkürlich herausgestoßenen Äußerungen eines wahrhaft empfundenen Wohlgefallens. Eine recht gute Aussprache des Französischen, die nur hin und wieder in einigen Wörtern den deutschen Mund verrieth, kam dem, übrigens auch gut costumirten, Künstler recht wohl zu Statten. Der Danksagung an das Publicum für die Ehre des Herausrufens muß Hr. Becker entsagen: „die höchste Stufe, welche er auf der vorgeschriebenen Bahn erreichen will," widersetzt sich diesem Unternehmen.

Der gnügende Erfolg, welchen die so eben genannte Darstellung gehabt hatte, war Ursach, daß wir eine lebhafte Neugierde empfanden, Hrn. Becker im Carl Ruf zu sehen. Bekanntlich ist dieser Charakter das Steckenpferd aller derjenigen Schauspieler, welche glauben, daß es Rollen gibt, die sich von selbst spielen. Wenn wir nicht irren, so werden unter diese Kategorie alle diejenigen Personagen begriffen, deren Thun und Treiben, besonders aber, deren Rede, dergestalt in's bürgerliche Leben eingreifen, daß das große Publicum, welches doch eigentlich nur aus Cajus und Sempronius besteht, die Handlung und die Reden des dargestellten Helden selbst im Schlafe verstehen und begreifen kann, weil diese Handlungen und diese Reden gerade eben so

sind, wie der Cajus, oder der Sempronius, einstens selbst gehandelt und geredet haben, oder wie sie es noch thun. Daher kömmt es, daß das Publicum diese Rollen belacht, wie und von wem sie auch gespielt werden, wenn es nur mit einer deutlichen und geläufigen Zunge geschieht.

Nach der ungefähren Kenntniß, welche uns die drey ersten Darstellungen des Hrn. Becker von dessen Einsicht in die Schauspielkunst verschafft hatten, mußten wir bezweifeln, daß dieser Künstler glaube, es gebe Rollen, welche sich von selbst spielen. Dennoch zeigt ihn uns seine Darstellung des Carl Ruf in diesem Irrthume tief befangen. Wir müssen uns daher die Freyheit nehmen, ihm über diesen Gegenstand kurz, aber unumwunden, unsere Meinung vor Augen zu legen: wir leben der innigsten Überzeugung, daß, im qualitativen Sinne genommen, die eine Rolle eben so schwierig ist, wie die andere, und daß nur im quantitativen Sinne zur Darstellung der einen mehr Kunst gehört, als zur Darstellung der andern.

Sollten wir uns in der Vermuthung, daß Hr. Becker die Rolle des Carl Ruf als sich von sich selbst spielend betrachtet, irren (eine Voraussetzung, welche wir gern nicht allein für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich, annehmen wollen); so liegt es diesem Künstler ob, uns zu erklären, warum er die Darstellung derselben, so zu sagen, über's Knie gebrochen, warum er, statt eines zusammenhängenden, nach einem reiflich überdachten Plane construirten und mit streng-künstlerischer Einsicht und Besonnenheit ausgeführten, Ganzen, nur ein rhapsodisches, aus bloßen Zufälligkeiten bestehendes, Allerley gegeben hat, in welchem an die Stelle künstlerischer Intentionen die allermechanischte Willkür getreten ist? Hr. Becker hat sich übrigens in dieser Rolle so im eigentlichen Verstande gehen lassen, daß er während der Vorstellung unzählige Male die Bühne in die Kreuz und in die Quere überschritten ist. Wir haben vielleicht Unrecht, dem Künstler alle Intentionen abzusprechen: in der Scene, wo er, im Philosophen-Schlafrocke auf dem Tische sitzend, mit den Beinen baumelt, war allerdings eine solche zu bemerken. Die äußeren Erfordernisse zur Darstellung des Carl Ruf, Tournüre, deutliches und sonores Organ, Theaterroutine, paßliche Gestalt u. s. w., sind in Hrn. Becker vereinigt, das Chaos zu der Schöpfung ist also da; aber der Geist der Kunst hat ihm seinen lebendigen Hauch noch nicht eingeblasen. Der Künstler hat sich eine gewisse Stellung angewöhnt, welche, mit Sparsamkeit angebracht, voll Wirkung seyn könnte, aber, in jeder Scene wiederkehrend, mißfallen muß: wir meinen das Überschlagen des Fußes und die Stemmung der Spitze desselben gegen die Erde.

Modenbild XX.

Ein Überrockkleid von Battist-Mousseline mit Schleifen von Dünntuchband geknüpft und mit Stickereystreifen garnirt. Strohhut, bloß mit einem breiten Bande verziert.

Druckfehler.

Wir ersuchen unsere geehrten Leser, bemerken zu wollen, daß das, in Nr. 55 unserer Zeitschrift abgedruckte, Gedicht, „die Magnetnadel" betitelt, nicht mit Helmine, sondern mit Sephine, unterzeichnet seyn muß.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Gröber sc.

XX. Wiener Moden. 30/1822

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 18. May 1822.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Giovanni.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung)

14.

Rasch durchflogen sie Deutschland, England und die nordischen Reiche, aber Ruhe vermochte der unglückliche Jüngling nicht mehr zu erringen, denn Eugeniens Bild, das Andenken an die Stunde, wo der Furchtbare hohnlachend zu ihm gesprochen: „Du bist mein, mein auf ewig!" konnte keine Zerstreuung aus seiner Seele verbannen. Wie ein bleicher, drohender Schatten trat die Vergangenheit zwischen ihn und jede Lust der Gegenwart; er schauderte fast davor, den Becher der Freude an die Lippen zu setzen, weil sich ihm in dessen Gefolge das Gespenst des bösen Gewissens darstellte. Ein grimmiger Haß gegen Lorenzo fing an, tief und immer tiefer in seiner Seele zu wurzeln und doch konnte er seiner nicht entbehren. Lorenzo schien seine veränderte Stimmung gegen ihn nicht zu beachten und fuhr fort, ihn mit ruhigem Gleichmuthe zu behandeln. Zwey Jahre waren ihnen so auf ihren Reisen verstrichen und des alten Herzogs dringendes Bitten rief sie nach Mailand zurück. Sie berührten auf ihrer Rückreise ein Städtchen, das nur wenige Meilen von A. entfernt lag. Eine geheime Macht zog Giovanni zu dem Orte hin, wo er so glücklich und so unglücklich gewesen war. Das Bild seiner heißen Liebe zu Eugenien trat noch einmal mit aller Gewalt vor seine Seele; er sah sie, die Holde, im Glanze der Schönheit und Unschuld an seiner Seite, hörte die Worte der Liebe von ihren Lippen, sah sie ihm ganz hingegeben voll gläubigen Vertrauens, das er so schändlich getäuscht hatte! Diese und ähnliche Gedanken bewegten ihn aufs innigste und fachten das brennendste Verlangen in ihm an, nur noch einmal von ihr zu hören, über ihr ferneres Schicksal belehrt zu werden. Er fuhr in der Nacht, während er Lorenzo schlafend glaubte,

nach A. hinüber, wo er nach wenigen Stunden anlangte. Er stieg in einem einsam gelegenen Wirthshause, nahe am Rhein, ab. Nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, ob er sich nach Eugenien erkundigen, oder sie in Person zu sehen trachten sollte, drängte sich endlich die unwillkürliche Frage über seine Lippen, was aus dem alten Bernhard geworden sey? „Ach großer Gott! Kennen Sie den, gnädiger Herr?" entgegnete ihm der Wirth. „Der arme Mann ist wahnsinnig geworden und jetzt vermuthlich schon lange todt, denn er ist von hier verschwunden, und Keiner weiß wohin." „Und seine Tochter?" fragte Giovanni bebend weiter. „Ja, das ists ja eben, worüber der Alte den Verstand verloren hat, obgleich man sagt, daß es wohl schon lange nicht recht richtig mit ihm gewesen, denn er war ganz menschenscheu und melancholisch. Die Tochter hat sich ins Wasser gestürzt; sehen Sie, da unter dem Fenster, an dem Sie sitzen, kam sie wieder zum Vorschein; Fischer zogen sie aus den Fluthen. Es ging einem durch die Seele, das liebe junge Blut so bleich und entstellt zu sehen. Mir ist seitdem der schöne Fluß ganz zuwider geworden. Es hatte auch ein jeder Mitleid mit ihr und tausend Flüche wurden dem Böse-wichte nachgeschickt, der sie zu diesem verzweiflungsvollen Entschlusse gebracht hat. Es soll ein Wälscher gewesen seyn; nun, man weiß ja, daß die eben alle nicht viel taugen!" Der Wirth schwatzte noch immer fort, während Giovanni mit wild emporsträubendem Haar, den Blick starr auf die dunklen Fluthen des Rheins gerichtet, regungslos, ein Bild des Schreckens, da saß und vergebens nach Luft rang. Endlich preßten sich die Worte aus seinen zitternden Lippen hervor: „Der Bösewicht, der die Unschuldige mordete, bin ich! Fluch mir!" In wilder Verzweiflung war er emporgesprungen und dicht vor den Wirth tretend, schrie er diesem zu: „O habe Barmherzigkeit mit mir, stoß ein Messer tief, tief in die Brust, die den Verrath gegen sie bergen konnte! Vertilge das Ungeheuer aus dem Reiche der Wesen, das kalt und gefühllos das blühendste Leben erst entweihte, und dann zerstörte!" Ganz seinen Gefühlen unterliegend und alles um sich her vergessend, sank er auf den Boden nieder und vergoß heiße Thränenströme, die endlich seinem gepreßten Herzen Linderung gaben. Mitleidig und theilnehmend war der Wirth um ihn, trotz seiner Selbstanklage, bemüht und suchte ihn durch freundliche Worte aufzurichten. Giovanni aber wies jeden Trost von sich und begehrte nichts als den Tod, nichts als völlige Vernichtung.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und Lorenzo trat ein. „Der arme Jüngling hat wieder einen von seinen gewöhnlichen Zufällen, wie ich sehe," sprach er kalt; „vermuthlich habt ihr ihm irgend eine Schreckensgeschichte erzählt, denn sobald er dergleichen hört, verfällt er in diesen bejammernswürdigen Zustand, ja er glaubt dann jedes Mal selbst in seinem befangenen Wahnsinne der Urheber des begangenen Verbrechens zu seyn. In der Luft wird ihm schon besser werden." Der Wirth schüttelte ungläubig das Haupt und ging, während Lorenzo sich bemühte, Giovanni Muth einzusprechen. Dieser antwortete nicht, sondern blieb mit dem Gesichte gegen den Boden gewendet auf der Erde liegen. „Folge mir!" rief jetzt Lorenzo Giovanni gebieterisch zu, und wie von einer geheimen Macht getrieben, sprang dieser von der Erde auf, trat hinter ihm ein und setzte sich in den Wagen, der mit Windeseile davon fuhr.

15.

Kein Wort ward zwischen Beyden gewechselt; jeder saß in die Ecke des Wagens gedrückt und überließ sich, wie es schien, seinen Gedanken. Giovanni starrte vor sich hin; welche Gefühle bewegten seine Seele, welche Erinnerungen zerrissen ihn! Wer vermöchte es, einen Maßstab an sein Unglück zu legen? Wehe denen, die es ermessen können! Unaufhörlich tönten die Worte des Furchtbaren in seinen Ohren und die Hände ringend, rief er leise vor sich hin: „Verloren, rettungslos verloren!" Aber dem Augenblick der Erkenntniß unserer selbst entsteigt die Blüthe herzinniger Reue und Zerknirschung; auf diese folgt die Frucht der Besserung und Versöhnung, denn die Barmherzigkeit des Allmächtigen ist größer, als die Schuld des Menschen.

16.

Die Nacht war bisher schwarz gewesen; nur einzelne Sterne schimmerten durch zerrissene Wolkenschleyer. Da stieg plötzlich der Vollmond am Himmel empor und zerstreute mit seinen siegenden Strahlen die grauenhafte Finsterniß. Der Anblick des sanften, freundlichen Gestirns wirkte wohlthätig und beruhigend auf den unglücklichen Jüngling. Seine Thränen flossen sanfter und aus der wunden Seele rang sich ein stilles Gebet los, ein Gebet um Rettung. In dem Augenblick erhellte der Mond mit seinen Strahlen ein großes weißes Kreuz, welches die fromme Andacht auf einen nahen Hügel gepflanzt hatte. Wie eine magische Erscheinung wirkte dieser Anblick auf Giovanni; eine unendliche Sehnsucht, an diesem heiligen Zeichen zu beten, ergriff sein Herz. Er sprang eiligst aus dem Wagen, des Begleiters vergessend, der in seiner Wagenecke zu schlummern schien, und flog auf Windesflügeln dem immer heller und verklärter glänzenden Kreuze zu. Kaum hatte er die Hälfte des Wegs erreicht, so trat ihm jene furchtbare Gestalt zum zweyten Male entgegen. Ihn mit beyden Händen packend und weit zurückschleudernd, rief er: „Zurück! Wer mir angehört, darf sich diesem Zeichen nicht nahen!" Giovanni verlor jegliches Bewußtseyn und lag wie leblos auf der feuchten Erde. Nur eines stechenden, brennenden Schmerzes war er sich bewußt, und zwar am rechten Arme, wo der Furchtbare ihn gefaßt hatte.

17.

Als er erwachte, befand er sich in einem hellen, schönen Zimmer; gewohnte Gegenstände umgaben ihn, und Lorenzo saß an seinem Lager.

„Wo bin ich?" fragte er mit matter Stimme; „sind dieß nicht die Gemächer des väterlichen Pallastes? Ist dieß nicht mein Ruhebett? Kenne ich nicht jene Gemälde an den Wänden?" „Wohl," entgegnete ihm Lorenzo, „befindest du dich in deinem Eigenthume, aber du bist schwer krank gewesen und hast böse Träume gehabt, drum nimm dich jetzt in Acht, dich durch Nachdenken anzustrengen, denn ein Rückfall würde dir den Tod geben." „So hätte ich nur geträumt, und Alles wäre nichts?" fragte Giovanni das Haupt ungläubig schüttelnd. „Alles, was dich beunruhigte, war leerer, nichtiger Traum, darum beruhige dich und suche durch ein ruhiges Verhalten die entschwundene Gesundheit wieder herzustellen." Giovanni wollte sich im Bette aufrichten, aber er fühlte so tiefe Schmerzen am rechten Arme, daß er mit einem lauten

Schrey zurücksank. Lorenzo hatte inzwischen das Gemach verlassen und Giovanni befand sich mit einem Diener des Hauses allein. Dieser mußte ihn entkleiden und nachsehen, woher die Schmerzen rühren möchten, die er gefühlt hatte. „Großer Gott," rief dieser aus, „welche tiefe Brandmale haben der gnädige Herr da am Arme; es ist gerade, als wenn der: Gott sey bey uns! seine Finger hinein gedrückt hätte!" „Also doch kein Traum, doch alles, alles fürchterliche Wahrheit!" stöhnte Giovanni aus wunder Brust hervor und sank laut weinend in seine Kissen zurück.

Endlich rangen sich aus dem finstern Kampf seiner Seele beruhigendere Bilder los; er wunderte sich, daß er, in der Heimath angelangt, noch nicht den Vater gesehen habe. „Wo ist mein Vater, Geronimo?" fragte er den Diener, „warum kömmt er nicht zu seinem Sohne? Was hält ihn zurück, an mein Bett zu eilen, wie er sonst zu thun pflegte, wenn die geringste Unpäßlichkeit mich an mein Zimmer fesselte?" Verlegen sah der Diener eine Weile zur Erde, dann meldete er, der Duca sey verreist. „Und wohin?" fragte Giovanni weiter; „wohin jetzt, da er mich zurück erwartete? Ihm ist doch kein Unfall begegnet? Sprich Geronimo, ende meine Qual!" „Ihm ist ganz wohl," entgegnete ihm der Diener in einem langsam gedehnten, bedeutenden Tone.

(Der Schluß folgt)

Allemannisches Lied.

Der Frühling.

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 522.)

Alles möcht' euch auf nun leben,
Was nur kann zum Licht sich heben:
Jedes Blümlein schlüpft heraus,
Kein's bleibt in der Mutter Haus.

Kraut und Gras will Kurzweil treiben,
Nicht die Blüth' am Baum mehr bleiben:
Dort zum Bach fliegt sie hinan,
Daß er mit ihr spielen kann.

Und der Himmel lacht so freundlich,
Und kein Frost umstarrt euch feindlich:
Ach, man möcht' in Lieb' und Lust
Alles drücken an die Brust!

Seht, als wär' ein Gott gekommen,
Der die Schuld der Erd' entnommen,
Werden selbst die Gräber grün,
Und was drin ist, scheint zu blühn.

Todte, laßt euch noch nicht stören!
Erst müßt ihr den Engel hören!
Noch grünt nicht für euch die Zeit:
Euer Frühling ist noch weit.

Selbst die Blum' im borst'gen Rocke
Putzt sich gleich der Edeldocke;
Aber ist das Mayfest aus,
Schließt die Mutter sie in's Haus.

Stimmen, die heut fröhlich singen,
Können morgen bang verklingen,
Und im Baum, jetzt frisch und grün,
Mahlt der Wurm sein Mehl einst drin.

Bis der Ostertag erschienen,
Wo auch dürre Wipfel grünen,
Und der Herr im Wetter spricht,
Und dem Tod die Sense bricht.

Gottlieb v. Leon.

Miscellen.

Auf der Insel Delos durfte Niemand geboren werden und Niemand sterben. Alle Schwangere und Kranke wurden auf die Insel Rhenea deportirt. (S. Strabos Geogr. L. 10).

Ein dänischer Theolog Nicolaus Hemming, declamirte in seinen Collegien die beyden Hexameter:

„Fecana, Cageti, Daphenes, Gebare, Gedaco,
Gebas stant, sed non stant Phebas, Hecas et Stedas."

und versicherte, daß viele Leute glaubten, diese zwey Zeilen, wenn sie Wort für Wort auf Brot geschrieben und an Fiebertagen verschlungen würden, vertrieben gewiß das Fieber.

In seiner Liebestrunkenheit singt Natüre vom Augenblicke, da er seiner Astree einen Kuß gab:

S'égarant de ma bouche elle (son âme) entra dans la vôtre,
Yvre de ce nectar, qui charmoit ma raison:
Et sans doute elle prit une porte pour l'autre
Et ne se souvint plus quelle étoit sa maison.

Haug.

Theater-Anzeige.

Liebe zu Abenteuern und Abenteuer aus Liebe, Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen des Cibber, von W. Vogel. Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Wer die Leiden eines Kritikers kennt, der, nicht nach Laune, oder aus innerer Eingebung, sondern ex officio, die Ereignisse der Theaterwelt besprechen muß, in welcher das Gute eben so wenig den Sieg über das Schlechte davon trägt, wie in der wirklichen, der freue sich mit uns, daß wir heute im Stande sind, von dem glücklichen Funde Rechenschaft zu geben, den wir gethan haben, und zwar, an einem Orte, wo sich dergleichen, unter den jetzigen Umständen, weniger, als sonst, erwarten ließ, nämlich auf dem Theater an der Wien. Der Fund besteht in einer recht guten Intriguen-Komödie und in einer fast noch bessern Darstellung: man sieht, wenn das Glück bey guter Laune ist, so kömmt es zu Thür und Fenster herein. Freylich ist dieser Fund keine Ausbeute einer heimischen Mine, sondern abermals ein Borg, welchen man bey einer fremden Nation gemacht hat. Da aber dergleichen Theateranleihen einmal an der Abend-

ordnung sind, so können wir mit der gegenwärtigen um so mehr zufrieden seyn, als die Auspicien, unter welchen sie zu Stande gebracht worden ist, sich bis jetzt recht glücklich gezeigt haben.

Liebe zu Abenteuern und Abenteuer aus Liebe gehört zwar, so viel uns dünkt, zu den weniger gelungenen Lustspielen Cibber's, weil dem Stücke alle Charakteristik abgeht, zeichnet sich aber dennoch durch eine eben so glücklich erfundene, als zweckmäßig ausgeführte, nie stockende Intrigue sehr vortheilhaft aus. Vielleicht würden sein Love's last shift („die letzte Ausflucht der Liebe"), welches schon 1695 erschien, und worin Cibber auch als Schauspieler, in der Rolle des Modegecken Sir Novelty, großen Beyfall erhielt, noch mehr aber sein Careless Husband („der sorglose Ehegatte") mit noch günstigerem Erfolge auf die deutsche Bühne verpflanzt werden können. Letzterem Stücke fehlt es zwar auch an originellen Charaktern; aber die darin enthaltene Sittenschilderung der damaligen Zeit ist ein, mit Beobachtungsgeist und Eleganz ausgeführtes, Gemälde und paßt, wie uns die eigene Bekanntschaft mit dem Stücke gelehrt hat, sonderbar genug, mit geringen Ausnahmen, auch auf die Gegenwart.

Wir wollen versuchen, unsern Lesern eine Übersicht der sehr verwickelten, obgleich ziemlich klaren und faßlichen, Intrigue, welche der Liebe zu Abenteuern und Abenteuer aus Liebe, zum Grunde liegt, so wie sie uns durch eine einzige Darstellung und ohne, daß es die Zeit erlaubt hätte, das Manuscript einzusehen, hat deutlich werden wollen, im Auszuge vor Augen zu legen.

Der Husarenrittmeister Guido von Steinbach (Hr. Demmer) hat, während zwey Jahre, in Dresden einer jungen, schönen und geistreichen Witwe, Julie von Raufeld (Dlle. Resch), die Cour gemacht, ist aber endlich, entrüstet von ihren eigensinnigen Launen, deren geringste darin bestanden, daß sie ihm nie anders, als verschleyert, hat sichtbar werden wollen, auf und davon gegangen, ohne seiner Schönen Lebewohl zu sagen, und hat sich nach Hamburg begeben, um daselbst, par un dépit amoureux, mit Rosalien (Dlle. Neumann), der Nichte eines gewissen Hrn. Elias von Hellerau (Hr. Rüger), welche ihm von seinem Onkel zur Frau bestimmt worden ist, zu heirathen. Julie von Raufeld, welche auf der Stelle von Steinbach's Abreise unterrichtet worden ist und deren Eigensinn zu wanken begonnen, sobald sie das leere Nachsehen hat, ist mit Lieschen, ihrem Kammermädchen (Dlle. Dermer), beyde als Husarenoffiziere verkleidet, dem flüchtigen Geliebten nachgeeilt, hat ihn nahe vor Hamburg eingeholt und auf einer der vorletzten Stationen einen dortigen Postmeister, der ihr Bekannter ist, veranlaßt, Steinbach's Koffer absichtlich verloren gehen zu lassen. Im Besitze der Papiere, welche dieser Koffer enthält, beschließt sie, in Hamburg angekommen, ihren ungetreuen Anbeter zu mystificiren, sich für seine Person auszugeben und auf diese Weise seine Heirath mit Rosalien zu hintertreiben. Der Zufall begünstigt sie, indem ihr im Gasthofe Jean Fopp, Steinbach's vormaliger Bedienter (Hr. Laroche), den dieser, wegen Betriegereyen und Impertinenzen aller Art, aus dem Dienste gejagt hat, aufstößt. Fopp, ohne Herrn und ohne Geld, fängt an, bey den beyden Husarenoffizieren (erinnern sich die Leser, daß dem Bedienten Juliens Gesicht, auch wenn es durch keinen falschen Bart verstellt würde, eben so wenig bekannt seyn kann, als Steinbachen, der es nie ohne Schleyer gesehen), den Unentbehrlichen zu spielen; Julie versichert sich seiner durch große Verheißungen und Fopp verspricht, sich mit aller seiner Spitzbüberey und Verschlagenheit ihrem Interesse zu widmen. Ein anderer Umstand trägt nicht weniger dazu bey, ihrem Plane ein gutes Gelingen zu versprechen, und Steinbachen in seiner Bewerbung um Rosalien scheitern zu lassen: Juliens Bruder, Carl von Ramsdorf (Hr. Palmer), der sich, ohne daß es letztere weiß, schon seit längerer Zeit in Hamburg befunden hat, liebt Rosalien und wird von ihr geliebt, hat aber so eben von Hrn. Elias von Hellerau, der den reichern Steinbach als Schwiegersohn vorzieht, die höfliche, aber nachdrückliche Weisung erhalten, sein Haus fortan mit keinem Fuße mehr zu betreten. Julie, mit Steinbach's Papieren versehen, stattet, in Steinbach's Person, bey Hrn. von Hellerau ihren Besuch ab und wird von diesem sehr gut empfangen. Rosalie zeigt sich desto entrüsteter über den neuen Freyer, bis dieser ihr entdeckt, daß er nicht Steinbach selbst, sondern — dessen Schwester ist. Rosalie geht in Juliens Pläne

ein und zeigt sich bereit, noch für einige Stunden das Ansehen zu haben, als willige sie in die Heirath mit dem falschen Steinbach. Fopp hat unterdessen auf Juliens Antrieb, welche mit Recht vermuthen muß, daß der wahre Steinbach, auch ohne seine Papiere, bey dem Hrn. von Hellerau einsprechen wird, diesem das Märchen aufgeheftet, er habe im Gasthofe einen lockern Zeisig behorcht, wie dieser mit einigen andern seiner Cumpane das Complott geschmiedet, sich, unter dem Namen Steinbach, bey Hellerau einzuschleichen, von einem entwendeten Koffer zu schwatzen, und dessen Nichte, welche er längst leidenschaftlich geliebt, zu heirathen. Steinbach erscheint wirklich bey Hellerau, entschuldigt die Unmöglichkeit, in welcher er sich befindet, sich durch seine Papiere legitimiren zu können, mit dem Verluste des Koffers, und wird von letzterm zuerst mit Ironie behandelt, endlich aber mit großer Erbitterung aus dem Hause gejagt. Im Garten stößt er auf Fopp, den er wieder erkennt und theils durch Drohungen, theils durch Geschenke, dahin zu vermögen sucht, in Gegenwart Hellerau's zu bezeugen, daß er der rechte Steinbach sey. Hellerau erscheint mit Julien (dem falschen Steinbach); der wahre fordert Fopp auf, zu erklären, wer von ihnen der Betrieger sey, und Fopp — deutet auf den wahren Steinbach. Letzterer stürzt ab, holt die Polizeydiener, und will den falschen Steinbach arretiren lassen. Da alle Anwesenden sich für Julien erklären, und Steinbach keine Beweise seines Standes und seines Namens vorbringen kann, so machen jene Miene, statt den vermeinten, den wahren Steinbach zu arretiren. Darüber geräth dieser in Wuth, zieht den Degen und will Juliens Kammermädchen (ebenfalls in einen Husarenoffizier verkleidet) anfallen, während Ramsdorf sich über Fopp und den falschen Steinbach hermacht. Mit diesem Tableau schließt der dritte Act. Im vierten hinkt die Intrigue: die Entwickelung wird durch den Polizeycommissär, den Julie zu gewinnen gewußt hat, auf eine sehr gedehnte und keineswegs mit dem raschen Gange der drey ersten Acte in Vergleich stehende, Weise herbeygeführt. Julie erscheint in Frauenkleidern, entdeckt sich Steinbachen, der eigentlich nie aufgehört hat, sie zu lieben, Ramsdorf heirathet Rosalien und alles hat einen gewünschten Ausgang. Um diese Analyse nicht zu verwirren, haben wir es absichtlich unterlassen, anzuführen, daß Steinbach, bey seiner Ankunft in Hamburg, Ramsdorfen, seinen Freund, gesprochen und von diesem über sein Verhältniß zu Hellerau und dessen Nichte unterrichtet worden ist. Da aber Ramsdorf den Namen seiner Geliebten nicht genannt hat, so entsteht zwischen ihm und Steinbachen, als beyde in Hellerau's Garten mit einander zusammentreffen, eine äußerst komische Scene, in welcher sich Ramsdorf mit Steinbachen, den er für seinen Nebenbuhler hält, des an ihm begangenen Verraths wegen, duelliren will. Steinbach mag betheuern, so hoch er will, er habe Rosalien noch mit keinem Auge gesehen, er sey vielmehr von dem alten Hellerau sehr unhöflich aufgenommen, ja sogar aus dem Hause gewiesen worden; Ramsdorf, der aus des letztern eignem Munde die Versicherung erhalten hat, kein anderer, als Steinbach, der ein vortrefflicher junger Mann sey, werde seine Tochter erhalten, fügt Steinbach's Versicherungen keinen Glauben bey und zieht den Degen gegen ihn. Hellerau's Ankunft macht ihrem Streite ein Ende und Steinbach entdeckt Ramsdorfen, daß ein Betrieger seinen Namen angenommen habe u. s. w.

Dieß der Inhalt eines Intriguenstücks, dessen Handlung, den vierten Act ausgenommen, Schlag auf Schlag geht und die Theilnahme des Zuschauers keinen Augenblick erkalten läßt. Daß ein Stück, welches aller Charakteristik und alles eigentlichen ästhetischen und philosophischen Werths entbehrt (weil es eine Intriguen-Komödie und nichts anders seyn soll), einer sorgfältigen Aufführung bedarf, wenn es, zur Verbergung der inneren Leere, seine äußeren Vorzüge in's gehörige Licht setzen soll, ist begreiflich. Mit wahrem Vergnügen zeigen wir daher an, daß das Stück vortrefflich memorirt und mit großem Fleiße dargestellt worden ist. Besonders loben müssen wir die sichtbare Sorgfalt, welche auf die scenische Anordnung verwandt worden ist; das Tableau, mit welchem der dritte Act schließt, so wie mehrere andere Gesammtstellungen, beweisen, daß ein kundiger Mann sich es hat angelegen seyn lassen, diesen, sonst so sehr vernachlässigten, Theil der schauspielkünstlerischen Darstellungen bey der Aufführung des eben

besprochenen Stücks streng ins Auge zu fassen. Um so mehr war zu bedauern, daß zwey der darstellenden Künstler (Hr. Laroche und Dlle. Demmer) sich, so zu sagen, absichtlich bemühten, unaufhörlich den Halbzirkel zu durchbrechen; ersterer trat, ganz gegen die theatralische und dramatische Decenz, demjenigen Schauspieler, zu welchem er sprach, stets auf die Ferse, und letztere stellte sich, statt sich unverwandt an dem linken Theaterpfeiler zu halten (wo sie, eine oder zwey Scenen ausgenommen, stehen bleiben muß) hinter den Zirkel. Daß es doch so sehr schwer fällt, den darstellenden Künstlern die Nothwendigkeit der möglichsten Ruhe auf der Bühne begreiflich zu machen! Während sie unter zehn Malen kaum einmal nöthig haben, ihre Stelle zu verändern, sind nicht selten sehr denkende Schauspieler einem Übermaße von Beweglichkeit hingegeben, welche selbst im wirklichen Leben, wo doch weniger Anstand zu herrschen braucht, als auf der Bühne, für einen großen Verstoß gegen die gute Lebensart gehalten werden würde. Endlich fragen wir, warum der Tisch und die zwey Stühle, statt an die Coulisse gesetzt zu werden, wo sie hingehören, ihre Stelle fast mitten auf dem Theater bekommen hatten? Etwa in der Absicht, den leeren Raum auszufüllen? Aber diese Absicht (wir schmeicheln uns, sie voraussetzen zu dürfen, denn ohne sie wäre es unverzeihlich, so muthwillig das Spiel der Künstler zu hindern) ist irrig: selbst wenn der Raum wirklich zu groß wäre, es würde ihn kein Meuble auszufüllen vermögen. Aber der Raum ist nicht zu groß, sondern die Leere, welche die Schauspieler lassen, ist zu groß.

Den oben angeführten Verstoß gegen die theatralische und Charakterdecenz ausgenommen, hat Hr. Laroche den Bedienten Fopp (die einzige Rolle im Stücke, welche eine gewisse Physiognomie hat) mit Einsicht und Lebendigkeit, nur etwas zu anständig, gespielt. Dlle. Resch zeigt viele Thätigkeit; aber weniger thätig, wäre thätiger. Ein gewisses fleißiges Streben ist nicht zu verkennen in ihr (wir erwähnen hier, im Vorbeygehen, ihre Darstellung der Mohrensclavinn in der Familie St. Janvier als sehr verdienstlich); aber sie trägt nicht selten zu stark auf. Warum, z. B. verstellt sie in der Rolle des verkleideten Husarenofficiers, ihre Stimme bis zur Carricatur, bis zur Parodie? Wen glaubt sie täuschen zu müssen? Etwa das Publicum? Dem ist recht wohl bekannt, daß sie Julie von Raufeld, und nicht der Husarenrittmeister Steinbach, ist. Also ihre Mitspielenden? Aber, die müssen es ihr ohnehin glauben, daß sie ist, wofür sie sich ausgibt, wenn sie auch nicht ihre Stimme so sehr entstellen wollte. Dlle. Dermer hat den zweyten Husarenofficier mit einer Geläufigkeit, mit einem Mechanismus gespielt, welche schließen lassen, daß sie diesen Charakteren con amore zugethan ist. In Dlle. Neumann haben wir eine neue und angenehme Bekanntschaft gemacht: als Künstlerinn ist dieses junge Frauenzimmer heuer noch „unschuldig und nichts weiter" Aber, nur fleißig memorirt, und das andere wird sich schon geben, — wenn nur der Himmel will. Alle übrigen Schauspieler haben diesmal mehr oder weniger vortrefflich gespielt, besonders Hr. Rüger, der seinen Hrn. Elias von Hellerau wirklich mit vieler Laune bearbeitet hat. Wie der Herr, so der Knecht, sagt das Sprichwort: seine drey Bedienten haben in den verschiedenen Anmeldungen, welche sie, einer nach dem andern, zu machen haben, difficile creditu, nach Maßgabe ein eben so großes Künstlerthum zu Tage gefördert. Mögen ihre Namen auf die Nachwelt kommen, in so fern unsere Zeitschrift selbst dahin gelangen wird: sie heißen Hann, Weber und Leeb.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Öhlzweig.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 21. May 1822.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet

Giovanni.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Schluß)

18.

Eine heilsame Ermattung folgte jetzt der Abspannung, von welcher bisher Giovanni's Seele und Körper befangen gewesen waren: er genas nach und nach. Die letzten Begebenheiten seines Lebens, das finstre Wollen und Treiben der letzten Zeit, erschienen ihm wie böse Träume; er konnte es nicht denken, daß er alles das verübt habe, was ihm jetzt so abscheulich dünkte. Eugeniens Ende, das Andenken an ihre reine Liebe, an ihre Treue bis zum Tode, waren es, die dieß Heil in seiner Seele erweckten. Sein ganzes Wesen war erschüttert worden und mit Schauder erblickte er sich am Rande eines Abgrunds, der ihn für Zeit und Ewigkeit zu verschlingen drohte. Hier, in der gewohnten Umgebung, mußte er auch der theuren, frommen Mutter viel gedenken; er sah sie auf dem Sterbelager, das heilige Kreuz an ihre Lippen, an ihr Herz, drücken und dann, mit allen Ansprüchen an Lebensglück, mit aller Hoffnung auf Lebensfreuden, froh die Welt verlassen. Was hatte sie so in dem letzten Kampfe gestärkt? Was ihr Muth, Kraft und Vertrauen verliehen, den dunklen Weg ohne banges Zagen zu betreten? Das heilige Kreuz war es gewesen, die frohen Verheißungen dessen, der daran litt und starb zum Heile der Menschheit, hatten sie gestärkt, ihrer Seele in der entscheidenden Stunde hohe Freudigkeit verliehen. Aufs innigste sehnte sich jetzt sein Herz nach diesem heiligen Zeichen, und er befahl dem Diener, der bey ihm wachte, ihm das silberne Crucifix, welches seine Mutter in ihrer Sterbestunde in den Händen gehabt, aus ihrem Zimmer zu holen, wo er es aufgestellt wußte. Während der Diener sich entfernt hatte, trat Lorenzo zu ihm ein und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden; Giovanni antwortete ihm kalt, denn noch nie hatte er ihn so glühend gehaßt, als in dieser Stunde.

Ihn allein sah er als die Ursache alles des Unheils an, das er bisher verübt hatte; seine Rathschläge waren es gewesen, die ihn in die Arme des Lasters und des Versuchers führten, und von allen frohen Verheißungen, die er von ihm empfangen, hatte sich keine erfüllt. Nein, nicht auf die Lichthöhen des Lebens hatte er ihn geführt, nicht Klarheit seinem Blick, Ruhe seinem Herzen, gegeben; tief in die dumpfe Betäubung des Lasters hatte er ihn gestürzt, ihn der wild empörten See der Leidenschaft übergeben. Ohne Steuer, ohne Mast hatte sein Lebensschiff auf demselben umher geschwankt, und wenn er flehend seine Hand nach Rettung gegen ihn ausgestreckt, hatte die seine ihn immer wieder in die tobenden Fluthen zurückgestoßen, statt ihm hülfreich entgegen zu kommen. Alle diese Gedanken und Erinnerungen bewegten seine Seele und erfüllten sie mit Abscheu gegen den verrätherischen Freund, als sich die Thüre öffnete und Geronimo mit dem heiligen Zeichen ins Gemach trat. Bey diesem Anblicke fuhr Lorenzo von seinem Sitze empor, wo er bisher, wie von dunklen Träumen befangen, gesessen hatte; seine Gestalt in die des Versuchers verwandelnd, fuhr er mit einem furchtbaren Geheul zum Fenster hinaus, und erfüllte das Zimmer mit erstickenden Dämpfen. Entsetzt, mit emporsträubendem Haar sahen ihm Giovanni und der Diener nach. Ersterer ward so von Furcht und Entsetzen ergriffen, daß er ohnmächtig auf sein Lager zurücksank. Von den eifrigen Bemühungen seiner Diener ins Leben zurückgerufen, sprach er matt, aber mit entzückter Freude: „Ich bin gerettet, er ist nicht der Mächtigste, denn er wich dem heiligen Kreuze!" Keiner verstand ihn, aber die Seligkeit, die aus seinen Zügen sprach, beruhigte die Diener und besonders den treuen alten Geronimo, der seinen jungen Herrn wie einen Sohn liebte. „Wie ist euch, mein theurer Herr?" fragte er ihn mit sanfter Stimme. „O wohl, sehr wohl, treuer Geronimo," antwortete ihm dieser, seine Hand ergreifend, „aber wo ist mein Vater? Ich muß ihn sprechen, muß gegen ihn die Last von meinem Herzen durch ein offenes Geständniß wälzen, muß seine Verzeihung erlangen, um ganz glücklich seyn zu können!"

„O theurer Herr," sprach Geronimo, den heißen Thränenquell nicht mehr verbergend, der seinem Auge entströmte, „theurer Herr, er kann nicht kommen, den ihr ruft; er weilt nicht mehr unter uns; das Grab hat seine theuren Überreste empfangen; er segnete euch und schied von dieser Erde!"

„Also auch das noch!" rief Giovanni und sank in seine Kissen zurück. Eine lange Krankheit war die Folge aller dieser gewaltsamen Erschütterungen. Geronimo wich nicht von seinem Lager; Jugend und Körperkraft besiegten endlich nach mehreren Monden die Leben bedrohende Krankheit; Giovanni genas geistig und körperlich.

An einem schönen heitern Frühlingstage, wo er sich der wiedererwachten Natur im Freyen erfreute, berief er Geronimo zu sich, um die nähern Umstände vom Tode seines Vaters zu erfahren. Geronimo stand lange an, ihm diese mitzutheilen, mußte aber endlich seinen dringenden Bitten weichen und begann:

„Es sind jetzt ungefähr fünf Monden, als ein fremder Greis von seltsamen Ansehen den Duca zu sprechen verlangte. Wir wollten ihn nicht einlassen, sondern verlangten zu wissen, was ihn zu dem Herzog führe. Er aber

fuhr fort, mit seltsam dringenden Bitten, eine Unterredung mit ihm zu begehren. So gaben wir endlich nach und meldeten ihn. Nach einer kurzen Weile hörten wir einen lebhaften Wortwechsel und darauf ein durchdringendes Hülfsgeschrey. Erschrocken stürzten wir ins Gemach und sahen euren edlen Vater in seinem Blute schwimmend auf dem Boden liegend, neben ihm den Fremdling mit einem blutigen Dolche. Wir eilten dem Duca zu Hülfe und bemächtigten uns des Mörders. Dieser aber stieß sich, eh wir es verhindern konnten, den Dolch tief in das Herz und verschied wenige Augenblicke nachher. Die herbey gerufenen Ärzte erklärten die Wunde eures edlen Vaters für tödlich. Ruhig befahl er mir mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart, den Selbstmörder zu untersuchen, ob er etwa Papiere bey sich führe. Wir fanden auf seiner Brust einen eng voll geschriebenen Bogen und ein Taschenbuch. Ich brachte beydes eurem Vater, der es mit Aufmerksamkeit durchlas und dann einen Priester zu rufen befahl, um die heiligen Sacramente zu empfangen. Nachdem er sich mehrere Stunden mit diesem unterhalten, verlangte er Schreibgeräthe. Er schrieb so lange, als es ihm seine Kräfte erlaubten, dann versiegelte er das Packet und stellte es mir zu, mit dem Befehl, es euch, gnädiger Herr, zu geben, sobald ihr hierher zurückgekehrt seyn würdet. Aber man brachte euch krank, eurer Sinne beraubt, in das Haus, und ich verbot den Dienern, mit euch von dem Tode eures Vaters zu reden. Jetzt aber durfte ich nicht mehr schweigen, und hier sind die Papiere." Bey diesen Worten langte er ein großes Packet hervor, das er auf der Brust getragen hatte. „Und mein Vater?" fragte Giovanni von Todesangst und Ahnung tief ergriffen. „Euer edler Vater starb wie ein frommer Christ, ruhig und Gott ergeben; sein letzter Seufzer war euer Name, gnädiger Herr; er schien bethend für euch zu sterben."

Giovanni verhüllte sein Antlitz und befahl dem Diener sich zu entfernen. Dieser, der den Seelenzustand seines Herrn bemerkte, gehorchte zögernd. Als Giovanni sich allein sah, stürzte er auf seine Knie nieder und bat Gott im inbrünstigen Gebethe um Kraft in dieser Stunde. Und sie ward ihm! Der Himmel verschließt sich selbst dem Flehen des Schuldigen nicht.

Gefaßt eröffnete er das heilige Vermächtniß des Vaters. Mit überströmenden Augen las er:

Mein Sohn!

„Der kalte, eisige Tod mahnt dringend; darum schnell, ehe die Pulse des Lebens stocken! Deine Hand war es, Giovanni, welche die des Mörders gegen mich bewaffnete. Eugeniens unglücklicher Vater, befangen von Wahnsinn über den Verlust des einzigen Kindes, das du, wenn ich ihn recht begriffen, in das Grab durch beyspiellosen Verrath hinabstürztest, war es, der den mörderischen Dolch in meine Brust stieß. Dich forderte er von mir; ich sollte dich ihm stellen, damit er in deinem Blute die heißen Schmerzen kühle, die ihn verzehrten. Er war dir in wilder Verzweiflung durch alle Länder Europens nachgereist und da er dich nirgends aufgefunden, suchte er dich hier. Ein hinterlassener Brief Eugeniens hatte ihn über deinen Stand und Namen belehrt und beyde sich seinem zerrütteten Gehirn tief eingeprägt. Mit drohenden Worten drang er in mich, ihm deinen Aufenthalt zu nennen. Da ich ihm dieß verweigerte und Miene machte, meine Leute gegen ihn zu Hülfe zu

rufen, stieß er mir, dir fluchend, das Messer tief in die Brust. Beyfolgende Papiere werden dir beweisen, daß jener Unglückliche der Entführer meiner Schwester war, der unserer Familie so großen Kummer bereitete. Er entfloh mit ihr nach der neuen Welt und machte sie dort zu seiner Gattinn. Sie gebar ihm mehrere blühende Söhne und Töchter, die aber, wie sie selbst, in der Blüthe des Lebens dahinstarben. Niemand blieb ihm übrig, als Eugenia; ein finsterer Gram umfing ihn, er glaubte in diesem frühen Tode der Seinen Gottes Strafgericht für seine Freveltat zu erkennen, und da ihm der Aufenthalt in Amerika zuwider geworden, verließ er mit dem ihm allein übrig gebliebenen Kinde jenen Welttheil und zog nach Europa. Nirgends fand er Ruhe; von Stadt zu Stadt, von Land zu Land irrte er umher, wie dir sein Tagebuch bezeugen wird, stets voll Furcht, auch das letzte ihm übrig gebliebene Gut, seine Eugenia, zu verlieren. Endlich, da das Mädchen hold und schön emporblühte, siedelte er sich zu A. am Rhein an. Dort machtest du seine Bekanntschaft. Ach, deine Hand war von der strafenden Gerechtigkeit dazu ausersehen, das Werkzeug zu werden, das den Todesstreich nach seinem Herzen führte. Ihn trafst du, ihn und mich!

Ich habe dir vergeben, mein Sohn, ich habe dich gesegnet, denn ein Vaterherz hat in der Todesstunde nichts als Verzeihung für ein verirrtes Kind.

Aber laß jeden Tropfen des von dir vergossenen Vaterblutes dich beschwören, umzukehren auf dem Wege, den du betreten! Groß ist die Gnade des Allmächtigen, offen stehen die Thore des Himmels dem ernst Bereuenden. Also Reue, tiefe zerknirschende Reue, Giovanni, und strenge Buße sind es, die ich von dir fordere, denn nur so können wir uns an dem Orte wieder finden, wohin ich jetzt zu gehen vermeine, nur so können wir wieder mit deiner frommen Mutter vereinigt werden, deren Bild wie das eines Schutzgeistes diese Stunde umschwebt. Reue ist das letzte Wort, der flehenden Bitte, das der sterbende Vater zu dir spricht. Alles andere ist nichtig; nur der Himmel, nur die Hoffnung auf ein schöneres Jenseits ist des Wunsches in der Menschenbrust würdig! Bethaue denn mit heißen Reuethränen die letzten Worte der hingemordeten Geliebten, die wir auf der entseelten Brust des unglücklichen Vaters fanden, und weihe den Rest deines Lebens einer strengen Buße! Die Hand erstarrt, die Blicke werden dunkel; das ist der Tod, Giovanni. Reue, mein Sohn und meine Vergebung! Vieles wäre noch zu sagen übrig, aber der Tod verweigert jede fernere Mittheilung; er ist ein strenger Gläubiger!"

Heiße Thränenströme entquollen dem Auge des Jünglings, nachdem er dieß Papier gelesen; Schmerz, heißer, unnennbarer Schmerz war in seiner Seele, aber die Verzweiflung schwieg. Bald ward es ihm klar, was geschehen müsse und nach den Vorgängen seines Lebens einzig noch geschehen könne, um ihm Ruhe zu geben. Er las Eugeniens Abschiedsworte an ihren Vater; jede Zeile überzeugte ihn von der unendlichen Liebe, die sie ihm bis zum Tode geweiht hatte. Mit seinen Thränen benetzte er sie, drückte sie tausend Mal an seine Lippen und fühlte in seinem erstorbenen Herzen alle süßen Erinnerungen der Vergangenheit noch einmal aufdämmern. Welch ein Glück hätte ihm durch diese reine, unendliche Liebe werden können, wenn die Schuld sein Leben nicht vergiftet hätte! Auch ihres unglücklichen Vaters Tagebuch

durchlas er mit Rührung. Was hatte dieser nicht gelitten, wie nicht gekämpft, weil er einmal von dem Wege der Pflicht abgewichen! Mehr denn alles andere überzeugten ihn diese Ausbrüche der Verzweiflung, daß der Schuldige Versöhnung mit Gott und mit sich selbst nur dadurch erwarten dürfe, daß er der Welt und ihren Genüssen entsage und den Rest seines Lebens einer strengen, unausgesetzten Bußübung weihe.

„Aber wird der Himmel mich nicht verwerfen, weil ich in einer bösen Stunde ihm entsagte?" rief es plötzlich in seiner Seele? „Allen kann Vergebung werden, ich mag es glauben, denn groß ist die Gnade des Himmels. Aber auch dem Abgefallenen? Diese Zweifel beunruhigten sein Gemüth und ließen ihn fast wankend in seinen guten Entschlüssen werden. „O nur Ein Zeichen der Gnade, nur Ein Zeichen, daß ich nicht verworfen bin, daß die Pforten des Himmels sich dem Reuigen nicht verschließen!" flehte er inbrünstig zu den Füßen eines Muttergottesbildes, das im Garten stand. Da fing der kalte Marmor, an sich zu regen, liebend öffneten sich ihm die Arme der heiligen Jungfrau und das schöne Haupt neigte sich zu ihm mit freundlicher Milde nieder!

19.

Aus schattigen Pinien, am Abhange eines mit der üppigsten Vegetation bekleideten Hügels, erhebt sich ein einsames Kloster, bewohnt von den frommen Brüdern des heiligen Bernhard. Ein schöner, blasser Jüngling, in der Kleidung des Ordens, kniet, mit Inbrunst die frommen Blicke auf das Gnadenbild geheftet, unablässig am Altare. Mit scharfer Geißel schlägt er täglich seinem Leibe tiefe Wunden, aber Seele und Herz sind geheilt von Verzweiflung. Aus der finstern Schmerzensnacht, die ihn sonst umgab, tauchen die Sterne der Hoffnung auf Versöhnung empor. Heller und immer freudiger wird der sonst zur Erde gesenkte Blick und sucht in den Höhen das heilige Licht des Ewigen, das er nicht mehr bey seinem Thun und Wollen zu scheuen braucht.

Als einen Heiligen verehren ihn die frommen Brüder des Klosters und senden mit ihm vereint ihr Flehen zu dem Ewigen empor, daß ihm die Frucht der tiefen, zerknirschenden Reue nicht versagt werden möge. Die Frucht der Reue aber ist Versöhnung!

Charade.

Fröhlich ruft von weiten
Muntrer Hörner Schall!
Horch! von allen Seiten
Tönt der Wiederhall.
Süße Liebeslieder
Flattern in der Luft;
Glockenton hernieder
Senket sich zur Gruft.
Harmonien Fülle
Wogt in der Natur!
Durch die zarte Hülle
Meines Ersten nur
Kann der Töne Schweben
Lust und Schmerz mir weih'n:
Und dieß äußre Leben
Innerlich mich freu'n.
Doch im Zweyten reichet
Treue Zärtlichkeit
Dir das Liebeszeichen
Einer Ewigkeit.
Auch in seinem Kreise
Schaurig ausgemalt,
Ruft die Zauberweise
Manche Truggestalt.

Doch als Ganzes schwanket
Es am Ersten nur
Seinen Wechsel danket
Es der Mode Spur.

Selbst der Otoheiten
Weibliches Geschlecht
Gab zu allen Zeiten
Ihm Toiletten-Recht.

Sephine.

Literatur und Kunst.

Sappho und Alkaios, ein altgriechisches Vasengemälde, mit fünf Abbildungen. In Folio, Wien gedruckt bey Anton Strauß. 1822.

Kenner und Freunde der Antiken wissen, wie viel interessante Belehrungen über Mythologie, Religionsgebräuche und Sitten des gebildetsten Volkes des Alterthums man Haucarville's und Tischbein's Zeichnungen von antiken Vasen verdankt, und welchen reichen Schatz von geschmackvollen Formen hier Maler, Zeichner und andere bildende Künstler für neue Ideen, Compositionen u. s. w. aus dem Alterthum erhalten, finden.

Die Vase, welche in vorliegender Monographie zum ersten Male bekannt gemacht wird, ist in mancherley Hinsicht höchst merkwürdig. Der Verfasser, welcher sich hierin als einen eben so kenntnißreichen als geschmackvollen Kunstforscher beurkundet, hat das Verdienst, diese Antike zu Girgenti (in dem Hause des Hrn. Panettieri) unter einer bedeutenden Anzahl gewählter altgriechischer Vasen hervorgezogen, und mit geübtem Kennerauge zuerst nach ihrem ganzen seltenen Kunstwerthe gewürdiget zu haben. Sie ist über zwey Schuh hoch und von einer eben so seltenen als angenehmen Form. Das schönste Ebenmaß aller Theile, vorzügliche Reinheit des Thones und die ganz unversehrte Erhaltung zeichnen sie aus. Eine Eigenthümlichkeit, die sie vor ähnlichen Gefäßen unterscheidet, ist eine röhrenförmige Öffnung am Boden, welche bis jetzt noch auf keinem Gefäße dieser Art so vorgefunden wurde, und wahrscheinlich, gleich den Röhren an unsern Theemaschinen, zur Ablassung des Getränkes in kleinere Trinkgefäße diente. Ferner haben auch die, am oberen Rande äußerlich angebrachten, Handhaben, welche von innen hohl sind und zur bequemen und sicheren Übertragung der Vase dienten, eine eigenthümliche, mit dem Ganzen schön harmonirende Gestaltung. Die Oberfläche ist mit einem schwarzen Überzuge bedeckt, aus welchem die Verzierungen und Figuren mit ihren Umschriften in der rothen Grundfarbe des feinen Thonmaterials ausgespart sind.

Diese Gemälde machen den hauptsächlichsten Vorzug des schönen Gefäßes aus. Auf der Vorderseite sieht man die ausdrucksvollen Bildnisse von Alkaios (Alcäus) und Sappho, welche bisher jedes nur aus einer alten Münze *) von Mytilene bekannt waren. Sie halten beyde die Kitharen von sieben und acht Saiten in der Linken, und führen mit der rechten Hand das an einer Schnur mit der Kithar verbundene Plektron, den Saiten die mächtigen Töne zu entlocken.

Das Diadem umgibt ihre Stirne als Zeichen glücklicher Sänger, die im Wettstreite singend den Kampfplatz verließen; bey Sappho stehen unter dem Diademe noch Blätter eines Kranzes von Myrthen hervor, ihr Band ist gezierter; sie hat Ohrgehänge, und eine Kette um den Hals; in langen Locken fließt ihr Haar herab; sie trägt das faltenreiche Untergewand und den Überwurf, über der rechten Schulter mit der Spange befestigt. Auch Alkaios, der tief sinnend in ehrwürdiger Gestalt abgebildet steht, hat ein doppeltes Gewand, das untere mehr gefaltet. Die Umschriften in älterer griechischer Buchstabenform bezeichnen die Namen dieser beyden Gestalten und zwischen beyden zeigt sich das Wort ΔΑΜΑΚΑΛΟΣ (Damakalos), welches vielleicht der Name des Künstlers oder des Besitzers dieser Vase, vielleicht auch ein Epitheton des Alkaios (der Siegesherrliche, oder Mächtigschöne) ist. Bedeutender dünken uns die fünf O, welche, gleich einer Perlenschnur von Tönen, dem Munde des Alkaios zu entfliehen scheinen.

Die Rückseite dieser Vase enthält zwey bacchische Gestalten, ohne Zweifel Diony-

*) Die Münze mit Sappho's vermeintlichem, aber sehr zweifelhaftem Bildnisse befindet sich in der Münzsammlung des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien.

sos und Methe vorstellend, welche, mit Epheu bekränzt, Wein und Epheuranken in der linken Hand halten und mit der rechten bacchische Gefäße einander entgegengeben, indem sie sich gegenseitig den freundlichen Zuruf der Griechen: ΚΑΛΟΣ, ΚΑΛΟΣ (Schön, Gut) zuschicken.

Die geschmackvolle Verzierung der Randeinfassung wollen wir nicht weiter beschreiben, aber sie unsern bildenden Künstlern als Muster zur Nachahmung empfehlen.

Die schätzbaren Bemerkungen und geistvollen Ansichten, welche der Verfasser, über die Bestimmung und den Gebrauch dieser und ähnlicher Gefäße, mit sorgfältigster Quellenforschung und eben so gründlicher als ausgebreiteter Sachkenntniß, als eine kostbare Zugabe hinzugefügt hat, leiden keinen Auszug und verdienen im Werke selbst nachgelesen zu werden. Unter den mitgetheilten Beweisstellen, welche sich unter dem Texte befinden, kommen bis S. 20 auch mehrere griechische mit der metrischen Übersetzung von Hrn. Prof. Ant. Stein vor, welche als Muster einer reinen fließenden Verskunst gerühmt zu werden verdienen.

Der verdienstvolle Verfasser, der zugleich als Auffinder dieser interessanten Vase gelten muß, besitzt die zu große Bescheidenheit, sich nicht zu nennen. Wir glauben aber, daß die gelehrte Welt den Archäologen, der ihr diese Gabe darbringt, leicht errathen wird. Es ist die erste Ausbeute einer Reise, welche er, durch kaiserliche Munificenz unterstützt, in die classischen Gefilde des alten Großgriechenlands (Sicilien) unternommen hat, und die Freunde des Alterthums begrüßen ihn hier auf einem Gebiete, auf welchem Winkelmann und Böttiger unter den Deutschen sich so große Verdienste um Auffindung und Erklärung solcher Vasengemälde erworben haben. *hl*

Theater-Anzeige.

K. k. priv. Theater in der Leopoldstadt. Die Fee aus Frankreich, oder: Liebesqualen eines Hagestolzen, Original-Feenmärchen neuerer Zeit in zwey Aufzügen.

Wir haben die Leistungen dieser Bühne geraume Zeit hindurch mit Stillschweigen übergangen; nicht aus dem Grunde, als sollte die Beurtheilung derselben vom Plane der Zeitschrift ausgeschlossen werden, sondern weil die bisher aufgeführten Stücke meistens zu den längst bekannten und besprochenen gehörten und die wenig neuen Erscheinungen, größten Theils ephemere Geburten, keine bleibende Stellung auf dem Repertoir erlangten, folglich kein würdiger Gegenstand der Kritik waren.

Die Volksbühne und ihre Productionen sind keineswegs so geringfügig, daß sie nicht neben ausgezeichneten Werken der Kunst angezeigt und beurtheilt werden könnten. Sie stehen, als Schöpfungen, die aus dem Leben gegriffen sind, mithin den Charakter, die Eigenheiten, Schwächen, Neigungen, Sitten, Gewohnheiten ꝛc. einer Nation darstellen, dem Herzen und Geiste der Volksclasse näher, als die Schriften eines hehren Geistes, den zu bewundern und zu verstehen nur der gebildete und wissenschaftliche Mensch fähig ist. Der Volksdichter, in so fern er in die Individualitäten seiner Umgebung eingedrungen, kann der beste Lehrer derjenigen Classe Menschen werden, für welche er schreibt, wenn er die moralischen und sittlichen Wahrheiten in das lachende Gewand der Komik zu kleiden weiß, so daß das Nützliche sich mit dem Angenehmen verbindet; wenn er gleichsam hinabsteigt zu seinem Publicum, es stufenweise zu sich emporhebt; wenn er seine Bilder zu veredeln versteht und somit beweist, daß jeder Sache eine interessante Seite abzugewinnen sey, und daß sich die komische Volksmuse nicht zu Gemeinheit und Trivialität zu erniedrigen braucht, um ihrem Publicum zu gefallen.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, behauptet der Volksdichter einen ehrenvollen, aber keineswegs leicht zu erhaltenden Platz und seine gelungenen Productionen sind in ihrer Art eben so gut für Werke des Genies anzuerkennen, als jene des höheren Dramatikers. Leider sind aber auch solche Erzeugnisse selten, obwohl die Jünger dieses Par-

nasses Legion heißen, weil ein Jeder, der eine Feder zu führen versteht, sich für geeignet hält, ein Volksstück zu schreiben.

Österreich hat in dieser Gattung das Meiste, ja Alles geleistet und der wahre Jocus ist nur auf der Wienerbühne zu Hause. Das gelehrte Norddeutschland scheint von dieser Volksmuse, welche die Zahl seiner Gespielen um eine zu vermehren verdiente, gar nichts zu wissen, und die Späße ihrer Possenmacher sind mit dem Sonnenstrahle an einem Decembertage zu vergleichen. Die sogenannte Bearbeitung der falschen Catalani und der Stralauerfischzug mögen Belege dieser Behauptung seyn.

Der Ursprung der deutschen Posse dürfte mit dem Anfange des deutschen Theaters zusammenfallen; die Kirchenkomödie in der Fastnacht und der allbekannte Hanswurst sind die ersten Pfeiler von Thaliens Tempel. Hafners unversiegbarer Humor war eine reiche Quelle, die freylich nicht immer lauter floß; seine Charaktere, obgleich noch Carricaturen, neigen sich doch schon mehr zum wirklichen Leben. Sein späterer Bearbeiter, Perinet, brachte manche verdienstliche originale Leistung hervor; die Bahn war gebrochen, aber jetzt kamen Hensler und einige andere mit gehaltlosen Ritterkomödien und Geisterspectakeln (eine Folge der damaligen Lieblingslectüre) und die Sache nahm eine andere Richtung; Geway's classische Modesitten waren der einzige Stern in dieser geschmacklosen Periode. Endlich erschien Kringsteiner und gründete die Lokalstücke, Bäuerle und Meisl brachten sie in Aufnahme, auch Gleich versuchte sich mit wechselndem Glücke in dieser Gattung. Cäsperle war verschwunden und die Charakterkomik trat an die Stelle der Possenreißerey.

Unter die bedeutendsten Leistungen dieser Gattung zählen wir unbedenklich Meisl's Fee aus Frankreich, die nicht nur seit sechs Monaten das Haus füllt, sondern auch die Forderungen eines feineren Publicums befriedigt und bereits dieselbe freundliche Aufnahme auf den vorzüglichsten Provinzialtheatern gefunden hat. Der Inhalt dieses lokalen Zauberspiels ist bereits hinlänglich aus andern Blättern bekannt. Ohne in ein näheres Detail einzugehen, zeichnen wir unter den Charakteren des Hagestolzen jenen des jugendlichen Schwärmers im ersten Act als besonders glücklich durchgeführt aus; im zweyten Acte sind die höchst originellen Scenen des als rosenfarber Geist herumwandernden Pächters, wahrhaft komisch. Die Gesellschaft bemüht sich ebenfalls, eine vollkommen gerundete Darstellung zu liefern und die treffliche Ennökl wie der Proteus Raimund sind mit jedem Charakter anders und immer wahr. Nicht weniger angenehm waren Mad. Schack und Hr. Korntheuer in ihren Rollen.

X.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Caladium pinnatifidum. Halbgefiedertes Caladium. Von Caracas.
Ceanothus microphyllus. Kleinblättriger Ceanothus. Aus Florida.
Metrosideros angustifolia. Schmalblättriges Eisenmaß. Vom Cap.
- - - marginata. Geändertes Eisenmaß. Aus Neuholland.
Prunus lusitanica. Portugiesische Pflaume. Aus Portugal.
Psoralea pinnata. Gefiederte Psoralea. An Bächen vom Cap.
Pogonia debilis. Schwache Pogonie. Aus Neuholland.
Renealmia nutans. Überhängende Renealmie. Aus China.
Royena lucida. Glänzende Royene. Vom Cap.
Trilix lutea. Gelbe Trilix. Von Carthagena.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 23. May 1822.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Numero: Eilftausend achthundert fünf und dreyßig.

Eine humoristische Erzählung

von Johann Langer.

1.

Tiefe Nacht lag auf der Erde. Der Sturm brauste mit tausend Flügeln durch den düstern Wald, entwurzelte die tausendjährigen Stämme und streute sie, wie Spreu, in den Lüften umher. Die Wogen des Waldstromes stiegen schäumend über ihre Ufer und wälzten sich mit wilder Empörung über die felsigen Gründe, alles verheerend, was ihre Fluthen bedeckten. Der Donner rollte, daß die Erde in ihren Tiefen erzitterte und die Blitze spalteten die Wipfel der himmelanstrebenden Eichen. Der Regen stürzte vom Himmel, als wären alle Brunnen der höhern Regionen geöffnet, und —

Da knarrte plötzlich die Stubenthüre und ein hübscher Flachskopf guckte herein.

„Aber lieber Rudolph, was lärmst du gar so entsetzlich! Du hast mir den kranken Schreyhals geweckt!"

„Pst! Du profaner Engel der trübseligen Erde! Ich habe einen Besuch von den Unsterblichen!"

„Es ist doch nicht artig, wenn man bey so hohen Besuchen mit den Händen auf dem Tische trommelt!"

„Das ist der rollende Donner!"

„Wenn man bey hellem Tage die Gardinen herabläßt und die letzte Kerze verbrennt."

„Mein Roman beginnt in tiefer Nacht, und überhaupt ist die Nacht eine Göttinn der Dichter, wie sie, was oft auf Eins hinausläuft, die Freundinn der Diebe ist. Nachts hat Schiller am liebsten gearbeitet, und ich wollte wetten, daß Grillparzer seine Ahnfrau und Lord Byron seinen Vampyr um Mitternacht und Goethe seinen Werther beym Mondschein ge-

schrieben. Das schöne Lied vom Carfunkelstein und der Hyacinthe hat Werner ohne Zweifel im Schlafe geschaffen, und das Athenäum ist unstreitig die Geburt des Zwielichtes."

„Wie nun, wenn die Kerze verlischt?"

„Dann sitzt man im Dunkeln, liebe Laura, das ist die rechte Höhe des Mysticismus. Der Leser tappt in purpurner Finsterniß, und so oft die Nase an irgend etwas stößt, ruft er aus: Das ist göttlich! obgleich er es nicht versteht. Das ist in der Ordnung; denn der Dichter wußte auch nicht, was er schrieb. Wenn ihm aber die Kritik die Fackel der Vernunft vor die Eulenaugen pflanzt, dann schreyt er über Entheiligung und Profan-Scribenten!"

„Du bist heute wieder entsetzlich gelehrt, lieber Mann!"

„Das ist die literarische Galle, liebes Weibchen, die bey gewissen Gelegenheiten überläuft, gerade so wie bey euch die ökonomische, wenn es an Waschtagen regnet, oder die Magd die Suppe versalzen hat."

2.

Eine Engelsgestalt trat still herein, ein Gebethbuch in der Hand.

„Da kömmt Justine," ruft der satyrische Dichter, und zieht sie sanft zu sich, einen herzlichen Kuß auf die frischen Rosenlippen drückend. „Wahrlich! das ist mein gerathenstes Werk!" fuhr er schäkernd fort, indem er dem liebenswürdigen Mädchen die Wange streichelte und mit den blonden Locken tändelte, als wollte er den Anakreon spielen, „und ich gäbe sie nicht um Goethe's „Iphigenia," um die Albaneserinn schon gar nicht! Mein gutes Kind! Du warst heute schon wieder mit den Flammenrossen meines himmlischen Vorstehers aus den Federn und auch schon in der Kirche, wie ich an dem Eckartshausen in deiner Hand bemerke; das gereichet dir zum Lobe, besonders zu einer Zeit, wo das Losungswort des Erwachens: „Mit Gott!" aus der Mode gekommen, und die liebe Jugend, Aug und Lippe mit einer Rossinischen Arie öffnet, wie sie selbe Nachts vorher damit geschlossen. Allein ganz ohne Nebenabsicht hast du doch nicht diese Stunde dem Schlafe abgebrochen und zum Kirchengange bestimmt? Nicht wahr, der Weg geht am Refectorio vorbey, wo unser neuer Miethsmann seine Werkstätte aufgeschlagen hat, und seine himmlischen Gestalten mit wahrer Ruben'scher Kühnheit ins Leben ruft. Es ist ein herrliches Bild, die Mutter mit dem Kinde, in der Capelle, und ich falte unwillkürlich die Hände und fühle mich von inniger Andacht ergriffen, wenn dieses in wahrer Raphaelischer Verklärung schwebende Antlitz mit unbeschreiblicher Milde auf mir ruht! In solchen Augenblicken beneide ich den Genius, der solche Ideale mit schöpferischer Kraft auf leere Leinwand zaubert, die jedes Herz bewegen müssen. Streckt nicht das Kind schon lächelnd die Arme nach dem Werke des Malers aus, indeß dem Dichter nur gleichverwandte, fühlende Seelen auf seinen geistigen Flügeln zu folgen vermögen, und die Menge ewig unbekannt mit den höhern Schönheiten bleibt, wozu allein Bildung und künstlerisches Wissen zu führen vermag."

„Ach, Vater! Du sollst nur den herrlichen Johannes sehen, der jetzt seinem kühnen Pinsel entsteigt. So hab' ich ihn mir immer gedacht, den kindlich

frommen Jünger, den Liebling des Erlösers, der am Tage des Scheidens an der Brust des göttlichen Meisters ruhen durfte. Auf diesen Lippen schwebt unverkennbar die Süßigkeit jener himmlischen Lehre, die sein göttlicher Freund in seine empfängliche Brust hauchte. Das blaue Auge trägt den Strahl einer unendlichen Liebe in sich, und üppig wallen die blonden Locken von seinem hohen Scheitel, den Marmornacken bedeckend, auf das blaue Kleid nieder."

„Mädchen, Mädchen, du wirst ja zur Dichterinn über diesen Evangelisten, der, deiner Contur nach, deinem Maler auf ein Haar ähnlich sieht. Oder ist es der Künstler, und nicht das Kunstwerk, was dich so begeistert?"

Justine schlug das dunkle Auge zu Boden, aus dem der verrätherische Feuerstrahl der Liebe brach, und die Aurora der Scham umzog ihre Wangen.

3.

„Mein liebes Kind, du darfst dich einer Sache nicht schämen, die, wie die Pocke, die Welt beherrscht, und die, wie diese, wenigstens ein Mal im Leben allem, was Fleisch und Blut hat, über den Hals kommt, es mag nun am Nordpol oder im Palais Royal seyn, und eine großnasige Tante oder ein verliebter Vormund mit dem Flammenschwerte vor dem Paradiese stehen. Freylich hat man, wie bey der letzten, eine Art Jennerisches Impfungssystem im Gebrauche, ich meine die Convenienzheirathen, wobey die Versorgung des Magens und allenfalls ein eignes Dach und Fach die Hauptpuncte sind, und die Gefühle des Herzens für Agremens gelten, die eine Brillantnadel oder eine Lustfahrt ersetzen würden; aber welcher Solitär ist im Stande die Thränen zu trocknen, die gekränkte, unglückliche, sterbende Liebe in stiller Nacht weint? Ich habe recht oft die Natur in ihrem Wirken belauscht, und sie immer als eine gute, sorgende, bewunderungswürdige Mutter gefunden. Um so weniger läßt sie Wesen untergehen, die sie selbst mit heiligen Banden umwindet; es liegt zwar eine glänzende Carriere nicht immer in den Grenzen ihrer Berechnungen, aber ein Himmel, der in den gleichgestimmten Herzen sich öffnet, und dessen Werth kein Börsezettel bestimmt. Ich sehe diesen Himmel in deinen Augen strahlen, Justine, und Gott bewahre mich, daß ich durch väterlichen Versorgungseifer seinen sitalischen Horizont trüben sollte!"

Justine stand betroffen und schielte verstohlen seitwärts nach dem Wandspiegel, den Himmel wahrzunehmen, der nach des Vaters Worten aus ihren Augen strahlen sollte. Sie sah aber nichts, als daß sie bis über die Ohren und unter die Nasenspitze roth geworden. Mit dem Übrigen hatte der Vater doch recht!

4.

Als Justine fort war, hatte die Mutter noch manches über das neue Liebesverhältniß zu bemerken. Sie meinte, der Mensch lebe nicht allein von der Liebe und ließ ein Wörtchen von der Nachkommenschaft fallen, die man mit in Rechnung zu bringen nicht vergessen dürfte u. s. f.

„Das wird sich alles finden!" beruhigte der joviale Musensohn die bedenkliche Gattinn. „Weißt du noch, Laura, wie wir saßen und rechneten, und es um und um nicht langen wollte, und Gott hat doch geholfen! So manche trübe Stunde, so manche unglücksschwangere Wolke kam, die nicht in unserer Rechnung standen, mit Gottes Hülfe zogen sie vorüber und wenn

auch zuweilen der Genius dem Reichthume sich beugen mußte und die Kunst an den Stufen der Marmorpaläste nach Brot suchen ging; feyerten wir nicht dafür in unserm stillen heimlichen Stübchen so manche Freudenfeste? Ich möchte sie Herzensfeste nennen, die der Goldsclave, der sich mit wüstem Kopfe und leerem Herzen ins Gewühl der rauschenden Lust stürzt, für seine hingeopferten Tausende nicht erlangt, weil er alles hat, nur kein zufriednes Gemüth."

„Ich habe Beyspiele erlebt, wo am Altare des Hymen Millionen mit Millionen verbunden wurden und die Familien schon in der Wiege die kaum gebornen Wesen als Mann und Frau sahen, um, wie es hieß, das sauer erworbne und glücklich ererbte Vermögen beysammen zu erhalten; aber die Natur hatte die Herzen nicht so einig geschaffen wie den Familiensinn, und was die väterliche Gewalt verkettete, trennte die Denkungsart der Kinder: dadurch zerrannen die Millionen, wie sie gewonnen waren, die Kluft, die zwischen den beyden Herzen lag, verschlang sie, und der stolze Bau einer geldsüchtigen Convention stürzte in wenigen Jahren zusammen. Wenn aber die Natur die Seelen verlobt, da zerstört nur Freund Hain mit der Hippe die Verbindung, und Schmerz und Unglück schlingen die Bande nur enger und unzertrennlicher um die einverstandenen Herzen."

„Um auf besagten Himmel zu kommen, das ist nämlich der Brautschatz der bey diesen geldarmen und speculationsreichen Zeiten der erste Grundstein eines soliden Liebeshandels ist; indem so manches baufällige Haus durch Hymens goldene Schleppe und die gefällige Acceptation des Schwiegervaters, gleichsam wie durch eine neue Säule gestützt wird, haben wir bloß die Hoffnungen eines Künstlers zu befriedigen, dem es gewiß nie einfallen wird, durch seine Frau sich zum Millionär emporzuarbeiten. Solche götterverwandte Menschen haben es immer mehr mit dem Himmel zu thun; daher gewöhnlich die irdischen Schätze mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit aus ihren Taschen verschwinden. Exempla sunt —"

„Die wären mit Händen zu greifen!" meinte Laura. „Ich werde," fuhr Mehling fort, „wie ein gewisser französischer Schriftsteller, während der Essenszeit einen Roman schreiben, den soll Justine zur Mitgift erhalten und, lange mir doch die Chatoulle dort herunter;" Laura reichte ihm lächelnd das niedliche Nußbaumkästchen.

„Für mich," sagte er scherzend, „ist dieses Behältniß eine Pandora-Büchse, nur mit dem Unterschiede, daß mir so manche freundliche Erinnerungen wie Engelsköpfchen daraus hervorgucken, als dort Erynnien unter die Menschheit gefahren sind, und mein alter Lebensbaum scheint bey ihrem Anblicke frische Blüthen und Knospen treiben zu wollen; ja wenn die Natur, wie das Gefühl und die Phantasie, rückwärts ginge, ich würde wie ein zweyter Phönix verjüngt werden, wenn ich so in den glänzenden Trophäen meiner Jugend und Eitelkeit herumwühle." Er suchte in den theuern Kleinigkeiten selbstgefällig herum. „Da sind Ringe, sogenannte Ewigkeitsschlangen einer unverlöschlichen Neigung, die kaum einen Kalender ausdauerte; Uhrbänder aus den Zeiten, wo die glückliche Liebe keinen Glockenschlag hörte; zierliche gestickte Portfeuilles der Freundschaft, die in drückender Nothdurft leer blieben; höfliche Briefe adeliger Mäcene, die ihre Aprilgunst nach dem Winde

der Journale richteten; hier ein falscher Thaler, womit ein reicher Wucherer einen armen Handwerker betrog, dessen sechs Kinder hungerten, und hier (er schlug ein Papier aus einander), Numero Eilftausend achthundert fünf und dreyßig! Als ich neulich beym Buchhändler Spitzmaus in der Residenz war und ihm meine Übersetzung des neuesten Romans der Madame Genlis anbot, da flog von seinem Comptoirtische, worauf eben mehrere Güterloose lagen, diese verhängnißvolle Nummer in meinen daneben liegenden Hut; ich hielt dieß Ereigniß für einen offenbaren Wink des Himmels und ließ die Überläuferinn mir in Rechnung bringen. Dem Plane nach ist hier ein ganzes Gut zu gewinnen, mit Äcker und Wiesen, Teichen und Wäldern, eine herrliche Rindviehzucht, ein Verwalter nebenbey, und über alles das dreyßigtausend Thaler Tresorscheine auf die Hand. Ist das nicht eine fürstliche Aussteuer für Justinen? Wenn nämlich der Himmel will!" fügte er leise hinzu, dem satyrischen Einwurfe seiner Frau begegnend.

Laura lächelte über die wahrhaften Dichterschlösser ihres Mannes.

„Postmeister Andres stand eben vor dem Poststalle, als ich, den Glückszettel in der Hand, vorüber ging. „Ey was haben Sie da, bester Herr Mehling?" fragte er neugierig und sah nach dem Papiere; ich reckte ihm das Gut und die dreyßig tausend Thaler unter die Nase. „Nu, nu!" meinte er schmunzelnd, „wenns trifft, laß ich mir den Courierritt nicht nehmen, ich komme in Galla mit der erfreulichen Bothschaft und brumme den Baß dazu, wenn Sie ein Gloria in excelsis anstimmen!" Ich drückte dem ehrlichen Alten die braune Rechte, und ging zum Thor hinaus. Heute ist der 28. und mich dünkt die Ziehung; wenn Gott wollte, so könnte Andre schon —" Ein fröhliches Posthorn unterbrach ihn. Laura und Mehlig sahen einander an; Justine sprang ins Zimmer: „Der alte Andres kommt im Gallaanzuge auf staubbedecktem Pferde daher geritten!" Mehling war blitzschnell mit dem Kopfe durchs Fenster, daß die Scheiben klirrten.

(Die Fortsetzung folgt)

Romanze.

Zog ein Jüngling über Feld,
Wollt zur Liebsten wandern,
Glimmten Stern' am Himmelszelt,
Einer nach dem Andern.

Las die Seele sehnsuchtkrank
In den gold'nen Zügen,
Alle sagten: Sey nicht bang,
Sterne nimmer lügen.

Stand in Osten zart und klar
Sternenschrift geschrieben:
„In der Ferne wunderbar
Bist mir noch geblieben."

Und in Süden flammt es mild:
„Selig walten Sonnen,
Strahl ist milde, Gluth ist wild,
Bleib in Lichtes Wonnen."

Rosumkränzt in Westen stand
Trostreich Wort geschrieben:
„Treues Herz und reines Band
Will der Himmel lieben."

Und in Norden einsam glüht
Stern, noch halb verborgen:
„Dunkle Nachtblum ist verblüht,
Ihre Frucht der Morgen!"

Ost und Süden, West und Nord
Still verheißend blickten
In das bange Herz sofort,
Himmlisches erquickten.

Und von fern ein Hüttchen klein
Schaut des Waldes Dunkeln,
Mit des Lämpchens Silberschein,
Heil dem süßen Funkeln!

Näher! näher! Holde Braut
Sitzt beym Ampelscheine,
Von der Augen Sternlein thaut
Perl an Perle reine.

Was in Ost, Süd, West und Nord
Stand zerstreut in Fernen,
Sagt ein einzig Himmelswort
Aus zwey goldnen Sternen.

Süßer Himmel meiner Brust,
Sprach der Jüngling trunken,
Als sein Leben, seine Lust
An sein Herz gesunken:

Wunderholdes Augenpaar,
Reine Himmelsbläue,
Sey mein Sternbild immerdar,
Heiße: Lieb und Treue!

Lieb' und Treue bleiben licht,
Wenn die Sterne dunkeln,
Lieb' und Treue wanken nicht,
Selig, wem sie funkeln!

Helmine.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Aprils 1822.

Unsere schönen Elbfluren waren wohl noch nie reichlicher mit Frühlingsblüthen überschüttet und reizender geschmückt, als dieses Jahr, wo sich die Blumen so unmittelbar in die greisen Locken des Winters schlangen. Der Übergang von der Kälte zur Sommerhitze war außerordentlich schnell und Viele erkrankten daran. Jetzt beginnt es wieder rauh zu werden und wir haben am Ende nur ein Paar Wochen einen Sommernachtstraum gehabt.

Unserm theaterliebenden Publicum ward ein hoher Genuß durch die Gastrollen von Hrn. und Mad. Wolff aus Berlin zu Theil. Dieß gefeyerte Künstlerpaar trat zuerst auf als Orest und Iphigenia, lebhaft an die schöne Zeit erinnernd, wo der große Dichter selbst, in dem classischen Weimar, ihr Lehrer war, und wurden beyde mit stürmischem Beyfall herausgerufen. Dann gaben sie das Ehepaar in: Männertreue und: in der eifersüchtigen Frau, den Marquis von Posa und die Prinzessinn von Eboli in Don Carlos, das Ehepaar in den argwöhnischen Ehe-

leuten, den Grafen von Leicester und die Elisabeth von England in Maria Stuart, die Sappho, den Grafen von Klingsberg in den beyden Klingsbergen, und zuletzt die Camilla und Meister Spinarosa in dem Bilde. Wir erkannten in ihnen die echten, denkenden und vielseitigen Künstler; sie werden uns unvergeßlich bleiben. Über ihre künstlerischen Leistungen selbst sind in unserer Abendzeitung so vortreffliche Beobachtungen von Kennerhand geschrieben, daß uns hier nichts hinzuzufügen bleibt.

Einen hohen musikalischen Genuß hatten wir durch die Anwesenheit des berühmten Drouet, ersten Flötenspielers des Königs von Frankreich. Er ließ sich erst im Theater hören mit einem Concert und mit Variationen auf: „di tanti palpiti," dann gab er eine große musikalische Akademie, wo er wieder ein herrliches Concert und Variationen auf: „God save the king" spielte, alles von seiner eigenen Composition. Mit staunender Bewunderung hörten wir die Vollendung seines Spiels, für welche es gar keinen Maßstab mehr gibt. Die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit seiner Passagen geht über jede Vorstellung; dabey bleibt er auf das strengste im Tacte. Seine langgehaltenen Töne, der einfach großartige Vortrag seines Adagio, sein Piano, welches so leise und zart ist, daß man glauben sollte, es sey ein Elfenhauch, sind einzig in ihrer Art. Unsere brave Sandrini sang eine allerliebste Arie aus Rossini's Barbiere di Seviglia und ein komisches Duett mit Benincasa, welcher außerdem noch mit seiner schönen vollen Baßstimme die Arie: „Udite, tutti, udite" aus Cimarosa's Matrimonio segreto sang. Der erhöhte Preis war vermuthlich Schuld daran, daß sich nur eine kleine Anzahl Zuhörer eingefunden hatten.

Ein anderes Concert, von den Zöglingen der Blindenerziehungsanstalt mit Unterstützung der Capelle gegeben, ward recht passend mit der Ouverture aus den Blinden von Toledo eröffnet, dann spielten vier der kleinen Blinden ein Quartett von A. Schneider auf vier Flöten, recht sicher und gut, hierauf ein blindgeborner Knabe, Dagobert Fischer, ein Solo auf der Pedalharfe, Phantasie und Variationen von Bochsa über „God save the king" sehr brav mit Geist und Vortrag und vortrefflicher Methode. Es war rührend, diesen jungen Blinden, dessen Äußeres recht angenehm ist, mit solchem Feuer und solcher Sicherheit in die Saiten greifen zu sehen. Ein anderer Blinder, Wilh. Stakelberg, trug ein Concert von Berbiguier auf der Flöte brav, mit Gefühl und Sicherheit vor. Im zweyten Theil sangen zwölf Blinde mit Begleitung des Pianoforte das Halleluja der Schöpfung von Kunzen. Sie waren sicher und gut eingeübt, doch die Methode des Gesanges schien nicht zu gefallen. Es ist Schade, daß diese Kinder, von denen manche recht hübsche Stimmen haben, keinen bessern Unterricht im Gesange bekommen, da doch Musik ihre einzige Freude, das Sonnenlicht ihres Lebens, ist. Was sie auf den Instrumenten leisten, ist dagegen wahrhaft ausgezeichnet, und verdient die freundlichste Unterstützung. Möchte doch allmählig diese wohlthätige Anstalt sich so musikalisch ausbilden, wie im Blindeninstitut zu Paris, wo vollstimmige Symphonien von Blinden aufgeführt werden und wo die mehresten sich durch ihr musikalisches Talent ernähren.

Eine angenehme Überraschung gewährte uns in der italienischen Oper das Debüt der Sigra. Costanza Tibaldi als Tancredi. Es war der erste theatralische Versuch dieser hoffnungsvollen jungen Sängerinn, und selten ist ein solcher mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Zuvor hatte Dlle. Tibaldi das Mißgeschick, daß sie an demselben Abend, wo die Oper zum ersten Mal aufgeführt werden sollte, plötzlich heiser wurde. Das zahlreich versammelte Publicum murrte nicht wenig, als es so getäuscht nach Hause geschickt wurde. Recht bittre und unbillige Worte wurden hier und da über das arme Mädchen ausgesprochen, doch ihr nachmaliger Sieg wurde dadurch nur um so glänzender. Zu ihrer edlen hohen Gestalt und ihren reinen, echt griechischen Zügen paßte das geschmackvolle Costüme herrlich, und so wie sie mit Anstand und Grazie aus dem Schiff stieg, schallte ihr gleich der lauteste Beyfall entgegen. Tief gerührt schritt sie vorwärts; ein leises Beben durchschauerte ihre ersten Töne, aber schnell wieder Muth schöpfend, sang sie mit dem lieblichsten Ausdrucke. Ihre Stimme ist von geringem Umfange, aber durch Reinheit, herrlichen Vortrag, seelenvollen Ausdruck

und überaus deutliche Aussprache, weiß sie mit wenigen Tönen größere Wirkung hervorzubringen, als andere mit zwey Octaven und darüber. Dabey war ihr Spiel so edel und natürlich, ihre Bewegungen so schön und ausdrucksvoll, wie nur ein angebornes entschiedenes Talent sie geben kann; dieß, vereinigt mit dem vortheilhaften Äußern, mußte ihr natürlich immer steigendern Beyfall erwerben. Noch kein Tancred entzückte uns jemals in dem Maße, obgleich sehr gefeyerte Sängerinnen in dieser Rolle unsere Bühne betreten haben. Sie wurde gleich nach der ersten Vorstellung jubelnd herausgerufen; mit jeder Vorstellung stieg ihre Sicherheit und mit dieser der hohe Genuß, den uns die holde junge Künstlerinn gewährte. Wir hoffen sie bald in mehreren Rollen zu bewundern. Ihre herrliche Gestalt eignet sich besonders für Jünglingsrollen, die sonst so schwer zu besetzen sind. Auch die übrige Aufführung dieser Oper war zu loben; Mlle. Willmann sang die Amenaide recht brav, zwar in ihrer gewohnten Manier, doch ist diese hier nicht so störend, wie in mancher andern Rolle. Sigr. Tibaldi gibt den Argirio gut; die innigste Vaterfreude erwärmte dießmal sein Spiel.

Anfang Mays.

Mit tiefer Trauer berichte ich Ihnen, daß unser trefflicher Tenorsänger Cantù am 9. May in der Blüthe seines Lebens uns durch den Tod entrissen worden ist. Der Schmerz über diesen Verlust ist allgemein. Cantù war erst drey und zwanzig Jahre alt; drey Jahre haben wir den hohen Genuß gehabt, ihn zu hören und das schnelle Entfalten seines vortrefflichen Talentes zu bewundern. Als Sänger war er schon ausgezeichnet bey seiner hiesigen Ankunft; durch beyspiellosen Fleiß gewann seine wundersam liebliche und biegsame Stimme noch an Fülle, an seelenvollem Ausdrucke. Die Bühne betrat er hier in der Camilla als Loredano zuerst. Damals ganz unbeholfner Anfänger im Spiel, reifte er auch hier in kurzer Zeit zu einer Art von Meisterschaft. Seine edle, schlanke Gestalt und sein genialer Ausdruck unterstützten ihn dabey sehr. Wer ihn zuletzt als Licinio, Rodrigo, Sargino, Almaviva, Lindoro, und in andern Rollen sah, der mußte sein Spiel eben so ausdrucksvoll und edel finden, wie seinen Gesang unnachahmlich. Ein plötzlicher Bluthusten raffte schnell diese zarte Blüthe weg! Man fand bey der Section seine Lunge sehr angegriffen, ein trauriges Erbtheil seiner Familie, denn seine Brüder starben an derselben Krankheit. Sargino war sein Schwanengesang.

Am 13. wurde er feyerlich zur Erde bestattet. Es war ein so rührendes Gepränge, wie wir lange keines sahen!

Sein kurzes Leben war reichbegabt, und unvergeßlich bleibt uns sein Andenken. Ersetzt kann uns dieser Verlust schwerlich werden!

Modenbild XXI.

Kleid von Organtin mit färbiger Wolle gestickt. Der Strohhut ist mit gemischten Blumen geschmückt. Shwal von Barege.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Ohrring.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. y Fe. Del. Fr. Stöber. sc.

XXI. Wiener Moden. 62 1822

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 25. May 1822.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Numero: Eilftausend achthundert fünf und dreyßig.

Eine humoristische Erzählung
von Johann Langer.

(Fortsetzung)

5.

„Aber um des Himmels willen, lieber Mann!"

„Es ist richtig Andres!" sagte Mehling, der freudig den Kopf zurückzog und, ohne es zu wissen, der besorgten Gattinn eine blutige Nase zeigte, „in stattlicher Galla!"

„Aber die Nase."

„Kindisch, die Nase hat keine Galla, die bleibt immer dieselbe."

„Außer, wenn sie blutet."

„Frau, das geschieht bey außerordentlichen Gelegenheiten, bey Kirchweihfesten, Kindtaufen, Hochzeiten und —"

„Und wenn man damit durchs Fenster fährt," erwiederte Laura und drehte ihn gegen den Spiegel.

„Mein Kind!" fuhr Mehling fort, indem er ganz phlegmatisch Schwamm aus seinem Rauchapparate nahm und den beschädigten Theil damit belegte, „mein Kind, wer sollte in diesem Jahrhunderte der langen und blutigen Nasen sich wundern, wenn man selbst eine trägt?"

„Sie schmerzt dich aber gewiß recht sehr?"

„In diesem Momente der entzückendsten Hoffnungen fühle ich gar nichts als die Freuden der Zukunft. Nelson, der große englische Neptun, fühlte im Gefechte bey St. Cruz auch nicht, daß ihm der rechte Arm zerschossen war."

„Du und Nelson!" fiel ihm die Frau lachend ein.

„Ich und Nelson stehen gerade in derselben Proportion, wie sein zerschossener Arm und meine blutige Nase!"

6.

Andreas kam ans Fenster und langte seine Dose mit dem Motto: „Vom Frischen!" hinein.

Mehlings Hoffnungstempel erhielt einen gewaltigen Erdenstoß, denn bey solchen Gelegenheiten ist es ja gewöhnlich, daß man mit der Thüre ins Haus fällt, und der geflügelte oder im eigentlichen Sinne berittne Bothe der Freude stellte sich gemächlich unters Fenster und knüpfte das Gespräch mit einer Prise an, wie allenfalls Einer, der bloß vom Wetter und von Zeitungsneuigkeiten zu sprechen weiß.

„Es ist echte Neuröderpeize aus der Trafik der alten Apollonia im Krautgäßchen," setzte er betheuernd hinzu.

Mehling wollte, wie Alexander, mit einem Hiebe der Ungewißheit ein Ende machen; halb ängstlich, halb hoffend fragte er: „Ey, warum heute so in Galla, Gevatter?"

„Serenissimus begleitet die alte Herzoginn von K. hier durch ins Marienbad, und ich reite voraus die Postpferde zu bestellen."

Mehling hatte Mühe seinen Verdruß zu verbergen. Er that noch einen Nothschuß. Ganz gleichgültig fragte er: „Ist nicht heute die Ziehung vom großen Lotto in der Residenz?"

„Bewahre. S'ist ein Aufschub von zwey Monaten bewilligt worden."

Das war doch wieder ein neuer Hoffnungsstrahl. Der Alte, der wohl merkte, was in Mehlings Gemüthe vorging, setzte lächelnd hinzu: „Bis dahin, so Gott will, komme ich wieder in Galla geritten, die dreyßig tausend Thaler in der Tasche, in Papieren, versteht sich." Er schwang sich auf den frischen Postklepper, der ihm indessen aufgezäumt worden, und sprengte zum andern Thore hinaus.

Mehling ging an seinen Schreibetisch und sattelte den Hippogryphen.

7.

Justine saß am Stickrahmen und stach sich fleißig in die Finger, denn ihre Gedanken waren anders wo, indeß die Hand mechanisch Blume an Blume reihte. Sie dachte nach über die heutigen Reden des Vaters und das kleine Herz pochte unruhig gegen den Holzrahmen. Das Land der Liebe lag früher wie eine terra incognita in dichten Nebel gehüllt vor ihr, er war der erste Matrose, der Land! gerufen, und die wogende Brust bestätigte den Ruf. Jetzt wogte ein Meer von Gefühlen im Innern und die Wange glühte wie der alte Flammenspeyer Neapels. Ein solches Stürmen hatte sie nie empfunden, noch geahnet, daß das kleine Ding unter der Schnürbrust solcher Revolutionen fähig wäre. Hätte sie, wie unsre jungen Schönen, in ihrer Knospenzeit nebst dem Gellert'schen Sittenbüchlein den Werther gelesen, und in den Nebenstunden den Lafontaine auswendig gelernt und die Dichter studiert, so wäre sie längst darüber einig gewesen; aber ihr Vater, der auf die Treibhausbildung, wie er sie nannte, nicht gut zu sprechen war, hatte gesorgt, daß außer Gellerts Liedern und Fabeln nur noch einige Erbauungsbücher von Glatz ihre Bibliothek ausmachten und erst zum Antritt ihres siebzehnten Jahres erhielt sie Tiedge's wunderherrliche Urania von ihm zum Geburtstagsgeschenke.

Lange hatte Justine so gesessen und nachgedacht über das, was sie noch so wenig kannte und worüber seit dem hohen Liede des Salomo so viel gesagt, gereimt und geträumt worden, als plötzlich ein langer Schlagschatten durch den grünen Epheu auf den Rahmen fiel. „Das ist er!" sagte sie halb laut, und wendete sich erschrocken um, als hätte es Jemand gehört; „das ist er!" wiederholte sie stille, und wäre beynahe mit der Schere in die Zeichnung gefahren. Das ist er, dachte sie, und hob das Köpfchen empor, und horchte. Jetzt fiel ihr plötzlich ein, daß sie auf dem Boden nachzusehen habe, ob die Wäsche trocken sey. Der Weg führte sie an Ludolfs (so hieß der Maler) Stübchen vorbey, die Thüre war zu, alles stille. Was er wohl machen wird? fragte sie sich selbst und stand, die Hände über die pochende Brust gelegt. Hart an der Bodentreppe ging ein Fenster in seine Wohnung, es war offen, aber mit Blumentöpfen besetzt. Zwischen den Blumen konnte sie ja wohl ein Bischen hineinsehen? Sie glühte bey dem Gedanken, aber —

Es reißt sie fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Fenster zu, sie kann nicht widerstreben!

Ludolf war an der Staffeley, die Pallete in der Hand, in schwärmerischem Entzücken versunken vor einem fast vollendeten Gemälde, es schien eine weibliche Gestalt zu seyn, aber er saß vor, sie konnte das Antlitz nicht sehen. Justine! lispelte er halb laut und beugte sich gegen die Staffeley und — es war ihr Bild! Sie hatte es auf den ersten Blick erkannt!

8.

Erröthend zog sie sich zurück, aber wehe! In der Schnelligkeit kam sie an die Blumentöpfe und die schönste Hortensia stürzte hinab, den Entwurf eines Cäsarkopfes mit Erde und Scherben bedeckend! Sie wollte eilig fliehen, die Treppe hinab, und lief in die Arme Ludolfs, der von dem Gepolter aufgeschreckt, zu der Thüre lief. Wie Bildsäulen standen sie sich gegenüber.

„Justine!" rief er mit sanftem, verwundertem Tone.

„Ich habe Ihren Blumentopf zerbrochen," lispelte sie, „ich will Ihnen dafür meine Lieblings-Hyacinthe schenken." Der Maler schwieg und schüttelte lächelnd den Lockenkopf. „Und meine Veilchen obendrein!" setzte sie zögernd hinzu. „Und Ihr Herz?" fragte Ludolf leise und die Blicke begegneten sich. „Alles, alles, was Sie wollen," rief sie, mit Angst nach den Blumentöpfen blickend. Da zog Ludolf das ängstliche Mädchen an sein Herz, unwillkürlich näherten sich die Lippen und der erste Kuß besiegelte den Bund unschuldiger Liebe.

„Justine!" rief es von unten, es war die Stimme der Mutter, und mit einem flüchtigen Handdruck entfloh Daphne dem liebenden Apollo.

9.

Ein schwerbepackter Reisewagen rollte langsam über das ausgebrochene Steinpflaster, daß die Fenster klirrten, die Straße herauf dem goldnen Meerschweine zu. Auf dem Bocke saß eine lange hagre Bedientengestalt in einer Pudelmütze, unter welcher ein Paar kleine, verdrießliche Augen hervorblickten. In der Chaise saß ein alter finstrer Mops auf einem windgefüllten Lederpolster, gravitätisch wie ein spanischer Grande, und starrte mit grämlichem Moh-

rengesichte seinen Herrn an, der ihm gegenüber saß und vor langer Weile oder aus Mißmuth ein Gleiches that. Der Wagen hielt vor dem Wirthshause. Der Herr sprang heraus, und schrie, den Mops in seinen Armen tragend, wie eine Amme ihr Kind, nach einem Zimmer. Die Pudelmütze rannte mit dem Polster des melancholischen Schwarzkopfes hintendrein.

10.

Zwey Stunden nachher kam der Wirth vom goldnen Meerschwein zu Mehling herüber, und guckte mit einem: „Ist es erlaubt, liebwertheſter Herr Nachbar?" ins Schreibzimmer.

Mehling staunte verwundert den seltnen Besuch an, und den höflichen Wirth noch mehr, der mit dem Käppchen in der Hand vor ihm stand. Er wußte, daß selber gewöhnlich nur vor Gästen, die Johannisberger-Eilfer trinken, die grünsammtne Krone lüftete, und hatte nur einmal bey der Durchreise eines Königs die besagte Kopfbedeckung in seiner Hand gesehen, als er für Nachtmal und Nachtlager eine Rechnung von hundert Ducaten auf sammtnem Kissen vom Schulmeister mit kalligraphischen Verzierungen versehen, unterthänigst der Majestät zu Füßen legte.

„Bester Herr Mehling, Sie machen ja so Dinger, die sich reimen? Ich weiß nicht, wie man das so heißt, ich habe nicht studiert."

„Nicht? Das, muß ich gestehen, hätte ich nicht geglaubt, denn wenn Sie ihren Dreymännerwein für echten Gebirgseilfer credenzen, so meine ich immer, Sie haben Ovids Verwandlungen im Kopfe."

„Sie scherzen. Aber um auf meine Sendung zu kommen; Sie haben doch die Fremden gesehen, den Engländer und den Mops?"

„Sie scheinen Freunde zu seyn."

„Der Gentleman ist erschrecklich reich."

„So? Nennen Sie das reich, wenn man Geld hat?"

„Allerdings! Sonst wären ja die Armen auch reich!"

„Mein Freund! Es gibt so viele Reichthümer im Himmel und auf Erden, wovon die Capitalisten nichts wissen."

„Ey das wäre! Was die Gelehrten nicht alles verstehen! Ja, wenn mich mein Vater hätte studieren lassen können!"

„Da würden Sie jetzt schwerlich so viel Geld zählen."

„Meinen Sie? Nun da hat es ja der liebe Gott so viel besser mit mir gemeint?"

„Ohne Zweifel! Doch, was führt Sie zu mir, Herr Wirth?"

„Wie komm' ich nur gleich wieder ins Concept hinein! Ein Todesfall ist passirt."

„Wir blühen und verblühen!"

„Dem gnädigen, überreichen Herrn Engländer ist sein Compagnon, sein Mops, wie soll ich sagen?"

— „Ist er?"—

„Er rührt sich nicht mehr!"

„So, und ich soll ihn doch nicht lebendig machen?"

„Nein, der Lord will ihm hier die Ruhe gönnen; er hat sich in meinem Garten einen stillen Ort gesucht, dort soll ein Grabstein gesetzt werden, und Sie sollen ihm so was drauf setzen."

„Herr, halten Sie mich zum Besten?"

„Nicht doch, was fällt Ihnen ein! Der leidtragende Herr Lord bezahlt prompt und besser als ein Buchhändler, ich dächte doch, Sie sollten so einige Zeilen, — wenn ich mit dem Dinge so umspringen könnte."

Mehling kehrte ihm den Rücken, und der Wirth brummte zur Thüre hinaus.

11.

Mehling setzte sich verdrießlich über die Unterbrechung an seinen Tisch. Es dauerte eine Weile, bis sich der Dichterhimmel erschloß. Jetzt, jetzt sprangen die Pforten vor dem unwilligen Hufschlage des Flügelrosses und die Muse erschien, im luftgewobnen Schleyerkleide, wie unsre jungen Schönen auf dem Balle und führte den Träumer in die Hesperidenhaine. Da hob der Begeisterte den Blick, sein Ideal zu schauen, und, der Langrock aus dem Reisewagen lehnte an der Tischecke und grins'te in sein Bild hinein, der ganze Himmel fiel wie ein Kartenhaus zusammen.

„Ich habe Ihr Rendezvous mit den Himmlischen gestört?" begann der Inselsohn, „aber warum hat auch Ihre Göttinn meinen Abgesandten ohne Antwort entlassen!"

„Mylord haben mir da einen Antrag gemacht, der die Würde der Poesie —"

„Entehrt, meinen Sie? Mit Nichten, lieber Herr! Das Jahrhundert, in welchem wir leben, erzeugt so viele Schriftlinge, als die Natur Gänseschwingen hervorbringt, und diese Legionen besingen alles, was nur in ihres Adelungs Wörterbuch Namen hat. Wenn eine Schöne nieset, so nimmt die Muse schon ihre beyden Backen voll, um der Lesewelt irgend eines Tageblattes zu verkünden, mit welcher Grazie sie es gethan hat. Und wie die literarischen Riesen der Vorzeit die Ägide und den Speer ihrer Helden unsterblich machten, so ist allenfalls das neue Ballkleid einer Modedame ein würdiger Gegenstand der neuen Poesie, und der sentimentale Sänger ist wohl geneigt über ein Marienfädchen in dythirambische Begeisterung zu gerathen. Um aber mein Anliegen nicht zu vergessen, sehe ich gar nicht ein, warum Sie meinen Mops keines Verses würdig achten? Hat nicht Homer alle Hunde des Achäer und den Hund des Ulysses verewigt? Catull nicht auf einen Canarienvogel und Anakreon auf die Schwalbe und die Heuschrecke Gedichte gemacht? Alfieri nicht das Pferd seiner Liebsten und sein braunes Hündchen und endlich Blumauer das kleine Thier mit den großen Ohren besungen? Und Sie könnten meinem Liebling ein poetisches Blümchen, auf seinen Grabstein gelegt, versagen?"

Hm! meinte Mehling, halb und halb von den Einwürfen des Engländers ergriffen, diese Facta ständen nicht zu läugnen; man müßte sie unter die licentias poeticas rechnen, welche besonders bey Epitaphien ausgeübt werden, indem sie uns gar oft, mit den Negern zu reden, das Ding das nicht ist, verkünden. Lieber Himmel, wenn wir in den stillen Raum eines Kirchhofes treten und die Inschriften lesen, so finden wir, daß diese Erde mit lauter vortrefflichen Geschöpfen bewohnt seyn müsse, denn unter jedem Grabstein liegt, wenigstens, ein Engel! Da ruhen lauter hoffnungsvolle Jünglinge, unschuldige und blühende Mädchen, edle Jungfrauen, treue Gattinnen,

liebende Mütter, treffliche Väter, große Männer, wohlthätige Reiche und weise Alte, kurz Wesen, zu gut und zu vollkommen für diese Welt. Da fließen Thränen eines ewig neuen Schmerzes und brechen die Herzen der Zurückgebliebenen, und oft ist von allen dem nichts wahr, als der Wunsch sanfter Ruhe und des ewigen Friedens, der die panegyrischen Zeilen schließt! Doch um auf Ihren Mops zu kommen, was wollen Sie, daß von ihm gesagt werde?"

„Alles was sich sagen läßt, denn er war mir Alles!"

„Alles? Armer Mann! Sie haben also nie geliebt? Sie hatten nie einen Freund?"

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Corradino, ossia Bellezza e Cuor di Ferro, dramma in due atti, musica del Sign. Gioachino Rossini. Aufgeführt von der hier anwesenden Gesellschaft italienischer Sänger auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Es gab eine Zeit, wo die italienischen komischen Operntexte, wenn gleich keine ästhetisch-dramatischen Meisterstücke, dennoch recht ergötzliche Marionettenspiele waren, an welchen der gebildete Zuschauer in so fern Gefallen haben konnte, als sie ihm mehr oder weniger glücklich erfundene Parodien schienen, zu welchen sein eigner Geist die Originale aufzufinden bemüht war. Die ältere italienische Bühne hat Meisterstücke dieser Gattung aufzuweisen und diese Meisterstücke sind von Meistern in Musik gesetzt worden. Wir nennen Meister solche Componisten, welche, aus glücklicher Eingebung, oder durch theoretisches oder practisches Studium, gelernt haben, daß, gleichwie alle physischen und moralischen Erscheinungen an Ort und Zeit gebunden sind, wie sich die Bewegung von den Millionen von Theilen, aus welchen das Universum besteht, haarscharf in eine gewisse Zeit einschließt, wie der Elephant nicht in der kalten, der Eisbär nicht in der warmen Zone, das Kiementhier nicht auf dem Lande, das Lungenthier nicht im Wasser, lebt, wie also das ganze Weltall die strengste örtliche und zeitliche Zweckmäßigkeit beurkundet, welche gelernt haben, sagen wir, daß nicht allein die Dauer eines Musikstücks, besonders eines dramatischen, in gewisse Grenzen eingeschlossen seyn müsse, sondern daß auch das Musikstück selbst, vermöge des Charakters, welchen es ausdrückt, ohne willkürlich, entweder zum Anfange, oder in die Mitte, oder an's Ende gesetzt, oder entweder einem tyrannischen Liebhaber, oder einem Bauerburschen, oder einer Cokette, oder einem naiven Mädchen, in den Mund gelegt zu werden, nur in einer einzigen Situation, nur an einem einzigen Orte, nur in einer einzigen Person, an seinem rechten Platze sich befinden könne. Solche Meister haben Meisterstücke geschaffen und diese Meisterstücke haben die italienische Musik zur Lehrerinn von ganz Europa gemacht und ihr Eingang unter fast allen civilisirten Nationen des Erdbodens verschafft.

Seitdem haben sich die Dinge in Italien geändert: die Marionetten-Komik, welche in ihrer glücklichen Allgemeinheit der Allgemeinheit der Musik so großen Vorschub leistete, hat sich von moralischen Helden- und Staatsactionen verdrängen lassen müssen, und an die Stelle von natürlich-komischen Narrentheidungen, welche den Menschen im Menschen ansprachen, sind erkünstelt-verständige Lappalien getreten, denen weder der ungebildete, noch der gebildete, sondern einzig und allein der verbildete, Zuschauer einigen Geschmack abzugewinnen vermag.

Diese Hinneigung zu der Afterverständigkeit, grösiten Theils eine Frucht der missverstandenen französischen Bildung, hat auch nachtheilig auf die jetzigen italienischen Componisten eingewirkt. Während sich die Vorgänger derselben von den wahrhaft kindlich-komischen Situationen, von der ungekünstelten, natürlichen Gemüthlichkeit ihrer Texte begeistert fühlten, bieten sich den heutigen Tonsetzern nichts als witzig-sentimentale Gemeinheiten dar, welche, der Phantasie und Begeisterung unzugänglich, nur die Noth und die Sorgen des berechnenden Verstandes in Anspruch nehmen.

Wir sind überzeugt, daß Hr. Rossini bey weitem mehr Meisterstücke geliefert haben würde, hätte ihn nicht der veränderte Geschmack seiner Nation, welche heuer an echtkomischen Texten (wie wohl ehemals il Rè Teodoro, la Contadina di Spirito, le Cantatrici Villane, la Frascatana, il Talismano u. s. w. waren) sich gestänkert zu haben scheint, wahrscheinlich wider seinen Willen, zu den melodramatischen Texten, welche die Franzosen in die Mode gebracht haben, hingezogen.

Da einmal die Franzosen nachgeahmt werden sollten, so hat sich Hr. Rossini, wie wir diese Procedur auch sehr zweckmäßig finden, sich seinen Bedarf nicht auf Umwegen, sondern vielmehr aus der ersten Quelle, zu verschaffen gesucht: seine Poeti haben, statt eigne Sujets zu erfinden, schon vorhandene französische Stücke bearbeiten müssen. So sind die Gazza Ladra, Cenerentola, Zelmira, der Barbiere di Siviglia (dieser freylich gehört nicht ganz in diese Classe) und jetzt Corradino, ossia Bellezza e Cuor di Ferro entstanden.

Es ist eine alte Bemerkung, daß der Witz, oder das, was man Geist nennt, keinen Gegenstand der musikalischen Darstellung ausmacht. Die italienischen Bearbeiter waren daher genöthigt, den Witz wegzulassen und an die Stelle desselben die italienische Buffonnerie zu setzen. Dieß ist oft mit Glück, oft mit Unglück, geschehen, worüber sich niemand wundern darf, dem bekannt ist, daß weder im Leben, noch in der Kunst, alle Tage die Sonne scheint.

Die Bearbeitung des anzuzeigenden Stücks mag in dieser Hinsicht eine schwerere Aufgabe gewesen seyn, als viele andere. Corradino, ossia Bellezza e Cuor di Ferro ist nämlich aus der französischen komischen Oper: Euphrosine ou le Tyran corrigé, gezogen, dem witzigsten Opernproducte des bekannten Mitarbeiters am Journal des Débats, Hofmann, welcher zugleich in diesem Augenblicke für den geistreichsten und unterrichtetsten Kritiker der Franzosen gilt. Euphrosine ist von Méhül componirt und zugleich, unserer Meinung nach, die gelungenste Arbeit dieses berühmten Tonsetzers.

Mit Ausnahme des Dichters, des Edoardo und seines Vaters, geht es in der Méhülschen Euphrosine, thätig, fast eben so zu, wie im Rossinischen Corradino. In Betreff des Witzes hat, wie gesagt, eine Abhülfe geschehen müssen: ihn ersetzt die Komik des Dichters Isidoro, welche um so natürlicher ist, als sie nicht aus dem Kopfe, sondern aus jenem Theile des Körpers kömmt, welcher den dringendsten Sorgen des Menschen seinen Namen gegeben hat.

Liefern wir jetzt in einfältiger Schmucklosigkeit, wie es dem Inhalte des Corradino angemessen ist, einen scenarischen Auszug aus demselben und suchen wir zugleich, zur angenehmern Vollbringung des uns obliegenden Geschäfts, die Anzeige der respectiven Musikstücke hineinzuverflechten.

Daß eine Oper mit einem Gesangstücke beginne, ist sehr natürlich, da eine Oper ein Singstück und kein recitirtes Schauspiel ist. Die älteren Componisten haben, nach Befinden der Umstände, ein Quartett, Terzett, Duett oder auch eine Arie zur Introduction genommen. Ein Quartett schien ehemals, als der vierstimmige Satz noch nicht so gewöhnlich geworden war, als heut zu Tage, ein hinreichendes Mittel, die Aufmerksamkeit des Publicums, welche zu Anfange einer Oper noch nicht so fixirt seyn kann, wie im Verlaufe derselben, in Anspruch zu nehmen, besonders, da ein solches Gesangstück einem Tonsetzer, dem der vierstimmige Satz bekannt war, Gelegenheit verschaffte, zu zeigen, daß er Composition studiert habe. Die Zeiten sind jetzt nicht mehr die nämlichen, das Publicum ist übersättigt worden und die Dosis Reizmittel, welche seine Aufmerksamkeit zu Anfange einer Oper fesseln sollen, muß verdoppelt werden. So wird die Nothwendigkeit, daß eine Oper nicht mehr auf die obige Weise, sondern bey weitem bemerkbarer, beginnen müsse, einleuchtend. Hr. Rossini hat daher Recht, wenn er Chöre, und zwar von Männerstimmen, zu den Introductionen seiner Opern nimmt. Der Grund, warum er diese nie vierstimmig, sondern meistens im Unisono, zuweilen auch zwey-, seltener dreystimmig, behandelt, ist, wie uns dünkt, stets mißverstanden worden: wir leben der Überzeugung, daß der berühmte Componist hier nur darum den vierstimmigen Satz vermeidet, weil dieser sich in dem beschränkten Umfange von Männerstimmen durch sich selbst erdrückt.

Der Corradino beginnt daher gleichfalls mit einem Chore, und dieser Chor dient zugleich zur Exposition des Stücks. Als solche ist er, für diejenigen, welche das Textbuch in der Hand haben, sehr zweckmäßig: sie erfahren von dem Anführer eines Trupps Landleute, daß der kriegerisch ausgeschmückte Vorhof, welchen der Schauplatz darstellt, zu einem unzugänglichen Schlosse gehört, in welchem ein furchtbarer Mann, ein Narr, ein Narr in Folio, haust, der, stets bewaffnet und wie ein erzürnter Löwe herumgehend, jedermann den Tod droht und nie ein menschliches Gefühl im Busen genährt hat. Nichts desto weniger ist die Neugierde der guten Leute größer, als ihre Furcht: sie wollen „minutamente tutto osservare." Eben rufen sie vor Verwunderung aus: Che belle cose, che rarità, als Aliprando, der Arzt des Ritters (Hr. Ambrogi), auftritt und ihnen mit einem: Chi va là, ein: Misericordia, ablockt. Ihr Entsetzen verschwindet bald, denn Aliprando ist ein Arzt, wie andere Ärzte und also Gesunden nicht furchtbar; ja, er vervollständigt sogar ihre Meinung über den Ritter, und bemerkt, daß neben Corradino das Grab hause, daß er „ein Löwe, ein Cerberus, ein Popanz, ein Teufel sey, daß er ein Herz von Eisen und Stahl im Leibe habe und daß er die Weiber hasse." Endlich heißt er sie die zwey Inschriften lesen, welche sich vor dem Eingange des Schlosses befinden; aber die Bauern erklären, sie können nicht buchstabiren (man sieht, die Lancastersche Methode ist noch nicht in die Besitzungen des eisernen Herzens gedrungen); Aliprando nimmt sich daher die Mühe, sie ihnen vorzulesen. Die eine heißt: „Wer hier ungerufen eindringt, dem soll der Schedel zerschmettert werden," die andere: „Wer es wagt, die Ruhe dieses Orts zu stören, soll verhungern und verdursten." Da wird es den guten Leuten ein wenig zu arg: nachdem sie einem Bedienten die „gewöhnlichen" Gaben an Früchten und Blumen überreicht haben, schicken sie sich zum Rückzuge an, singen aber noch einen langen Chor und wiederholen ihn sogar, obgleich bereits seit einer Viertelstunde der Schall einer Sturmglocke Corradin's Ankunft verkündet hat. Nachdem sie endlich fort sind, sagt Aliprando: Vanno via come il vento („wie der Wind machen sie sich aus dem Staube"): man sieht, der Herr Leibarzt des gestrengen Ritters vom eisernen Herzen ist ein Spaßvogel, trotz dem besten.

Der dramatische Werth dieser Introduction ist außer allem Zweifel: sie intrigirt die Zuschauer auf eine angenehme Weise, weil der Inhalt derselben der ersten und nothwendigsten Bedingniß einer Exposition, Erklärung und Verwickelung, Genüge leistet. Denn, muß und wird nicht der Zuschauer jetzt folgende Fragen an sich thun: Wenn das Schloß des Ritters Corradin allen Sterblichen unzugänglich ist, warum steht denn die Thür offen? Und steht einmal die Thür offen, weil sie — eben nicht verschlossen ist, warum wird sie von keinem Wächter bewacht? Hat das Schloß keine Zugbrücken, keine Graben, keine Befestigung, keine Besatzung? Und wie soll man es verstehen, daß die Bauern, welche ihren „gewöhnlichen" Tribut darbringen, also nicht zum ersten Male in das Schloß kommen, alle Dinge begaffen, wie — die Kuh das neue Thor? Wenn aber der Anführer der Bauern so genaue Kenntniß von der Eigenthümlichkeit des Ritters besitzt, wie er sie, vor der Ankunft des Arztes, seinen Begleitern mittheilt, woher kömmt es, daß die Bauern sich in Hinsicht seiner so unwissend geberden, wie neugeborne Kinder?

Wir haben nur deßwegen mit der Inhaltsanzeige dieser Introduction Wasser in's Meer tragen wollen, um der Kritik des übrigen Stückes überhoben zu seyn. Was die musikalische Behandlung des Chors, mit der Soloparthie Aliprando's, anbetrifft; so ist diese zwar ein Verstoß gegen die materielle Wahrscheinlichkeit, sündigt auch durch die Länge; hat aber dennoch das Verdienst, eins der besten Tuttistücke des Componisten zu seyn, weil er die Situation (Furcht, Eile, Neugierde der Bauern) sehr charakteristisch ausdrückt und besonders bey den Worten: „Se vien il Cerbero, fioccano i guai" (C-dur), vieten wahren Ausdruck besitzt.

(Der Schluß folgt)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 28. May 1822.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Numero: Eilftausend achthundert fünf und dreyßig.

Eine humoristische Erzählung

von Johann Langer.

(Fortsetzung)

12.

Der Langrock lachte heftig und bitter. Nach einer Pause sagte er: „Es gab eine Zeit, wo ich in hochklopfender Brust ein Ideal trug, das ich bald Freund bald Weib nannte, und das in jeden meiner Träume, mit allen irdischen Reizen geschmückt, mich umgab. Aus jeder Rose lächelte es mir entgegen, in jeder Quelle sah ich sein Bild erglänzen, aus jeder Laube winken, und vom Sternenhimmel schwebte es zu mir nieder. Mein Entzücken brach in Strömen aus dem wogenden Busen, und jede Dichtung verschlang ich mit heißer Lippe und klopfendem Herzen, denn was der glühenden Phantasie des Sängers in den Stunden der Weihe entquoll, war ja aus meinem Herzen geschrieben und seine Welt war auch die meine. Damahls schien es mir ein Leichtes, Plato's Republik zu realisiren, und mit Erröthen vernichtete ich noch unlängst ein Packet solcher phantastischer Entwürfe, die die lächerliche Einbildung in jenen Tagen des Traumes gebar."

„Ausgestattet mit Glücksgütern aller Art stand ich frey und unabhängig da, mit einem glühenden Herzen, das mit Liebe die Welt umfassen wollte. Meinen Jonathan hatte ich gefunden; es war ein Highwayman, der mich auf der Straße nach Plymouth anfiel. Sein junges blühendes Antlitz und seine Schüchternheit ließen es vermuthen, daß ihn die Verzweiflung zu diesem Wagstücke trieb. So war es auch: eine Spielschuld brachte ihn an diesen Abgrund, von dem ich ihn, ein Opfer der strafenden Gerechtigkeit, zurückriß, und mit ihm Herz, Geheimnisse und Vermögen theilte.

Im folgenden Winter bereiste ich Irland. Da rettete ich eine arme Familie, die der Wucher aus der verpfändeten Hütte jagte, von Schuld und

Hungertode; damals wollten die Geretteten dankbar ihr Leben für mich geben, ich nahm nur die Hand der aufblühenden Tochter und machte die Bettlerinn zur Herrinn von zehn Grafschaften und einer Million Pfunde. Ich lebte nun im Wahne des Crösus und hätte gewettet, mit meinem Hemde den kranken Perserkönig heilen zu können. Nach einem Jahre hatte mein Glück den höchsten irdischen Gipfel erreicht: meine Emmy gebar mir einen Knaben. Aber nicht lange sollte das Glück meiner Einbildung währen. Eine wichtige Angelegenheit rief mich nach Schottland. Weinend hing die Gattinn an meinem Munde und mein Jonathan drückte meine Rechte an sein klopfendes Herz. Die hochgeschwellten Segel entführten mich ihren Blicken, doch kaum hatten wir die Rhede verlassen, als eine plötzliche Windstille eintrat, und unser Schiff wie mit unsichtbaren Zauberbanden gefesselt hielt. Es war eine trübe Nacht, ich konnte nicht schlafen, eine unerklärbare Unruhe trieb mich aus meiner Cajüte auf das Verdeck. Jetzt reifte plötzlich der Gedanke in mir, noch einmal meine Lieben zu sehen und zu überraschen. Ein Boot brachte mich bald ans Land und ich eilte dem Schlosse zu. Im Pavillon des Gartens flimmerte ein mattes Licht. Das Pförtchen war angelehnt, ich schlich durch die dunklen Laubengänge, stand am Fenster, ohne gesehen zu werden, und sah durch Blüthen und Zweige, sah, — daß ich eine Natterbrut mit meinem Herzblute ernährt hatte!! Jetzt nach fünf und zwanzig verflossenen Jahren treibt mir die Erinnerung das Blut zum Herzen, fünf und zwanzigjährige Leiden konnten dieses Bild in meinem Innern nicht erbleichen machen, und in der Stunde des Todes wird jener entsetzliche Augenblick, so klar wie jetzt, vor dem brechenden Auge schweben und der scheidenden Seele folgen über Grab und Leben!"

13.

Eine Pause folgte. Mehling schob tief erschüttert dem Wankenden einen Stuhl unter, der ihn mit geisterbleichem Antlitz und irrem Blick anstarrte. Als er sich in etwas gefaßt hatte, fuhr er fort: „Mit einem Schrey des Entsetzens stürzte ich, einen Dolch zückend, den ich stets bey mir trug, nach dem Eingange des Pavillons zu. Der ruchlose Freund hatte meine Stimme erkannt und Besonnenheit genug das Licht vom Tische zu schleudern, und durch die Finsterniß begünstigt, entflohen sie beyde meiner Rache. Mein Wüthen hatte das ganze Schloß aus dem Schlafe geschreckt. Meine Leute eilten herbey, entwanden mir den blinkenden Dolch und brachten mich zu Bette. Jetzt erschien das treulose Weib und ihr Buhle im Nachtkleide, mit verwunderter Miene, und, o der teuflischen Heucheley! vergossen Thränen. Das brachte meine Wuth aufs höchste, man mußte mich ans Lager binden und die herbeygeeilten Ärzte nannten meinen Zustand Wahnsinn!"

Ich wurde nach Bedlam gebracht. Tief hatte der Menschenhaß in meiner wundenvollen Brust Wurzel gefaßt, und angeekelt von Allem, was Mensch heißt, kehrte ich Jedem den Rücken, den die Neugierde oder das Mitleid in meine Nähe führte. Ein Mops, den einst muthwillige Jungen in die Themse warfen und den ich herauszog, war seit dieser Zeit mein steter Begleiter, er folgte mir auch hieher und theilte mein Loos. Sein düstres Wesen gefiel mir um so mehr, da es in meiner Lage mit meinen Gefühlen übereinstimmte, und ich schloß Freundschaft mit einem Thiere, weil ich die Menschen nicht mehr

lieben konnte. So vergingen einige Jahre, als ein neuer und redlich gesinnter Arzt an dem Institute angestellt ward, der außer einer unbesiegbaren Melancholie keine Spur einer andern Krankheit in mir fand, und ein Bubenstück ahnend, auf meine schleunige Entlassung drang. Als ich in mein väterliches Erbe zurückkehrte, waren die Schuldigen entflohen und hatten mein Kind mit sich genommen: ihre Spur verlor ich, trotz aller Nachforschungen, in Paris."

Auf meinen Gütern konnte ich nicht mehr bleiben, ein finstrer Geist, Erinnerung genannt, zog durch mein Haus und jede Stelle rief mir das Bild eines frühern frohen Anblickes zurück, was mich jetzt doppelt verwunden mußte, da die schwarze Lüge damals mich in ihrem Schooße gewiegt hatte. Ich stellte einen fernen Verwandten zum Wächter meines Eigenthumes auf und floh nach dem festen Lande. Ich durchzog Europa in allen Richtungen, und Alles verlachte den Mann mit dem Mopse. Ich betrachtete das Leben in tausenderley Bildern und sah die Menschen in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen, aber in meiner Brust blieb es kalt und leer, und der Mops der einzige Gefährte meiner Tage. — Urtheilen Sie nun, mein Herr Schriftsteller, wie tief die Trennung von ihm mich erschüttern muß und verurtheilen Sie den Sonderling, dem unter der Thierhaut ein befreundetes Herz schlug, das er vergebens in den weiten Gefilden Europa's unter den Ebenbildern des Schöpfers suchte!"

14.

„Armer Mann!" seufzte Mehling theilnehmend, „das Schicksal hat an dir härter gehandelt, als an dem Bettler auf offner Straße; es hat dir Alles gegeben, was die Welt für Glück hält, und dafür die Seligkeit aus dem Buche deines irdischen Lebens gestrichen! Du bist ärmer als arm, und dein glänzendes Elend predigt furchtbar jenen kleinlichen Seelen, die den Reichthum als Götzen auf ihren Herzensaltar setzen. Aber das ist eine alte Sage, daß die Zufriedenheit in Hütten wohnet, weil es viel vertraulicher im engen Raume ist, als in den weiten Sälen mit den kalten Marmorwänden, wo die Etikette wie ein schimmerndes Gespenst wandelt und ihre Hochgenüsse nach steifen Complimenten zählt. Herzen, die kein Bedürfniß kennen und keinen Mangel, stehen immer entfernt; sie haben keine Gelegenheit sich inniger zu nähern, keine Zeit sich zu lieben, keinen Anlaß sich kennen und schätzen zu lernen: aber wenn der Himmel zürnende Wolken zusammentreibt, und der Donner die Grundfeste des einsamen Häuschens zu erschüttern droht, da klammern sich die Arme, die Lippen und die Herzen zusammen, und halten sich umschlungen, mit einander zu leiden und zu sterben!"

„Die Wege der Natur sind unerforschlich," fuhr er in einer Weile fort, den trostlosen Sohn Albions aufzurichten, „so lange die Menschenseele ihre Hülle bewohnt, soll sie nicht verzweifeln! Oft ward mit Freuden geerntet, was unter Thränen gesäet worden, und den erschöpften Wanderer lohnet am Ende seines mühseligen Emporklimmens eine paradiesische Aussicht. Wäre es nicht möglich, daß ein Wesen, gleich einem Friedensengel, sich zwischen Ihr Herz und Ihr feindseliges Geschick stellte, mit der Palme in der Hand? Blut Ihres Blutes, eng verkettet Ihrer Liebe!" Der Misanthrop erhob sich von seinem Stuhle, das erloschene Aug' funkelte, Mehling fuhr mit erhöhter Stimme

fort: „Wäre es nicht möglich, daß der Zufall Ihnen einen Jüngling in den Weg führte, der seine Arme gegen Sie ausstreckte, und den süßen Namen Vater! stammelte, und was wären fünf und zwanzigjährige Leiden gegen den Augenblick, wo sein Herz an dem Ihrigen schlüge!"

„Mein Sohn!" stöhnte tief ergriffen der Unglückliche, „mein Sohn!" und streckte unwillkürlich die Arme nach der Thüre aus, zitterte, wankte und sank dem eintretenden Ludolf an die Brust.

(Der Schluß folgt)

Auskunft.

Warum die Ärzte sich nicht selbst curiren mögen? —
Gar große Sünde ist's, selbst Hand an sich zu legen.

Bittschrift der Vögel, jährlich dem Sultan im Frühjahre eingereicht.

Jährlich, wenn der Sultan aus dem Winterpallaste zu Constantinopel sich in einen seiner Sommerpaläste begibt, wird unter andern gewöhnlichen Ceremonien demselben eine Bittschrift im Namen der in den Gärten nistenden Vögel überreicht, wodurch dieselben um die allerhöchste Gnade eines Befehls ansuchen, daß sie von den Jägern, während der Zeit als sie nisten, verschont bleiben mögen. Durch die ertheilte Bewilligung wird ihnen nicht nur das Leben während der Brutzeit gefristet, sondern es wird ihnen dadurch auch die Befugniß ertheilt, ferner sowohl in den Gärten als in den Mauern des Harems zu nisten, weil ohne diese Erlaubniß dieselben als vogelfrey von den Verschnittenen getödtet werden würden. Wirklich nisten im Sommerpallaste von Beschiktasch sehr viele Tauben, welche gleichsam den Sinn eines gewöhnlichen persischen Sprichwortes commentiren, nämlich: Diese Taube ist keine Taube unseres Harem's, welches so viel heißt, als: Diese Schöne ist nicht für mich bestimmt. Ungeachtet der vollständigsten Kunde, welche der dritte Theil des nicht genug zu preisenden Werkes von Mouradjea D'Ohsson über die Einrichtungen des osmanischen Hofstaates und besonders des Harems enthält, so geschieht darin doch dieses sonderbaren Ceremoniells keine Erwähnung und wir haben daher das Vergnügen, hiemit die Leser die ersten und zwar am kürzesten und treuesten durch die folgende wörtliche Übersetzung eines Formulares der dem Sultan jährlich mit Frühlingsanfang eingereichten Bittschrift bekannt zu machen. Wenn die Bewilligung derselben nicht erfolgte, würden nicht nur die Vögel in Wald und Feld während der Brutzeit geschossen werden, sondern auch die schwarzen Verschnittenen das Recht haben, die Tauben zu tödten, so aber müssen sie dieselben verschonen und dürfen als die Raben des Harems nur die anderen Tauben desselben, nämlich die Frauen quälen; in diesem Bezug kann Ovid's Wort angewendet werden:

Dat veniam *corvis* vexat censura *columbas*. H.

Übersetzung *).

Gott der Herr der Thiere und Vögel möge die gebenedeite dem Glück geweihte, kronentragende, thronenbehagende Person Sr. Majestät des glorwürdigsten, großmächtigsten, hochansehnlichsten Padischahs, der da ist die Zuflucht der Welt und welcher das Chalifat erhält, vor allen Gefahren beschützen und bewahren, Allerhöchstdieselben mit langem Leben und frohem Gedeihen auf dem Thron erfreuen, und unter dem Schatten Allerhöchstdero kaiserlichen Schwingen alle Moslemin beruhigen und fröhlichen Herzens machen für immerhin! Amin! So wahr uns helfe der Herr der Majestäten durch Mohammed den Ruhm der Propheten! Die allerunterthänigste Bittschrift des kleinen Vögeleins Filkuiruk (Zaunkönig?) und der anderen verschiedenen armen Vögel an den nothdurftgewährenden Staub Sr. Majestät des Welterhalters in diesen glücklichen Frühlingstagen ist die folgende:

Von Anfang her sind wir alle durch die göttliche Weisheit und Huld mit unserem Körper der kostbaren Seele des Padischahs, welcher ein Phönix der Kaiser und ein Königsfalke voll Palmenreiser ist, angeeignet, und schätzen es uns zum höchsten Glück und Ruhm in Wäldern und Feldern, auf Berg und Flur durch die Jagd zu erlustigen Allerhöchstdero königliche Natur, allein da wir mit Anfang des März nisten und unsere Jungen das Fliegen lehren, um in der Folge der köstlichen kaiserlichen Seele große Jagdlust zu gewähren, so gelangt an Eure Majestät unsere allerunterthänigste Bitte, daß um unsere Jungen zu ernähren, unbarmherzige Jäger uns in dieser Jahrszeit mit Flinten nicht versehren, sondern in dieser Jahreszeit sich unserer der Armen erbarmen und dermalen uns ohnmächtigen Haufen mögen lassen laufen, welches Allerhöchstdieselben zu befehlen geruhen mögen, denn alle Huld und Gnaden und Mittel für allen Schaden ist bey dem glorwürdigsten, großmächtigsten, hochansehnlichsten Padischah dem Zufluchtsort der Welt, welcher das Chalifat erhält.

Die allerunterthänigsten Diener,
die Vögel gehörig zum innersten kaiserlichen Harem.

*) Das türkische Original dankt der Übersetzer der Mittheilung des k. k. Gesandtschafts-Secretärs und Dolmetsches H. v. Hussar.

Theater-Anzeige.

Corradino, ossia Bellezza e Cuor di Ferro.

(Schluß)

Das Gitterthor des Schlosses steht noch immer offen, und so tritt Isidoro (Herr Bassi) auf, ein Dichter, der, nach Art der Minnesänger oder Troubadours, von Schloß zu Schloß zieht, um die Besitzer derselben mit Gesang und Spiel zu ergötzen. Die Kunden müssen dem armen Teufel ausgegangen seyn: er schreyt über Hunger und Durst. Seine Arie: Ho una lame, una sete (C-dur) ist abermals ein sehr gut erfundenes Charakterstück. Kaum sind ihm die obenerwähnten Inschriften zu Gesichte gekommen, als er „*stante* pede in uno" davon laufen will. (Den beyden Dichtern, das heißt, dem des Stücks und dem im Stücke, müssen wir bemerken, daß *stante* pede in uno kein Latein ist, sondern daß es *stans* pede in uno heißen muß.) Aber dem armen Isidoro wird es nicht so gut, wie den Bauern: Ginardo (Hr. Botticelli), der Burgvoigt, oder was er sonst ist (denn, so viel uns bekannt, hat die Akademie della

Crusca dem Worte Torriere noch keinen Sinn gegeben), hält ihn bey'm Kragen fest. Corradino (Hr. David) tritt auf: seine Worte sind zwar fürchterlich anzuhören, aber die Melodie (Es-dur, im Cavatinen- oder Rondostyl), nach welcher er singt, straft seine Worte Lügen. Es ist überhaupt ein Geniezug vom Componisten, daß er den Corradino mehr in der lyrisch-klagenden, als in der tragisch-wüthenden, Manier singen läßt, da das Eisenherz, trotz seiner Drohungen, doch keine Fliege an der Wand beleidigt. Corradino stellt dann die Lanze eben so gleichgültig wieder in die Ruhe, als hätte er sie nicht angelegt. Nachdem das folgende Quartett (welches besonders bey den beyden Stellen: Bella è l'ira in mezzo al campo, und: Di te più non mi fido, vortreffliche Melodie hat) von Corradino, Aliprando und Ginardo sehr gut gesungen, von Isidoro hingegen, der nicht singt, vortrefflich gesprochen worden ist, wird letzterer in's Gefängniß abgeführt, nachdem er den Ritter einen Don Cerbero Cane genannt hat, ohne daß dieser eine Miene dabey verzieht. Zittern unsere Leser für Isidoro nicht: es wird sich zeigen, daß man ihm kein Haar krümmt. Jetzt tritt ein junger Rittersmann, mit Namen Edoardo (Dlle. Eckerlin), auf, welchen Corradino in einer Fehde gefangen genommen hat. Daß Corradino kein wüthender Löwe ist, zeigt sich hier: Edoardo sagt ihm die allerempfindlichsten Dinge unter die Augen (zum Beyspiele: Corradino fragt: Che risolvesti? Und Edoardo antwortet: Disprezzarti per sempre; weiterhin wiederholt er dieselben Worte, ja er fügt noch einen Uomo feroce und andere dergleichen böse Reden hinzu), und Corradino verspricht dem Jünglinge nicht allein die Freyheit, wenn dieser ihn für seinen Sieger anerkennen will, sondern läßt ihm auch, als Edoardo ihm abermals einen grausamen Tiger gescholten hat, das einzige Wort Menti erwidernd, seine Fesseln abnehmen. Wir müssen gestehen, wir empfinden für dieß Menti, welches uns den berühmtesten, aus einem einzigen Worte bestehenden, Antworten der älteren und neueren Tragödie gleich zu kommen scheint, eine wahre Bewunderung.

Mathilde von Chabran (Dlle. Mombelli) tritt auf. Sie ist die hinterlassene Tochter eines verstorbenen Ritters, welche dieser auf dem Todtenbette seinem Waffenbruder Corradino empfohlen hat. Corradino will ihr einen Gemahl und Heirathsgut geben, aber persönlich nichts mit ihr zu schaffen haben. Man sollte glauben, in diesem Puncte wäre Corradino Herr, zu thun und zu lassen, was ihm beliebte. Aber sein Schicksal, gefoppt zu werden, ereilt ihn auch hier: Mathilde erklärt, alle Künste weiblicher Verschlagenheit und Coketterie aufbieten zu wollen, um Corradino zu ihren Füßen zu sehen. Der italienische Bearbeiter ist über die Unziemlichkeit, welche die Anwesenheit eines jungen Frauenzimmers auf des Ritters Burg darbietet, mit Recht hinweggesprungen. Im Originale befindet sich Euphrosine mit ihren beyden Schwestern schon seit des Vaters Tode bey Corradin und ihr Angriffsplan auf das Herz desselben ist älter, als von gestern.

Eine gewisse Gräfinn d'Arco hat Wind von der Ankunft Mathildens auf Corradino's Schlosse erhalten und ist ihr auf dem Fuße gefolgt. Ist das nicht ein Schicksal! Dem Ritter, von welchem der Arzt gesagt hat:

Il feroce Corradino
Odia il sesso femminino,

der kein weibliches Wesen um sich leiden kann, fallen deren plötzlich zwey wie vom Himmel zu! Es bekömmt ihm auch darnach! Was Corradino mit dieser Gräfinn zu schaffen hat? Eine Kleinigkeit: er hat ihr, um einer Fehde mit ihrem Vater ein Ende zu machen, seine Hand versprochen, aber hernach nicht Wort gehalten. Wem nicht aus Erfahrung bekannt seyn sollte, „quid furentes foeminae possint," der kann es hier lernen: es entsteht zwischen beyden Damen ein Auftritt, in welchem die Ironie nicht die alleinige Waffe ist, mit welcher sie sich bekämpfen. Nach der Verschiedenheit der beyden Nationen haben beyde Componisten diese Scene auch verschieden behandelt; Mehül hat daraus mehr ein witziges Quartett (die beyden Schwestern sind zugegen), Rossini mehr ein leidenschaftliches Duett gemacht: es ist ganz natürlich, daß sich ein Paar Französinnen anders mit einander zanken müssen, als ein Paar Italienerinnen.

Der Lärm zieht Corradino herbey. Man sollte glauben, er würde mit der Lanze dazwischen schlagen. Aber sein Stündlein ist gekommen: um seinen Schimpfnamen Ei-

senherz Lügen zu strafen, verliebt er sich stehenden Fußes in Mathilden. Noch dazu gibt ihm diese nichts weniger als gute Worte, sondern sie nennt ihn vielmehr einen villano, einen buffone, und singt: Vieni a bacciar la mano,
Mi devi corteggiar;
Portatemi rispetto,
O ve la fò pagar.
Vergebens schreyt Corradin nach Ketten und Banden: der Pfeil steckt ihm im Herzen. Er haucht seine ungewohnten Gefühle in zwey Quintette (das erste: Dallo stupore oppresso, und das zweyte: Più non intendo affatto) aus, deren vortreffliche Wirkung einer weniger närrischen Situation würdig wären. Dann stürzt er mit seinen Reisigen ab. Unterdessen haben die beyden Weiber noch ein Supplement zur obigen Scene geliefert, sich sguajata und insensata genannt und sind dann abgegangen. Der Arzt erklärt dem Ritter, die unbekannte Regung, welche er empfinde, sey die Liebe. Dem Ritter ist dieß Gefühl so fremd, daß er sich für behext und den Poeten Isidoro für einen Schwarzkünstler hält. Eben soll dieser mit dem Leben büßen, was Mathilde verbrochen, da erscheint diese selbst: die Dinge gehen den bekannten Weg, Corradino sinkt ihr zu Füßen und beyde singen:

Piacere egual gli Dei
Non ponno immaginar,

in einem Quartette, welches abermals von großer Wirkung ist. Eben will sich Corradino des Lebens freuen, da erschallt die Trompete: Edoardo's Vater rückt mit einer tapfern Schar herbey, um seinen gefangenen Sohn zu befreyen. Corradino zieht ihm, von Mathilden's Hand bewaffnet, entgegen und der erste Act schließt mit einem Finale, in welchem sich besonders der achtstimmige Gesang: L'idea d'un tradimento (in As-dur) sehr vortheilhaft auszeichnet.

Im zweyten Acte erfahren wir, daß Corradino Edoardo's Vater, Raimondo, geschlagen hat. Letzterer ist zwar entkommen, irrt aber ohne Schutz herum und muß befürchten, Corradino in die Hände zu fallen. Da stößt er plötzlich auf Edoardo, welcher heimlich durch Vermittelung der Gräfinn in Freyheit gesetzt worden ist. Corradino muß sich weis machen lassen, Mathilde, im Liebesverständnisse mit Raimond's Sohne stehend, habe seine Fesseln gelöst. Der Ritter geräth darüber in Wuth und ertheilt Isidoro'n den Befehl, die Treulose zu ersäufen. Während dieß, dem Scheine nach, geschieht, erklärt Edoardo in eigner Person, nicht Mathilde, sondern die Gräfinn habe, um sich an ihrer Nebenbuhlerinn zu rächen, seinen Kerker gesprengt. Der Ritter lamentirt, eilt hinaus an den Fluß und findet Mathilden wieder, die Isidoro glücklicher Weise nicht ersäuft hat.

Was die Musik anbetrifft, so sind die vorzüglichsten Stücke bereits in Obigem angezeigt worden. Der Charakter der ganzen Composition ist unverkennbar Rossinisch: der Tonsetzer hat einen großen Theil derselben entlehnt, aber von jemanden, der ein musikalischer Millionair ist, von sich selbst.

Gesungen und dargestellt ist die Oper, wie sich erwarten ließ, dem Werthe derselben angemessen. Hr. David hat furore gemacht, besonders mit seiner Arie: T'arrendi al mesto pianto, wo er eine Höhe der Stimme (das eingestrichne G) hören läßt, daß man glauben möchte, er sey kein Tenorsänger. Auch als ein großer Schauspieler ist er uns erschienen: er hat den Ritter Eisenherz in mehrern Scenen parodirt, der einzige Weg, in diese verwunderliche Rolle einigen Verstand zu bringen. Dlle. Mombelli singt dann und wann unter dem Tone. Hr. Bassi zeigt eine Komik, die zwar etwas forcirt, aber dem Charakter, der durch und durch ein forcirtes Ansehen hat, recht angemessen ist. Daß Hr. Bassi nicht singt, sondern spricht, geschieht der Verständlichkeit wegen, und zwar mit Recht, denn die Worte eines Buffo sind wichtiger, als sein Gesang. Hr. Ambrogi, als Arzt, gibt sich Mühe mit seinem Gesange: seine Stimme zittert ordentlich vor Eifer, so daß sie dann und wann zu hoch wird. Hrn. Botticelli ist die untergeordnete des Ginardo zugefallen: wie, wenn dieser Sänger sich einmal mit Hrn. Bassi vereinbaren und, während dieser den Dichter Isi-

doro agirte, ihn singen wollte? Im Nothfalle könnte er ihn auch ganz allein spielen. Zuletzt noch ein Wort von Dlle. Unger. Ein weiblicher Marcus Curtius, hat sich diese Jungfrau in die Lücke der italienischen Operngesellschaft gestürzt und sie vollkommen ausgefüllt. Dlle. Unger ist es sogar gelungen, in den Vortrag der Stelle: Sai, Corradin, ch'io t'amo (C-dur) recht viel Ausdruck und Bedeutung zu legen. Daß sie viel zu wünschen übrig läßt, ist begreiflich; aber wer thut das nicht, sowohl auf den deutschen, wie auf den italienischen Theatern?

Im französischen Originale gibt es eine Scene, in welcher ehemals die Dügazon in Paris, und die berühmte oder auch berüchtigte Chevalier (deren Petersburger Schicksal Kotzebue in seinem merkwürdigsten Jahre beschreibt) in Hamburg, einen, auf deutschen und italienischen Theatern unbekannten, Effect hervorgebracht haben. Corradin, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, erscheint vor Euphrosinen und will ihr, bey seinem Abzuge in die Fehde, Lebewohl sagen. Nachdem er schon Lanze und Helm abgelegt hat, um, wie Euphrosine bemerkt, desto schicklicher „von einer Dame Abschied zu nehmen," sagt diese, ihn von oben bis unten messend: Mais, vous êtes encore trop grand pour moi. Corradin versteht diesen Wink und läßt sich auf ein Knie nieder. In der italienischen Bearbeitung ist zwar diese Scene ebenfalls beybehalten; aber sey es die Schuld des Poeta, oder der Dlle. Mombelli, sie hat nicht ganz denselben Effect gemacht.

Da es Hrn. Rossini's Gewohnheit mit sich bringt, sich nur mit großen Meistern zu messen, wie es schon mit Paesiello geschehen ist, so wundert es uns, daß er das so sehr berühmte Zankduett zwischen Corradin und der Contesse d'Arles (D-moll), welches eins der vortrefflichsten Stücke in der Mehülschen Composition ist, nicht nachgeahmt hat. Vielleicht würden seine zahlreichen Bewunderer finden, daß es ihm damit eben so sehr gelungen wäre, wie mit: La Calunnia, mit: Veramente, ho torto, è vero, mit: Io son Lindoro und mit: Caro bell' idol mio, ardo tutto per te, welche Nummern für Meisterstücke im Paesielloschen „Barbier von Sevilien" gehalten wurden, bis Hr. Rossini sein: Anche io son pittore, ertönen ließ.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Capparis tenuisiliqua. Dünnfeüchtige Kapper. Von Carthagena.
Lomandra angustifolia. Schmalblättrige Lomandra. Aus Neuholland.
Magnolia grandiflora. Großblüthige Magnolie. Von Carolina.
Melaleuca decusata. Aus Neuholland.
- - alba. Aus Neuholland.
Metrosideros lophantha. Aus Neuholland.
Psoralea odoratissima. Wohlriechende Psoralea. Vom Cap.
- - verrucosa. Warzige Psoralea. Vom Cap.
Rhododendron ponticum. Pontischer Alpbalsam. Vom Orient bey Gibraltar.
Tabernaemontana citrifolia. Citronenblättrige Tabernämontane. Vom wärmeren Amerika.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 30. May 1822.

65

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Numero: Eilftausend achthundert fünf und dreyßig.

Eine humoristische Erzählung

von Johann Langer.

(Schluß)

15.

Ludolf stand verwundert, der Engländer fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wollte er böse Träume verscheuchen, und Mehling nöthigte beyde zum Sitzen.

„Ich bin gekommen, Ihnen meinem Versprechen gemäß die Beendigung meines Evangelisten anzudeuten," begann der Maler nach einer verlegnen Pause.

„Ey das ist herrlich," erwiederte Mehling, „ich habe schon viel Schönes von diesem Gemälde gehört, meine Tochter ist bereits Ihre Lobrednerinn geworden."

„Justine!" rief der Künstler erröthend.

„Nun Sie dürfen nicht roth werden, daß ein profanes Wesen sich unterfing, ein Kunstwerk zu besprechen; Gefühlsurtheile, insofern sie aus reiner Brust kommen und von gesunder Vernunft geleitet werden, sind nicht zu verachten."

„Also fand Justine meinen Johannes —?"

„Sie erklärt ihn unbedenklich für ein Raphaelisches Meisterstück, ich weiß nicht, des Bildes oder der Ähnlichkeit des Malers wegen.

Ludolf schwieg verlegen. Der Engländer nahm das Wort:

„Sie sind Maler?"

„Zu dienen, mein Herr."

„Sie sind viel gereist?"

„Ich habe einen großen Theil von Europa durchwandert."

„So jung?"

„Das Schicksal stieß mich früh in die Welt hinaus."

„Ihr Vaterland?"

„Man sagte mir England."

„Man sagte Ihnen?"

„Über meine Kinderjahre liegt ein geheimnißvoller Schleyer, den es mir nie zu lüften gelang."

„Sonderbar! Ich bin ein großer Liebhaber von Gemälden."

„Das freut mich."

„Darf ich Sie in Ihrer Wohnung besuchen?"

„Sie sind mir willkommen, aber außer einigen Studien nach berühmten Meistern, werden Sie jetzt wenig sehen können."

„Erinnert man sich nicht immer alter Bekannte gerne, wenn man sie im gelungenen Bilde wieder erkennt? Schließen Sie mir doch den Kunsttempel Ihrer Schöpfungen auf!"

Ludolf verbeugte sich freundlich, und führte den Lord in sein Arbeitszimmer.

16.

Leonardo da Vinci's herrliches Abendmahl, Rubens kühnste Schöpfung, das jüngste Gericht, Titians wunderliebliche Himmelfahrt Mariens, Raphaels berühmte Logen zierten die Wände, treu wiedergegeben, mit Sorgfalt und Fleiß geleitet vom aufstrebenden Genius der Kunst. Überrascht stand der Lord vor Correggio's heiliger Nacht, die der junge Künstler in Dresdens Kunsttempel mit hehrer Wahrheit auffaßte; das Kindlein schien ihm freundlich zuzulächeln und die Strahlen seiner himmlischen Klarheit, die die stille Düsterheit des Gemäldes erleuchteten, schienen ihm, wie der liebliche Schein des neuanbrechenden Morgenlichtes einer schönern Zukunft das Herz zu erwärmen. Die Portfeuille des wackern Künstlers zeugten von seiner Liebe zur Natur. Paradiesische Ansichten vom Tajo und Po, der Donau und der Tiber, aufgegriffen im Augenblicke begeisternder Lust.

Ein Paar Bilder, die umgekehrt an der Wand lehnten, reizten die Neugierde des Besuchers. „Das sind Portraite," versicherte der Maler und gab endlich den Bitten, sie auf die Staffeley zu stellen, nach. „Diese jugendliche Hebe (es war Justine) scheint die Liebesgöttinn dieses Kunsttempels und des Herzens seines Besitzers zu seyn!" sagte der Engländer lächelnd, er hatte sie durch das Fenster am Stickrahmen gesehen, und gleich wieder erkannt. Ludolf schwieg betroffen und kehrte das andere Gemälde, das Bild einer ältern Dame, um; der Engländer schien wie vom Blitze getroffen. „Wann haben Sie das gemalt?" fragte er mit bebender Lippe. Verwundert gab ihm der Maler zur Antwort: „Ich habe versucht, meine Mutter zu malen!" und zog ein kleines Minaturgemälde, an einer Kette hängend, aus dem Busen hervor und — der Lord lag mit Thränen an seiner Brust!

17.

Ludolf wußte sich seiner Kinderjahre nur sehr dunkel zu erinnern. Die Begebenheiten jener Zeit zerflossen wie die flüchtigen Bilder eines abenteuerlichen Traumes, wenn er ihre Gestalten festzuhalten suchte. Er konnte sich noch erinnern, daß er seine früheste Kindheit in einem schönen Pallaste und in

glänzender Wohlhabenheit verlebt hatte. Eine schöne ungeheure Stadt (es war Paris) gehörte ebenfalls zu den Momenten seiner Jugendbilder. Ein reisender Maler, den er als Vater verehrte, weil ihn dieser Sohn nannte und erzog, hatte ihm auf dem Todbette geoffenbart, daß er nicht sein Sohn, sondern aus einem edlen Geschlechte Britanniens abstamme. In den Abbruzzen hatte derselbe ihn weinend zu den Füßen seiner, mit dem Tode ringenden Mutter, gefunden. Sie hatten sich in den unwegsamen Schlünden verirrt, waren in die Hände einer Räuberhorde gefallen, und ihr Widerstand leistender Begleiter erschlagen worden. Jenes Bildniß trug der Knabe an seiner Brust; der Maler hatte es sorgfältig aufbewahrt und der sterbenden Mutter gelobt, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Ein eintretender Blutsturz, welcher den Tod der Unglücklichen herbeyführte, hatte jede weitere Mittheilung verhindert.

Ludolf durchreiste mit seinem Pflegevater Europa; doch zog ihn Italien mit seinen Kunstschätzen und seinem milden Himmel besonders an, und sein schönes Talent, das sich bald entwickelte, machte ihn dem Künstler so werth wie seinen Sohn, und als den Greis sein Engel hinüberrief in die Gefilde der Zukunft, da weinte der Verlassene Thränen des höchsten Schmerzes am Sterbelager des Biedermannes, der ihm mehr war als sein Vater. Nach dessen Tode beschloß Ludolf eine Reise durch Deutschland nach England anzutreten, und, wo möglich, den Schleyer seiner Geburt aufzudecken; aber wie wunderbar sind die Wege des Schicksals! die Liebe mußte ihn in einem kleinen Landstädtchen zurückhalten, und der Tod eines Mopses den Vater in seine Arme führen!

18.

Man braucht eben kein Ödip zu seyn, um den Ausgang der Geschichte zu errathen. „Eine Heirath ist immer das Ende von der Komödie!" sagte ein alter Onkel in einem eben so alten Lustspiele; auch vom Romane läßt sich dasselbe sagen, warum also nicht auch von diesem? Ich könnte freylich das Schiff, das nun eben im Hafen einlaufen und Anker werfen will, wieder hinaustreiben in die stürmischen Wogen. Der leichteste und bequemste Weg wäre, den neuen Vater gegen die Mesalliance protestiren und die Thränen der Liebenden auf ein Marmorherz fallen zu lassen; aber was würde es helfen? Nach einigen vollgeschriebenen Bogen müßte doch Dichter und Vater nachgeben, um dem Dinge ein Ende zu machen.

Unser Lord, dem ein neues Morgenroth des Glückes lächelte, das lang entbehrte, nicht mehr erwartete Glück, einen trefflichen Sohn zu haben, opferte gerne das Phantom eingebildeter Ehre den stillen Wünschen des Herzens auf. Er wollte die Nebelküste seines Heimathlandes nicht wieder sehen; ein schönes Landgut, das in der Nähe des einsamen Städtchens lag und eben ausgeboten wurde, sollte das Asyl dieser glücklichen Menschen werden, die künftig zusammen nur eine Familie ausmachen wollten.

Als Mehling das neue Sanssouci, wie er es nannte, durchgangen hatte, kam er im Parke auf ein mit Tannen und Trauerweiden umgebenes trauliches Plätzchen. Die Inschrift eines kleinen Obelisken verkündete ihm, daß hier die vorige gefühlvolle Besitzerinn diesen Ort und diese Säule dem Andenken ihres dahin geschiedenen Schooßhündchens geweiht habe. „Wir wollen's

machen, wie der Zeitgeist und die Usurpatoren," sagte er lächelnd, „die alten Gesetze und die alten Mausoläen umstürzen, damit das Neue Platz gewinnt, und meine Muse soll das Flügelroß tüchtig spornen, eine classische Grabschrift für den guten Mops aus dem Blauen zu holen!"

19.

Es waren zwey Monate indeß vergangen, da saß Justine im hochzeitlichen Schmucke an Ludolfs Seite, und die Honoratioren des Städtchens thaten sich gütlich beym edlen Weine. Jetzt stand der alte Mehling auf und erhob die freudig erzitternde Stimme und das volle, blinkende Glas, dem Brautpaare ein Lebehoch! zu bringen. Alles erhob sich und trank, die Trompeten schmetterten drein und die Pauken wirbelten; plötzlich klang es wie Nachhall von der Straße herauf, alles horchte hoch auf, es war ein Posthorn, und mit flüchtigen Rossen kams unter Peitschengeknall die Straße herauf getrabt.

„Das ist Andreas!" rief Mehling verwundert, und jetzt war der auch schon die Treppe herauf; hinter ihm schleppten Diener eine große Küste, worauf mit großen Ziffern die Nummer 11,835 stand.

Schmunzelnd das schmucke Brautpaar betrachtend, überreichte der Bothe mit steifen Referenzen sein Creditiv, es war folgender Brief des Buch- und Galanteriehändlers Spitzmaus:

Ew. Edl.

„Scheinen das Glück ordentlich gepachtet zu haben, denn während ich mir Baslerpapier zurecht lege, zur Vermählung Ihrer Fräulein Tochter meinen aufrichtigsten Glückwunsch pflichtschuldigst abzustatten, macht mir mein Diener zu wissen, daß Ihre Nummer einen Treffer mit tausend Thlr. gewonnen. Da Ew. Edl. nun bey gegenwärtigen Umständen die blanke Summe nicht sehr benöthigen werden, so habe ich mich unterstanden, die Gabe der Fortuna zu einem hochzeitlichen Geschenke umzuwandeln. Die Allegorie wird keines Commentars bedürfen. Ich verharre ꝛc. ꝛc.

Neugierig öffnete der Bräutigam die Küste, und unter allgemeinem Jubel kam eine, zierlich aus Elfenbein und Ebenholz gearbeitete, Wiege zum Vorschein.

Ludolf warf einen liebeglühenden Blick auf die Braut, die ihr Auge zu Boden schlug, und Mehling hob das perlende Glas und rief: Numero eilftausend achthundert fünf und dreyßig, hoch!

Die drey Hofräthe *).

Impromptü.

Sie geben alle guten Rath
Am Hofe schöner Geister,
Und zeigen sich im Musenstaat
Als hochbegabte Meister.

Der Erste taucht ins Dinkenfaß,
Läßt streng das Fatum walten,
Und sendet hoch uns vom Parnaß
Echt tragische Gestalten.

*) Müllner, Küstner, Böttiger in einem frohen Abendzirkel zu Leipzig.

Für blankes Gold, wie sich's gebührt,
Verkauft er sie dem Andern,
Und der läßt prächtig ausstaffirt
Sie auf die Breter wandern.

Hat so das tragische Talent
Die Bühnenkunst erprobet,
Kommt auch der Dritt', ein Recensent,
Und tadelt oder lobet.

Man saget zwar, sein Tadel nicht,
Sein Lob nur sey beständig,
Doch wenn er von den Künsten spricht,
Ist jedes Wort lebendig.

Tres faciunt collegium
So sagen die Lateiner,
Und solch ein Kunsttrifolium
Schafft dreymal mehr als Einer.

Weil denn vereint sie mancherley
Uns Gutes, Schönes geben,
So lassen wir sie alle drey
Im vollen Becher leben.

W. Gerhard.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Aprils, 1822.

** Die Armuth unserer deutschen Bühne an vaterländischen Producten bewährt sich auch bey uns immer mehr und mehr. Man versucht zwar, allerley Neuigkeiten aufzutischen, die jedoch keinem der Gäste recht behagen wollen, und die auch sehr bald wieder von der dramatischen Speisekarte, dem Repertoire, verschwinden; ja, man fängt sogar an, die Kotzebueschen Stücke, die seit geraumer Zeit in Vergessenheit gerathen zu seyn schienen, wieder hervorzusuchen. Belege zum Beweis dieser, durch die Noth erzeugten Methode, sind, unter Anderen, z. B. der „Burgemeister von Saardam," der „Hahnenschlag" und „Staberle's Hochzeit," über welche Stücke wir in unserem dießmaligen Bericht zu referiren haben. Wer kann es sich wohl erwehren, auch bey der unbedeutendsten Kleinigkeit, die aus der Feder des unerschöpflichen Kotzebue floß, die immer neuen Wendungen seines wahrhaft dramatischen Genies mit Vergnügen zu verfolgen? Durch ein Nichts, durch den leicht hingeworfenen Umriß eines kleinen ländlichen Gemäldes, durch den ungekünstelten Ausdruck kindlicher Naivetät und Gutmüthigkeit, weiß er, wie z. B. hier im Hahnenschlag, zu rühren und zu fesseln. Wie weit bleiben bey aller Seichtigkeit und Plattheit, welche man Kotzebue vorwirft, unsere neueren Lustspieldichter hinter ihm zurück! Sie künsteln und drechseln etwas zusammen, was am Ende immer auf Langeweile, oder, was noch schlimmer ist, auf Gemeinheit hinausläuft! Ein sprechender Beweis davon ist wohl Ihr Wiener Product, Staberle's Hochzeit, in welchem der immer ergötzliche Hr. Walter zwar wieder Gelegenheit fand, sein Talent für diese Art von Rollen auf's neue zu entwickeln, was aber auch wirklich nur dieses geschätzten Gastes wegen, geduldet wurde. Es ist voll indecenter und gemeiner Späße, die selbst die Ungebildetesten aus unserem Publicum empörten, und auch übrigens so leer an Witz und glücklichen Situationen, daß die kalte Aufnahme, die es hier gefunden, wohl nicht zu verwundern ist. Der „Burgemeister von Saardam" hat sich ebenfalls keines besonderen Beyfalls zu erfreuen gehabt. Auch diesem Stücke fehlt es an echter Komik, an pikanten Einfällen. Es ist viel Anlage darin, allein die Ausführung verläuft sich meisten Theils in's Wässrige und Fade, und man bleibt unbefriedigt.

In dem Reiche der Tonkunst zeichneten sich von den vielen Concerten, die wir hier immer noch hören, zwey des Hrn. Drouet auf das Rühmlichste aus. Dieser berühmte Künstler, den wir nach Jahresfrist wieder auf einige Zeit in unseren Mauern sahen, verschaffte uns zwey der genußreichsten Abende, durch die immer von neuem wieder überraschende Virtuosität seines Flötenspiels. Mögen es nicht die letzten gewesen seyn! Die bildenden Künste feyern; wir sehen einer Ausstellung entgegen, von der ich Ihnen wie im vorigen Jahre, Bericht zu erstatten nicht verfehlen werde.

Ein neues Ballet: Aline, Königinn von Golconda, hat einige Wochen furore gemacht. Sie kennen dieß Product, wie Sie ja so ziemlich alle unsere Theater-Neuigkeiten längst in Wien abgespielt zu haben pflegen, unsre Dansomane haben es für das non plus ultra choreographischer Kunst erklärt. Man lasse sie!

Wichtiger ist für den wahren Kunstfreund, daß „Emilia Galotti" zu ihrem Jubiläum (denn sie ist nun funfzig Jahre auf der deutschen Bühne) neu und in allen, auch den kleinsten Rollen des Meisters und des Meisterwerks würdig, wieder zur Aufführung gebracht worden ist. Warum nicht, wie auf manchen andern Bühnen, ein Prolog, der das größere Theaterpublicum von dem Feste unterrichtet hätte, zu dem Feste gesprochen worden ist, wissen wir nicht. Freylich mit solchen Dutzend-Prologen, wie sie bey uns in Berlin üblich sind, wäre uns nicht gedient gewesen.

Hr. Carl Blum fährt fort, die Vaudeville-Kleinigkeiten, die er während seines Aufenthaltes in Paris auf den dortigen Theatern gesehen, für die deutsche Bühne zu bearbeiten und zu übersetzen. Wir haben jetzt in Deutschland dramatische Fabrikübersetzer, wie wir literärische Übersetzungsfabriken, z. B. in Leipzig und Weimar, haben. Damit sey nicht der Stab über Hrn. Blum gebrochen, der offenbares Talent und Thätigkeit zeigt. Beydes sind keine überflüssige Eigenschaften bey unserer Bühne! Neuerlichst hat sie aus dieser Feder wieder André und der Einsiedler von Sanct Avella vorgeführt. Letzteres wurde verdienter Maßen, als trivial-lascives, langweiliges Product ausgezischt; André gefiel durch neue Ideen, rasches und glückliches Spiel und durch die Fertigkeit und Leichtigkeit, die Hr. Blum, Bruder des Übersetzers, in der schwierigen Rolle des André entfaltete.

Das Wolf'sche Ehepaar ist in Dresden und Leipzig und sie erntet dort in Fülle den Ruhm, der ihnen hier, unverdient genug, nicht immer zu Theil wird. Stich's und Mad. Schröck sind in Hamburg.

Für alle diese Lücken entschädigen drey Gastspieler, die Alle drey gefallen: Hr. Wehrstedt von Braunschweig, der als erster seriöser Baß in der Oper allgemein ansprach und sogar eine öffentliche Aufforderung, hier zu bleiben, erhielt; Hr. Lebrün von Hamburg, der die Kammerdiener und Windbeutels mit recht angenehmer Lebendigkeit gibt, und eine alte Posse von Kotzebue, „der Educationsrath" neu und mit Glück auf die Bühne gebracht hat; und endlich die hochgepriesene, berühmte Mad. Neumann von Carlsruhe, die wieder bey uns ist, und schon einmal aufgetreten, und mit Blumen, Freudengeschrey und Applaus empfangen worden ist. Für sie wird ein neues Stück von Clauren einstudiert: „Der Bräutigam von Mexico." Aller Erwartung aber ist auf eine andre Theaterneuigkeit, die uns bevorsteht, aufs Höchste gespannt, auf eine neue Oper von Spontini: „Das Rosenfest", die zu den Vermälungsfeyerlichkeiten der Princeß Alexandrine gegeben werden soll. Hr. Spontini hat folgende Nachricht durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, die Ihre Leser interessiren dürfte:

Um jeder möglichen Täuschung vorzubeugen, finde ich mich veranlaßt, hierdurch zu erklären, daß der unter dem falschen Titel „Olympia große Oper", in Wien veranstaltete, auch in den hiesigen Zeitungen angekündigte Klavierauszug dieses Werkes, nichts als eine Verstümmelung einiger in Paris erschienenen, nachher aber zum Theil umgearbeiteten Arien und Duette aus demselben enthält. Ich kann diesen unrichtigen Nachdruck um so weniger anerkennen, als bis jetzt, weder von der Partitur, noch von irgend einem Auszuge der Oper Olympia, eine Ausgabe von mir oder mit meiner Bewilligung veranstaltet worden ist.

Theater-Anzeige.

Hanns am Scheidewege, ländliche Scene in einem Aufzuge. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater neben der Burg.

Vermöchte der Werth der dramatischen Producte, welche auf den hiesigen Bühnen gegeben werden, über deren frühere oder spätere Anzeige in der Wiener Zeitschrift zu entscheiden; wir hätten des ebengenannten Lustspiels (indem wir Hanns am Scheidewege so nennen, soll unsere Gerechtigkeitsliebe wieder gut machen, was die Bescheidenheit des Verfassers übel gemacht) gleich am Tage nach dessen Aufführung Erwähnung gethan. In diesem Eingange ist unsere allgemeine Meinung (dieß Beywort in seinem Doppelsinne genommen) über das anzuzeigende Stück dargethan: es dürfte daher fast überflüssig seyn, zu sagen, daß wir Hanns am Scheidewege für eins der besseren kleinen Lustspiele halten, welche die deutsche Bühne aufzuweisen hat.

Bey diesem Lobe verwahren wir uns jedoch gegen den Verdacht, in welchen wir bey unsern Lesern verfallen könnten, als dünkte uns dieß kleine Stück gänzlich tadellos: im Gegentheile hat dasselbe, unserer Meinung nach, einen großen Fehler: der Charakter der zwey Hauptpersonen ist gänzlich verzeichnet. Folgende kurze Analyse soll unsere Leser in den Stand setzen, dieß Urtheil zu verwerfen, oder zu bestätigen.

Margarethe, eine junge Bäuerinn, ist, während feindliche Truppen ihr Dorf überfallen haben, von Franz, einem Jäger, vor Mißhandlung und Beraubung geschützt worden. Dieser muß weiter ziehen; ihm bleibt aber das Andenken an seine Schützlinginn so fest im Herzen sitzen, daß er ihr, ohne sich jedoch zu nennen, eine bedeutende Summe Geldes übersendet, welche ihm von seinem Generale, dem er das Leben gerettet hat, geschenkt wird. Nach einiger Zeit erhält das Corps, zu welchem Franz gehört, eine andere Bestimmung. Der Marsch desselben geht hart neben dem Dorfe vorbey, in welchem Margarethe wohnt. Kein Wunder, daß unsern Jäger die Lust anwandelt, diese zu besuchen und zu sehen, welchen Gebrauch sie von seinem Geschenke gemacht hat. Er nimmt auf einige Stunden Urlaub, kömmt bey der Bäuerinn an und gibt ihr seinen Wunsch zu erkennen, daß er sie auf der Stelle heirathen möchte. Aber Margarethe fühlt bloß Dankbarkeit für ihren Wohlthäter, keine Liebe; sie gesteht ihm, daß ein Undankbarer ihr Herz besitze, der sie verlassen und auf mehrere ihrer Briefe keine Zeile geantwortet habe. Dieser Undankbare ist ein Bauerbursche, Hanns mit Namen, den der Ehrgeiz vom Dorfe in die Stadt getrieben hat, wo er Vice-Amtsbote geworden ist. Eben kömmt dieser à point nommé durch das Dorf, ist hungrig und durstig, und möchte gern frühstücken, hat aber kein Geld bey sich. Da stößt ihm der Jäger auf, der ihn freyzuhalten verspricht. Der Wein öffnet Hansen den Mund: er erzählt dem Kriegsmanne die Ereignisse seines Lebens, und dieser erfährt somit, daß der hungrige Amtsbote sein Rival bey der Bäuerinn ist. Der Jäger macht dem treulosen Liebhaber begreiflich, Recht und Billigkeit verlangten, daß er Margarethen einen Absagungsbrief schriebe, damit diese erfahre, woran sie sey und mit ihrer Person schalten und walten könne, wie es sie gut dünke. Der Amtsbote zögert, denn ihm sitzt zwar der Ehrgeiz im Kopfe, aber die Liebe zu Margarethen im Herzen. Doch der Bourru bienfaisant in der Patrontasche imponirt ihm, und Hans, der zwar ehrgeizig und verliebt, aber keineswegs tapfer ist, schreibt den Brief. Da der Amtsbote das Gegentheil von dem empfindet, was der Jäger ihn dem Mädchen schreiben heißt, so wagt er es, dem Briefe eine ganz andere Wendung zu geben; er habe, schreibt er ihr, nie aufgehört, sie zu lieben, sein Ehrgeiz allein sey Schuld, daß er sie verlassen habe. Unterdessen hat Margarethe ihren ungetreuen Geliebten erkannt, ohne von ihm gesehen zu werden. Sie ersinnt einen Plan, der ihn auf die Probe stellen und bestrafen, zugleich aber auch, wenn Hans sie wirklich noch liebe, in ihre Arme zurückführen soll: sie tritt nämlich mit Einwilligung des Jägers, als dessen Gattinn auf. Der Amtsbote verzweifelt, schilt die Bäuerinn eine Treulose; diese aber führt sein Stillschweigen zu ihrer Entschuldigung an. Da erhält die Liebe das Übergewicht über den Ehrgeiz des Amtsboten; er erbietet sich, der vermeinten Jägersfrau für umsonst als Knecht zu dienen, wenn sie ihm nur erlauben wolle, in ihrer Nähe zu bleiben. Gerührt von dieser Sinnesänderung, gesteht ihm Margarethe den ihm gespielten Betrug, heirathet

ihn und der Jäger macht, da er nicht anders kann, gute Miene zum bösen Spiele; ja er gibt sogar eine zweyte Summe zur Ausstattung der Verliebten her.

Dieß die bloß factische Inhaltsanzeige von Hanns am Scheidewege. Wem unserer Leser, der mit dem Gegenstande vertraut ist, fällt nicht auf den ersten Blick das Schielende auf, welches in der Idee liegt, den Ehrgeiz zur Triebfeder der Handlungen eines rohen Bauerburschen zu machen? Die Möglichkeit dieser Leidenschaft in einem solchen Individuo ist zwar vorhanden, doch nicht die Wahrscheinlichkeit, ist also eine Ausnahme, und keine Regel. Der Zweck der Komödie ist aber, in der einzelnen Person die Totalität, und nicht die Einzelnheit als Totalität, zu schildern. Wollte man die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Stoffes übersehen, so wäre ein ehrgeiziger Bauer allerdings eine dramatische Aufgabe; aber diese Leidenschaft müßte dann in einem Charakterstücke entwickelt und nicht in einem einactigen Nachspiele bloß skizzirt werden. Auch der Charakter der Bäurinn ist verfehlt, oder vielmehr unwahr: zu Anfange des Stücks und in ihren Verhältnissen mit dem Jäger sehen wir in ihr die ungeschminkte, natürliche, gerade, fast idyllische Offenheit des unverdorbenen Landmädchens. Bey'm Anblicke des Bauerburschen wird sie plötzlich zur Intriganttinn, spiegelt ihm eine Heirath mit dem Jäger vor und mystificirt ihn, gleich der grande Coquette in einer französischen Charakterkomödie.

Die Grundlage von Hanns am Scheidewege besteht also zwar aus heterogenen Theilen; aber, das darauf aufgeführte Gebäude hat nichts desto weniger ein echt künstlerisches Ansehen. Die Handlung ist rein zweckmäßig-dramatisch, geht rasch von Statten und zeigt nirgends Lücken, und das Ganze enthält eine Menge der angenehmsten Details, welche die gut ersonnene Intrigue nur um desto reizender machen. Man hat dem Stücke eine zu große Ausdehnung vorgeworfen; wir glauben, mit großem Unrechte.

Der Widerspruch, oder vielmehr die Gemischtheit des Charakters Margarethens trug sich auf die Darstellung über: Mad. Korn zeigte sich befangen in ihr. Eins von beyden, entweder die natürliche Offenheit des Landmädchens, oder die verschmitzte Verschlagenheit der gekränkten Liebhaberinn, würde diese Künstlerinn in der Vollkommenheit dargestellt haben, dafür bürgt ihr Talent; jenes Gemisch von Offenheit und Verschlagenheit, als unverträglich mit einander, mußte sie aber, die Sache von der höchsten Stufe der Kunstkritik herab betrachtet, verfehlen. Nichts desto weniger hat Mad. Korn, in schauspielkünstlerischer Hinsicht, vortrefflich gespielt. Daß hierin kein Widerspruch liegt, werden Kenner, ohne unser Zuthun, beurtheilen können. Hr. Wothe, als Hanns, war glücklicher: er ließ den Ehrgeiz aus dem Spiele, und stellte bloß die Plumpheit des, auf seinen Vortheil bedachtseyenden, rohen Bauerburschen dar. Uns dünkt diese Leistung eine der glücklichsten, welche wir von Hrn. Wothe gesehen haben; sie zeichnete sich eben so sehr durch inneren Zusammenhang, wie durch richtige Haltung und höchst künstlerische Mäßigung in Anwendung der äußeren Mittel, aus. Auch Hrn. Kettel, dessen Persönlichkeit sonst eben kein jägermäßiges Ansehen hat, gelang der brüske, aber gutmüthige Kriegsmann sehr gut: Manches kam freylich etwas forcirt heraus, machte aber desto mehrern Eindruck. Wir hätten schon oben sagen sollen, daß Franzens übertriebene Großmuth das, sonst so hübsche, Stück entstellt, wie eine große Blatternnarbe das Gesicht eines schönen Frauenzimmers.

Daß die Darstellung in jeder Hinsicht vortrefflich war, ergibt sich aus dem Bishergesagten von selbst.

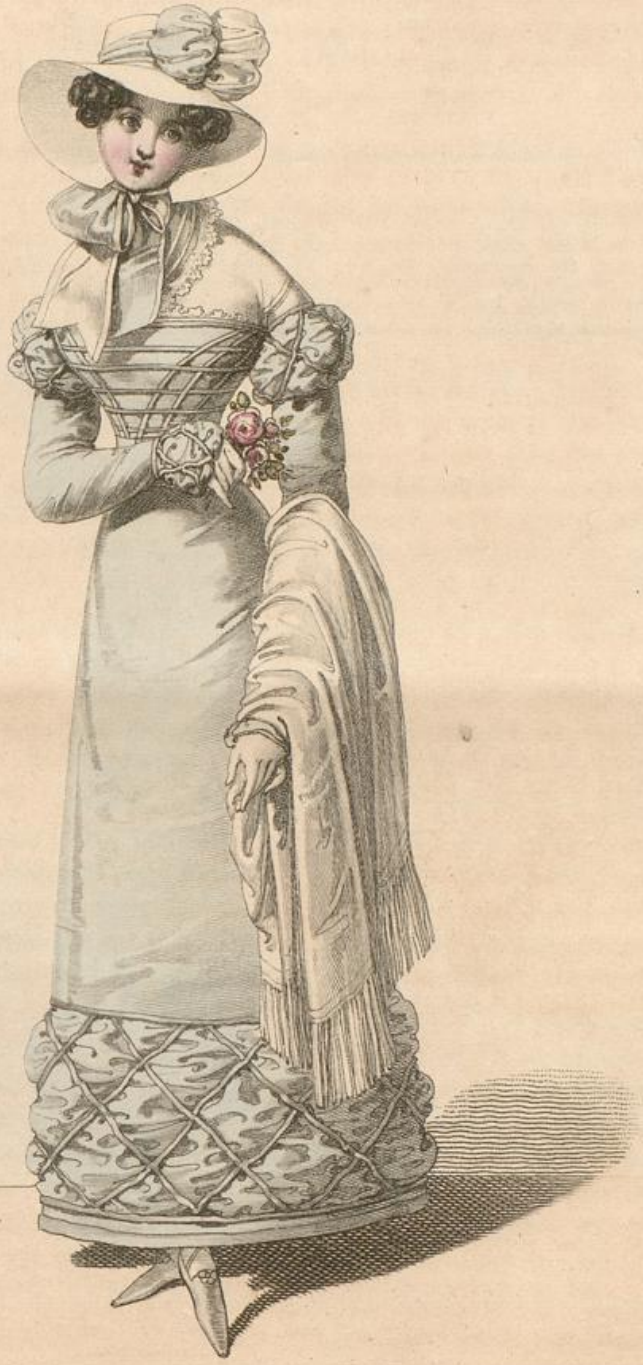
Ist das Stück Original, Übersetzung oder Bearbeitung? Der Intriguengeist der Bäuerinn und der Ehrgeiz des Bauerburschen scheinen französischen Ursprungs zu seyn; aber die Gemüthlichkeit, von welcher das Ganze durchdrungen ist, verräth eine deutsche Abkunft. Wer der Verfasser oder Bearbeiter auch immer seyn möge, seine Nation hat er durch folgende Provincialismen verrathen: „Man begehrte mich," statt „man fragte nach mir" (oder, „man ließ mich rufen"); „ich habe darauf vergessen," statt „ich habe es vergessen," und „eifern," statt „eifersüchtig seyn."

Modenbild XXII.

Kleid von Gaze-Barege mit einer Garnirung, ebenfalls von Gaze-Barege und Atlas. Basthut mit Gaze-Iris.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XXII. Wiener Moden. 6/182

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 1. Juny 1822.

66

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Morgenländische Hochzeitsfeste *).

Von Joseph von Hammer.

Mit der Pracht der Chalifen wetteiferte die der Seldschukiden, vor deren Macht die der ersten wie ein Schattenbild hingeschwunden war. Der persische Geschichtschreiber Mirchond **) beschreibt die Pracht der Vermählung der Tochter Sultan Melekschah's, welche dieser dem Kalifen Moktedi billah verlobet hatte, folgender Maßen: Hundert und dreyßig Kamehlreihen (jede Reihe von sieben Kamehlen), trugen die Ausstattung der Tochter des Sultans in köstlichen Stoffen und Gewändern bestehend; zwey und siebenzig Maulesel mit Glocken behangen und mit goldenem Zeug aufgezäumt, trugen Kisten mit Kleinodien, deren zwölf mit reinem Golde gefüllt waren; ihnen folgten drey und dreyßig Handpferde mit Edelsteinen geschmückt. Der Wesir Ebu Schedschaa und der Emir Artokbuka gingen dem Zuge außerhalb den Mauern von Bagdad entgegen von Handpferden und Fackelträgern begleitet, um der Braut und ihrer Mutter Turkan Chatun den Hof zu machen. Die Stadt flammte in dem Glanze außerordentlicher Beleuchtung auf, indem vor jedem Fenster braunten zehn Kerzen. Als der Wesir zur Sänfte der Prinzessinn Braut gekommen war, sprach er: Unser Sid (Cid) und Mola (Herr) spricht folgender Maßen: „Gott befiehlt, die Pfänder zurückzugeben, denen sie gehören," eine Formel, wodurch er der Braut im Namen des Chalifen mit ihrem ganzen ihm zugebrachten Heirathsgute ein Geschenk machte. Die Prinzessinn erwiederte: „Ich horche und gehorche," und der Wesir des Sultans, der große Nisamol-mülk, geleitete die Sänfte mit nie gesehener Pracht und Herrlichkeit bis an den Pallast des Chalifen. In seinen Denkwürdigkeiten (Waßaja d. i. Ermahnungen betitelt) erzählt er, daß auf Befehl des Chalifen zu dem Vermählungsfeste alle Großen von Scham und Rum, d. i. von Syrien und Kleinasien, von Irak und Fars, von Mecca und Medina, von Chorasan und Transoxana eingeladen worden seyen; eine

*) Siehe Seite 114 d. v. Jahrgangs.

**) In der auf der kais. Bibliothek befindlichen Handschrift Band II. Blatt 122.

Versammlung, so glänzend, wie sie niemals in den Mauern Bagdads gesehen worden. Alle diese Großen waren zu Fuß, nur dem Wesire Nisamolmülk und seinem Sohne war aus besonderer Auszeichnung ein Pferd gestattet. Nisamol-mülk trug an diesem Tage ein Kleid, dessen Rand mit den vom Kalifen so eben erhaltenen neuen Ehrentiteln: der weise, der gerechte Wesir, wohlgefällig dem Fürsten der Rechtgläubigen, gesticket waren *).

Nach den Hochzeitsfesten der Chalifen und Seldschukiden leuchtet der Glanz der von Timur (Tamerlan) für sich und seine Prinzen gefeyerten mit weit ausstrahlendem Glanze hervor. Im Jahr d. H. 798 (1406) warb Timur für sich um die Tochter des tatarischen Prinzen Kesser Chodscha Aghlen, und feyerte mit seiner Hochzeit zugleich die seiner Enkelinn Begisi Sultan mit Mirsa Iskender. Seine Braut, die Prinzessinn Melket Aga, kam von Herat und bewillkommte ihren Gemahl und Gebieter mit einer herrlichen Lobrede seiner großen Eigenschaften. Die Prinzen, die Emire und Wesire, die Newianen und Scherife verherrlichten das Fest mit ihrer Gegenwart; sie wurden durch berittne Tschausche, mit goldenen Keulen in der Hand, eingeführt; Königinnen glänzten in Pracht und Majestät wie Balkis die Königinn von Saba und Kaidafa (Thalestris) die Königinn der Amazonen, mit reichgestickten Kleidern und strahlendem Kopfputze. Das Herrlichste war die Musik, indem Chodscha Abdol-kadir, der berühmte Tonkünstler und Tonsetzer, der Verfasser des Buches über die musikalischen Cykeln (Edwar), die Concerte selbst leitete. Das Fest auf der schönen Wiese von Kanigül vor Samarkand dauerte drey volle Monate **).

Noch viel herrlicher war das Hochzeitsfest der Prinzen, welches Timur mit einem allgemeinen Reichstage, i. J. d. H. 807 (1414) auf der Ebene von Kanigül feyerte. Die Zünfte der Handwerker errichteten Trophäen und Blumengewinde, womit sie die Ausstellung ihrer Meisterstücke verherrlichten. Tribunen mit Goldstoffen behangen, waren für die Frauen errichtet. Banden von Tänzern und Sängern lösten sich wechselsweise ab; hundert Gerüste (Tschartak) von den Gärtnern und Obstverkäufern errichtet, stellten eben so viele künstliche Gärten dar; die Fleischhauer verkleideten Hammeln in Knaben und Mädchen in Ziegen; andere Mädchen waren als Engel und Feen, als Huris und Peris mit Wolkenschleyern und Flügeln ausgestattet. Die Kirschner, in wilde Thiere verlarvt, stellten die Dive und Dschinnen vor. Die Teppichverkäufer führten ein aus Stricken und Schilf zusammengeflochtenes Kamehl vor, und die Wollenkrämper trugen einen aus Baumwolle aufgethürmten Minare, höher als die der Moscheen, mit Goldstoffen und Stickereyen behangen; die Sattler belebten neu verfertigte Sänften durch schöne Mädchen, deren Geberdenspiel die Zuschauer ergetzte; die Mattenflechter trugen Inschriftstafeln, denen kufische Inschriften in Rohr eingeflochten waren

*) Eben da, Blatt 129. Diese Stelle wirft ein neues Licht auf die alte orientalische Mode der Kleiderverbrämungen mit Inschriften. Bey den Männertrachten ist sie zwar abgekommen, aber die Frauenkleider sind noch manchmal mit Inschriften verbrämt, deren Inhalt Schönheitslob oder Minnepreis ist, die schönsten Titel der Frauen, wie Weisheits- und Gerechtigkeitslob der schönste Ehrentitel des Mannes.

**) Histoire de Timur-Beg par Cherefeddin Ali. Paris 1722. II. S. 421.

u. s. w. Bey der Vermählungsceremonie wurden die Prinzen und Prinzessinnen mit Goldstücken und Edelsteinen überschüttet. Die Prinzen vom Geblüte und andere Große wurden in einem zwölfsäuligen Zelte bewirthet, wo Urnen mit Schnüren kostbarer Steine umkränzt standen; auf goldenen Flaschen und silbernen Töpfen standen Trinkschalen von Krystall und Agat, mit Juwelen und Perlen besetzt, in denen Pferdmilch und Meth, Wein und Branntwein, Julep und Scherbet und andere Getränke kredenzt wurden. Die Ebene war mit Tischen voll von Gerichten, mit Körben von Wein und voll Früchten besäet, und dem Volke preis gegeben. Kamehle und Maulesel mit goldenen Glocken und Schellen trugen die Ausstattung. Neunmahl wurden die neuvermälten Prinzen mit verschiedenen Kleidern, Kronen und Gürteln angethan; während sie die gewöhnliche neunmalige Verbeugung machten, wurden sie mit Goldstücken und Perlen, mit Granaten und Rubinen übersäet, welche den Boden bedeckten und dem Gefolge preis gegeben wurden. Leuchtthürme mit Fackeln und Lampen versandten ihr Licht bis hinter den Schleyer des hochzeitlichen Gemaches und erhellten die Brautnacht zum Festtag *).

*) Eben da IV. S. 182.

Pax vobiscum.

„Der Friede sey mit euch!" das war dein Abschiedssegen,
Und so vom Kreis der Gläubigen umkniet,
Vom Siegesstrahl der Gottheit angeglüht,
Flogst du dem ew'gen Heimatland entgegen.

Und Friede kam in ihre treuen Herzen,
Und lohnte sie in ihren höchsten Schmerzen,
Und stärkte sie in ihrem Martertod.
Ich glaube dich, du großer Gott!

„Der Friede sey mit euch!" rufst du im Rosenglühen
Des Himmels mir an jedem Abend zu,
Wenn alle Wesen zur erwünschten Ruh
Vom harten Gang des schwülen Tages ziehen,

Berg und Thal, und Strom- und Seeswogen,
Vom weichen Hauch des Nebels überflogen,
Noch schöner werden unterm sanften Roth.
Ich liebe dich, du milder Gott!

„Der Friede sey mit euch!" so lacht die erste Blume
Des jungen Frühlings mich vertraulich an,
Wenn sie mit allen Reizen angethan,
Sich bildet in der Schöpfung Heiligthume.

Wen sollte auch nicht Frieden da umschweben,
Wo Erd und Himmel ringsum sich beleben,
Und alles aufsteht aus des Winters Tod?
Ich hoff' auf dich, du wahrer Gott!

Fr. von Schober.

Pariser Gourmandise.

Die Freuden der Tafel wurden und werden wohl nirgends so kunstmäßig, man sollte fast sagen, wissenschaftlich geübt, als zu Paris. Diese Stadt hatte einen Gerichtshof *) feiner Schmecker (Jury dégustateur), der, mit aller Feyerlichkeit am reichbesetzten Tische, über die zur Probe eingesandten Speisen und Weine aburtheilte, seinen Präsidenten und Secretär besaß und sich mit einer Würde benahm, wie der erste Areopag. Sein, nach dem Tode des D. Gastaldi, am 16. December 1806 förmlich installirter Präsident hieß Grimot de Verneuil. Der Secretär war und ist vielleicht noch der Herausgeber des berühmten Almanac des gourmands, eines Taschenbuchs, so originell und drollig, daß ihm keine Nation etwas Ähnliches an die Seite zu setzen hat.

Wie beliebt dasselbe bey den Freunden der Leckerey ist, erhellt schon aus dem ungeheuern Absatze. Von den ersten vier Jahrgängen wurden vier und zwanzig tausend Exemplare über den Erdball ausgestreut, wie das Avertissement sich selbst ausdrückt. Wie wenig der Name eines Gourmands in Paris übel kleidet, wie rühmlich es vielmehr ist, ein feiner Tafelschmecker zu seyn, wird daraus klar, daß der Herausgeber den vormaligen Prinzen Erzkanzler des französischen Reiches selbst ein personnage éminemmant recommandable par la profondeur de ses connaissances en gastronomie nennt, und erwähnt, welches lebhafte Interesse dieser Prinz an der Erscheinung dieses Almanachs nehmen. Der König Gustav von Schweden ließ ihm durch die Baroninn Ettingen viel Verbindliches sagen, und unter seinen Correspondenten im Auslande figurirte sogar ein deutscher Prinz. Derjenigen Personen, welche in Paris einen guten Tisch führen (Amphytrionen ist der Kunstausdruck für sie), wird ohne alle Scheu namentlich Ehrenmeldung gethan, so wie diejenigen scharf getadelt werden, welche in die patriarchalische Einfalt zurückzukehren Miene machen. So wird z. B. irgendwo von den französischen Präfecten gesagt: „Obgleich sie in Rücksicht ihres Geschäftskreises an die Stelle der ehmaligen Intendanten traten, haben sie diese doch nicht in dem ersetzt, was die Tafel betrifft. Wahrhaftig, neun Zehntheile von ihnen wissen nicht einmal, was das heißt: Ein Glas Wasser anbiethen! Geschieht das aus Geiz oder Unvermögen? Wir mögen es eben nicht entscheiden. Aber wir glauben, daß sie den Willen ihres Monarchen in diesem Puncte sehr schlecht erfüllen.

Wirklich rauben die schwelgerischen Gastmäler, und andre damit verknüpfte Zerstreuungen, den Parisern vom Tone viele Zeit, und noch mehr Gesundheit. In Rücksicht der letzteren hilft man sich, so gut man kann. Neben den köstlichen Speisecompositionen werden daher allerley Mittel zur Beförderung der Verdauung, des Blutumlaufs, und zur Verhütung der Schlagflüsse, die den Schwelgern gewöhnlich zu Theil werden, angepriesen.

Ein gewisser Doctor Arnoult zu Aix in der Provence hatte z. B. schon vor achtzig Jahren sogenannte anti-apoplektische Beutelchen (sachets) erfunden und verkauft. Man trug sie an einem Bande um den Hals hängend, auf dem bloßen Leibe über der Magenhöhle, wie einen Talisman gegen Schlag- und Steckflüsse; sie behielten ihre Kraft ein Jahr lang. Die Composition die-

*) Ob dieser Gerichtshof noch besteht, ist dem Referenten unbekannt.

ser Panaceen ist ein Geheimniß in des Doctors Familie. Sollte man es glauben? diese Charlatanerie hat in Paris das allgemeinste Vertrauen; ja selbst aus der Schweiz und Deutschland geht jährlich für diese apoplektischen Säckchen viel Geld nach Paris. In der Straße St. Martin Nr. 259, in Paris, hält einer von des Doctors Descendenten ein ganzes Depot solcher Beutel, und verkauft täglich das Stück für zwölf Livres. Einer meiner Freunde, der diesen Beutel sehr glaubensvoll trug, starb darum nichts destoweniger am Schlagflusse.

Zu dem nämlichen Endzwecke werden die Verdauungspillen des Doctors Frank (pillules gourmandes, oder grains de vie, grains de santé) angepriesen. Wenn der Magen bey einem großen Diner nichts mehr begehrt, soll man sie hinunterschlucken, und der Appetit verdoppelt sich wieder. Im leeren Magen würde die ätzende Kraft dieser Pillen gefährlich werden. Sechs dergleichen kleine, versilberte Körnchen sind für einen Erwachsenen hinreichend, alles, was er im Magen hat, zu verzehren, und diesen zu purgiren.

Wer den Almanach der Tafelfreunde liest, der sollte glauben, als wenn in Paris nur alles für die bonne chère lebe, und die Welt kaum etwas Wichtigeres, als die Fabricate des Kochs aufzuweisen habe. Kein Wunder, wenn jährlich die Zahl der Kranken und Krankheiten in der schwelgerischen Hauptstadt wächst, die mehr von Fremden, als von ihren eigenen Bürgern bevölkert ist. Sehr zweckmäßig setzt der Almanac des gourmands daher auch in das Register der Professionen, Fabriken, Gewürz- und Weinhändler, und aller, die mehr oder minder Beziehung auf Gourmandise haben, am Ende auch in der petite revue von Paris — die Apotheken.

An einem jährlichen Almanach ist's nicht genug. Auch ein Journal des gourmands et des belles erschien und wurde mit gleichem Glücke, wie sonst, in monatlichen Heften fortgesetzt, blieb aber bey weitem dem Almanach an Interesse, Witz und Drolligkeit nachstehend. G. R. v. Coeckelberghe.

J. Moscheles in London
und
Schilderung des dermaligen Zustandes der italienischen Oper in London.

Das Vergnügen, einheimische Talente, die vor unseren Augen sich entwickelt und auf eine ausgezeichnete Stufe der Vortrefflichkeit sich geschwungen haben, auch vom Auslande erkannt und gewürdiget zu wissen, ist so groß, daß es, wenn auch verspätet, immer willkommen ist. Durch Zufall kommt uns erst jetzt das eilfte Heft des Quarterly Musical Magazine and Review in die Hände, worin (Seite 388 u. f.) über den Aufenthalt des Hrn. Moscheles zu London im vorigen Jahre folgende Nachricht sich befindet:

„Die philharmonische Gesellschaft hat dieses Jahr mit außerordentlicher Kraft geblüht, und die hier ansässigen Mitglieder derselben wurden durch einige der ausgezeichnetsten fremden Talente in den Personen der HH. Kiesewetter, des Violinspielers, Moscheles, eines Pianofortespielers, und Tülou, eines Flötenspielers, unterstützt, welche sich bereits den höchsten Ruhm in anderen Ländern erworben hatten. Unsere früheren Blätter ersparen es uns, des ersteren Herrn hier umständlich zu erwähnen; man findet die Schilderung seiner Eigenschaften in der Nachricht, die wir von den HH. Mori, Spohr und Kiesewetter gaben. Von Hrn. Moscheles hingegen fühlen wir uns verpflichtet, so umständlich als möglich zu sprechen, da er ohne allem Zweifel seinen Vorgängern in jeder Rücksicht gleich zu stellen, ja in mancher noch vorzuziehen ist."

„Hr. Moscheles ist neun und zwanzig Jahre alt, von ausdrucksvoller Gesichtsbildung, und durch Geist und Gefühl ausgezeichnet. Mehrere seiner Compositionen waren in England bereits bekannt und hatten, vereint mit seinem Rufe, die beurtheilende Classe der Tonkünstler auf seinen Empfang schon vorbereitet, der, sowohl im Kreise der ersten Künstler, als, bey seinem Erscheinen im Orchester der Philharmoniker, im Publicum, die unzweydeutigsten Zeichen der Achtung, Auszeichnung und des Beyfalls trug, wovon das vorzüglichste vielleicht die auch durch keinen Athemzug unterbrochene Stille war, die während seines Spieles geherrscht hat. Er trug ein Concert von seiner Composition aus Es vor." (Hier folgt eine Analyse des ersten Satzes und des Adagio dieses uns bekannten, trefflich gearbeiteten Werkes.) „Die Zuhörer ergriffen jede Gelegenheit, das Vergnügen, das sie fühlten, durch wiederholte: Bravo! und auf jede andere Weise zu äußern, welche den ausgezeichneten Beyfall ausdrücken konnte, den Hr. Moscheles so sehr verdiente."

„Nachdem dieser Beyfall beym Adagio im Verhältniß der immer mehr hervor getretenen Virtuosität zugenommen hatte, spielte Hr. Moscheles, statt des ursprünglich zu diesem Concerte geschriebenen Rondo, Variationen über ein Thema, das auf dem Continent unter dem Namen Alexander-Marsch, bey uns aber unter jenem: Fall der Stadt Paris bekannt ist." (Hier geht der Berichterstatter in die Schönheiten und Schwierigkeiten jeder einzelnen dieser Variationen ein, welche keinem unserer Leser unbekannt seyn dürften. Die von dem englischen Recensenten dabey geäußerte Meinung, daß deren Ausführung zu schwer sey, als daß sie je den Weg in die Privat-Zirkel finden könnten, ist bey uns dadurch widerlegt worden, daß mehrere Musikfreunde beyderley Geschlechts sie mit wahrer Vollendung gespielt haben.) „Wir haben uns über diese Compositionen so sehr verbreitet, um unseren Lesern einen desto klareren Begriff von der Kunstfertigkeit des Hrn. Moscheles zu geben, von welcher man weder zu viel noch zu rühmend sprechen kann. Das Publicum würdigte sein außerordentliches Talent in vollem Maße, und wir können uns nicht erinnern, daß irgend ein Tonkünstler rauschendern und einmüthigeren Beyfall erhalten hätte, als Herr Moscheles."

„Er beherrscht das Instrument, sowohl in Rücksicht auf Kraft, als auf Zartheit und Schnelligkeit, in einem wirklich erstaunenswerthen Grade. So wie Mad. Catalani im Gesange alle gewöhnlichen Fesseln der Kunst durchbricht, so scheint Hr. Moscheles alle, ihm zwar wohlbekannten, technischen Regeln des Clavierspiels zu verschmähen. Seine Vorderhand, sein Fingersatz bieten eine Mannigfaltigkeit der Stellung und eine Biegsamkeit dar, die in der That wundervoll ist; ja, so sehr hat er den Anschlag in seiner Gewalt, daß, wenn der Zuhörer, von der Erhebung seiner Hand zu schließen, bey deren Herabkommen einen Donnerstreich erwartet, gleichwohl das Ohr niemals durch die geringste Rauheit beleidigt wird. Bey der Ausführung von Tonläufen wird durch die Schnellkraft und Elasticität seiner Finger jeder einzelne Ton gleich glänzend, und in den ausdrucksvollen Stellen ist seine Manier nicht weniger anziehend. Der außerordentlichste Theil seines Spieles ist aber die Geschwindigkeit und Sicherheit in den Sprüngen auf die entlegensten Intervalle. Seine Daumen scheinen dann als Zwischenpuncte zu wirken, durch welche seine Finger in die entferntesten Theile der Claviatur geleitet werden, über die sie mit einer ganz unbegreiflichen Schnelligkeit hinfliegen; gleichwohl ist die Gleichheit des Anschlags und des Tons so streng beobachtet, daß man nie einen undeutlichen und selten einen unvollkommenen Ton vernimmt. Jeder große Spieler besitzt sein Forte; Hr. Moscheles hat hierin keinen Nebenbuhler; ja, wir glauben, daß er an gediegener Kraft nie erreicht worden ist. Über seinen Ausdruck hat ihm, wie man uns sagte, Hr. Cramer die schmeichelhaftesten Complimente gesagt; doch kennen wir Personen von großem Urtheilsvermögen, welche diesen Zweig seines Spiels tiefer als die anderen stellen. Wir glauben aber, daß dieses mehr von der hohen Stufe, auf welcher seine übrigen Vorzüge stehen, und von der Vergleichung eines Theils derselben mit dem andern, als von einer wirklichen Unvollkommenheit entspringe. In solch einem Manne ist die Größe einer Fertigkeit manchmal die Ursache, daß eine andere kleiner erscheint. Im Ganzen wurde Hrn. Moscheles allgemein die

Suprematie zuerkannt, und eben so einig ist man darüber, daß sein Talent von anziehender Bescheidenheit begleitet sey."

In demselben Hefte der genannten englischen Zeitschrift findet sich auch eine Schilderung des dermaligen Zustandes der italienischen Oper zu London und eine Würdigung jedes einzelnen Mitgliedes derselben, welche (Seite 382 u. f.) also beschlossen wird:

„Das Ganze der Oper (wenn wir nach gegenwärtiger Stagione urtheilen sollen) gibt einen Beweis von der Abnahme der Kunst. Das Große der Vereinigung der Musik mit der Poesie findet sich nicht mehr. Die neueren Compositionen haben keinen anderen Anspruch, die älteren zu verdrängen, als den Reiz der Neuheit. Ein Werk der jetzt ausschließend herrschenden Schule reicht hin, ihren Geist und ihre Mittel zu zeigen, wenn nicht zu erschöpfen. Verzierungen, süße Melodien, lärmende Instrumental-Effecte sind an die Stelle der älteren, aber richtigeren Elemente musikalischer Wirksamkeit getreten. Mit der Composition sinkt auch die Ausführung. Wir halten es für ausgemacht, daß der Nachwachs an wahrhafter Vortrefflichkeit selbst in jenen Ländern, wo sonst Überfluß herrschte, jetzt sehr gering sey. Es gibt keine außerordentlichen Sänger in irgend einem Theater auf dem Continent mehr *); denn der echt große Styl ist verschwunden. Das Zeitalter des Ausdrucks ist dahin! und jenes der Flitter ist den schönen Tagen gefolgt, in welchen das Herz, nicht das Ohr, der Prüfstein der Musik war; wo Empfindung mehr galt, als Überraschung; wo Kraft, Schönheit und Zartheit ein hohes, wenn gleich nicht so wollüstiges Vergnügen gewährten. Sie ist dahin jene Zeit! und nimmer sollen wir dem echten Ausdrucke horchen, der auf Erweckung erhabener, reiner Gefühle abzielt, bis ein Tonsetzer wieder kömmt, der mit der Melodie Würde und Kraft vereinen kann, und ein Sänger, der durch reinen Gesang unser Gemüth, bald es erregend, bald es besänftigend, in Entzücken zu setzen vermag."

*) Dermal wohl noch mehr Prophezeyung als Thatsache.

Concert-Anzeige.

Am 28. May hat Hr. Drouet, französischer Tonkünstler auf der Flöte, im landständischen Saale eine musikalische Akademie gegeben. Gleich die ersten Tacte seines Spiels haben den großen und allgemeinen Ruhm gerechtfertigt, der dem Künstler nach Wien voraufgeeilt war. Seit Hr. Drouet vor sieben oder acht Jahren wegen eines Streits mit Mad. Catalani, in deren Orchester er angestellt war, Paris verlassen und von London aus, wo man ihm enthusiastischen Beyfall zollte, den Norden bereist hat, ist diesem Künstler ein Ruf zu Theile geworden, den man europäisch nennen könnte. In der That dürfte Hr. Drouet keinen andern Nebenbuhler auf seinem Instrumente haben, als Tülou zu Paris. Die Vorzüge, welche Hr. Drouet vor andern Flötenkünstlern, selbst vor Meistern, voraus hat, sind zwar ungemein, lassen sich aber doch auf einen einzigen zurückführen: er scheint physisch für dieses Instrument geboren zu seyn. So wie es Organe und Brustbildungen gibt, welche besonders geschickt zum Gesange sind, so dürfte im Hauche und in der Lippenbildung gewisser Individuen eine vorzügliche Fähigkeit für Instrumente liegen, welche geblasen werden. Die Erfahrung spricht für die Wahrheit dieser Bemerkung: sehen wir nicht Künstler, welche, selbst nach jahrelangen mühsamen Anstrengungen, keinen Ansatz bekommen, während sich oft Lehrlinge in wenigen Monaten eine embouchure erwerben, welche, hätte die Natur ihnen die übrigen erforderlichen Anlagen nicht versagt, sie in kurzer Zeit zu Meistern auf ihren Instrumenten machen würde? Der Ansatz und die Zunge (beydes ist nicht einerley) des Hrn. Drouet sind die glücklichsten, die irgend ein Künstler besitzen dürfte. Daher die vollendete Meisterschaft, mit welcher er jede Figur, besonders die Octaven- und Decimensprünge, macht. Nächstdem hat Hr. Drouet das Athemholen bis zur Vollendung ausgebildet. Der Athem an sich ist freylich ein Geschenk der Natur; aber die Geschicklichkeit, ihn gehörig anzuwenden, der ökonomische Gebrauch desselben, der darin besteht, sich ihn sparsam zuzumessen und ihn nicht muthwillig zu vergeuden, die Mundgriffe (um diesen, mit Handgriffen analogen, Kunstausdruck zu schaffen), diese

Vorzüge erlangt man nur durch kunstgemäßes und langjähriges Studium. Diesem Studium hat sich, wie wir das aus sichern Quellen wissen, Hr. Drouet von der frühesten Kindheit auf gewidmet. Seine Künstlergeschichte überhaupt dürfte, ausführlich erzählt, sowohl psychologisch, als in Hinsicht auf die mechanische Ausbildung, von großem Interesse seyn. Bey allen diesen Vorzügen, welche Natur und unermüdlicher Fleiß Hrn. Drouet verliehen haben, ist es nicht zu verwundern, daß sein Spiel nichts von jenen mühsamen Anstrengungen, von jenen Gesichts- und Körperverzerrungen verräth, durch welche der Vortrag anderer, oft sehr verdienstvoller, Flötisten nicht selten so ungenießbar gemacht wird. Hätte Hr. Drouet zu Alcibiades Zeiten gelebt, der Sohn des Klinias würde sich nicht geweigert haben, die Flöte spielen zu lernen, weil sie die Züge entstelle.

Der Charakter des Spiels, so wie es sich jetzt in Hrn. Drouet ausgebildet zu haben scheint, neigt sich vorzugsweise zum Weichen, zum Elegischen, zum Melodischen hin. Dieß scheint überhaupt der Zeitgeist zu seyn, der jetzt in der Poesie sowohl, als in den darstellenden und bildenden Künsten, vorherrscht. In so fern dürfte Hr. Drouet Recht haben, durch das genre seines Vortrags diesem Zeitgeiste zu huldigen. Aber diese Spielart würde einer noch größeren Wirkung fähig seyn, wenn ihr die Kraft und das Grandiose zum Gegensatze dienten: den Gürtel der Venus hat Hr. Drouet gelöst, die Keule des Herkules (bedarf's erst der Verwahrung, daß wir unter Keule das Symbolum der Kraft und nichts anders verstehen?) bleibt ihm noch zu erringen übrig.

Unterdrücken dürfen wir endlich die Bemerkung nicht, daß uns der Vortrag des Hrn. Drouet in der Höhe als fast stets um ein Unmerkliches unter dem Tone schwebend vorgekommen ist. Woher das? Uns dünkt, einem so vollendeten Künstler, wie Herrn Drouet, dürften alle Mittel zu Gebote stehen, die äußeren zufälligen Einwirkungen auf die Stimmung seines Instruments unwirksam zu machen.

Zur Einleitung des Concerts ist die Sinfonie aus Mozart's Figaro mit einer Kraft und Präcision ausgeführt worden, welche das ganze Auditorium entzückt haben. Melomanie gegen Melomanie gesetzt, wollen wir lieber an einer Mozartmanie, als an einer andern, leiden. So gestehen wir offen, daß uns bey'm Anhören dieser Sinfonie vor Freuden die Thränen in die Augen getreten sind.

Auch Mad. Grünbaum hat mit ihrer Arie in F-dur aus Mozart's Don Juan nicht wenig zum classischen Genusse des Auditoriums beygetragen. Aber, warum das Andante so ungebührlich langsam nehmen und überdem noch bey jeder Note rallentiren? Wir sind für kein Übertreiben des Tempos; aber jedes Maß muß sein Ziel haben.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Anthyllis Hermanniae. Flachsblättrige Wollblume. Von Candien.
Guajacum officinale. Vierblättriges Franzosenholz. Aus Jamaica.
Gloxinia floribunda. Aus Westindien.
Justicia Adhatoda. Treibende Justicie. Von Ceylon.
Leptospermum grandiflorum. Aus Neuholland.
Melaleuca hypericifolia. Johanniskrautartige Melaleuca Aus Neuholland.
Nymphaea coerulea. Blaublühende Seerose. In Wässern von Ägypten.
Passiflora incarnata. Fleischfarbige Passionsblume. Aus Brasilien.
Pomaderis apetala. Aus Neuholland.
Solanum stellatum. Sternförmiger Nachtschatten.

Verbesserung.

In der letzten Zeile in Nr. 64 unsers Blatts lese man: *Anch'io* statt Anche io.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 4. Juny 1822.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Eruption des Vesuv.

Von C. S.

Nach einem Schweigen von vielen Monaten, das nur hin und wieder durch mehr oder minderes Rauchen des großen Kraters unterbrochen worden war, kündigten endlich am 17. und 18. Februar dieses Jahrs schwärzer aufsteigende Qualmmassen, mit unterirdischem Donner begleitet, einen bevorstehenden Ausbruch des Vesuv an. Diese Andeutungen hatten, neben der ihnen innewohnenden Schrecklichkeit, in so fern auch ihr Erfreuliches für die Einwohner Neapels, als eine längere Ruhe des Vesuv der Erfahrung gemäß gefährliche Erdbeben befürchten ließ, der Überfluß des Wassers in der Umgegend aber eine gelinde Explosion versprach*). Das unterirdische Getöse wurde mit jedem Tage stärker, die Eruption erfolgte und ward immer heftiger, bis sie am 24. Februar ihren Culminationspunct erreicht zu haben schien.

Ich hatte mir vorgenommen, noch in derselben Nacht den Crater zu besteigen, um das furchtbar schöne Schauspiel so nahe und genau, als möglich, zu beobachten, und verließ daher, in Gesellschaft eines Freundes, Abends vier Uhr Neapel.

Den Vesuv beständig im Angesichte, fährt man längst der Küste des mittelländischen Meeres zwischen duftenden Gärten und prächtigen Landhäusern bis Portici, welches zum Theil auf die Trümmer des im Jahr 79 nach Chr. verschütteten Herculanums erbaut ist, und eine schöne Vorstadt Neapels bildet. Zwischen Portici und dem Fuße des Vesuv liegt Resina, wo wir gegen fünf Uhr anlangten.

Den gewöhnlichen Führer Salvatore, der allen, den Vesuv besuchenden Reisenden bekannt ist, hatten wir schon vorauf auf den Berg gesandt. Unsere übrigen Begleiter waren eigentlich bloße Lastträger, ohne genaue Kenntniß des Weges. Dessen ungeachtet bestiegen wir wohlgemuth ein Paar Maulthiere,

*) Acht bis zehn Tage vor jeder heftigen Explosion pflegen gemeiniglich die Brunnen in der Nähe des Vesuvs gänzlich zu vertrocknen.

die den Weg schon einige Male an diesem Tage gemacht haben mochten, und trabten getrost bergan.

Die Sonne war schon untergegangen. Eine schöne sternenhelle Nacht brach ein. Der Neumond stand im hohen Westen, und verbreitete ein sanftes Licht über den herrlichen Golf Neapels, dessen Silberwogen eine Menge kleiner Barken und Fahrzeuge schaukelten, und das Feuerbild des Vulcans zitternd wiederstrahlten.

Hundert kleine Caravanen, mit Fackeln auf und abwandernd, belebten den sonst so verlassenen Bergpfad.

Schon von Ferne riefen die Führer sich zu, und die Reisenden grüßten sich in allen Sprachen, und wünschten sich Glück auf den Weg. Zwey Engländer und zwey Deutsche hatten sich an uns geschlossen. Mit diesen setzten wir den Weg zur Eremitage gemeinschaftlich fort.

Der Zusammenfluß von Menschen in dieser Clause war ungeheuer: Herren und Diener, Menschen und Esel, alles bunt durch einander. Jeder glaubte ein Recht auf ein Ruheplätzchen zu haben; viele erlaubten sich sogar, es von dem gutmüthigen Alten, der ohnehin alles, was er hatte, preis gab, ertrotzen zu dürfen. Die Mehrzahl der Reisenden bestand aus Deutschen und Engländern; auch sah man viele Franzosen, aber sehr wenige Italiener.

Die Nähe des Schauplatzes großer Ereignisse, noch mehr aber deren Anblick selbst, verbannt jeden kleinlichen Hang zu Zwietracht, oder zu andern unfreundlichen Verhältnissen. Nationalhaß und Privatrache erlöschen; Alles reicht sich freundlich die Hand. Die Ähnlichkeit des zu befürchtenden Schicksals ebnet die Ungleichheit der Gesinnungen. Menschen, am Gängelbande des politischen Wechselhasses auferzogen, blicken Arm in Arm verwundert hinaus, und führen die Riesengestalten der hier Statt gefundenen Ereignisse, und ihre Folgen dem zagenden Gedächtniß zurück. Diese Bemerkungen erprobten sich auch in der Hütte des Einsiedlers: aller Standes- und Sinnesunterschied verschwand, und sämmtliche Anwesende schienen nur zu einer Nation, ja nur zu einer Familie zu gehören.

Von den Anwesenden hatten einige, und zwar am nämlichen Tage, den Crater bestiegen. Ihre Erzählungen waren zu ermunternd, als daß wir, trotz der mannigfaltigen Warnungen, die von mehreren Seiten an uns geschahen, nicht das Äußerste zu versuchen, hätten entschlossen seyn sollen.

Nach einigen eingenommenen Erfrischungen verließen wir, mit mehreren Führern und Fackeln versehen, gegen halb neun Uhr die Einsiedeley. Der ganze obere Kegel des Vesuv war mit einer rothglühenden Fluth überschwemmt, die sich langsam über die alte Lava nach dem Thale wälzte, und Resina bedrohte. Wohin das Auge blickte, trat ihm Verheerung und Grauen entgegen. Je höher wir stiegen, desto heftiger tobte der Wind, desto erschütternder wurde das Krachen des sprühenden Craters. Hier und da schwankten auf den Felsenspitzen der alten Lava im Feuerschein einzelne Gruppen, die theils noch im Anschauen versunken, theils schon auf dem Rückwege begriffen waren, weil sie es für unmöglich hielten, weiter zu kommen.

Endlich erreichten wir den im vorigen Jahre gebildeten Crater, in welchem bekanntlich ein Franzose zufällig oder absichtlich seinen Tod fand. Von hier aus muß man die aus Asche und Lavatrümmern aufgeworfene, ungefähr

tausend Fuß hohe, äußerst steile Kuppe zu Fuß besteigen. Die glühenden Lavaströme flossen schon einige hundert Fuß unter uns hinweg. Die Erde bebte vom innern Donner. Die ausgeworfenen Steine schossen pfeilschnell über die gähe Anhöhe hinab, und der Ostwind kämpfte mit den Flammen um die Wette. Bis hieher waren uns noch alle unsere Begleiter und Führer gefolgt. Die Zaghaftigkeit der letztern, die Heftigkeit des Sturms, welcher in dieser Höhe keine Fackel brennen ließ, die meinen Begleitern unbekannte Steile des Berges, und endlich die auf uns geschleuderten glühenden Steine machten sie endlich muthlos. Einer blieb nach dem Andern zurück. Als auch die letzten zwey Führer sich nicht weiter getrauten, und weinend auf die Felsentrümmer wiesen, welche sich von den Lavaströmen losrissen, und gleich Feuerlavinen mit ungeheurer Schnelle über die fast senkrechte Höhe hinabflogen, sank auch meinem letzten Begleiter aus Neapel der Muth. Er rief mir Lebewohl zu, und versprach, mich bey dem oben erwähnten Crater zu erwarten.

Allein, ohne Führer, ohne Freund im undurchdringlichen Dunkel der Nacht, einen starken Bergstock in der Hand, drang ich, da der gewöhnliche Weg an der Nordwestseite des Berges dem Feuerregen ausgesetzt war, so schnell und behutsam, als es die Umstände gestatteten, vorwärts gegen Osten. Eben blickte ich, ungefähr bis zur Hälfte des Kegels hineingedrungen, halbverzagt nach den, noch mehrere hundert Fuß über mir brausenden, Feuermassen, als ich zwey Menschen gewahr nahm, die eben im Begriffe waren, den Crater zu erklimmen. Dieß flößte mir neuen Muth ein. Ich eilte ihnen nach, verlor sie aber bald wieder aus dem Gesichte. Ich erhob meine Stimme und hörte mein Rufen von der Höhe herab erwiedert. Das Rollen der Steine und Asche kündigte mir einen herabsteigenden Menschen an. Er gab sich mir als einen Franzosen zu erkennen, und warnte mich vor dem neuen Lavastrome, der sich, seiner Meinung nach, bilden werde, und welcher mir den Weg abschneiden könnte.

Was sollte ich thun? Die Hälfte der Gefahr war überstanden, das Beschwerlichste überwunden. Ich konnte unmöglich auf halbem Wege umkehren. Nach einigen eingezogenen näheren Erkundigungen, die er mir mit der den Franzosen angebornen Artigkeit ertheilte, setzte ich meinen Weg fort.

Ungefähr nach einer halben Stunde ward mir aus der zunehmenden Festigkeit der Erde, und der immer stärkeren Erschütterung derselben deutlich, daß ich mich nicht mehr ferne vom Gipfel des Berges befand. Endlich ward es heller und heller, der Boden ward heißer, und immer wärmer die Luft. Noch einen Schritt, und hinein schaute ich in den glühenden Tod, in den Verderben sprühenden Schlund. Himmelan flog die Feuereſſe und stürzte in tausend glühenden Schlangen zum brausenden Kessel zurück, um von neuem nach allen Richtungen geschleudert zu werden.

Weiß glühend eiterte die zähe Lava aus dem Feuerpfuhl, und wälzte sich, mit schwarzen Schlacken vermischt, durch ein, am Crater ausgewühltes Bergbecken langsam, unwiderstehbar und unaufhaltsam fort.

Keine Feder vermag das ohnmächtige Hinsinken meines Gefühls zu beschreiben, welches sich wechselsweise in den Extremen des Entsetzens und der Bewunderung, des Muthes und der Verzagung verlor. Vor mir die allgewaltige zerstörende Wuth des empörten furchtbaren Elements, auf einem drey Fuß

breiten Bergrücken stehend, dessen innere Seite jenes furchtbare Becken des Craters umschloß, während das Äußere in den endlosen Abgrund der Nacht versank. Anderthalb tausend Fuß unter mir das Rinnsal der glühenden Lava, welche die Luft mit ihrem Qualme verfinsterte; kein lebendes Wesen um mich, keinen andern Laut hörend, als das krachende Gebrüll des berstenden Craters, als das Zischen der die Luft durchkreuzenden Feuerschlangen, als den erschütternden Donner zu meinen Füßen im Eingeweide des Vulcans. Lautloses Hineinstarren in dieß Bild des Entsetzens und Grauens war der Ausdruck meines beklommenen Gemüths, das sich vergebens mit der Heftigkeit des Elements ins Gleichgewicht zu setzen versuchte.

Wenn zwey Gewitter am trüben Horizonte sich in wilder Wuth begegnen und mit erhöhtem Grimme ihre verheerenden Blitze einander entgegen schleudern, wenn die Flaren und die Auen im Verheerungsbrande rauchen, die Atmosphäre schwer aufathmet unter den glühenden Massen, und Schlag auf Schlag, und Strahl auf Strahl schmettern, und alle Blitze zündend niederschlagen, mögen den einsam verzagten Wanderer jene Empfindungen durchkreuzen, die am Rande des Craters meine Brust krampfhaft umschlossen. Der Boden zu meinen Füßen wankte, rings um mich glühte die Luft, dampfte die Erde, rollte der unaufhörliche Donner, krachten die hervorbrechenden, zermalmenden Flammensäulen. Das ermüdende Bergsteigen und die heftige Bergerschütterung hatten meine Kräfte erschöpft. Die Knie fingen an zu wanken, ich sank halb ohnmächtig am Rande des Craters nieder.

Dank der gütigen Vorsehung! Nach ungefähr fünf Minuten erholte ich mich und sah mit Schrecken, daß die Lava nahe an der Stelle, wo ich lag, den Bergrücken durchzubrechen drohte. Kaum hatte ich die Stelle verlassen, so war sie geborsten, und vom Feuermeer verschlungen. Einige Minuten früher und ich war ohne Rettung verloren. Endlich erreichte ich glücklich die westlichste Spitze des Berges, und stand mit der Mündung des Craters in gleicher Höhe.

Hier ließen die Ausbrüche des Vulcans sich mit weniger Gefahr beobachten. Es war Mitternacht, und eben der Augenblick der heftigsten Eruption. Ich bemerkte deutlich, daß nördlich vom alten Crater sich ein neuer Schlund geöffnet, und mit dem vorigen zu einem einzigen vereiniget hatte. Die verschiedenen Richtungen des bey jedem Erguß hervorbrechenden, viele hundert Fuß hohen, Feuerstrahls bewiesen mir neuerdings klar, daß der Crater zur Zeit der Eruption mit der Tiefe auch an innerm Umfang zunimmt. Die innere konische Fläche schließt sich durch das Gerinnen der im Absterben des Vulcans zurücksinkenden Lava bis auf eine kleine Öffnung zu. So bestätigte ich mich in der Vermuthung, daß dieser, mitten in den lachendsten Ebenen*) hervorspringende, Berg nichts anders als eine, durch tausendjähriges Aufeinanderhäufen erkalteter Lava entstandene, Erdblase sey, deren unterirdische Canäle sich mit jenen des Ätna verbinden, und gemeinschaftlich Einen der Conductoren der vulcanischen Excremente unsers Erdballs bilden. Diese Vermuthung gewinnt um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als die achtzehn Miglien vom Vesuv entfernte Solfatara gerade am 24. sehr stark rauchte,

*) Nach Diodor von Sicilien sollen diese Ebenen die schönen phlegräischen Gefilde seyn.

und durch ihre leuchtenden Dämpfe über die ganze Gegend ein Dämmerlicht verbreitete, welches ich vom Vesuv sehr genau unterscheiden konnte. Auch warf der auf einer der äolischen Inseln befindliche Vulcan Stromboli zu dieser Zeit ebenfalls Lava aus, und selbst der Ätna war in größerer Bewegung.

Bekanntlich hat der, an der Südwest-Seite des Hekla gelegene Vulcan Eyafialla Joekel (Öfields Jökel) nach mehreren hundert Jahren kurz vor den Ausbrüchen des Vesuv zum ersten Male wieder Feuer zu speyen begonnen und ist erloschen, sobald der Vesuv in Bewegung gerathen war.

Nachdem ich dem verheerenden Kampfe eine lange Zeit zugesehen hatte, wollte ich den Rückweg antreten; aber die Prophezeyung des Franzosen war eingetroffen.

Der neue Lavastrom, sich in sieben Arme theilend, hatte sich einer großen Fläche bemächtigt, und seine Richtung nach jener Gegend genommen, durch welche ich meinen Rückweg antreten mußte.

Niemand hatte es nach mir gewagt, den Crater zu besteigen. Eine Fackel um die andere, welche ich noch vor einer Stunde am Fuße des Kegels gesehen hatte, verschwand. Meine Augen waren von Feuer geblendet, und die unaufhörlich sich losreißenden Steinmassen, oft sechs bis acht Quadratschuh groß, welche im pfeilschnellen Laufe dahinschmetterten, waren noch gefährlicher, als der glühende Steinregen selbst. Um nicht in der Asche zu versinken, mußte ich mich oft an hervorragende Lavatrümmer festhalten. Diese lösten sich dann plötzlich los, und drohten mich mit sich zu reißen. Der immer mehr anwachsende Lavastrom hatte den Weg völlig abgeschnitten. Ich eilte daher an der Nordostseite der Kuppe auf den Klippen der Lava nach jener Gegend, wohin sich mein Freund vor der hereinbrechenden Fluth geflüchtet haben mochte. Nach einer Stunde des mühevollsten und gefährlichsten Umwegs vernahm ich endlich seine Stimme, und bald sank ich erschöpft in seine Arme. Gegen Morgen erreichten wir Neapel.

Am andern Tage erscholl die traurige Nachricht, man habe in der Nähe des Craters einen Mann, mit gänzlich verbrannten Kleidern, todt gefunden. Der Leichnam ward untersucht und ausgesetzt; aber niemand erschien, der eine nähere Auskunft über ihn hätte geben können.

Am 25. schien die Eruption nachzulassen, erhob sich aber in den Morgenstunden des 26. von neuem mit solcher Heftigkeit, daß die Lava bis ein und eine halbe Miglie vordrang. Dieß waren die letzten Ausbrüche. In den folgenden Tagen nahm die Wuth des Berges zusehends ab, bis endlich am 28. Februar ein ungeheurer Aschenauswurf seine letzten Regungen andeutete.

In Gesellschaft von fünf Engländern, welche ich am Fuße des Vesuv einholte, bestieg ich an diesem Tage den Crater zum fünften Male, um mich von meinen früheren Beobachtungen, und den muthmaßlich erfolgten Veränderungen des Berges vollends zu überzeugen. Der noch immer anhaltende Ostwind war uns ungünstig, und übergoß uns mit Sand und Asche. Die Gegend, in einem Umkreise von vier bis fünf Stunden, war in einen undurchdringlichen Aschenschleyer gehüllt. Equipagen, die nach Portici fuhren, kehrten mit Sand und Asche bedeckt nach Neapel zurück. In Neapel selbst war die Sonne den ganzen Tag über verfinstert, und erschien als eine blutrothe Scheibe.

Die Lava hatte sich schon gehärtet, war aber noch glühend heiß, und der Weg vom Eremiten zu dem im vorigen Jahre entstandenen Crater ganz überschwemmt.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir den höchsten Crater, der bey der gegenwärtigen Eruption eine völlig veränderte Gestalt erhalten hatte. Meinen Beobachtungen vom 24. zu Folge, fand ich die nördliche Wand des alten Craters ganz eingestürzt, und den Crater selbst gegen Norden durch einen neuen um die Hälfte vergrößert. Beyde zusammen mögen jetzt ungefähr acht bis neun hundert Schritt im Umkreise haben. Die geronnene Lava verlor sich darin in einen trichterförmigen Abgrund, welcher, gleich einem dahinsterbenden Ungeheuer, röchelnd Asche und Rauch ausspie. Zentnerschwere Steine von seinem äußeren Rande abgelöst, rollten endlos fort. Rings um den Crater trafen wir auf viele rothglühende Stellen, von zwanzig bis dreyßig Schritt Länge. Dann und wann brüllte der Donner noch dumpf aus der ungeheuren Tiefe und erschütterte die höchste Spitze des Vulcans.

So sehr der erhabene Anblick der im Meer untergehenden Sonne, und die bezaubernde Abendbeleuchtung der ungeheuern Stadt mit ihren elysischen Umgebungen mich sonst auf dem Gipfel des Vesuv entzückt hatten, so schwermüthige Empfindungen erregte in mir heute ihr blutiges schaudervolles Dahinscheiden. Ich glaubte in jener Nacht, die Schrecken des jüngsten Gerichts seyen erwacht, und die heutige Welt gleiche nicht mehr der alten! Der noch glühend heiße Boden zwang uns bald, die Höhe zu verlassen. Während der Zeit war die Nacht eingebrochen. Nach einer Stunde langten wir beym Eremiten, und kurz nach Mitternacht in Neapel an.

Theater-Anzeige.

Don Juan. Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Eine schwere Pflicht liegt heute auf uns, die Pflicht, über die Darstellung des Don Juan zu reden. Wer in der jetzigen Lage der Dinge diesen Gegenstand nicht aus dem Innersten des Herzens besprechen könnte, sollte ganz schweigen. Haec otia Deus nobis non facit! So nehmen wir die Feder ungefähr mit demselben Gefühle in die Hand, wie der feige Soldat, Angesichts des Feindes, die Flinte. Doch ist zwischen diesem und uns immer noch ein Unterschied: ihn zu errathen, überlassen wir unsern scharfsinnigen Lesern.

Wer würde mit der Aufführung, die wir hier anzeigen, nicht Nachsicht gehabt haben, selbst wenn sie verfehlt gewesen wäre? Aber diese Aufführung, weit entfernt, der Kritik gerechte Waffen in die Hände zu liefern, muß in mehr als einer Hinsicht gelungen genannt werden, denn die Leistungen sämmtlicher Sänger zeigten mehr oder minder von der hohen Begeisterung, welche ihnen von dem Werke, das sie darzustellen hatten, eingegeben wurde. Vor Allen ist Mad. Spitzeder, als Donna Anna, auszuzeichnen. Für eine gewisse Classe von Leuten singt diese Sängerinn nicht stark genug; die andere, welche deßhalb noch die Flöte nicht verschmäht, weil sie keine Trompete ist, möchte zwar der Mad. Spitzeder mehr Kraft (welche nicht mit Stärke zu verwechseln ist), wünschen, hört sie aber nichts desto weniger mit großem Wohlgefallen. Den Dilettanten (so wollen wir, zur Abwechselung, jene erste Classe nennen), deren musikalischer Gaumen dergestalt abgestumpft ist, daß ihm der haut goût der falschen Intonation nothwendig geworden, um schmecken zu können, muß Mad. Spitzeder, welche das Unglück hat, rein zu singen, auch aus diesem Grunde mißfallen. So eine vortreffliche Sängerinn Mad. Spitzeder aber immer seyn mag, zur Umarbeitung von Mozart's Compositionen scheint ihr bis jetzt noch der innere Ruf abzugehen. Es ist daher zu wünschen, daß sie künftig das hohe C,

welches sie in das Maskenterzett einsetzt, weglassen wolle. Dergleichen Umarbeitungen, oder auch Transpositionen, muß sie denjenigen Leuten überlassen, welche von keiner so tiefen Verehrung für den Componisten des Don Juan, als sie selbst, oder vielmehr ihr Gatte (welches hoffentlich einerley ist) an den Tag gelegt hat, durchdrungen sind. Hr. Forti würde in der Rolle des Don Juan nomen et omen haben (Forti, sc. honor), wenn es ihm beliebte, die musikalischen und die Worttöne (auch im Dialoge) besser zu articuliren, und die Arie: Fin ch'an dal vino, um einen Ton tiefer und um ein Achtel langsamer zu singen. Sein Spiel und Gesang in beyden Finalen haben sich besonders ausgezeichnet. Hr. Spitzeder, als Leporello, hat, dünkt uns, von seiner Stimme noch nie einen so edlen und weisen Gebrauch gemacht; auch sein Spiel würde, ohne einen gewissen Pedantismus, sehr erfreulich seyn. Dlle. Hornick, welche, bey der ersten Vorstellung, die Zerline darstellte, gibt uns Veranlassung zu einer Bemerkung, welche wir hier am rechten Orte glauben. Man hat behauptet, die meisten Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, spielten nur sich selbst. Die Darstellungen der Zerline auf den deutschen Theatern beweisen das Gegentheil: diese Rolle mißlingt fast jedesMal. Da Mad. Ernst während der Vorstellung plötzlich heiser geworden war, so mußte Dlle. Hornick, außer der ganzen Zerline, auch noch die halbe Donna Elvira über sich nehmen. Die Homogenität entschied, und Dlle. Hornick löste das mathematische Problem, daß das Halbe größer sey, als das Ganze. Bey der dritten Vorstellung, wo sich Dlle. Hornick im Besitze der Donna Elvira erhalten hatte, ward aber das Ganze zu Nichts, besonders im Balconterzette, welches sie um und um warf. Dlle. Vio, welche, an Dlle. Hornick's Stelle, die Zerline übernommen hatte, hat recht gut gesungen. Herrn Seipelt ist es gelungen, den todten Comthur mit mehr Leben darzustellen, als viele Rollen lebendiger Personen, welche wir bisher von ihm gesehen. Er hat vortrefflich gesungen. Hr. Haizinger ist ein Bravoursänger, und somit läßt sich's begreifen, warum er den Lindoro im Türken von Italien so über, und den Don Ottavio im Don Juan so unter aller Erwartung singt. Über individuelle Anlagen läßt sich übrigens nicht streiten; aber rein intoniren, dünkt uns, müßte man jede Gattung von Gesang, wenn man ein reines Gehör hätte.

Das Ensemble der Darstellung ist vortrefflich gewesen, und die Chöre haben vorzüglich das erste Final tadellos gesungen. Der Auftritt der Bauern und Bäuerinnen könnte scenarisch mit größerem Fleiße ausgeführt werden; besonders müßte der Tanz mehr eingeübt seyn. Dagegen hat die Gesammtdarstellung der Scenen bey Don Juan auf eine lobenswerthe Art von Vorbereitung gezeigt. Die Höllenscene am Ende des Stücks ist gut ausgefallen. Die Gerechtigkeit gebietet, auch des Eifers lobend zu gedenken, mit welchem das Orchester gespielt hat. Der Vortrag des Don Juan hat den Ruhm gerechtfertigt, dessen die Musiker des Theaters an der Wien genießen.

Wir hoffen, es wird uns gestattet seyn, hier öffentlich zu fragen: Auf wessen Rechnung sind die häufigen Transpositionen zu schreiben, welche wir bemerkt haben, z. B. des Duetts zwischen Don Juan und Zerlinen, der Arie des erstern, des Balconterzetts u. s. w.?

In Betreff des Spiels der ersten Scene zwischen Donna Anna und Don Juan wünschten wir, beyde möchten, gleich vom Anfange an, wo sie aus dem Hause treten, bis zum Abgange der Donna Anna, einige Umgänge in der Runde auf dem Theater machen: es ist durchaus nicht natürlich, daß Don Juan, dem alles daran liegen muß, zu entfliehen, sich so gutwillig am Mantel festhalten läßt, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Wo wäre ein kritischer Dilettant, der nicht einmal in seinem Leben über den Text des Don Juan seinen Spott ausgelassen hätte? Besonders ist er den Melodramatischgesinnten ein Stein des Anstoßes gewesen und auch die Moralischen haben den Stab über ihn gebrochen. Beyde Parteyen wüthen, dünkt uns, gegen ihre Eingeweide: denn der Text zu Don Juan ist nicht allein ein Melodrama, sondern auch ein Sittengemälde, ja ein mystisches Drama: es kömmt nur darauf an, wie man es nehmen will. Welches sind die Elemente eines regelrechten Melodrama? Ein Bösewicht, eine verfolgte Unschuld, ein Tölpel, Eifersucht, Mord, Schändung und die göttliche Rache! Das alles ist im Don Juan zu finden, und noch mehr, nämlich ein steinernes Gespenst. Woraus

besteht ein moralisches Familiengemälde? Aus Kindesliebe, Gattenliebe (zwischen Donna Anna und Don Ottavio existirt eine Art von matrimonio segreto, wie wir's aus Donna Anna's eignem Munde erfahren würden — wenn sie's nur sagen dürfte), unschuldige Liebe und verbrecherische Liebe. Auch das alles ist in Don Juan zu finden. Zu einem mystisch-allegorischen Drama fehlt ihm endlich gar bloß eine Kleinigkeit, das heißt Nichts. Dieß Nichts ist jener bombastische Schwulst der Diction, welche, wie ein aufgeblasenes Stück Leder allerdings von außen sehr gehaltvoll aussieht, innerlich betrachtet aber nur Wind enthält, den Mangel an positiven Ideen durch Nebel und Dunst zu ersetzen strebt. Wo ist eine Schicksals- oder andere neu- oder altmodische Tragödie, welche in so wohl gezeichneten Umrissen das menschliche Leben, wie es hier auf Erden, und nicht in den Wolken, beschaffen ist, zur Anschauung brächte und einen deutlichern Commentar zu jener Terenzischen Vorschrift, respicere tamquam in speculum in vitas omnium suadeo atque sumere exemplum sibi, lieferte? Don Juan ist einer von jenen Gott und Menschen Hohn sprechenden Egoisten, die um jeden Preis ihr Ich auf die Köpfe anderer zu stellen suchen, und sollte diesen auch der Schedel darüber eingedrückt werden, Buben, welche, da Mord, Schändung und andere solche egoistische Triebe im bürgerlichen Leben einigen Hindernissen unterworfen sind, sich damit begnügen, von diesem oder jenem Hinterhalte aus moralisch zu morden und zu schänden, die dem Langmuthe der weltlichen und göttlichen Rache Trotz bieten, am Ende aber doch ihrem Richter nicht entgehen und in das Nichts, in welchem sie durch eine Vermischung der Bosheit mit der Dummheit erzeugt worden sind, zurückgestoßen werden. In Donna Anna sehen wir das Bild einer liebenden Tochter, in welcher, ungleich diesen oder jenen Kindern, welche den Vater verläugnen, sobald sie einem Gatten anhängen, das unbedingte Gefühl der moralischen Natur nicht von dem bedingten der physischen unterdrückt wird. Donna Elvira stellt uns eins jener liebenden Mädchen dar, wie wir sie häufig im menschlichen Leben sehen, Mädchen, deren ganzes Seyn durch die Liebe gebildet ist, und welche, hundert Mal betrogen, hundert Mal verzeihen, weil sie glauben, daß der geliebte Treulose zum hundert und einsten Male treu bleiben werde. Wenn Kotzebue's Menschenhaß und Reue hin und wieder eine wirkliche Mad. Müller hervorgebracht haben soll, wie viele wirkliche Elviren mögen, bey'm Anblicke der erdichteten in Don Juan, zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen seyn! Wo könnte es endlich eine treuere Copie von jenen Dutzend-Originalen im Leben geben, welche man moralische Schmarotzerpflanzen nennen könnte, weil sie, je nachdem die Gelegenheit und ihr körperliches Bedürfniß es so mit sich bringen, entweder von der Tugend oder vom Laster zehren, ohne eben zu der einen oder zu dem anderen einen besondern Appetit zu haben, als Leporello? Dergleichen Burschen sind häufiger in der Welt, als man glauben sollte. Wer sich mit ihnen versöhnen will, muß seine Zuflucht zur Teologie (Lehre vom Endzwecke) nehmen; wie alle lebendigen und leblosen Dinge zu irgend einem Endzwecke geschaffen seyn müssen, so dürften diese Leporello's die moralischen Bestandtheile seyn, welche das Gute und Böse neutralisiren, wie es chemische gibt, welche in der mineralischen Welt dieselbe Wirkung hervorbringen. Zerline stellt diejenige weibliche Tugend vor, welche so lange felsenfest steht, als sie gar nicht, oder auf eine unrechte Weise, versucht wird. Auch dieser Charakter ist aus dem Leben gegriffen. Und endlich der Comthur, ist der nicht die treueste Copie von jener Menge Individuen, auf welche wir bey jedem Tritte und Schritte im Leben stoßen, und deren Geschäft darin besteht, nicht zu helfen, wann's Zeit, sondern zu warnen, wann's zu spät ist? Ist es freundschaftlich gehandelt von diesem steinernen Gaste (den man keinen ungebetenen Gast nennen darf, weil er von Don Juan gebeten worden ist), daß er diesem erst dann Buße zu predigen beginnt, als der Kessel schon siedet, in welchem dem Sünder der Kopf gewaschen werden soll?

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 6. Juny 1822.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung *))

Syracus, am 23. Sept. 1821.

Möge Archimedes Schatten mir warnend zur Seite stehen, damit ich nichts Nachtheiligers über Syracus sage, als diese sonst so berühmte Stadt eben verdienen dürfte, und allen Groll getäuschter Vorstellungen und Erwartungen tief im Meere der Vergessenheit begrabe. Das, allem Irdischen gemeinsame, Loos der Vergänglichkeit theilt auch diese Stätte bitterer und schmerzlicher Empfindungen; lächerlich bleibt nichts, als der thörichte Stolz der Nachwelt auf einen Ruhm, der ihr nicht mehr zugehört, und der die Überreste der Vorzeit mit Namen und Erklärungen ausschmückt, die Unmuth und Widerwillen erregen. Man weiß an solchen Stätten nicht, worüber man am meisten erstaunen soll, ob über die Unverschämtheit der Erklärer, oder über den Köhlerglauben und das Nachbeten enthusiastischer Reisender und Alterthumsgrübler.

Ich war am 23. mit der Hälfte der Gesellschaft von Catania über Augusta nach Syracus aufgebrochen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, die Luft war durch den Regen erfrischt, und wir fühlten uns heiter und froh in der offenen heitern Gegend. Unsere Straße führte längst der Küste fort, welche die Ebene von Catania begrenzt. Hinter uns ließen wir die letzten Höhen des Ätna; vor uns lagen die Berge von Lentini, die in dem Vorgebirge enden, auf welchem Augusta erbaut ist. Die Landschaft war wundervoll beleuchtet; das durchsichtige Violett der Schatten und die Lufttöne, von deren Farbenreiz wir in unsern Ländern keine Vorstellung haben, gossen eine Wärme und ein Leben darüber aus, die unser Gefühl zum wahren Entzücken steigerten. Die Gegend zunächst um unsern Weg wechselte mit Wiesenplätzen, auf welchen zahlreiche Ziegen- und Rinderheerden weideten, mit Feldern von Aloe und

*) S. Nr. 52 der dießjährigen Wiener Zeitschrift.

indianischen Feigenhecken eingezäumt und Büschen von Leander, Thymian und eine Art von niederem Gesträuche, das einen sehr angenehmen Geruch verbreitete. Als wir uns dem Ausflusse des Symetus näherten, änderte sich der Boden. Wir ritten im tiefen Wellsande und nur zerstreute Büsche von Sumpf- und Riedgras fesselten hie und da den flüchtigen Grund. Eine sehr ärmliche Barke, an einem Seile zu beyden Seiten der Ufer befestiget, dient Reisende und Pferde überzusetzen. Schon oft ist, bey stärker angeschwollenem Wasser, dieß Seil gerissen und die Barke, die kaum eine Viertelstunde von der Mündung des Flusses entfernt ist, vom Strome in die See fortgerissen, und ein Raub der Wellen geworden! Uns war der Flußgott hold. Wir setzten glücklich über; aber eine weit schlimmere Gefahr stand uns bevor. Eine Stunde vom Symetus entfernt, ist ein anderes Gewässer vorhanden, welches die Forgia genannt ward und aus dem See von Lentini zwar im matten, trägen Laufe, allein in einem so lehmichten Sumpfbette sich dem Meere zuwälzt, daß keine Furth durch Menschen oder Pferde betreten werden kann, sobald Regen oder das zurückströmende Seewasser seine Ufer zum Übersteigen gebracht hat. Es bleibt den Reisenden unter diesen Umständen kein anderer Weg offen, als das Fallen des Wassers abzuwarten, welches oft erst nach einigen Tagen Statt findet, oder weit genug zu Pferde in die See hinaus zu schwimmen, um die gefährliche Mündung des Flusses in einem weiten Bogen zu umkreisen. Beyde Bedingungen waren für uns gleich unangenehm zu erfüllen, letztere insbesondere, da wir nicht hoffen durften, bey der ungeheuren Brandung der See, welche die Folge eines Ungewitters am vorigen Tage war, uns auf dem Pferde erhalten zu können. In dieser Unschlüssigkeit erreichten wir das Ufer der Forgia und fanden sie zu unserer Freude so weit ausgetrocknet, daß wir ohne alle Besorgniß durchzureiten wagen durften. Aus dieser Schilderung kann man auf die Art, in Sicilien zu reisen, und auf die Verlegenheit und Gefahren, denen man bey jedem Schritte ausgesetzt ist, schließen. Es ist nicht möglich, wenn man es nicht selbst erfahren hat, sich einen Begriff von der Beschwerlichkeit des Fortkommens zu machen. Von einem kunstmäßigen Straßenbau ist beynahe nirgends, von einer Ausbesserung der Wege nie die Rede. Den Pfad bezeichnen ellentiefe Gruben und Löcher, seit Jahrhunderten von den Maulthieren in den Felsen ausgetreten, und in der Regenzeit mit Schlamm und Koth ausgefüllt. Zuweilen stößt man in der Nähe der Ortschaften auf Strecken, welche einst gepflastert gewesen, jetzt aber von allen die schlimmsten sind. Sie laufen entweder, weil ihre eigentliche Bestimmung gewöhnlich nur der Abfluß und die Ableitung der Torrenten ist, so steil, daß man mit Schwindel darüber wegsieht, oder sie gleichen, da gar nichts zu ihrer Ausbesserung geschieht, einem Sturzfeld von Steinen, einem wahren Felsenacker, auf welchem nirgends eine Spanne Raum ist, auf welchen man den Fuß mit Sicherheit setzen könnte. Die Maulthiere und Landespferde, gewohnt, mit der größten Bedächtigkeit immer wieder in die alten Stapfen zu treten, gehen mit bewunderungswerther Geschicklichkeit fort; allein unsere Pferde, deren Ungeduld durch das immerwährende Ausgleiten noch vermehrt wurde, setzten uns oft in eine wahre Verzweiflung. Es gab Stellen, an denen wir uns glücklich geschätzt hätten, uns, wie Münchhausen, selbst beym Schopfe fassen und mit Mann und Roß hinüber heben zu

können. Nur einem Wunder war es zuzuschreiben, daß wir noch mit heilen Armen und Beinen darüber wegkamen. Ein anderes Hinderniß für die Reisenden in der schlechten Jahrszeit sind die Tremole. Auf dem schönsten ebensten Grunde versinkt man nämlich plötzlich in einem bodenlosen Torfe, der von seiner Bewegung, wenn man ihn betritt, die Benennung Tremola (Zittererde) erhalten hat, und man darf sich glücklich schätzen, wenn man sich mit Aufopferung seines Pferdes nur selbst zu retten im Stande ist. Dazu kommen die Torrenten, über die nirgends eine Brücke gebaut ist, deren Ungestüm und Unsicherheit des Grundes den Reisenden zum nächsten Fondaco, der vielleicht noch zehn bis zwölf Miglien entfernt ist, zurückzukehren nöthiget. Ein solcher Fondaco erinnert gleich bey dem ersten Anblick an die Ventar in Spanien und die Nachtlager des guten Ritters Don Quichote. Hier muß man sich's zwischen Maulthieren und ihren Treibern, zwischen Hühnern, Schafen, Schweinen so bequem als möglich, machen; aber nicht vergessen, einen Friedenstractat mit allem Gewürme und Ungeziefer, das zur Plage der Menschheit erschaffen ist, zu schließen. Dann speist man einen in Öl geschmorten Merluzzo und trinkt Wein dazu, der wie des Teufels Latwerge schmeckt, schlummert ein unter dem wohlthätigen Einflusse der Malaria, und wacht am nächsten Morgen mit Herzweh und Kopfschmerzen auf, die einen alle Reisen in Ländern, wo es keine Kunststraßen, keine Brücken über Ströme und Flüsse, keine Mail-Coatches, keine hôtels garnis und keine tables d'hôte gibt, bis in den Abgrund der Hölle verwünschen lassen. Mit einem nicht viel christlicheren Wunsche legte auch ich den letztern Theil des Wegs nach Agosta zurück. Es war Nacht geworden, als wir die Ebene von Catania verließen, und auf die ziemlich steile Höhe des Vorgebirgs von S. Croce hinanstiegen. Der Pfad läuft längst diesem auf einer Art von Plateau, auf nacktem Felsengrunde, der durch mehrere Schluchten und Abstürze zerrissen ist, kaum erkennbar fort. Ohne Führer würden wir nie ans Ziel gekommen seyn; der beschwerliche Schritt unserer Pferde, die auf dem glatten Felsen, wie auf dem Eise fortglitten, die Sorge uns zu verlieren, da sich die Colonne mit jedem Augenblicke trennte, und die schwindelnde Tiefe, welche uns die Schatten der Nacht von unsern Thieren herab, hart an ihren Hufen erscheinen ließen, alles dieß war Ursach, daß wir uns bey unserer Ankunft vor den Werken von Agosta, an die wir beynahe mit der Nase stießen, ohne sie im Dunkel gewahr zu werden, vom Herzen Glück wünschten. Eine sonderbare Wirkung auf meine Phantasie, die mir wenigstens die Langweile des nächtlichen Marsches verkürzte, brachte der Gesang eines unserer Bedienten hervor, der sich mit österreichischen und Tyroler Alpenliedern die Zeit vertrieb. Der sonderbare Contrast dieses Gesanges an diesen Küsten, die wahrscheinlich nie von diesen Melodien wiedergehallt hatten, dazwischen das Schellengeläute einer Lettiga, die sich an uns angeschlossen, das Rufen der sicilianischen Maulthiertreiber und die tiefe Nachtruhe, dieses besondere Tongemälde konnte nicht verfehlen, das Gemüth zu ungewöhnlichen Vorstellungen aufzuregen.

Ich sage nichts von Augusta, das wir früh am folgenden Tage, vor unserer Weiterreise in Augenschein nahmen. Es hat nur als fester Punct für den Militär, und als Hafenplatz für den Seemann Interesse. Friedrich III. von Arragonien soll es erbaut haben, wenn gleich einige behaupten, es stam-

me aus den Ruinen des alten Megara Iblea. Die Stadt ist klein, und die Häuser höchst unansehnlich, meistens nur aus einem Erdgeschoß bestehend. Ihre Bauart erinnerte mich an die Straßen von Pompeji: sie läßt auf keine große innere Bequemlichkeit schließen. Der Aufenthalt in Augusta scheint mir nicht beneidenswerth; ich habe nicht bald ein häßlicheres und elenderes Menschengeschlecht, und Spuren größerer Armuth gesehen als hier; auch die Luft soll nicht die gesündeste seyn. Das Trinkwasser muß täglich auf Barken von einer gegenüberliegenden Quelle über den Meerbusen nach der Halbinsel geholt werden. Wir schifften an derselben Stelle über, um die Strecke Landwegs zu ersparen, und fanden unsere Pferde bey einem Fondaco an der Küste. Von hier zogen wir längst dieser auf einer eben nicht sehr lachenden Ebene fort. Man stößt auf diesem Wege, besonders auf der Halbinsel von Maliſi auf beträchtliche Salinen. Der Bodensatz des verdünsteten Meerwassers wird kegelförmig aufgethürmt, um von den Sonnenstrahlen krystallisirt zu werden. Der Gewinn, den diese Salinen einst gewährten, war viel beträchtlicher als gegenwärtig. Ihr Salz wurde besonders von der Republik Ragusa häufig bezogen; auch kamen aus dem Innersten der Türkey große Caravanen zum Einkaufe dieses Artikels nach den Häfen des adriatischen Meeres. Jedes Handelsschiff, das von der Regierung der Republik ein Patent bezog, mußte nach Verlauf von drey Jahren die Erneuerung desselben mit einer Schiffsladung Salz erkaufen. Die Erzeugung desselben auf die Weise, wie bey Agosta, ist eben so wenig kostspielig, als sie einfach ist, doch scheint sie demselben Übelstande ausgesetzt zu bleiben, als z. B. die gleiche Weise in den österreichischen Küstenländern. Ein einziger Regen soll nämlich die Krystallisation des Salzes für ein ganzes Jahr zerstören, so daß man mit großer Sorgfalt die Monate zur Bereitung wählen muß, in denen auf eine anhaltende trockene Witterung gerechnet werden darf. Wahrscheinlich ist diese Gefahr weit seltener bey den Salinen von Sicilien vorhanden, wo der Regen zur Sommerszeit eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Ein anderes Gesetz der Ragusaner, zur Zeit der Republik, verordnete, daß jeder Schiffspatron, der ein Patent löste, außer obenerwähnter Verpflichtung, sich anheischig machen mußte, einen oder zwey Findlinge oder Weisenknaben für das Schiffshandwerk zu erziehen und auszubilden. An jedem Orte, wo Consuln oder Beamte der Republik angestellt waren, mußte er über das Leben und den Zustand seiner Zöglinge Zeugnisse einreichen, die bey seiner Rückkehr zugleich mit den Schiffsbüchern der Marineverwaltung vorgelegt wurden. Auf diese Weise erzielte die Republik ohne die geringsten Unkosten den Unterhalt und die Erziehung einer Menge von Menschen, die, statt gefährliche Taugenichtse zu werden, späterhin als geschickte Steuerer, Lootsen und oft als ausgezeichnete Seemänner zu dienen im Stande waren. Ließe sich dieses Gesetz nicht auch bey andern Gewerben anwenden, und könnte man nicht mit der Ertheilung von Handwerks- und Gewerbsgerechtigkeiten eine gleiche Obliegenheit damit vereinigen, für deren Erfüllung, Zünfte und Ortsobrigkeiten zu wachen gehalten wären?

Auf einem viereckigen Piedestal, beynahe drey Klafter breit, in runder Pyramidengestalt erheben sich aus massiven Quadersteinen aufgeführt, die Überreste einer Dankſäule, welche man mit Ehrfurcht betrachtet, weil sie Marcellus auf der Stelle erbaut hat, wo er sein Lager aufgeschlagen und von wo aus er

Syracus bis zu dessen Falle eingeschlossen hielt. Statt auf eine lachende und reiche Landschaft zu stoßen, in welcher man Palmen und Citronenhayne, Quellen und Wiesen, Gründe und herrliche Fluren zu finden hofft, scheint dem Reisenden, als habe eine allgemeine Versteinerung die Natur ergriffen. Man stelle sich eine Heide, die von Pesth z. B., als eine einzige weite Felsenplatte, sonderbar mit tiefen und breiten Wagengleisen durchschnitten vor, von der man über eine ähnliche Felsenstraße (wahrscheinlich nur spottweise Scala greca genannt) auf eine zweyte, der ersten ganz gleiche Fläche hinansteigt, für die ich kein anderes Bild, als das einer Wüste im steinigen Arabien zu geben im Stande bin. Man befindet sich schon im Innern der Tycha oder Epipole, die Trümmer der alten Stadtmauern, und der Tyrannenveste Euryale liefern den Beweis. Auf dem Pfade selbst, auf welchem man geht, drangen vielleicht Marcellus Truppen in die Stadt; man steht vielleicht auf der Stelle, wo einer seiner Soldaten die niedere Mauer am Thore Hexapyle, erspäht, und dem Feldherrn die Möglichkeit, sie zu ersteigen, entdeckt hat. Man folgt den Spuren der Straße, welche das fortlaufende Geleise der Räder verräth. Jetzt wandelt man auf dem Boden der Neapolis und Achradine. Sonderbare Höhlen, Vierecke, Nischen, Portale, Stufen, Grundfesten von Häusern und Tempeln in den Grund und in die starrenden Felsblöcke gehauen, kündigen die Städte an, wo sich das höchste Leben des Volksgewühls zusammengedrängt und, sonderbar genug, wo unmittelbar daneben die Ruhe des Todes gewaltet hat. Man wandelt zwischen den Katakomben und Gräbern und zwischen den Theatern der Stadt. Noch eine kleine Strecke weiter und der Hafen liegt vor unsern Blicken, in dem die stolzen Wimpel von Roms und Carthago's Flotten wehten, und Archimedes Kunst die mächtigen Galeeren in Nichts verwandelte. Eine Insel erhebt sich aus seinem majestätischen Becken: es ist Ortygia, von wo aus Dyonisius dem empörten Volke trotzte, das heutige Syracus.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Der Wunderschrank, Originallustspiel in vier Aufzügen, von Franz von Holbein. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Die Jahreszeit der guten Lustspiele scheint da zu seyn: wir haben das Vergnügen gehabt, innerhalb vierzehn Tagen deren drey anzuzeigen. Möchten sie das umgekehrte Schicksal mit den Producten haben, welche gut gerathen, das heißt, sich recht lange halten!

Folgendes ist der Inhalt vom Wunderschranke.

Graf Thomar (Hr. Anschütz) vertritt Vaterstelle an Dalberg (Hr. Korn), einem jungen Dichter, und an Emilien von Linden (Mad. Korn), einer Amerikanerinn; beyde sind ihm von ihren Ältern, mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, bey ihrem Absterben zur Aufsicht empfohlen worden. Dalberg hat sich den Wissenschaften gewidmet und sich als poetischer Schriftsteller einen Namen erworben. Eben erwartet ihn Graf Thomar im Bade zu Pyrmont, wo er ihm ein Rendezvous gegeben hat, um ihn mit Emilien zu vermählen. Der junge Mann kömmt an, zeigt aber eben so wenig Neigung für Emilien, als diese für ihn. Beyde haben Ursach dazu: Emiliens ihre wollen wir verschweigen, weil sie sie bis jetzt selbst noch verschwiegen hat; Dalberg ist ein leidenschaftlicher Spieler, und Spieler, wie bekannt, haben ge-

wöhnlich keine andere Herzensdame, als die Coeurdame. Kaum angekommen in Pyrmont, eilt er zur Bank, spielt und verliert. Wüthend darüber, beleidigt er (Dalberg ist nicht allein ein Spieler, sondern auch ein Krakeeler *)) einen braven Mann, der sich gegen ihn nichts, als einige wohlgemeinte Warnungen, in Betreff seines unvorsichtigen Spiels, hat zu Schulden kommen lassen. Ein Jüngling, Hanns von Gleichen (Hr. Kettel), der dem Streite zusieht, nimmt die Partey des Beleidigten, und wird dafür von Dalberg heraus gefordert. Beyde begeben sich in eine einsame Gegend des Waldes, schlagen die Pistolen an, und — jedem von ihnen sinkt eine Dame in die Arme. Dieß sind Julie von Stammburg (Mad. Löwe) und Mathilde von Saalen (Mad. Anschütz), erstere eine sentimentale Witwe, welche nur ein „Ideal" zu ihrem zweyten Manne machen will, weil der erste eine zu gewöhnliche Realität gewesen ist, letztere eine Art von Gurli, welche über alles lacht, was lächerlich ist, nur nicht über sich selbst. Wie Julie und Mathilde in diese Gegend, oder vielmehr in Gleichen's und Dalberg's Arme, kommen? Auf die natürlichste Weise von der Welt: Julie sucht die Einsamkeit, um in einer einzigen Scene ein halbdutzend Male das Wort „Ideal" auszusprechen, und Mathilde begleitet sie, um über „das Ideal" zu lachen (woran sie, unserer Meinung nach, ganz recht thut). Dem Duelle der jungen Leute ist eine Unterredung voraufgegangen, in welcher Gleichen so viele edle Gesinnungen an den Tag legt, daß Julie glaubt, in ihm das „Ideal" gefunden zu haben. Ein Ideal wächst nicht auf den Bäumen, und so ist es ganz natürlich, daß sie Gleichen nicht erschießen lassen will. In Mathilden wohnt kein Gelüste zu „Idealen;" daher verliebt sich diese stehenden Fußes in den Spieler und Krakeeler Dalberg. Welchen Ausgang diese Partie quarrée genommen haben würde, wenn sie nicht unterbrochen worden wäre, läßt sich nicht absehen. Der Störenfried ist Lohnau, ein reicher Erbpächter (Hr. Krüger), eine Art von Langsalm, der nur zu gehen scheint, um sich zu setzen, und nur zu wachen, um zu schlafen. Dieser Lohnau hält in derselben Gegend, wo der Verf. seine Helden so wunderlich zusammengeführt hat, sein Mittagsschläfchen, erwacht auf das Geschrey, welches die beyden Damen bey'm Anblicke der Pistolen erheben und — bläst in's Horn, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, denn Lohnau ist nicht allein ein Dilettant auf diesem Instrumente, sondern auch ein Klatschmaul. Wie sehr „die beyden Damen getroffen worden sind, obgleich niemand geschossen hat" (dieses Wortspiel gehört nicht uns, sondern dem Verf.), zeigt sich jetzt: sie schicken Bediente aus und lassen die Champione zu sich einladen. Diese erscheinen, werden von den Damen bey Ankunft einer dritten Person (man erinnere sich an den Hornbläser) in einen Schrank versteckt, verschwinden aus demselben, ohne daß man weiß, wie? und alle viere heirathen einander, damit das Stück seinen herkömmlichen Ausgang nehme. Über die Hieb- und Stich-Action dieser vier Liebeshelden haben wir das Schäferspiel, welches während der Zeit zwischen dem Grafen Thomar, einem Funfziger, und seiner Mündel Emilie, einer Zwanzigerinn, aufgeführt worden ist, mit Stillschweigen übergehen müssen. Beyde lieben sich dergestalt, daß in der Ordnung der Dinge das Oberste zu Unterst gekehrt wird: der Oheim nämlich hält den Mund und die Mündel muß den ersten Schritt thun. Um sich diesen kleinen Verstoß gegen die Convenienz zu erlauben, hat der Verf. eine große Reise machen müssen, nämlich nach Amerika, wo er seine Isländische Margarethe geboren werden läßt.

Aus dieser gedrängten Inhaltsanzeige haben wir einige Nebenpersonen, ja sogar die Hauptperson des Stücks, weggelassen, um die Aufzählung der Ereignisse nicht ohne Noth zu verwirren. Zu letztern gehört, außer dem bereits obenerwähnten Lohnau-Langsalm, der eigentlich der Oheim des Hanns von Gleichen ist, welchen er mit Mathilden verheirathen will, ein gewisser Andres Mendel (Hr. Wothe), der Milchbruder des letzten, welcher diesem an Gestalt und an Kleidern gleicht und deßhalb von Juliens Bedienten, statt Gleichens, zu seiner Gebietherinn geführt wird, aus welcher Verwechselung ein recht lustiges Quiproquo entsteht. Andres Mendel ist ein Kotze-

*) Wir schreiben dieses Wort dem Verfasser nach, welcher es zu verschiedenen Malen gebraucht hat. Im Munde eines gebildeten Mannes, so wie in der edlen Schreibart, dürfte es zu verwerfen seyn.

bue'scher Peter, der aber Herz besitzt, und zwar im doppelten Verstande: er hat sich einstens für seinen Herrn todtschlagen lassen wollen und ist auf eine ausgezeichnete Weise dafür belohnt worden: von Stunde an hat er die nämlichen Kleider, wie sein adlicher Herr Milchbruder, tragen dürfen!

Mit dem Übergehen der Hauptperson haben wir bewiesen, daß sie eine Nebenperson ist. Sie heißt Rührig (Hr. Koberwein), ist der Maître Jacques *) der Handlung, ein Factotum, welches alles und nichts thut, in allen Scenen auftritt, ohne in einer einzigen nothwendig zu seyn, von niemanden gern gesehen wird und sich allen aufdrängt, mit einem Worte, einer jener armen Teufel, die sich allen unentbehrlich zu machen wissen, weil sie niemanden entbehren können.

Dieß der Inhalt des Wunderschranks. Das Stück hat große Fehler, macht sich aber gut, besonders, da es fast tadellos gespielt wird. Zu den ästhetischen Fehlern gehört der gänzliche Mangel an innerem Gehalte, an Charakterzeichnung und an würdevollem Ausdrucke. Daß die Communication des Wandschranks mit dem Garten, Leuten, die diesen Schrank nie gesehen haben, im Augenblicke bekannt wird, wo sie hineingesperrt werden, während Julie und Mathilde ihn von unten bis oben, von vorn und von hinten, untersuchen, ohne die Öffnung zu entdecken, durch welche ihre beyden Liebhaber entschlüpft sind, zeigt von der Sorgfalt, welche der Verf. auf die materielle Verwickelung seines Stücks verwandt hat. Dieser innere Mangel wird, besonders in den Augen des großen Publicums, äußerlich durch eine gewisse materielle Lebendigkeit, durch eine Scenirung, welche von Theaterkenntniß zeigt, und besonders durch die Theatereffecte ersetzt. Die Müßigkeit der Nebenpersonen, die Entbehrlichkeit der Hauptperson (Rührig) ist oben gezeigt. Einer einzigen Scene wegen (die des Quiproquo, wo Julie von Stammburg den wahren Gleichen vor sich zu sehen glaubt, während sein tölpelhafter Milchbruder mit ihr redet) hat der Verf. geglaubt, eine Flickrolle erfinden zu müssen, welche das Nonplusultra aller Verstöße gegen die dramatische Ökonomie ist. Rührig ist offenbar des Verf. Schoßsöhnchen, aber, sonderbar genug, kein verzogenes Kind: er sieht ihm nicht das Geringste durch die Finger. So macht Rührig keinen Hehl daraus, daß er ein Hungerleider ist, und vom Schmarotzen lebt; ja er scheint sich sogar als einen verächtlichen Menschen zu zeigen, den die äußersten Beschimpfungen nicht dahin zu bringen vermögen, sich mit Dalbergen zu schlagen.

Gespielt ist das Stück, wie schon oben gesagt, fast durchgängig vortrefflich. Mad. Löwe's Persönlichkeit kömmt der Darstellung solcher sentimentalen Rollen zu Statten: diese Künstlerinn interessirt doppelt, als Mad. Löwe, und als Darstellerinn. Eine etwas dramatischere Diction (wir meinen nicht die cantable), und Mad. Löwe wäre auch im Elegischen Meisterinn. Der Mad. Korn würde die Palme gereicht werden, wäre ihr übriges Spiel eben so thätig nüancirt gewesen, wie das vortreffliche „O" in der Schäferscene mit ihrem Oheime. Sollte diese Künstlerinn, für deren Talent wir schon längst unumwunden unsere Achtung zu erkennen gegeben haben, nicht dann und wann zu schlank weg spielen? Mad. Anschütz scheint mit der Declamation des Lustspiels nicht ganz auf dem rechten Wege zu seyn. Hr. Anschütz hat dem Grafen Thomar eine recht joviale Haltung gegeben. Im Übrigen dürfte man uns, je offener und unparteyischer wir neulich zu Gunsten einer sehr wichtigen Darstellung dieses Künstlers gesprochen haben, heute die Freyheit zugestehen wollen, die Bemerkung zu machen, daß Hr. Anschütz die Diction des Lustspiels zu sehr graduirt. Hrn. Krüger's Meisterschaft in Rollen, wie die obenangezeigte, ist anerkannt. In Hrn. Wothe's Darstellungen der Dümmlinge bemerken wir eine stehende Maske, deren Originalität verdiente, von andern Künstlern, welche dieß Fach spielen, stereotypirt zu werden. Die Art und Weise, wie er die einzige Scene spielt, aus welcher dieser Flicken von

*) So heißt im Französischen ein Mensch, der, besonders im Haushalte, zu allen Geschäften zu gebrauchen steht und sie mit Bereitwilligkeit ausrichtet. Der Ausdruck ist aus Molière's Geizigen entlehnt, wo Maître Jacques, der Kutscher, auch Koch und Kellermeister seyn muß. Aus Molière sind viele Redensarten und Sprichwörter in die jetzige französische Umgangssprache übergegangen.

Rolle (denn eine Flickrolle ist sie nicht einmal) besteht, hat großes Wohlgefallen erregt. Hr. Kettel ist, wie jedermann weiß, brav in allen jungen Rollen, welche eine gewisse Treuherzigkeit verrathen. Die Kunst hätte Unrecht, wenn sie nicht, wie Gott, zuweilen auf's Herz sähe. Hr. Korn hat die untergeordnete Rolle des Dichters Dalberg gespielt. Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden. Die Ausübung dieser Maxime, welche im Leben sowohl, wie auf den Bretern, sehr schwierig ist, fällt Hrn. Korn, dem Lieblinge des Publicums, sehr leicht: unter solchen Voraussetzungen würden viele letzte die ersten seyn. Hrn. Koberwein haben wir bis zuletzt gelassen, gleichsam pour la bonne bouche. Seine Darstellung des Rührig ist so vortrefflich und originell, daß das Wenige, was wir etwa dagegen einzuwenden haben dürften, gar in keinen Betracht kömmt. Nichts desto weniger wollen wir dieß Wenige namhaft machen: es ist eine gewisse Schwierigkeit, ein Zögern im Debit, jedes Mal, wo letzters eine große Schnelligkeit erfordert. Wo liegt der Grund davon? Nicht im Organe (das beweist der Mercutio des Künstlers), sondern (möge es uns erlaubt seyn, unsere Meinung zu sagen) wahrscheinlich im nicht ganz vollendeten Memoriren. Hr. Koberwein hat diese Nebenrolle auf eine Weise gespielt, durch welche sie zur Hauptrolle geworden ist, besonders aber die Scene, wo Dalberg ihn zum Secundanten auffordert, meisterhaft ausgearbeitet und nüancirt.

Die Garten- oder ländliche Decoration, in welcher wir aus langjähriger Erinnerung (vielleicht ungegründet) eine wirkliche Gegend um Pyrmont zu erkennen geglaubt haben, ist vom Hrn. de Pian vortrefflich gemalt. Das Geistige ihrer Perspective muß denjenigen, der an das Materielle der französischen Perspective gewöhnt ist, sehr wohlthuend ansprechen.

K. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore.

In den nächsten Tagen wird Dlle. Taglioni, Tochter des Hrn. Hofballetmeisters Taglioni, in einem von diesem gesetzten Divertissement, zum ersten Male die Bühne betreten. Dlle. Taglioni hat bekanntlich zu Paris unter Coulon, Ballet-Chef und Tanzlehrer der großen Oper, aus dessen Schule fast alle jetzt ausgezeichneten jüngeren französischen Tänzer und Tänzerinnen hervorgegangen sind, studiert. Kein Zweifel, daß das hiesige Publicum den Versuch der Tochter eines Mannes, der sich um die choregraphische Kunst auf den hiesigen Bühnen so große Verdienste erworben hat, mit Nachsicht aufnehmen und die angehende Künstlerinn, deren erstes Auftreten natürlich von Befangenheit begleitet seyn muß, wohlwollend zu immer größeren Fortschritten anfeuern werde.

Modenbild XXIII.

Kleid von weißem Organtin mit gelber Seide gestickt; gleiche Chemisette und Halstuch von Barege. Der Basthut ist mit Dünntuchbändern und Blumen geziert.

Verbesserung im vorigen Stücke.

Auf der letzten Seite *inspicere*, statt respicere, und Telologie statt Teologie.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

F. Stöber sc.

XXIII. *Wiener Moden.* 68. 1822.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 8. Juny 1822.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W

(Fortsetzung)

Der Übergang der Empfindungen beym Anblicke dieser vollkommen erstarrten Natur, die mit dem vorigen Geschlechte selbst ausgestorben zu seyn scheint, und der Überreste von Monumenten, welche erst gestern mit Kelle und Meißel gemacht zu seyn scheinen, ist sonderbar. Wandelt man in dem wunderbar ansprechenden Kreise von Bogen, Säulen, Mauern, Höhlen, die ewig der Zerstörung trotzen zu wollen scheinen, und befindet man sich einen Augenblick darauf an den Thoren einer modernen Festung, Halbmonden, Courtinen und Bastionen gegenüber, so glaubt man, Jahrhunderte in der Zeitspanne einer Stunde zu durchlaufen, um endlich auf die erbärmlichste Gegenwart zu stoßen, und die ganze Größe der Vorzeit hinter dem letzten Posten der Thorwacht in einer elenden, häßlichen, schmutzigen Provinzstadt, in einem Haufen lumpiger Fischer und Bonachis, zusammschrumpfen zu sehen. Es ist dieses für den Menschen weder ein erfreulicher, noch sehr erhebender Gedanke. Wir alle würden auch die Verstimmung des Moments empfunden haben, wenn nicht die Zerstreuung der Ankunft, die Wohnung, die wir bezogen, die Erholung, welcher wir nach dem beschwerlichen Marsche bedürftig waren, und die Anordnungen für den kommenden Morgen uns Muße zur Zergliederung des ersten Eindruckes gegeben hätten. Es war beynahe Nacht, als wir anlangten, und unser Aufenthalt zu Syracus sollte nur vier und zwanzig Stunden dauern. Es gab für diesen Zeitraum der Dinge so viele zu sehen, daß die Anstalten dazu noch an diesem Abende getroffen werden mußten, um keinen der kostbaren Augenblicke des kommenden Tages zu verlieren. Den weiten Hafen unter der Terrasse meines Fensters, die Berge an der jenseitigen Küste, an deren Fuße der Anapus strömt, auf denen die Cartaginenser gelagert haben, Timoleons Landhaus und der Tempel des olympischen Jupiter standen, und im Hintergrunde das Ehrfurcht gebiethende Haupt des Ätna, beschwor ich noch einmal die Manen Dions, Theocrits, und Archimedes, dankte den Göttern, daß ich nichts von

den Orblieten des Dionys zu besorgen hatte, und schlief mit diesem Gedanken so getrosten Muthes ein, daß selbst die Stiche der Zanzare meinem Schlafe nichts anzuhaben vermochten. Dieß ist eine Art kleiner Mücken, welche, ohne durch das Geräusch zu wecken, welches die gewöhnlichen bey uns üblichen Mücken hervorzubringen pflegen, in solcher Menge in die Zimmer und Betten dringen, daß ohne Vorhänge von Nesseltuch an keine Ruhe vor ihnen zu denken ist. Diese Eigenschaften haben ihnen auch den Namen Pappataci erworben, der aus der Italiana in Algeri zur Genüge bekannt ist. Er beweist, daß die Pappataci nicht ganz so gefahrlos sind, als man es von manchem Tischgenossen glaubt, der sich zu ihrem Orden zählt.

Nach dem Plane, den wir für unsere Wanderung entworfen hatten, wollten wir nach einem stärkenden Gabelfrühstücke erst Syracus und dann die Merkwürdigkeiten besehen, die es außer der Festung im Umkreise einer Stunde gibt. Wenn man sich in der glühenden Sonnenhitze, welche das Thermometer bis nahe an neun und zwanzig Grad treibt, den ganzen Morgen über in engen dumpfigen Gäßchen oder auf den glühenden Wallgängen, welche die Stadt und ihre Citadelle einschließen, umhertreibt, und den Abend in Catacomben beschließt, so ist man eben so wenig zu einer haarscharfen Ausmessung eines Säulenschaftes, als zu dem Aufschwunge einer poetischen Darstellung fähig; besonders wenn man statt der vielbesprochenen Arethusa eine Pfütze, statt dem Inquisitorohre des Dionysius einen Steinbruch und dergleichen andere getäuschte Erwartung gefunden hat.

Das Erste also, was uns beynahe unerwartet in unserm eiligen Laufe aufstieß, war die verwandelte Spröde, in ihrem heutigen Bilde aber so unschmackhaft und widrig, so wenig freundlich, unbefangen und kosend geschwätzig, sondern in dem traurigen Felsenzwinger ihrer Prüderie stumm und ungeschauet, so bitter und trübe, daß man den armen Alpheus beklagen muß, der sich fortwährend die undankbare Mühe gibt, zu Dianens Favoritinn zu wandern. Dennoch möchte man mit der armen Arethusa Mitleid haben, wenn man ihr heutiges Schicksal erwägt. Sie, ehemals an göttliche Ehrenbezeigungen gewöhnt, sie, der Herkules selbst Catacomben geopfert hat, sie dient jetzt den Gerbern von Syracus und dem häßlichsten Weibertrosse zum Waschtroge, einem Geschlechte, dem nicht wegen seiner Reize, sondern für die grenzenlose Verwahrlosung derselben, als warnendes Beyspiel, Arethusens Schicksal zu Theile werden sollte. Mit sauerem Gesichte wandten wir uns von der Quelle zu dem Götterhain vor Verres Pallaste, dessen Cicero gedenkt und der den heutigen Siracusern zum Spaziergang dient. Dahin sind Dionysius Pallast und seine Gärten, dahin die Bäder der Daphnis, dahin das Forum. Minervens Tempel ist zur Cathedrale umgeschaffen, Dianens Heiligthum liegt zwischen häßlichen Häusern und Mauern begraben. An der äußersten Spitze der Insel, von der Citadelle eingeschlossen, steht ein altes Castell, aus dem Mittelalter, von malerischer Form und mit theils gothischen, theils antiken schönen Verzierungen. Auch zeigte uns unser Führer ein Bodengewölbe, zu welchem man mehrere Treppen hinabsteigt, und welches er, ohne uns etwas Näheres darüber sagen zu können, das Bad der Königinn nannte. Von der stattlich gebauten und festen Citadelle sieht man den Felsen an der jenseitigen Küste, bis zu welchem Dionys die Kette gespannt hatte, die, mit

Schiffen verstärkt, den Hafen von Syracus sperrte. Am Fuße dieser Mauern kämpfte die Flotte der Syracuser und der Zuruf der Ihrigen ermunterte diese zum Siege, der die letzte Hoffnung der Athenienser vernichtete. Wir gingen jetzt an der entgegengesetzten Seite am Hafen Marmoreus zurück, aber auch hier war von allen den Statuen, Säulengeländern, Bogengängen und dem verschwenderischen Marmorpflaster auch nicht eine erkennbare Spur mehr zu sehen. Von allen geschichtlichen Merkmalen von Syracus war nichts als eine Breche, welche die Spanier in einer frühern Belagerung in den Wall gemacht und einige englische Holzbaraken aus der letzten Zeitepoche geblieben. Zuvörderst machten wir uns auf den Weg nach dem Amphitheater. Wenn man das von Verona, Pompeji und andere besser erhaltene gesehen hat, verdient dieses kaum einer Erwähnung. Nahe daran sind die Latomien und das Ohr des Dionys. Über den Ursprung und die Bestimmung der Erstern als Steinbrüche zur Erbauung der Stadt, waltet kein Zweifel mehr ob. Es dünkt mir die größte Lächerlichkeit an der Felsenhöhle, deren Form allerdings, wenn man es so will, einem Ohr verglichen werden kann, etwas anderes finden zu wollen, als wieder eine Latomie, welche, vielleicht schon ein Spiel der Natur gewesen seyn und die erste Andeutung zur spätern Form gegeben haben kann. In einem fieberkranken Gehirne nur kann die Vorstellung entstanden seyn, über einer Felsenhöhle, wo das Summen eines Käfers zum Brausen einer Meeresbrandung wird, einem Könige einen Ort anzuweisen, wo er sich durch's Anhören der Gespräche seiner Staatsgefangenen die Zeit vertrieben haben soll. Ich weiß nicht, wer von beyden alberner gewesen seyn mag, die Syracusaner, denen die Eigenschaft der Höhle wohl nicht so unbekannt seyn konnte, und derselben dennoch so gutmüthig ihre Geheimnisse anzuvertrauen, oder Dionys, dem Tausende von Ohren zu Gebote standen, sobald er hinter die Gesinnungen derer kommen wollte, die frey umhergingen und die ihm gefährlicher waren, als jene, welche er schon in seinen Latomien begraben hielt. Die Art, wie man jenes vermeinte Closet des Tyrannen über der Höhle, zu dem man sich an Seilen hinanwinden lassen muß, als eine bey der Eröffnung der Steinbrüche eingehauene Kammer zum Gebrauche für die Arbeiter erklärt, ist bekannt; eben so ist man längst von der Meinung zurückgekommen, daß die Latomien zu Gefängnissen für die Staatsgefangenen gedient hätten. Die Arbeiter, welche wahrscheinlicher Weise Sclaven waren, mochten zur Nachtzeit darin verschlossen werden, und ihnen die Latomien, so wie noch heute zu Tage mancher Bettlerfamilie, zur Wohnung dienen. Sonderbar würde es allerdings in unsern heutigen Städten scheinen, in der Mitte ihrer Palläste auf dergleichen Riesenhöhlen zu stoßen. Von ihrer Construction und der Art, wie sie ihre Form bekommen haben, kann man sich selbst dann noch keinen klaren Begriff machen, wenn man sie selbst mit aller Muße untersucht hat. Es ist eine wahre Truggestalt von Kühnheit, Kraft, Unregelmäßigkeit und Widersinn, das Bild eines Hauses, das man bey dem Dache zu bauen angefangen und mit dem Kellergeschoße beendet hat, aber auch ein imposant malerisches Ganzes, wie es nur die abenteuerlichste Phantasie ersinnen kann. Ich gefiel mir erst in der räthselhaften wundervollen Stille dieser Catacomben, als unser alberner Cicerone mit seinem lächerlichen Apparate von Papierknallen, Pistolen und Böllern hinaus war und ihr feyerliches Schweigen nur noch durch das Rieseln der

Quellen, die von den Wänden herabrauschen, unterbrochen ward. Wie viele Seufzer, wie manche Klage der Unglücklichen, die keine andere Schuld als das wechselnde Kriegesglück traf, das sie auf ewig aus dem Kreise der Ihren verbannte, verhallten in diesen Gewölben; wie mancher Kampf der Verzweiflung rüttelte an den ehernen Pforten, von welchen jetzt nur noch die Spuren ihrer Befestigung kennbar sind! Kaum tausend Schritte davon auf jenen Marmorstufen, saßen die gebildeten und aufgeklärten Griechen und ergötzten sich an den Meisterwerken ihrer Dichter, und vergossen Thränen bey der Wehklage Philoclets oder bey Kreusas und Iphigenia's Unglück, während sie ungerührt an dem Kerker ihrer Sclaven vorüber gingen, die sie heimat-, ältern- und kinderlos gemacht hatten. Die Syrakuser ließen in der ein und neunzigsten Olympiade neun tausend gefangene Athenienser in den Latomien verschmachten. Möge man mich der Parteylichkeit für die Gegenwart beschuldigen, dennoch muß ich behaupten, die Vorzeit mit aller ihrer Größe hat keine Payne, keine Wilberforce aufzuweisen! Das Menschenrecht, das in unsern Staaten laut verkündet werden darf, würde in Sparta wie in Rom als Hochverrath an der Republik zum Schierlingstranke, oder auf den tarpejischen Felsen geführt haben. Ich vergesse, daß ich meine Leser aus den nahen Latonien in das Theater führen wollte. Von letzterm haben sich die in den Felsen gehauenen Stufen allein erhalten. Auf einer derselben sieht man eine griechische Inschrift, von welcher wir allein das Wort Basilessa zu enträthseln vermochten. Man sagte mir, daß das nächstfolgende Philistes und ein anderes Herakläs heißen sollte. Die Ruinen dieses Theaters nähern sich durch die Fahrlässigkeit der Syrakuser ihrem völligen Untergange. Mühlen, Wasserleitungen und Canäle durchkreuzen und berauben es allmählig der letzten Stein- und Ziegelbekleidung, die sich noch hie und da gefunden haben.

Nichts ist greller als das Spiel der Zeit mit den Werken der Menschen, und der Gegensatz jener Überbleibsel, die sie, wie zum warnenden Beyspiele, übrig läßt, Theater und Kerker, Tempel und Grüfte, für den Glücklichen wie für den Gequälten dieselbe Hoffnung, dieselbe Entwicklung. Nur der Unterschied möchte zwischen beyden seyn, daß mancher Blick aus den Latomien nach den Gräbern, zu denen wir uns jetzt wandten, heiter, von den Marmorstufen des Theaters aber finster und verstört auf die glänzende Versammlung und in die eigene Brust zurückfiel. Wir hatten den größten Theil der Gräber schon bey unserer Ankunft am Tage zuvor in Augenschein genommen, und eilten jetzt, da der Abend schon weit vorgerückt war, die Catacomben an der Kirche des h. Marcian zu besuchen. Diese Kirche hat den Ruhm, die älteste in Sicilien und von dem h. Marcian selbst gestiftet zu seyn, der von dem h. Petrus zur Verkündigung des Christenthums nach Syracus gesandt wurde und dort den Märtyrertod starb. Alle ihre Verzierungen, so wie das Grab des Heiligen selbst, und einige Fresco-Malereyen deuten auf ein hohes Alterthum und tragen das Gepräge der Kunst aus den ersten Zeiten des morgenländischen Kaiserthums. Die Mönche, welche zum Dienste dieser Kirche angestellt sind, alte und gutmüthige Gestalten, führten uns mit Fackeln in das Labyrinth der Todes, das sich unter diesem Boden in hundert und hundert Gängen ausbreitet, durchkreuzt, verschlingt und dessen Ende noch kein heute Lebender erspäht hat. Die Catacomben von Syracus sind übrigens höher, heller

und ihre Gänge geräumiger als die von Rom und Neapel, manche derselben laufen so parallel, daß nur die Grabesnischen sie trennen. Von Zeit zu Zeit vereinigen sich mehrere derselben in weiten Rotunden, von deren obersten Wölbung das Tageslicht durchfällt, die in die Decke gehauen sind. Der Verstand so wie das Auge verwirrt sich in diesen unterirdischen Gemächern. Die Zeichen des Christenthums, Palmen, Tauben, Zirkel mit Kreuzen und Buchstaben, beweisen wohl, daß sie auch dem spätern Geschlechte zu Grabstätten gedient, aber erschaffen konnte sie nach allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit nur das blühende, reiche und bevölkerte Syracus mit seinen 2 Millionen Bewohnern, ob damals schon zum Zwecke von Grabgewölben, steht dahin, obgleich sich keine andere Bestimmung vermuthen läßt. Der Eindruck, den diese ungeheure Vorrathskammer des Todes erregt, ist unbeschreiblich. Denken Sie sich Nische an Nische neben und über einander vom Boden bis zur Decke. Nischen, die oft eine Tiefe von mehreren Klaftern haben, sind in längliche Grabsvierecke eingetheilt und ihre Seiten wieder mit kleinen Behältnissen für Kinder ausgemeißelt, so daß wir in einer Nische über zwanzig dergleichen Gräber zählten. Man denke sich in einer einzigen Gallerie über sechzig solcher Nischen, und dazu die Zahl dieser Gallerien und Rotunden, ihre Ausdehnung, die vielleicht unter der Erde weit über das Stadtgebieth des ehemaligen Syracus hinaus ragt, dann kann man einen ungefähren Schluß auf die Ausdehnung dieser Welt von Verwesung und Vergessenheit machen. Einer unserer Führer, ein Mönch, der nichts weniger als ein Prahler zu seyn schien, versicherte uns bey seinen Wanderungen in diesen stygischen Erdgewinden über drey Miglien weit vorgedrungen zu seyn. Wie viele alterthümliche Gegenstände gibt es, die bey unsern heutigen Ansichten der Dinge unerklärlich bleiben! Ich übergehe die ungeheure Zunft der Todtengräber, die dem Bau und der Erhaltung dieser Schachte gewidmet seyn mußten, die Beschwerde dieser Arbeit im Gesteine, in einer solchen Tiefe, die mephitische Luft, die darin herrschte. Selbst das Wohlgefallen, welches die Menschen an einer solchen Grabstätte finden konnten, scheint mir unbegreiflich. Wer mochte seine Freunde, seine Lieben in einem solchen abschreckenden Aufenthalte der Finsterniß und des Leichenqualms aufzusuchen, welche erheiternde tröstende Empfindung könnte er aus einem Orte zurückzubringen hoffen, aus dem uns noch nach Jahrhunderten Grauen und Widerwillen vertrieben! Nur die Schwächen des Menschen, die seinen Verstand auf die lächerlichsten Abwege bringen, Stolz und Eitelkeit, konnten ihn zu dieser ausschweifenden Erfindung verleiten. Sah ich doch eine noch größere Verirrung dieser Art in unsern Tagen in den Klöstern der Capuziner zu Palermo und Neapel, wo man sich mit großen Summen die Auszeichnung erkauft, nach dem Tode, in einem Kellergewölbe, wie die abschreckendste Mumiengestalt ausgetrocknet und meistens in braune Kutten gehüllt und an einem Stricke unter den Achseln aufgehangen, oder in Schubfächer eingeschachtelt zur Schau ausgestellt zu werden! Etwas scheußlicheres als ein solcher Aufenthalt mag schwerlich gedacht werden, besonders wenn der Aberwitz so weit geht, die Angehörigen, mit den Kleidungsstücken angethan, die sie im Leben getragen haben, als grinsende Todesfratzen in Frack und Uniform mit Ordensbändern und Decorationen geziert, von den Wänden herabstieren zu lassen. Es ist das hämischste Possenspiel, die beißendste Persifflage, welche der Hochmuth der Menschen auf sich selbst erfinden konnte.

Nehmen wir jetzt von allen diesen Bildern Abschied, die keineswegs geeignet sind, angenehme Eindrücke hervorzubringen und heitere Erinnerungen von Syracus zurückzulassen. Wir werden ohne Bedauern von ihnen scheiden, denn auch das lebende Geschlecht, in so fern wir es kennen zu lernen Gelegenheit hatten, übt keine fesselnde Macht an den Vorbeyziehenden aus. Die Fahrlässigkeit gegen die Überreste ihrer großen Vorzeit, die gänzliche Vernachlässigung aller Nachforschungen, auf einem Grunde, der unermessene Ernte verhieße, und dennoch die Gehässigkeit, der Neid und die verfolgende Eifersucht gegen jedes fremde Bemühen, sind keinesweges empfehlende Eigenschaften für den Charakter seiner Bewohner. Morgen mit dem frühesten werden wir ihnen Lebwohl sagen, und unsere Rückreise nach Palermo antreten.

(Die Fortsetzung folgt)

Weltformen.

Wenn Most aus reicher Traubenfülle strahlt,
So dünkt er süß und lieblich allen Zungen.
Doch von des eig'nen Geistes Kraft durchdrungen
Faßt ihn der Gährung mächtige Gewalt;

Mit seiner Form ringt liebend der Gehalt,
Doch wenn er die sich sträubende bezwungen,
Steigt, wie die Göttinn sich dem Meer entrungen,
Der Wein hervor in herrlicher Gestalt.

Als noch der reine Trieb die Menschen lenkte,
Wie süß und lieblich war die goldne Zeit.
Allein gewaltig faßte sie die Gährung,

Als in sich selber sich der Geist versenkte;
Doch wie er woge, aus dem düstern Streit
Steigt noch die allumfassende Verklärung!

Fr. von Schober.

Theater-Anzeige.

Elisabetta, Regina d'Inghilterra, dramma in due atti, musica del Sgr. Rossini. Aufgeführt von der hier anwesenden Gesellschaft italienischer Sänger auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Da diese Oper schon früher in deutscher Sprache auf dem Theater an der Wien aufgeführt worden ist, so dürfen wir den Inhalt derselben bey dem größeren Theile unserer Leser als bekannt voraussetzen. Daher begnügen wir uns, statt einer ausführlichern Darlegung, bloß eine kurze Analyse desselben zu liefern.

Leicester, Elisabethens Liebling, kehrt, nachdem er den Aufruhr in Schottland gestillt hat, siegend heim und wird von der Königinn mit den unzweydeutigsten Beweisen von Liebe und Dankbarkeit empfangen. Im Gefolge der schottischen Geiseln, welche der Sieger in die Gewalt der Regentinn liefert, befindet sich verkleidet und Leicestern unbewußt, Mathilde, Tochter der unglücklichen Marie Stuart, welche Leicester während seiner Anwesenheit in Schottland heimlich und ohne Vorwissen Elisabethens, geheirathet hat: Mathilde, von ihres Gemahls früheren Verhältnissen zu der Königinn unterrichtet, will sich durch den Augenschein von der Treue desselben überzeugen. Leicester, der Mathilden, trotz ihrer Verkleidung, bald erkannt hat, entdeckt dem Grafen Norfolk nicht allein seine Verheirathung mit Mathilden, sondern auch die Anwesenheit derselben. Norfolk, schon längst auf Leicester eifersüchtig, ergreift diese Gelegen-

heit mit Freuden, den Günstling zu stürzen: er entdeckt der Königinn das ihm anvertraute Geheimniß. Elisabeth wüthet: sie deutet Mathilden an, der einzige Weg, sich selbst und ihren Gemahl zu retten, bestehe darin, diesem schriftlich zu entsagen. Mathilde zögert, erfüllt aber endlich den Willen der Königinn, um den Geliebten zu erhalten. Leicester aber will um diesen Preis sein Leben nicht erkaufen: er zerreißt die Entsagungsacte. Beyde werden in's Gefängniß geführt. Norfolk, der befürchtet, Elisabeth möge von ihrer Liebe zu Leicestern bewogen werden, diesem, trotz der an ihr begangenen Untreue, zu verzeihen, sucht ihn immer strafbarer zu machen: er wiegelt einen Theil des Volks zu Gunsten Leicesters auf und beredet diesen, aus dem Gefängnisse zu entfliehen und sich an die Spitze der Aufrührer zu stellen. Leicester weiset diesen Antrag mit Verachtung von sich. Darüber erscheint Elisabeth selbst im Gefängnisse, verzeiht Leicestern und seiner Gemahlinn und überliefert den verrätherischen Norfolk der Strenge der Gesetze.

Ein italienischer Operntext ist in jeder Hinsicht zu bescheiden, als daß er Ansprüche auf historische Treue machen sollte. So verlohnt sich's kaum der Mühe, auf die Verwechselung des Leicester mit Essex und auf die Menge von Anachronismen und anderer geschichtlicher Unrichtigkeiten, welche sich der Poeta der Elisabeth hat zu Schulden kommen lassen, aufmerksam zu machen. Leicester war allerdings für eine kurze Zeit der Marie Stuart zum Gemahle versprochen; aber die Tochter dieser letztern (mit Bothwell erzeugt) hat er nicht heirathen können, weil diese — in Frankreich den Schleyer genommen und daselbst als Nonne gestorben ist. Leicester ist überhaupt, so viel wir wissen, nie vermählt gewesen. Wahrscheinlich hat der italienische Dichter aus dem Grunde Leicestern statt des Essex gewählt, weil ihm Elisabeth, welche zur Zeit der Katastrophe des letztern nahe an siebenzig Jahre alt war, untauglich zu einer ersten Opernliebhaberinn mag geschienen haben. Essex heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walsingham, der Witwe von Sir Philipp Sidney, ist bekannt genug.

Da die Entwickelung der Oper Elisabeth nicht tragisch seyn sollte, so begreifen wir, daß Elisabeth verzeihen mußte. Nur hätte sich der Poeta über die Peripetie deutlicher erklären und mit ein Paar Worten zu verstehen geben sollen, ob vielleicht zwischen Elisabeth, Mathilden und Leicester-Essex künftig eine Ehe à la Gleichen Statt finden werde.

Die Musik hat, wie natürlich, furore gemacht, doch in verschiedenem Sinne. Wollten wir alle Stücke namentlich anführen, welche beklatscht worden sind, so dürfte kein einziges unerwähnt bleiben. Wir fühlen uns aber dießmal weder berufen, noch auserwählt, jeder Nummer der Partitur im Detail ihr Recht widerfahren zu lassen. Dieß hieße ohnehin Wasser in's Meer tragen, da Hrn. Rossini's Triumphe versichert sind. Doch wollen wir mit der Erwähnung des Chors: Vieni, o prode, e qui tergi i sudori (in A-dur), welches ein höchst reizendes Musikstück ist, eine Ausnahme machen.

Den uns noch übrigen Raum halten wir für zweckmäßiger, mit einer Vertheidigung des Hrn. Rossini über ein, ihm oft fälschlich zur Last gelegtes Vergehen auszufüllen. Diese Vertheidigung aus unserer Feder wird hoffentlich niemanden verdächtig scheinen; desto muthiger übernehmen wir sie.

Bekanntlich haben die Italiener einen andern Begriff von der Theatermusik, als die Deutschen: in Italien zieht man den melodischen, bey uns den dramatischen Ausdruck vor. Diese Verschiedenheit der Grundsätze finden wir ganz natürlich: sie liegt in der Construction des Ohrs, welches bey den Italienern ganz Ohr, bey den Deutschen, die immer etwas mehr seyn wollen, als was sie sind, Ohr und noch Etwas ist. Die Ohren aber gleichen den Bäumen, denen, wie Lessing meint, nicht allen die nämliche Rinde gewachsen ist. Nichts desto weniger werden gewisse Kritiker nicht müde, Hrn. Rossini ein Verbrechen daraus zu machen, daß er dem melodischen Ausdrucke den dramatischen aufopfert. Aber, für wen schreibt Hr. Rossini? Für Italiener, und nicht für Deutsche. So finden wir es eben so natürlich, daß sich dieser Componist nach dem Geschmacke seiner Nation bequemt, als daß sich der Chinese nicht in Thierfelle und der Lappländer nicht in seidene Zeuge kleidet. Daß übrigens eine Äuße-

rung der Rache, durch musikalische Töne ausgedrückt, anders klingen müsse, als eine Liebeserklärung, ist eine so triviale Wahrheit, daß man sich billig wundert, wie es Leute geben kann, die da glauben, ein so berühmter Meister, wie Hr. Rossini, ignorire Dinge, welche heut zu Tage jedem Anfänger in der musikalischen Kunstphilosophie bekannt sind.

So scheint dieser Tonsetzer seine guten Gründe gehabt zu haben, warum er auch in der Elisabetta hin und wieder drey, vier und mehrere Personen, deren gegenwärtige Gefühle und Empfindungen sich einander widersprechen, nach einer und eben derselben Melodie singen läßt. Wer ihn darüber tadeln wollte, der bedenkt nicht, daß ein Componist Terzette, Quartette u. dgl. braucht, um seiner Oper die gehörigen Mittel zur Wirkung auf das Publicum mitzutheilen. Welche Confusion aber würde in einem Tonstücke entstehen, wenn der Componist, jede einzelne widerstrebende Empfindung der mit einander singenden Personen, ihrem inneren Gehalte gemäß, und besonders ausdrücken wollte, und mit welcher Schwierigkeit würde ein solches Unternehmen verknüpft seyn? Das Genie liebt aber keine Schwierigkeiten, sondern charakterisirt sich durch die Leichtigkeit, mit welcher es arbeitet. Es gäbe allerdings ein Mittel, diesem Übelstande abzuhelfen: man brauchte nur solche Personen, die von verschiedenen Gefühlen durchdrungen sind, nicht mit einander singen zu lassen. Dann aber würde es, da Ähnlichkeit der Gesinnungen auf dem Theater eben so selten ist, als in der wirklichen Welt, wenige Duette, Terzette, Quartette, Quintette u. s. w. geben.

Wir wollen zum Schlusse einige mehrstimmige Nummern aus der Elisabetta, in welchen die singenden Personen, obgleich ihre Situation verschieden ist, in einem und eben demselben Tone singen, und die dennoch vortreffliche melodische Stücke sind und ihrem Publicum mehr Vergnügen gewähren, als wären sie dramatisch behandelt, zum Beyspiele anführen. In dem ersten, von Hrn. Rossini hier neu componirten Quartette (Es-dur) singen Elisabeth, Leicester, Mathilde und Norfolk, alle vier in der verschiedensten Stimmung, nach derselben Melodie, die erste Person etwa im Grundtone, die zweyte in der Dominante, die dritte, vermittelst des halben Leittons im Molltone des Grundtons, oder so ungefähr, u. s. w., und doch bringt dieß Quartett eine Wirkung hervor, die man hören muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Das Duett zwischen Leicester und Mathilde ist auf eine andere Weise merkwürdig; der Inhalt desselben ist, von Seiten Leicester's, Angst und Furcht vor der Gefahr, welcher Mathilde ausgesetzt ist, wann Elisabeth sie erkennen sollte, und von Seiten Mathildens, Liebe und Eifersucht. So beginnt dieß Stück sehr wahr in F-moll. Wenn Hr. Rossini nach wenigen Tacten bey den Worten: Gli effetti son questi d'amore e di fè, sogleich in As-dur übergeht, so geschieht das des Contrastes wegen: eine gänzliche Durchführung in F-moll würde zu einförmig geworden seyn. Von Stücken, welche von Anfange bis zu Ende im Molltone bleiben, hat man nur wenige Beyspiele; Paminens Arie: „Ach ich fühl's, sie ist verschwunden" (in G-moll) und einige wenige dergleichen Stücke gehören zu denselben. Am Ende geht der Componist in dem besprochenen Duette, da wo beyde singen, bey den Worten: Che palpito io sento, che crudo momento, gar in F-dur über, welches um so mehr überrascht, als man auf einen solchen Übergang nicht vorbereitet ist. Die wahrste Bestätigung unserer Behauptung, daß der bloß melodische Ausdruck auch sein Angenehmes habe, liefert das Duett zwischen der Königinn und Mathilden. Letztere, in Schmerz und Verzweiflung darüber, daß sie Elisabethen nicht zu rühren vermag, singt in einem süß-einschmeichelnden Satze (F-dur): Vorrei stemprarti in lagrime mio desolato cor, und Elisabeth, deren Herz vor Rache, beleidigtem Stolze, verrathner Liebe und glühender Eifersucht kocht, singt bey den Worten: Non bastan quelle lagrime a impietosirmi il cor, in Terzien dazu. Nichts desto weniger bringt dieses Duett den schönsten Effect hervor, den man sich denken kann.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 11. Juny 1822.

70

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Fortsetzung)

Calatanisetta, am 27. Sept. 1821,

Nachdem es fest beschlossen war, daß wir am 29. zu Palermo anlangen wollten, so dachten wir gleich mit dem stärksten Marsche den Anfang zu machen, und unser erstes Nachtlager in Vizzini, sechs und dreyßig Miglien von Siracus, zu nehmen. Wir machten uns daher mit dem frühesten auf den Weg, da allen eingeholten Nachrichten zufolge der Weg äußerst gebirgig und schlecht seyn sollte und wir demnach nicht hoffen konnten, mehr als etwas über zwey Miglien in einer Stunde zurückzulegen. Mit dem Nachklange einer nicht ganz heitern Empfindung, welche die nothwendige Folge der Bilder seyn mochte, die unsere Phantasie am Tage zuvor aufgefaßt hatte, entfernten wir uns von dem Schauplatze, von dem wir uns mit Tasso's Versen zurufen mußten:

Giace l'alta Siracusa; appena i segni
Dell' alte sue ruine il lido serba.
Muojono le città, muojono i regni,
Copre i fasti, e le pompe arena ed erba,
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

C. 15. St. 20.

Allmählig nur gewannen wir die frohe Stimmung wieder, die wir mitunter auch der freundlichen Landschaft dankten, durch die wir zogen. Unser Weg führte in einem recht anmuthigen Thale auf festem ebenen Grunde an dem Anapus fort, über den wir zweymal auf kühn gewölbten Bogenbrücken setzten. Wir vermißten zwar an seinen Ufern den schlanken Papyrus mit seiner gefälligen Blüthe, der ehemals um dessen Mündung herumwuchs, dagegen wechselte die Aussicht mit malerischen Baumgruppen, zwischen welchen Scharen von Landmädchen mit ihren Körben von Früchten auf dem Haupte die artigsten Gruppen bildeten. Eine Menge Ziegen- oder Rinderheerden, bey welchen

ein Hirtenjunge hingelagert auf der Doppelflöte blies, die man hier ganz nach der bekannten Abbildung findet, erinnerten an die Urvorzeit dieser Gegend. So in glücklicher Unbekanntschaft mit der Zukunft zogen wir des Pfades, den wir über alle Erwartung gut gefunden, frohen Muthes einher bis Floridia, einem schon minder freundlichen Orte, wo unser Weg ein ganz verändertes Ansehen gewann. Statt, wie bisher, auf einem sanften Wiesenteppich zu reiten, quälten wir uns jetzt in dem Bette eines Gießbaches zwischen Felsentrümmern, spitzen Steingewölben und Dornenranken durch die Schlucht eines wilden und schroffen Thales hinan, und erreichten erst nach mehr als zwey mühevollen Stunden, mit athemlosen und erschöpften Pferden die Höhe, die sich endlos kahl, steinig, öde, ohne irgend eine erfreuliche Aussicht, als auf wüste Felsengipfel und einige verkrüppelte Olivenbäume vor uns dahin zog. Die Sonne stach empfindlich und kein leises Lüftchen milderte die drückende Schwüle des Tages. Wir fanden kein Haus, kein Ackerfeld, keinen erfrischenden Bach, kein Gebüsch, welches Schatten und Kühlung gegeben hätte. Die Gegend glich vollkommen einer Wüste. Bey einem Brunnen, an welchem die Hirten ihre Heerden zu tränken pflegen, hielten wir endlich an und gaben unsern Pferden, die sich kaum mehr von der Stelle zu schleppen vermochten, einige Erholung. Erst um drey Uhr Nachmittags erreichten wir Palazolo, ein kleines Städtchen, mitten unter rauhen Gebirgen, auf einem kahlen Felsen erbaut, von dem es sich kaum an Farbe und Gestalt unterscheidet. Noch hatten wir funfzehn Miglien bis Vizzini. Unmöglich konnten wir unsern Marsch fortsetzen, ehe sich unsere Colonne, die bey dem beschwerlichen und zuweilen selbst gefahrvollen Auf- und Abklimmen der Höhen getrennt worden war, sich wieder gesammelt, die Pferde sich wieder gestärkt, und wir uns selbst einiger Maßen erquickt hatten. Wir stiegen daher in einem Capuziner-Kloster des Ortes ab, wo die armen Mönche, sobald sie die Provision sahen, welche wir bey uns führten und durch welche sie also unserer Bewirthung überhoben wurden, uns sehr gastfreundlich aufnahmen. Während wir Rath hielten über die Möglichkeit, ob Vizzini, wohin ein noch schlechterer Pfad, als der bisherige, führt, im Nachtdunkel zu erreichen stände, hatte der erste und reichste Bewohner von Palazolo, ein Baron Giudica, Nachricht von unserer Ankunft erhalten und eilte mit zuvorkommender Höflichkeit zu unserer Bewillkommung herbey. Schon zu Palermo hatte man uns auf die Gefälligkeit, die Kenntnisse und das gastliche Zuvorkommen dieses schätzenswerthen Mannes aufmerksam gemacht, der seine Tage, seine Anstrengungen und sein beträchtliches Vermögen der Erweiterung seiner besonders großen antiquarischen Kenntnisse, der Kunde seines Vaterlandes und dessen Geschichte, dem Besten seines Geburtsortes und dem Nutzen seiner Mitbürger widmet, welchen letztern er durch rastlose Nachgrabungen einen für sie sehr bedeutenden Erwerbszweig verschafft hat. Wie anders würde es mit Sicilien stehen, wenn die ersten und reichsten seines zahlreichen Adels nur einen kleinen Theil des Jahres in ihren oft nie gesehenen und gekannten Landgütern, statt in den schwelgerischen und schalen Genüssen Neapels und Palermo's, verlebten; wenn sie den Boden, der in allen seinen Tiefen unermeßliche Schätze trüge, nicht mit undankbarer Verachtung den Händen betriegerischer Pächter preisgäben, und sich nicht durch tausendfältige Rechtsstreite unter einander und dem unglücklichen Volke, das unter der Last der Accise-Auflagen seufzt, die kahle

Erde streitig machten, die sich, ihrer Habsucht spottend, wie die Steinrinde ihrer eigenen Herzen, immer mehr und mehr verhärtet, bis Ceres, ihre Verächter unerbittlich bestraft, und die vormalige Fruchtbarkeit dieses Landes vollends zur Fabel gemacht haben wird. Es würde unglaublich scheinen, wenn man die Strecken Landes angeben wollte, die unbebauet liegen, aber weitläufig und reich genug wären, eine zehnfache Bevölkerung zu nähren, während sie jetzt ohne den Überfluß an indianischen Feigen, denen die Habsucht noch nicht die Felsen abzustreiten vermocht hat, auf welchen sie sich wuchernd verbreiten, und ohne einige andere Früchte und Gemüsegattungen, mit jedem Jahre vor dem Hungertode zittern müßte. Meine Behauptung ist keine Übertreibung; man sehe besonders in den kleinern Orten, durch welche der Weg führt, die elenden, hohläugigen, abgezehrten und halbnackten Gestalten, deren einstimmiger Klageruf „muojo di fame" den Reisenden bis in die Hauptstadt selbst unablässig verfolgt. Diese Kinder, welken Gerippen ähnlich, deren grüngefärbte Lippen, wie Sicilianer mir selbst gestanden, den Genuß eines der Gesundheit höchst nachtheiligen Grases verräth, zu dem Noth und Hunger sie treibt, und ich schaudere vor dem Gedanken zurück, daß dieses eben dasselbe Land ist, das vordem dreyzehn Millionen Bewohner nährte und zugleich die Kornkammer der Römerwelt war; dasselbe Land, dessen Boden noch heute dreyfache Ernte trägt, sobald die Menschenhand nur spielend die verschwenderische Mutter liebkost, deren allzugroße Huld den Undankbaren verzog.

Mehr als einmal habe ich mich überzeugt, daß der Charakter des gemeinen Volkes nicht böse, daß es vielmehr lenksam, ergeben, schnell fassend, und in seinem Urtheile verständig, — daß es mit geringer Aufmunterung eben so thätig, als von Natur kräftig und ausdauernd, sey. Aber der Druck der Armuth und Unwissenheit erstickt jeden der bessern Keime. Die lockenden Beschreibungen, welche der Baron Giudica von den Alterthümern von Palazolo machte, seine dringenden Einladungen und Anerbiethen, uns selbst zum Führer zu dienen, siegten endlich über die letzten Bedenklichkeiten. Wir beschlossen die Nacht in Palazolo zuzubringen und erst am folgenden Tage nach Vizzini aufzubrechen.

Unser freundlicher Cicerone führte uns zuerst auf eine nahe, an der Stadt gelegene Höhe, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Acre, eine Veste und der Lieblingsaufenthalt Hiero's II. gestanden hatte, um die sich nachmals eine Stadt bildete. Ihre nähere Geschichte ist in Dunkel gehüllt; von ihren Überresten kann man auf ihre einstige bedeutende Größe schließen. Baron Giudica hat einen Theil jener Höhe mit einer Mauer umschließen lassen, in deren Umkreise sich Trümmer von Gebäuden und Statuen, Latomien, Catacomben, eine Menge unterirdischer Gänge, ein kleines, sehr gut erhaltenes Haustheater mit Marmorstufen und der vollkommenen Construction eines großen Theaters, unter andern Dingen auch ein höchst merkwürdiger Brunnen aus Hiero's Zeiten befinden. Dieser Brunn, im Vierecke gebaut, ist einhundert und zwanzig Schuh tief und drey bis vier Schuh breit. Zu seinem innern Raume, theils über, theils unter der heutigen Wasserfläche, führen, in abwechselnden Zwischenräumen, mehrere, theils noch vollkommen bestehende, theils verschüttete Gänge, wie Minen-Gallerien einer Festung, die oft in ziemlich beträchtlicher Entfernung in's Feld auslaufen. Ob sie einst

bloß zu Canälen dienten, denen Brunnen ihre Gewässer zuführten, scheint eben so wenig mit Grund bewiesen zu seyn, als die Behauptung Wahrscheinlichkeit hat, daß sie zu Ausfällen der Besatzung, während einer Belagerung, bestimmt waren. Ihre Tiefe, die Beschwerlichkeit zu ihrem Eingange zu gelangen und die Enge der Gallerien selbst, in denen sich kaum ein Mann mit Mühe durchzuwinden vermag, sprechen mehr als zur Genüge gegen die letztere Meinung.

Bey der Besichtigung der Catacomben, welche ganz dieselbe Structur, wie jene von Syracus, haben, erbot sich Baron Giudica, uns ein Grab öffnen zu lassen. Ich gestehe, daß ein leiser Zweifel sich in meiner Brust erhob, als an einem Grabbehältniß nahe am Eingange zu dem unterirdischen Gewölbe die Anstalten zur Wegräumung getroffen wurden, das der Neugierde und Habsucht viel zu bequem lag, um nicht schon längst geöffnet worden zu seyn. Bald wurden wir jedoch vollkommen vom Gegentheile überzeugt. Nachdem man den Kitt, der den Grabstein mit dem Behältniß verband, losgemacht hatte, ward dieser langsam aufgehoben: wir erblickten ein ganz erhaltenes menschliches Gerippe, an dessen Seite in der Gegend der Arme ein umgestürztes Gefäß lag. Schedl und Knochen hatten eine braune Farbe, fühlten sich weich und feucht an, und zerfielen bey der Berührung zu einer breyartigen Masse. Das Gefäß war von gebranntem Thone, in der Form eines Kruges ohne Verzierung und ungemalt. An der Seite, wo es auf dem Leichname lag, trug es die Spuren vom Schimmel. Baron Giudica versicherte uns, daß alle diese Catacomben lauter Christengräber aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums seyen. Die Gräber der frühern Zeit trifft man im Freyen höchstens vier bis fünf Schuh unter der heutigen Erdoberfläche. Die Gerippe in denselben sind besser erhalten, und die Ausbeute an Vasen, Münzen und vielen andern Dingen weit reichlicher als in den Gräbern der Veste. Man unterscheidet die der Griechen durch die greco-sicilischen gemalten Vasen und durch die Münzen des alten Acre, Syracus, Agrigent, Leontium u. s. w. jene der Römer durch die Medaillen der Kaiser, Ringe, und andern Schmuck, deren erstere selten von Silber oder Gold zu seyn pflegen. Giudica betheuerte uns auf seinem Grunde schon weit über tausend solcher Gräber geöffnet zu haben. Er erbot sich, uns am nächsten Morgen durch den Augenschein selbst von dem Gesagten zu überzeugen, und wir willigten mit Vergnügen in seinen Antrag. Bey'm Nachhausegehen fanden wir Arbeiter mit Nachgraben beschäftiget. Sie hatten eben eine Anzahl von Bronzemünzen und einige Thonköpfchen ausgegraben. Giudica both sie uns zum Geschenke an. An einigen erkannte man noch das Gepräge, an andern Hiero's Brustbild, auf der Kehrseite einen Reiter und ein geflügeltes Roß. Eine der Münzen, deren Gepräge der Siegeswagen mit der geflügelten Victoria war, schien die Münze der schönen Philistis oder Demarate zu seyn. Allerliebst waren die Köpfchen, äußerst niedlich gezeichnet und ein Ausdruck in den kleinen Büsten und in dem gemeinen Stoffe, der uns in Erstaunen setzte. Man findet eine unzählige Menge dieser Köpfchen, und ihre Verschiedenheit in der Größe, Form, in der Tracht des Haares u. s. w. scheinen für die Behauptung zu beweisen, daß es eine Art Portraite sind, die man den Todten in die Grabstätte mit gab. Giudica führte uns von hier in sein Haus, zeigte uns seine schätzbare Münzen- und Medaillensammlung mit einer bedeutenden Zahl un-

edirter Exemplare und sein Museum von Alterthümern, das er bloß seinem eigenen Fleiße dankt, und für welches ihm schon von Engländern ansehnliche Summen gebothen worden sind. Die Menge aufgeschichteter Vasen, Töpfe, Lampen, Thonköpfchen sprechen unläugbar für seine unermüdete Thätigkeit und für die Wahrheit seiner Erzählungen. Unter den Vasen befinden sich einige überaus schöngeformte mit den graziösesten Zeichnungen. Von den hundert und hundert Dingen, die sich hier fanden, war die Inschrift einer Säule vorzüglich interessant, in welche die Quartierliste einiger Bewohner von Acre mit griechischen Buchstaben noch sehr lesbar in Stein gehauen war. „A.", hieß es z.B. „der Sohn des Chtesichos wohnt am Tempel des Äskulap, B. an dem Brunnen der Stadt, C. am Dianentempel, u. s. w." Ich erinnere mich nie eine ähnliche Säule gesehen zu haben. Auch einige Basreliefs, Torso's u. d. gl. verdienen gesehen zu werden. Höchlich vergnügt über unser unfreywilliges Verweilen in Palazolo, hielten wir im Refectorio des Klosters, im Kreise der Patres und einer Menge Volkes, die sich neugierig zudrängten, ein von Frohsinn und reichlicher Eßlust trefflich gewürztes Mal, und träumten in unsern Zellen von den Tugenden Hierons und von den Reizen der Demarate.

Am Morgen führte uns Giudica nach seinem Weinberge, der einem aufgewühlten Kirchhofe glich. Die Reben rankten sich um Pyramiden von aufgehäuften Grabsteinen; man mußte sich bey jedem Schritte hüten, nicht in eine offene Gruft zu stürzen. Unser Freund führte uns durch diese Trümmer, welche an die Tage des jüngsten Gerichts erinnerten, zu einem Grabsteine, der, nachdem man bereits früher den festen Mauerkitt losgelöset hatte, jetzt mit großer Vorsicht aufgehoben und bey Seite geschafft werden sollte. Dieß geschah und mit neugieriger Erwartung spähten wir in die Tiefe hinab, die sich allmählig unsern Blicken enthüllte. Die innere Grabhöhle, welche in länglichtem Vierecke ausgemauert und ebenfalls verkittet war, hatte eine Tiefe von zwey bis zwey und einer halben Palme. Sie war zum Theil mit Erde und Wurzeln angefüllt, die sich durch die Länge der Zeit Öffnungen in den Mörtel verschafft hatten und mit dem Regenwasser allgemach eingedrungen waren. Um die in den Gräbern befindlichen Vasen oder andere gebrechliche Gegenstände nicht zu zerstören, mußte die Erde mit der größten Vorsicht mit Messern losgemacht und mit den Händen hinausgeschafft werden. Wir standen regungslos vor Erwartung. Drey tausend Jahre vielleicht hatte dieser Todte geruht, und ein leiser Vorwurf, seine lange Ruhe zu stören, hätte unserm Unternehmen Einhalt gethan, wenn nicht unsere Neugierde überwiegend gewesen wäre. Endlich entdeckten die Arbeiter das Haupt des Leichnams, das jedes Mal gegen Westen gekehrt ist. Aus einigen Nadeln, welche zum Haft der Gewänder oder auch zum Haarschmucke bestimmt gewesen seyn mögen, erkannten wir, so wie aus der Gestalt des Schedels, ein weibliches Wesen und aus der vollkommen erhaltenen Reihe der schönsten und gleichgeformtesten Zähne, daß es wahrscheinlich ein Opfer des Orcus in der ersten Blüthe der Jahre war. Da sich keine Vasen oder sonst eine Verzierung in dem Grabe vorfand, so schloß Giudica daraus, daß der Leichnam eine Freygelassene gewesen wäre, deren Gräber sich zunächst um die der Familien reihten.

(Der Schluß folgt)

Charaden.

1.

Sie stand vor mir, die liebliche Gestalt,
Die Unschuld lächelte aus ihren Zügen,
Ich fühlte ihres Zaubers Allgewalt
Und schwamm in paradiesischem Vergnügen.
Der ersten Sylbe dank' ich dieses Glück,
Durch die das Reizende sich läßt empfinden,
Sie äußert sich in jedem Augenblick
Und kann das Herz mit Leidenschaft entzünden.

Nun ist sie ferne, die mein Busen liebt,
Und einsam wandl' ich in des Thales Gründen,
Indeß mein feuchtes Aug' die zweyte übt,
Die engelfreundliche Gestalt zu finden.
Verschlossen ist mein Herz für jede Lust,
Der Frühling kann mir keine Kränze flechten,
Das schmerzlich süße Ganze füllt die Brust
Und hält mich wach in manchen düstern Nächten.

2.

Verborgen unterm dichten Laube
Der Ersten, lüstern nach dem Raube,
Das Ganze lau'rt, im düstern Wald;
Da zeigten sich den Späherblicken
Die beyden andern, auf dem Rücken
Saß eine drollige Gestalt,
Wie weiland Ritter Don Quixotte.
Drob lachte laut die ganze Rotte,
Und übte Gnade für Gewalt.

3.

O zaubervolles Zwillingspaar!
Das mich so sehr entzückte,
Als ich es, wie der Himmel klar,
Bey Röschen jüngst erblickte!

Doch da ich glühend näher kam,
Mich an dem Reiz zu weiden,
Bedeckte schnell, o holde Scham!
Das Ganze jene Beyden.

Seit diesem frohen Augenblick
Laß ich die Letzten tönen,
Und weihe sie, berauscht von Glück,
Der heißgeliebten Schönen.

Carl August Glaser.

Die Quellen der Vergessenheit.

Von M. Enk.

„O daß es mir vergönnt wäre!" rief Nelem, „aus dem Strome der Vergessenheit zu trinken, und mit einem Mal mich von allen quälenden Erinnerungen zu befreyen, die jeden Augenblick meines Lebens vergiften."

„Dein Wunsch kann erfüllt werden," sprach der Greis Sora, welcher diesen Ausruf hörte. „Drey Tagreisen von dieser Stadt liegt ein Palmenhain, in welchem ein Bramine wohnt, der mein vieljähriger Freund ist. Zu diesem reise, er wird dich zu den Quellen der Vergessenheit führen."

Ohne Zögern trat Nelem die Reise an, und erreichte den bezeichneten Hain am Abend des dritten Tages. Freundlich nahm der Greis den jungen Mann auf, als dieser ihm Sora's Namen nannte, und versprach am andern Morgen sein Verlangen zu erfüllen. Mit milder Ruhe hörte er die Erzählung der Schicksale Nelems, dessen Herz sich ihm bald mit dem Vertrauen eines Sohnes öffnete; erzählte ihm selbst einen Theil seines eignen Lebens, und führte dann den Ermüdeten zu einem aus Moos und Palmblättern bereiteten Lager, um sich durch Ruhe zur Reise des folgenden Morgens zu stärken.

Als die ersten Strahlen der Sonne durch die Palmen des geweihten Haines drangen, und der Bramine die heiligen Reinigungen verrichtet hatte, trat er mit seinem Gaste den Weg an. Gegen Abend gelangten sie an ein Gebirg, und bald darauf in ein enges Waldthal, in welchem drey Quellen aus einem Felsen unter überhangendem Gesträuche hervorsprudelten.

„Wir sind am Ziele," sagte der Greis, indem er eine goldne Schale aus dem Busen hervorzog. „Hier sind die Quellen der Vergessenheit. Aber nur aus einer derselben ist es dir erlaubt zu trinken. Jetzt wähle. Netzt die Fluth aus der ersten hier deine Lippen, so wird das Andenken an jeden Unfall aus deinem Gedächtnisse schwinden, der jemals dein Leben verbitterte; die Erinnerung an das Elend deiner ersten Jünglingsjahre, an deine unglückliche Liebe, und an den Verlust deiner treugesinntesten Freunde."

Mit diesen Worten both er Nelem die Schale. Doch scheu zögerte dieser sie anzunehmen. „Sage mir zuerst" sprach er, „wird, wenn ich aus dieser Quelle trinke, mir mit der Erinnerung an jene Leiden auch die Erinnerung an die frohen Augenblicke entschwinden, die damit verknüpft waren, und an den süßen Schmerz so mancher Stunde, deren Andenken mir unendlich theuer geworden ist."

„Auch diese —"

„So laß uns zur zweyten Quelle gehen" sagte Nelem, „denn wie könnte ich für das Vergessen überstandener Leiden den Gewinn hingeben, den sie mir gebracht haben, und der mir sie, ich gesteh' es dir, schon manchmal aufzuwiegen schien."

„Wohl!" sagte der Bramine, „so schöpfe aus der klaren Fluth der zweyten Quelle, die Alles, was du in deinem Leben Schuld nennst, aus deinem Gedächtnisse hinwegspühlen wird."

Rasch griff Nelem nach der Schale und füllte sie bis zum Rande. Aber schon im Begriffe, sie an die Lippen zu führen, stockte seine Hand. „Hast du mir gestern nicht erzählt," fragte er seinen Begleiter, „wie das quälende Bewußtseyn deiner Schuld dich auf dem Pfade der Tugend und Weisheit leitete, und aus den Dornen jener Pein dir die Blüthen der Ruhe sproßten."

„Das habe ich," gab ihm der Bramine zur Antwort, und Nelem goß den Inhalt der Schale in den Sänd. Eine heitere Freude leuchtete aus den Augen des Greises. Er schritt zur dritten Quelle, und füllte aus ihr die Schale.

„Laß mich auch die Kraft dieser Quelle wissen," rief Nelem, als der Bramine ihm die Schale reichte.

„Sie tilgt," sagte dieser mit feyerlicher Rührung, „jede Erinnerung an die Beleidigungen deiner Feinde und die Kränkungen, welche ihr Haß dir bereitete."

Da sank Nelem auf das Knie vor dem Greise, und empfing aus seiner Hand den Trank der Versöhnung, und milde Ruhe floß mit der reinen Fluth in seinen Busen, aus dem sie jede feindselige Erinnerung hinwegspühlte. Denn die Erinnerungen feindseligen Hasses allein hatten ihn gehindert, sich mit den Kränkungen des Schicksals und durch muthiges Streben nach Tugend mit dem Andenken an die begangene Schuld zu versöhnen.

Concert-Ankündigung.

Übermorgen, Donnerstags am 13. Juny, wird Hr. Drouet, abermals im landständischen Saale, Concert geben und sich darin mit eignen Compositionen auf der Flöte hören lassen. Wer versäumt hat, den beyden ersten Akademien dieses Künstlers, welcher Epoche auf seinem Instrumente macht, beyzuwohnen, den laden wir ein, das dritte zu besuchen, da Herr Drouet nur unter ganz besondern Umständen sich noch ein Mal hören lassen dürfte. Billette zu 5 fl. W. W., sind bey den HH. Steiner und Comp. im Paternoster-Gäßchen zu haben.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Cordia Sebestena. Sebesten-Cordie. Aus Ostindien.
Croton variegatum. Aus China.
Ehretia laxa. Schlaffe Ehretie. Von Bourbon.
Hibiscus heterophyllus. Neuholländischer Hibiscus. Aus Neuholland.
Malpighia argentea. Silberne Malpighie. Von Caracas.
Melaleuca uniflora. Aus Neuholland.
Passiflora incarnata. Fleischfarbige Passionsblume. Aus Brasilien.
Sterculia Balanghas. Eyförmiger Stinkbaum. Aus Ostindien.
Tournefortia cymosa. Doldentraubige Tournefortie. Aus Jamaica.
Liriodendron Tulipifera. Virginischer Tulpenbaum. Aus Nordamerika.

Druckfehler im vorigen Stücke.

S. 554 Z. 31, Hekatomben statt Catacomben.
— „ 38, des Daphnis statt der D.
556 „ 9, Philoctets statt Philoclets.
— „ 21, Basiliffa statt Basilessa.
und mehrere Male Latomien statt Latonien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 13. Juny 1822.

71

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise durch Sicilien.

Von A. v. W.

(Schluß)

Die Gräber der öffentlichen Mädchen unterscheiden sich durch Schminkbüchsen und andern Flitter, den man mit ihnen begrub. Unbefriedigt von dem Resultat dieser ersten Nachforschung, befahl unser zuvorkommender und gefälliger Antiquar noch ein zweytes zu öffnen. Dieß geschah, obgleich es erst mit größeren Schwierigkeiten und nach beträchtlichen Anstrengungen gelang, den massiven Felsendeckel zu lüften, und Erde und Wurzeln hinauszuschaffen, welche den ganzen inneren Raum ausgefüllt hatten. Mehr als eine Stunde verging mit dieser Arbeit und noch fand sich keine Spur irgend eines Gefäßes oder der Leiche selbst. Unserm eifrigen Wirthe standen Schweißtropfen der Ungeduld auf der Stirne, und auch unserer fing sich die Unruhe an zu bemeistern. Endlich stieß das Messer des Arbeiters auf einen Körper, der Widerstand leistete, und allmählig stieg ein eleganter Grabestopf aus den umklammernden Wurzeln und der schwarzen feuchten Erde heraus. Man konnte schon hie und da Spuren von Zeichnungen, von Tiegerköpfen und andern dergleichen abenteuerlichen Thiergestalten unterscheiden. Wir jauchzten dem Funde entgegen, den der gastfreye Eigenthümer uns zum Geschenke machte, und ihn vollkommen von Erde gesäubert mit sicherer Gelegenheit nach Palermo zu schaffen versprach. Reich belohnte sie unsere Ausdauer, und vergnügter über unsern selbst aufgefundenen Schatz, als mit der Ansicht von allen Theatern und Amphitheatern der Reise, dankten wir herzlich unserm Freunde und nahmen von Palazolo Abschied, wo wir nimmer gehofft hatten, so interessante und angenehme Stunden zuzubringen. Ich sage nichts von unserm Wege nach Vizzini. Er übertraf an Langeweile und Häßlichkeit der Gegend, an Mühe und Beschwerden bey weitem alles, was wir bisher erfahren, so wie die Orte Buscemi und Bucheri, durch die er uns führte, den häßlichsten und traurigsten Anblick von Armuth und Verwilderung darbieten, den man sich vorzustellen vermag. Der Abend, den wir in Vizzini zubrachten, war vollends der Gegensatz

der unterhaltenden und angenehmen Stunden, die wir Tags zuvor in Palazzolo verlebt hatten. Alle Qualen, die kleinstädtische Eitelkeit und Förmlichkeit in den Verlauf eines Abends zusammenzudrängen vermögen, wurden an uns erschöpft. Einem lauto pranzo durch die heterogene Zubereitung der landesüblichen Gerichte, wie durch die Langeweile, die am Tische den Vorsitz führte, geeignet, die Eßlust und die Laune herabzustimmen, folgte eine Spazierfahrt in ihrer Art so originell und lächerlich, daß man in Abdera selbst sich so etwas nicht träumen ließe. Stellen Sie sich Vizzini als eine Stadt vor, die auf einer Felsenkuppe erbaut ist, aus deren Mauern nicht das Rad eines Schubkarrens, viel weniger eine Staatscarosse den Weg finden würde, in deren ganzem Umkreis man nur auf einer Strecke von höchstens fünfhundert Schritten mit einem Wagen fahren und umwenden kann; in dieser Stadt hält die lächerliche Prahlsucht seiner krähwinkeligen Bürger sechs bis acht Equipagen, in welchen die Honoratioren des Nachmittags im Prunke auf jener Strecke, der sie den stolzen Namen Corso geben, auf und nieder rollen und uns heute mit dieser Auszeichnung eine besondere Ehre zu erweisen bedacht waren. Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten, als wir, je einer oder höchstens zwey in die Fuhrwerke dieser drolligen Biruschade vertheilt, zwanzig Mal an einander hinfuhren, um nichts als alte Mauern und ein gaffendes Gesindel zu sehen, das uns anstarrte, und vor dem wir über diese Thorheit erröthen zu müssen glaubten. Um in Ermangelung eines Theaters auch in diesem Vergnügen nicht hinter andern großen Städten zurückzubleiben, und uns den Kunstgeschmack der Sperlinge aus ihrer Mitte bewundern zu lassen, beschloß ein Concert das Fest des Tages. In Wien ist man so verwöhnt durch diesen Kunstgenuß, und die Tagesblätter daselbst so überfüllt mit der Anzeige dieser Unterhaltungen, daß man sich füglich jeder Beschreibung eines Concerts in Vizzini überheben darf. Einen der Dilettanten, die sich in diesem Concerte hören ließen, darf ich jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen, weil das Interesse, welches er mir einflößte, ein Ersatz für dasjenige wurde, was wir an der Kunst und dem Spiel der übrigen vermißten. Es war ein Jüngling zwischen neunzehn und zwanzig Jahren, der Sohn des Intendanten von Vizzini. Schon als Kind von der Gicht gelähmt, vergeblich mit allen Mitteln der Heilkunst gegen das grausame Übel kämpfend, hatte ihm die Natur, die Besänftigerinn der Schmerzen, die Muse zugesandt, und der Arme warf sich in der Fülle seiner Leiden an ihre Brust. Sie lächelte seinem Grame und lohnte seinem Schmerze mit ihren süßen Gaben. Der Jüngling, der eine leidende, aber sehr anziehende Gesichtsbildung hatte, spielte die Violin mit großer Fertigkeit und mit allem dem Ausdrucke des Gefühls, dessen nur der Unglückliche fähig ist. Das Rührende in seinen Zügen, in seinem dunkeln glühenden Auge, und in seiner ganzen Haltung, die besondere Zärtlichkeit, mit der, in unverkennbarer Vorliebe für den Schmerzenssohn, Vater und Mutter an seinem Spiele, an seinen Bewegungen hingen, gewährten ein sehr interessantes Schauspiel. Dümouthier, finde ich, hat sehr Unrecht, wenn er irgendwo sagt, les malheureux ont tort d'avoir besoin des autres. Ich glaube vielmehr, es liege eben der meiste Ersatz für alles Unglück in der allgemeinen Theilnahme, die das Unglück erregt, und deren Bedürfniß jedem Herzen fühlbar wird, das menschlich schlägt.

Ich schied mit diesen Betrachtungen über das Schicksal des armen Jünglings von Vizzini, um das elegische Gefühl in meiner Brust gegen eine epischere Empfindung umzutauschen, als sich auf dem hohen Bergrücken, auf dem wir fortzogen, an der einen Seite die Aussicht auf die ganze Küste von der Grafschaft Modica gegen Licata und über die ferne See von Afrika bis Malta öffnete, an der andern wieder die Ebene von Catania mit dem wolkenfreyen rauchenden Ätna und dem ionischen Meere im hellsten Morgenglanze sichtbar ward. Es that unsern Blicken wohl, in der herrlichen erhebenden Ferne umherschweifen zu können, denn war der Boden gleich minder steinig und unfruchtbar, so war die Gegend, durch die wir zogen, doch nicht weniger öde und unbebaut. Erst als wir Calatagirone erreichten, trafen wir wieder auf Felder, Bäume, Häuser und Menschen. Unser Aufenthalt in dieser Stadt, die übrigens mit einer Bevölkerung von zwey und zwanzig tausend Seelen zu den ersten des Königreichs gezählt wird, war so kurz, daß ich nicht zu entscheiden wage, ob wirklich Gelon, oder erst die Sarazenen, sie gegründet; nur so viel weiß ich, daß das Thongeschirr, auf welchem wir zu Mittag speisten, und das auf reinem weißen Grunde hetrurische Vasen trug, von der vorzüglich geschätzten Thonerde dieser Gegend und in der Fabrik des Ortes erzeugt war. Die Verfertigung solcher Töpferarbeiten, die Ausfuhr von Salz und Süßholz sollen die Hauptquellen des Erwerbes für Calatagirone seyn. In den Gebäuden der Stadt sprach sich auch größere Wohlhabenheit, in dem Pallaste des Bischofs und des Intendanten sogar solide Pracht, so wie in der gastfreyen Bewirthung, mit der man uns entgegenkam, verschwenderischer Überfluß aus. Allen dringenden Einladungen und den verführerischen Lockungen zu Ball und Festlichkeiten, mit welchen wir zurückgehalten werden sollten, allen Warnungen vor schlechten Straßen, Abgründen und selbst vor der Malaria, die uns zu Piazza erwartete, widerstanden wir heldenmüthig und machten uns unerschrocken im Regen und Ungewitter auf den Weg. Der Himmel lohnte unsere Beharrlichkeit. Es klärte sich auf; die finstern Gewitter machten einem freundlichen Sternenheere Raum, mit dessen schimmernden Lichtern wir, wenn gleich nicht ohne Mühe, doch glücklich und unverletzt, Piazza erreichten.

Die Gegend, in welcher diese Stadt liegt, soll das Paradies von Sicilien an Üppigkeit der Vegetation und Reiz der Landschaft seyn. Der kühne Normannengraf hatte sie zu seinem Waffenplatze auserwählt; daher sein Name. Auch bewahrt man noch im Dome der Stadt Rogers Fahne; Wilhelm I. zerstörte sie als aufrührerisch gegen ihn gesinnt. Wilhelm der Gute baute sie wieder auf im Jahre 1163 und die Einwohner zeigen noch einen Olivenbaum, der, in demselben Jahre gepflanzt und mit einer Mauer umgeben, die Inschrift trägt:

Par urbi ac oleae ubertas, aequalis origo:
Saepibus his arbor crescat, et urbis honor.

Ein unläugbarer Beweis, daß die Olivenbäume zu einem hohen Alter gedeihen. Überhaupt gestehe ich, nicht bald herrlichere Bäume gesehen zu haben, als hier, Ahorn, Pinien, deren Früchte häufig ausgeführt werden, Castanien von ungeheuerer Größe, vor allen aber Haselnußbäume, die beyden schönen Exemplare in Merkenstein noch weit übertreffend, von dem herrlichsten Wuchse

und einer vorzüglichen Berühmtheit ihrer Früchte. Piazza soll einen besondern Reichthum an Obst und Gartengewächsen besitzen. Die vorzüglichsten Küchengärten sollen die des Marquis Faresta und einiger Mönche seyn.

Man glaubt den neckenden Traum eines Feenmährchens gethan zu haben, wenn man früher Stunden lang in einer Art von Wüste gewandert ist und unmittelbar außer dem Zauberkreise dieser Hesperiden wieder in eine Wüste ritt, die sich abermals acht Stunden weit bis Calatanisetta ausdehnt. Wir rechneten vergebens auf ein Haus, auf eine Quelle, um von der brennenden Sonnenhitze und dem ermüdenden Marsche auszuruhen und unsere Thiere zu erquicken. Erst weit über die Hälfte des Weges fanden wir eine niedere Höhle in einen Felsen, die den Hirten zum Obdach dient, und dabey einen Wasserbehälter, die Pferde zu tränken. Wir machten es uns in der Höhle bey etwas kalter Küche so bequem als möglich, nachdem uns die frühern Gäste in dieser hospitalen Unterkunft zuvorkommend den Platz geräumt hatten. Es waren Rinderhirten, die mit einer großen Heerde auf den Jahrmarkt nach Calatanisetta zogen. Sie schienen höchst gutmüthige Menschen, die sich freundlich mit uns unterhielten. Den größten Theil des Jahres bringen sie mit ihren Heerden auf den Bergen im Freyen zu. Die unsrigen glichen in ihrer Winterkleidung von Ziegenfellen, die sie uns zu Gefallen anzogen, und mit ihren langen Stecken, auf welche sie in den pitoreskesten Stellungen um uns her standen, ganz den Hirten der Pyrenäen. Wir trafen auf dem Wege nach Calatanisetta noch viele solcher Heerden, auch zahlreiche Triebe zahmer Schweine, die nicht kahl, wie die gewöhnlichen in Unter-Italien, sondern ganz denen gleich waren, die man bey uns in großen Scharen von der türkischen Grenze herabtreiben sieht. Alle diese Caravanen belebten die Gegend und gaben ihr bey ihrem fremdartigen Charakter ein völlig außereuropäisches Ansehen. Auch gab es der Erinnerungen des Alterthums mancherley, die uns ansprachen, und unsere Neugierde, so wie unsere Phantasie beschäftigten. Wir setzten über die Hymera Meridionalis, eins der wenigen Gewässer Siciliens, die geeignet wären, schiffbar zu werden. Da sie bey ihrem Ausfluß bey Licata zugleich einen Hafen in's afrikanische Meer bildet, und mit der nördlichen Hymera, welche bey Termini in das thyrhenische Meer fließt, die Insel in zwey beynahe gleiche Hälften theilt, so hatte man einst den Vorschlag gethan, beyde Flüsse durch eine Fahrstraße zu verbinden, und sie selbst durch Schleusen vollends zur Schifffahrt zu eignen. Die Ausführung unterblieb und der regellose Lauf der Flüsse, statt dem Lande Segen zu bringen, verheert seine Thäler und sperrt dem Handel die Wege, die sie ihm öffnen sollten. Ein anderer, aus des Landes Vorzeit vor allen heiliger, Name wehte von jenem fernen hohen Berggipfel herab, der mit seinen Felsenzinnen als der Insel Urveste weit über alle Höhen hinausragt, das alte Enna, wo Ceres geherrscht, unter dessen Mauern an dem, noch heute nach ihr genannten See, Proserpinens Reiz den finstern Gott entzückte. Hier, wo er aus seiner nahen Felsengrotte die Jungfrau belauschte, die mit ihren Gefährtinnen auf den vom Diodor so reizend beschriebenen Blumenmatten seines Ufers lustwandelten, und Pluto die Überraschte in sein furchtbares Flammenreich des Ätna entführte, hier stand der weit verehrten Göttinn stolzer Tempel; hieher wallten Tausende von Pilgerscharen in frommer Andacht. Rom in seiner höchsten Bedrängniß

versöhnte hier der Göttinn Zorn, als Delphi mit ihr der Republik gedroht hatte. Auf einem öden, kahlen Felsen klebt zwischen traurigen Wällen ein Schauer erregendes, elendes Nest. Man sollte glauben, es sey von Harpyen bewohnt, das ist Enna, das heutige Castrogiovanni. Ein giftathmender Sumpf in einem wüsten Thale heißt Proserpinens See. Mühsam schleppt dort ein Stier den schlechtgeformten Pflug zwischen den Felsenschollen durch, und eine Schar bleicher und siecher Gestalten, die den Lein in der trüben aufqualmenden Pfütze aufgehäuft haben, lagert in der finstern Felsenhöhle um den Rauch eines Binsenfeuers, der das niedere Gewölbe von Pluto's gefürchteter Wohnung schwärzt. Auch die Natur hat ihre Vorzeit und ihre Ruinen, wie die Kunst, aber der Anblick ihrer Vergänglichkeit gibt eine weit traurigere Stimmung, als jene der Menschenwerke. Wir sehen diese mit uns vergehen und fühlen das Gesetz ihrer Sterblichkeit. Mit jenen möchten wir ewig leben, und der Gedanke an die Möglichkeit ihres Todes ergreift mit Grauen die Brust, in der er den Trost aller Hoffnungen zerstört. Es that uns wohl im Marktgewühle und in dem lebendigen Treiben von Calatanisetta, uns von den trüben Vorstellungen losreißen zu können, die mit den Betrachtungen über Enna und Castrogiovanni in uns aufgestiegen waren. Auch die Gegend zunächst um die Stadt ist freundlich; Oliven, Castanien und andere Fruchtbäume wechseln mit frischem Grün an den Höhen ab, auf denen sie erbaut ist. Stattliche Gebäude und die Ruinen eines von Roger erbauten Schlosses nehmen sich malerisch aus. Calatanisetta, aus den Ruinen des alten Nissa oder Petiliana hervorgegangen, hieß unter den Sarazenen Calatanisa. Es gehörte zu den Lehen der Familie Moncada, aus dem Fürstenhause Paterno. In den letzten Ereignissen, die Siciliens Ruhe störten, gab es ein trauriges Beyspiel der Städte-Feindschaft in diesem Lande. Die Palermitaner, aus altem Hasse gegen die Stadt, zogen, acht hundert Mann aus dem Pöbel stark, mit Geschütz unter Anführung des Fürsten Cataldo, der gegenwärtig in England lebt, gegen Calatanisetta. Die Stadt, von den wenigen Vertheidigern, die ihr geblieben waren, verlassen, fiel in die Hände ihrer Feinde, und ward drey Tage lang erbarmungslos geplündert. In dem Hause der Prinzessinn Buttera, bey der wir zu Mittag speisten, zeigten herabgerissene Tapeten, zertrümmerter Hausrath, Spiegel, Fenster, eingeschlagene Schränke u. s. w. von den zügellosen Ausschweifungen des Pöbels. Die Erbitterung und die Rache über den erlittenen Frevel kehrte sich, zu ohnmächtig um es mit der Hauptstadt aufzunehmen, gegen das benachbarte Cataldo, das Lehen des vorgenannten Fürsten, und bedrohte die kleine Stadt mit dem Wiedervergeltungsrechte der Mißhandelten. Erst vor kurzem gelang es den Obrigkeiten die Gemeinden zu versöhnen, und bey einem großen Feste beschwuren beyder Abgeordnete den Frieden öffentlich vor dem Altare. Wie diese beyden genannten Städte standen sich auch Calatanisetta und Calatagirone drohend gegenüber, das letztere zugleich vor Palermo's und Messina's Hasse zitternd. Jahrhunderte liegen noch zwischen der geistigen Cultur des Landes und unseres Vaterlandes. Sicilien in seinem Glanze ist nur ein Grab der Vergangenheit, Leben duftet nur die frische Pflanze, welche die grüne Staude zeigt. Nimmer wird es uns gereuen, Sicilien gesehen zu haben; aber zum zweyten Male dahin zurückkehren, würde eine Strafe seyn, welche uns das Schicksal zur Büßung unserer Sünden auferlegte. Selbst am Ziele

unserer Reise zu seyn, wünschen wir uns herzlich Glück, denn nicht allzuleicht erkauft man sich das Gesehene, und Mühe und Ausdauer kostet es, sich die Laune zu erhalten, es mit der gehörigen Würdigung der Gegenstände zu sehen.

Morgen erwartet uns noch eine beschwerliche Tagreise zu Pferde nach Vallelunga. Dort werden wir Gelegenheit finden, auf einer Kunststraße die letzte Strecke von sieben und fünfzig Miglien in Wagen zurückzulegen und in Palermo vollends von den Beschwerlichkeiten unserer Wanderung auszuruhen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mays.

Am 24. May begannen die Festlichkeiten, welche bey der Vermählungsfeyer unserer zweyten Königstochter, der Prinzessinn Alexandrine von Preußen mit Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Paul, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Statt fanden. Berlin sieht mit Schmerz auch die zweyte der geliebten Königstöchter aus den väterlichen Hallen in die Fremde ziehen, und findet nur Trost in dem neuen Zuwachs von Glücke, welches im königlichen Hause herrscht. Freudig dieß Glück theilend, hat unsere Residenz in diesen Tagen ein glänzend-festliches Ansehen gehabt; die Magnificenz des geliebten Monarchen, welcher sein Familienglück auch über alle seine Unterthanen verbreitet zu sehen wünschte, veranstaltete mehrere Feste, an denen das große Publicum Theil nehmen konnte. Ein solches Fest ist so ausgezeichnet und selten, und liefert eine so bedeutende Charakteristik der Sitten eines Landes und dessen Hofes, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen hoffen, wenn wir das Programm, nach welchem das Fest der Vermählung im königlichen Schlosse feyerlich begangen worden ist, mittheilen. Es lautet folgender Maßen:

Am 25. May, Abends sechs ein halb Uhr, versammeln sich alle hoffähige Personen in Galla, die Damen im Hofkleide, auf dem königl. Schlosse im Rittersaal und in den daran stoßenden Zimmern, bis zur Capelle. Das Militär steht mit dem Rücken nach dem Fenster, corpsweise, der deßhalb festgesetzten Ordnung gemäß, das Civil auf der gegenüberstehenden Seite, nach der bey den Ministerien und den übrigen Behörden eingeführten Reihefolge. Die Generäle, die Minister, das Corps diplomatique und die Räthe der ersten Classe, so wie die bey Hofe erscheinenden verheiratheten Damen begeben sich in die Capelle, in so weit es der Raum zuläßt. Die höchsten Herrschaften versammeln sich gegen sieben Uhr in dem rothen Zimmer Friedrichs des Ersten. Die Hofstaaten bleiben in der boisirten Gallerie. Wenn Alles versammelt ist, wird die Krone aus dem Tresor abgeholt. Dieselbe wird durch zwey Beamte desselben in einem Kasten getragen und von einem Offizier und zwey Garde du Corps bis in das Vorzimmer des genannten Appartements escortirt. J. k. H. die Prinzessinn Wilhelm setzt die Krone auf das Haupt der Prinzessinn Braut in Gegenwart der höchsten Herrschaften. Sie wird J. k. H. zu diesem Ende von der hierzu beauftragten Ersten Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, überreicht, welche Höchstderselben auch hülfreiche Hand bey der Befestigung derselben leistet. Während der Zeit stellen sich die in der boisirten Gallerie versammelten Hofstaaten in der weiter unten von des Königs Majestät befohlenen Ordnung auf. Ihre Ausführung ist dem, die Geschäfte eines Ober-Ceremonienmeisters versehenden Schloßhauptmann v. Buch übertragen, welcher dann, auf den von Seiner Majestät ertheilten Befehl zum Anfange der Ceremonie, die allerhöchsten und höchsten Herrschaften zu Ihren Plätzen hinführt. Die Ordnung des Zuges ist durch die Befehle Sr. Majestät des Königs, unbeschadet und ohne Rücksicht auf den durch die Hausgesetze unter den einzelnen Mitgliedern der königl. Familie bestehenden Rang, für dieses Mal folgender Maßen bestimmt worden: 1) In Abwesenheit des Obermarschalls Grafen v. d. Goltz eröffnet ihn der ihn vertretende Hofmarschall v. Maltzahn, mit dem großen Obermarschallstabe in der Hand. 2) Alle hier anwesende königl. Kammerherren Paarweise, so daß die Jüngsten vorangehen. 3) Die Cavaliere Sr. königl. Hoheit des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin. 4) Die von Sr. Majestät der Prinzessinn Braut und dem Erbgroßherzoge zur Aufwartung gegebenen Kammerherren und Adjutanten, als: bey Ihrer königl. Hoheit der Prinzessinn die Kammerherren 1. Graf von Lottum und 2. von Rochow; bey Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge: 1. der Flügeladjutant Major von Boja-

nowsky, 2. der Kammerherr Graf v. Voß. 5) Der Oberhofmeister v. Schilden unmittelbar vor dem hohen Brautpaare hergehend. 6) Das hohe Brautpaar. Die Schleppe Ihrer königl. Hoheit tragen vier Damen: 1. Fräulein v. Kamcke, 2. Gräfinn v. d. Schulenburg, 3. Fräulein v. Bergh, 4. Gräfinn v. Hake. Die erste Hof- und Staatsdame Fräulein v. Viereck und die Oberhofmeisterinn Gräfinn v. Truchses gehen seitwärts zu beyden Seiten der Schleppe. 7) Die großen Hofchargen, Paarweise. 8) Se. Majestät der König führen Ihre königl. Hoheit die Frau Herzoginn von Cumberland. Die General- und Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs gehen hinter Sr. Majestät; die Damen folgen Ihro königl. Hoheit. Die Schleppe wird von zwey Pagen getragen. 9) Se. königl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin führen Ihro königl. Hoheit die Prinzessinn Wilhelm. 10) Se. königl. Hoheit der Kronprinz führen Ihro königl. Hoheit die Prinzessinn Luise, Tochter Sr. Majestät. 11) Se. königl. Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder Sr. Majestät, führen Ihro königl. Hoheit die Frau Herzoginn von Anhalt-Dessau. 12) Se. k. H. der Prinz Carl und Se. k. H. der Prinz Albrecht. 13) Se. k. H. der Prinz Friedrich und Se. k. H. der Prinz Wilhelm Adalbert. 14) Se. königl Hoheit der Prinz August und Se. Durchlaucht der Herzog von Anhalt-Dessau. 15) Se. Hoheit der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz und Se. Durchlaucht der Prinz Ludwig von Hessen-Homburg. 16) Se. Durchlaucht der Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, Se. Durchlaucht der Prinz Georg von Hessen-Cassel und Se. Durchlaucht der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß. (Die Schleppen der Prinzessinnen werden von zwey Pagen getragen. Die Oberhofmeisterinnen gehen seitwärts, neben der Schleppe, die Hofdamen hinter derselben. Die Cavaliers gehen vor ihren Herrschaften her, die Adjutanten hinter ihren Prinzen.) Der Zug geht durch den Rittersaal und die daran stoßenden Zimmer bis zur Capelle. In derselben befindet sich schon der die Trauung verrichtende Bischof Eylert, vor dem daselbst errichteten Altare, ihm zur Seite die Hofprediger: 1) Theremin und 2) Sack. Sobald das hohe Brautpaar in die Capelle eintritt, gehen der Bischof und die beyden ihm assistirenden Hofprediger Höchstdemselben entgegen und begleiten Höchstdasselbe bis vor den Altar. Die höchsten Herrschaften stellen sich im Kreise um denselben, die Hofstaaten hinter diesen, in der Art, daß der Hofmarschall von Maltzahn mit den königlichen Kammerherren an der Thür, durch welche die königlichen Herrschaften eingetreten sind, zu stehen kömmt. In dem Augenblicke, wo das hohe Brautpaar die Ringe wechselt, werden im Lustgarten zwölf Kanonen dreymal abgefeuert. Ein in den Zimmern neben der Capelle befindlicher Artillerie-Officier gibt vom Fenster aus das Zeichen dazu. Nach ausgesprochenem Segen begeben sich Seine Majestät und die höchsten Herrschaften in eben der Ordnung, in welcher dieselben in die Capelle eingetreten sind, nach den Zimmern Friedrichs des Ersten zurück. Das hohe Brautpaar nimmt dort die Glückwünsche der anwesenden höchsten Familie an. Während der Zeit versammeln sich die in der Capelle und in den anstoßenden Zimmern befindlichen Personen in dem Rittersaal. Die Thür nach der Bildergallerie, in welche Zuschauer auf Billets eingelassen sind, wird geöffnet. Se. Majestät der König und die höchsten Herrschaften begeben sich hierauf in den weißen Saal. Des Königs Majestät setzen sich mit dem hohen Brautpaare an den unter den Thronhimmel gestellten Spieltisch. Alle übrigen Prinzen und Prinzessinnen nehmen die zu beyden Seiten desselben gestellten Spieltische ein. Die großen Hofchargen stehen hinter dem Stuhle Sr. Majestät, die Cavaliere hinter den Stühlen ihrer Herrschaften, die Damen hinter den Prinzessinnen. Die hoffähigen Personen nähern sich den Spieltischen und machen Sr. Majestät dem Könige und den übrigen Prinzen und Prinzessinnen ihre Cour. Se. Majestät der König beendigen das Spiel, sobald Allerhöchstdieselben benachrichtigt worden, daß die Tafel servirt sey. Der Hofmarschall von Maltzahn annoncirt hierauf das Souper. Die königliche Ceremonien-Tafel ist unter dem Thronhimmel im Rittersaal. Sobald Seine Majestät der König und die höchsten Herrschaften dort angekommen sind und sich niedergelassen haben, treten die zum Vorlegen der Speisen ernannten zwey General-Lieutenants 1) von Brauchitsch und 2) von Keßel an die beyden Ende der Tafel. Sie geben dieselben den hinter ihnen stehenden Kammerlakaien ꝛc., diese den Pagen und diese den functionirenden großen Hofchargen und Cavalieren. Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften nehmen folgende Plätze bey der Tafel ein: An der Mitte der Tafel: Ihro königl. Hoheit die Prinzessinn Alexandrine

und ihr zur Linken Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Dem hohen Brautpaare zur Rechten, also neben der Prinzessinn Braut: Seine Maj. der König; zur Linken, also neben dem Durchlauchtigsten Bräutigam: Ihro königl. Hoheit die Prinzessinn Wilhelm, worauf dann die übrigen höchsten Herrschaften nach ihrem Range folgen. Außer der königlichen Ceremonien-Tafel sind noch fünf Tafeln in den anstoßenden Zimmern, an welchen 1) der Statthalter Fürst Radzivill und der General Graf Trauentzien von Wittenberg, 2) der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Bernstorff, 3) der General Graf von Gneisenau, 4) der Oberkammerherr Fürst zu Wittgenstein, 5) der General-Adjutant General-Lieutenant von dem Knesebeck, die Honneurs machen. Sr. Majestät dem Könige wird der Wein durch den ersten Oberschenken Grafen von Neale überreicht und sobald solches geschehen, werden Se. Majestät befehlen, daß die großen Hofchargen und die übrigen functionirenden Herren und Damen sich an die für sie servirten Tafeln zurückzuziehen haben. Se. Majestät der König bringen die Gesundheit des hohen Brautpaares aus, nachdem die Suppe von der Tafel gehoben worden. Auf ein gegebenes Zeichen wird dieselbe in allen Zimmern wiederholt. Das Musikchor der Garde ist auf dem Balcon im Saal aufgestellt und musicirt während der Tafel; es bläst Tusch während dieser ausgebrachten Gesundheit. Gegen das Ende der Tafel stellen sich die großen Hofchargen und die functionirenden Herren und Damen wieder hinter die Stühle Sr. Majestät des Königs und der übrigen höchsten Herrschaften und treten Ihnen, wie zuvor, vor oder nach, sobald Allerhöchst- und Höchstdieselben aufgestanden sind. Se. Maj. der König begeben sich nebst den höchsten Herrschaften hierauf in den weißen Saal zurück. In demselben sind schon die Staatsminister und die wirklichen geheimen Räthe versammelt. Sobald sich Se. Majestät der König unter den Thronhimmel gestellt haben, nähert sich der die Stelle des Obermarschalls versehende Hofmarschall von Maltzahn dem hohen Brautpaare, und nachdem er Höchstdemselben angezeigt, daß Alles zum Fackeltanz bereit sey, beginnt letzterer in folgender Art: 1) Der die Stelle des Obermarschalls versehende Hofmarschall, mit dem großen Marschallstabe in der Hand, eröffnet denselben. 2) Ihm folgen die hier anwesenden wirkl. geheimen Räthe und Staatsminister, Paarweise, nach dem Datum ihres Patents, so daß die Jüngsten vorangehen, mit großen weißen Wachsfackeln in der Hand, also: 1. Der wirkl. geh. Rath Graf von Schladen. 2. Der wirkl. geheime Rath von Heydebreck. 3. Der Präsident des Obertribunals von Grolmann. 4. Der Staatsminister und General-Lieutenant von Hake. 5. Der Staatsminister Graf von Bernstorff. 6. Der Staatsminister von Klewiz 7. Der Staatsminister und General-Lieutenant Graf von Lottum. 8. Der Ober-Kammerherr und Staatsminister Fürst zu Wittgenstein. 9. Der Staatsminister von Schuckmann. 10. Der Staatsminister Graf von Bülow. 11. Der Staatsminister von Kircheisen. 12. Der Staatsminister Freyherr von Altenstein. 13. Der Staatsminister von Brockhausen. 3) Das hohe Brautpaar, welches unter Vortretung der gedachten Personen einen Umgang im Saale macht. Darauf nähert sich die Prinzessinn Braut Sr. Majestät dem Könige, und nachdem Höchstdieselbe Se. Majestät durch eine Verbeugung zum Tanz aufgefordert, beginnt ein neuer Umgang. In ähnlicher Art tanzen Höchstdieselben mit allen Prinzen, welche sich im Zuge befunden, nach der von Sr. Majestät für diesen Tag befohlenen Ordnung. Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog tanzen darauf mit den dabey befindlich gewesenen Prinzessinnen. Nach beendigtem Fackeltanz begeben sich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften zurück nach den Zimmern Friedrichs des Ersten. Nachdem daselbst von der Oberhofmeisterinn Gräfinn von Truchses das Strumpfband ausgetheilt und durch die erste Hof- und Staatsdame, Fraulein von Viereck, den Beamten des königlichen Schatzes die königliche Krone wieder überliefert worden, wird der ganze Hof entlassen.

(Der Schluß folgt)

Modenbild XXIV.

Negligeekleid von gesticktem Organtine mit doppelter Falbe von gleichem Stoffe; die Bajadere von Creppon. Hut von Crepp in drey Farben mit Dünntuchbändern geziert.

Der Mann hat einen Gehrock von stahlgrünem Tuch mit weißem Futter, gelbes Gilet, Beinkleider von gestreiftem Trill und ein schottisches Halstuch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Stöber sc.

XXIV. Wiener Moden. 7/182

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 15. Juny 1822.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Längensignale.

Von J. J. Littrow.

Die Racketen, welche in den letzten Tagen des Mays jeden Abend im Süden von Wien aufgestiegen sind, haben durch ihre ungewöhnliche Höhe die Aufmerksamkeit einer großen Zahl neugieriger Zuschauer auf sich gezogen. Es dürfte manchen unserer Leser interessiren, mit dem Zwecke bekannt zu werden, den man durch sie zu erreichen gesucht hat.

Wenn man die Lage einer Stadt auf der Oberfläche der Erde genau wissen will (eine Kenntniß, die z. B. zur Verfertigung richtiger Karten unentbehrlich ist); so muß zuvor die Entfernung dieser Stadt von dem Äquator ausgemittelt werden. Diese Entfernung wird bekanntlich die geographische Breite, oder die Polhöhe dieser Stadt genannt, weil sie, wie man leicht beweisen kann, immer gleich der Höhe ist, in welcher den Einwohnern derselben der Polarstern über dem Horizonte erscheint. Wie man diese Höhe des Poles durch Beobachtungen finden kann, liegt außer dem Zwecke dieser Mittheilung.

Hat man aber, durch irgend ein Mittel, die Polhöhe einer Stadt auf das genaueste gefunden, so ist dadurch die Lage dieser Stadt noch nicht bestimmt worden, da es offenbar unendlich viele Puncte auf der Oberfläche der Erde geben kann, die alle dieselbe Entfernung vom Äquator, also auch dieselbe Polhöhe haben. Diese Puncte liegen alle, wie man ohne Mühe begreift, in einem Kreise, welcher dem Äquator parallel ist. Soll daher die Lage Wiens in diesem Kreise bestimmt werden, so wird man irgend einen gegebenen Punct desselben für den ersten annehmen, und dann zu untersuchen haben, wie weit diese Stadt von jenem Puncte entfernt ist. Diese Entfernung heißt die geographische Länge der Stadt. Es ist klar, daß, wenn von einem Orte die Länge und Breite gegeben worden ist, dadurch die Lage dieses Ortes auf der Oberfläche der Erde, ohne auf die Erhöhung dieses Ortes über dem Meere zu sehen, nothwendig bestimmt ist, daß also auch dieser Ort genau in das Netz einer Karte eingetragen werden kann.

Aber wie bestimmt man diese geographische Länge einer Stadt? Dieß ist es, womit wir uns in diesem Aufsatze beschäftigen wollen.

Es ist überflüssig anzumerken, daß unsere Erde sich täglich in vier und zwanzig Stunden um ihre Achse dreht, und daß während dieser Bewegung jede Stadt der Erde in dem Augenblicke ihren Mittag zählt, wo sie durch die Ebene geht, welche die Achse der Erde mit dem Mittelpunct der Sonne verbindet. Da die Erde sich von Westen gegen Osten dreht, und da ihr Äquator, wie alle Kreise, dreyhundert und sechzig Grade enthält, die in vier und zwanzig Stunden zurückgelegt werden, so sieht man sofort, daß alle Städte, welche östlich von Wien liegen, eher Mittag haben werden, als Wien, weil sie eher in jene Ebene fallen. So liegt z. B. Petersburg beynahe funfzehn Grade östlicher, als Wien, also wird, da vier und zwanzig Mal funfzehn gleich dreyhundert und sechzig ist, oder da die Erde in jeder Stunde funfzehn Grade zurücklegt, Petersburg um eine ganze Stunde eher Mittag haben, als Wien, und da alle anderen Tagesstunden vom Mittage abhängen, so wird Petersburg den ganzen Tag hindurch immer eine Stunde mehr zählen, als Wien, also z. B. ein, zwey, drey Uhr Nachmittag, wenn es in Wien erst Mittag, ein und zwey Uhr ist. So mit allen andern Orten der Erde.

Also auch umgekehrt: wenn eine Stadt eine, zwey oder drey Stunden eher Mittag hat, als Wien, oder wenn sie in demselben Augenblicke eine, zwey, oder drey Stunden mehr zählt, als Wien: so wird diese Stadt funfzehn dreyßig oder fünf und vierzig Grade östlich von Wien liegen, oder die Differenz der geographischen Länge von diesen beyden Städten wird funfzehn dreyßig, oder fünf und vierzig Grade seyn.

Um die geographische Länge einer Stadt in Beziehung auf eine andere gegebene zu finden, braucht man nur die Zeiten zu kennen, welche wohlgerichtete Uhren in beyden Städten in demselben Augenblicke geben: die Differenz dieser beyden Uhrzeiten, durch funfzehn multiplicirt, wird die gesuchte Längendifferenz beyder Städte seyn.

Alles kömmt also darauf an, eine Erscheinung aufzufinden, die in beyden Städten in einem und demselben Augenblicke sichtbar ist. Der Himmel bietet uns mehrere Phänomene zu diesem Zwecke dar. Eine Mondesfinsterniß z. B. entsteht, wenn der vollbeleuchtete Mond in den Schattenkegel tritt, welchen die von der Sonne beschienene Erde hinter sich wirft, und da der Mond durch diesen Eintritt in den Erdschatten seines bloß von der Sonne geborgten Lichtes wirklich beraubt wird, so ist der Anfang oder das Ende einer solchen Finsterniß eine Erscheinung, die für alle Orte der Erde, die den Mond über ihrem Horizont haben, in demselben Augenblicke sichtbar, und die daher zur Längenbestimmung dieser Orte schicklich ist. So beobachtete man das Ende der letzten Mondsfinsterniß des Jahres 1819 am 3. October in Berlin um sechs Uhr fünf Minuten, in Paris aber um fünf Uhr ein und zwanzig Minuten; der Unterschied beyder Zeiten ist 0 Uhr vier und vierzig Minuten, und diese Zahl durch funfzehn multiplicirt gibt eilf Grade, woraus daher folgt, daß Berlin um eilf Grade östlich von Paris liegt, oder daß die Länge von Berlin eilf Grade ist, wenn man, wie es in neuern Zeiten auf dem Continent gewöhnlich ist, alle Längen von Paris zählt.

In der That wurden auch die Mondsfinsternisse von den früheren Astro-

nomen beynahe allein zu diesem Zwecke benützt. Allein man bemerkte bald, daß die Beobachtungen derselben keiner großen Genauigkeit empfänglich sind, daß also auch die aus ihnen abgeleiteten geographischen Längen meistens sehr fehlerhaft waren. Wer von unsern Lesern eine Mondsfinsterniß auch nur durch ein sogenanntes Theaterteleskop beobachtet hat, wird den Grund davon leicht selbst angeben können. Im Augenblicke, wo die Finsterniß ihren Anfang nimmt, sieht man nicht etwa, wie man erwarten sollte, an dem einen Rande des hellen Mondes plötzlich einen schwarzen, scharf begrenzten Einschnitt, sondern es sieht vielmehr aus, als ob ein leichter, verwaschener Rauch über den Mond hinzöge, der nur allmählig dichter, aber nie scharf begrenzt wird, so, daß es eigentlich unmöglich ist, den Anfang der Finsterniß mit Bestimmtheit anzugeben, daher auch mehrere Beobachter, die an demselben Orte, mit gleich guten Fernröhren einer solchen Erscheinung zusehen, in der Schätzung des Anfangs und Endes der Finsterniß gewöhnlich viele Secunden, ja oft Minuten von einander abweichen. Die Ursache davon ist der sogenannte Halbschatten der Erde, der vor und nach der eigentlichen Finsterniß über den Mond hinzieht, und in der Nähe des Kernschattens immer dichter wird, bis er endlich, aber nur durch sehr allmählige Abstufungen in den Kernschatten selbst übergeht.

Diesem Übel zu begegnen, suchte man andere Erscheinungen dieser Art und unter diesen besonders die Verfinsterungen der Satelliten des Jupiters zu demselben Zwecke zu benützen, die noch den Vortheil gewähren, daß sie viel häufiger sind, als die Finsternisse unseres Mondes, die aber, wenn die größte Genauigkeit gefordert wird, aus derselben oben angeführten Ursache auch nur unvollkommene Resultate, obschon in einem geringeren Grade geben, da auch bey ihnen sich der Eintritt und Austritt des Satelliten aus dem Schatten Jupiters nicht mit der größten Gewißheit bestimmen läßt. Viel sicherer lassen sich im Gegentheile die Sonnenfinsternisse und die Bedeckungen der Fixsterne von dem Monde beobachten, besonders die letzten, die so augenblicklich Statt finden, daß man nur selten eine halbe Secunde über den eigentlichen Moment der Bedeckung zweifelhaft seyn kann. Aber diese Gattung von Finsternissen hat das Eigene, daß ihr Anfang und Ende von verschiedenen Puncten der Oberfläche der Erde nicht zu derselben Zeit, nicht in demselben Augenblicke gesehen wird, was doch, nach dem Vorhergehenden, die Hauptbedingung ist, da man wissen will, was die Uhren an verschiedenen Orten in demselben Augenblicke zeigen. Zwar gibt es den Astronomen sehr wohl bekannte Mittel, jene Erscheinungen auf eine andere zurückzuführen, die in der That für alle Orte der Erde gleichzeitig ist, und wir besitzen unter allen den Erscheinungen, die uns der Himmel zu diesem Zwecke darbietet, keines, welches einer größeren Genauigkeit fähig wäre, so daß diese Bedeckungen der Fixsterne vom Monde beynahe allgemein dazu angewendet werden. Aber die Rechnungen, welche die Reduction dieser Erscheinungen fordert, setzt die genaue Kenntniß der Länge, Breite und Entfernung des Mondes, so wie die seines Durchmessers voraus, und da wir diese Dinge noch nicht mit hinlänglicher Gewißheit kennen, so bleibt auch das aus jenen Beobachtungen erhaltene Resultat, die geographische Länge, selbst zweifelhaft.

Es bleibt daher, da uns der gestirnte Himmel nichts besseres zu dieser Absicht mehr darbietet, nichts anderes übrig, als uns auf der Oberfläche der Erde selbst solche gleichzeitige Erscheinungen zu verschaffen. Diess sind die Signale, von denen hier gesprochen werden soll.

Nichts eignet sich zu diesem Zwecke besser, als das Licht, dessen ungemeine Geschwindigkeit allgemein bekannt ist. Schon vor länger als funfzig Jahren hat man zu geographischen Längenbestimmungen auf hohen, rings herum in beträchtlichen Weiten sichtbaren Bergen große Feuer angezündet, und diese zu verabredeten Zeiten durch große, verticale Fallthüren geblendet.

Allein diese Blendungen waren selten schnell genug, und die großen Feuer, so wie die zur Blendung nöthigen Maschinen waren, auf hohen unwirthlichen Bergen besonders, zu unbequem, und zu kostspielig, um oft angewendet werden zu können. Man zog daher später eigentliche Pulversignale vor, die wohlfeiler, ausführbarer und überdieß genauer zu beobachten waren, als die eigentlichen Blendungen großer Feuer. Zu diesem Zwecke schüttet man einige Loth gemeines Schießpulver auf einen Stein, und zündet es mittels einer Lunte an den verabredeten Augenblicken an. Die Flamme erscheint und verschwindet so plötzlich, daß man diese Momente auf eine halbe, ja auf eine viertel Secunde genau beobachten kann. Der alte französische Astronom J. de l'Isle hat dieses Mittel zuerst zur Verfertigung einer Karte von Frankreich vorgeschlagen, aber es blieb bey dem Vorschlage. Auch Godin wollte bey der bekannten Gradmessung in Peru diese Signale brauchen, um die Länge der Orte zu bestimmen, allein auch hier wurde es nicht ausgeführt. Cassini de Thuri und La Caille waren die ersten, welche im Jahre 1740 diese Methode mit gutem Erfolge zur Ausführung brachten. Wenn ihre Beobachtungen noch etwas zu wünschen übrig ließen; so war die Ursache davon in der großen Menge Pulvers zu suchen, welche sie zu ihren Versuchen verwendeten. Sie brauchten Signale von vollen zehn Pfund Pulver, die eine viel zu große und zu lange dauernde Flamme gaben, um genau beobachtet werden zu können.

Im Jahre 1763 faßte derselbe Cassini den Entschluß, durch diese Methode Wien mit Paris zu verbinden, wozu er acht und dreyßig Berge zwischen diesen beyden Hauptstädten vorschlug, auf welchen jene Signale gegeben und beobachtet werden sollten. Zu diesem Zwecke sollten mehrere Wälder, welche die Gipfel dieser Berge bedeckten, gelichtet werden, wozu man sich von Seite unserer deutschen Landsleute gern einverstand. Allein später eintretende Hindernisse vereitelten die Ausführung dieser merkwürdigen und nützlichen Unternehmung.

In den neueren Zeiten hat sich besonders unser Vaterland um diese Angelegenheit verdient gemacht, und im Laufe der großen trigonometrischen Vermessung Österreichs sind diese Signale mit dem besten Erfolg zu Längenbestimmungen angewendet worden. Man nahm dazu gewöhnlich nicht mehr als zehn bis fünfzehn Loth Pulver, und versicherte sich durch die Ausführung, daß man solche Signale auf zwanzig bis fünf und zwanzig deutsche Meilen weit noch gut sehen kann, wenn der Berg, auf welchem sie gegeben werden, hoch genug ist. Prof. Bergstrasser behauptet sogar, daß man solche, und noch geringere Signale bis auf sechs und dreyßig deutsche Meilen weit zu bemerken vermöge, selbst dann, wenn der Ort nicht mehr gesehen werden könne, auf welchem sie abgebrannt werden, weil seiner Versicherung zu Folge, der sehr helle Wiederschein des Blitzes am Himmel zu bemerken sey. Es versteht sich übrigens, daß man für so große Entfernungen nur mit bewaffneten Augen beobachten kann.

Je größer die Entfernungen sind, in welchen man diese Signale sehen kann,

desto genauer werden die daraus erhaltenen Resultate seyn. Denn der etwaige Fehler, den man bey der Beobachtung dieser Signale begehen kann, bleibt im Allgemeinen derselbe, die Entfernung möge groß oder klein seyn, aber bey großen Entfernungen wird dieser Fehler auf einen größeren Raum vertheilt, also in der That kleiner. Eine halbe Secunde Fehler in der Zeit macht in der daraus geschlossenen Distanz schon einen Fehler von siebzig Klaftern, wenn diese Distanz nur einen Grad beträgt; aber sie macht nur eilf zwey drittel Klafter, wenn die Distanz sechs Grade beträgt.

So wünschenswerth daher große Distanzen sind, so schwer wird es oft, sie aufzufinden, oder, wenn sie gefunden sind, sie gehörig zu benützen. In unserem Vaterlande gibt es wenige hohe Berge, von denen man dreyßig oder mehrere deutsche Meilen in die Runde übersehen könnte. Von der Spitze der Riesenkoppe in Schlesien, die achthundert zwey und funfzig Wiener Klafter hoch ist, kann man nur neunzehn Meilen weit sehen, und von unserem Schneeberg, der eintausend einhundert Klafter hat, nur zwey und zwanzig Meilen. Einer unserer höchsten Berge ist der Priel in Österreich ob der Enns, aber auch von ihm ist nur eine Aussicht über fünf und zwanzig Meilen möglich, da seine Höhe eintausend vierhundert und vierzig Klafter beträgt. Der höchste, etwa den Orteles in Tyrol ausgenommen, ist wahrscheinlich der Großglockner in Kärnthen, von dem man nahe dreyßig Meilen weit sehen kann. Sein Gipfel ragt zweytausend und funfzig Klafter über die Meeresfläche hervor. Der Chimborasso in Südamerika hat eine Höhe von dreytausend vierhundert und vierzig Klafter, und der Dhawálagiri im Himilajagebirge in Asien, der höchste Berg der ganzen Erde, hat viertausend einhundert vier und zwanzig Klafter, also mehr als eine deutsche Meile senkrechter Höhe, daher man von dem ersten nahe an neun und dreyßig, und von dem letzten zwey und vierzig eine halbe deutsche Meile in die Runde sehen kann. So vortrefflich aber auch solche Berge zu jenen Zwecken wegen ihrer ungemeinen Höhe geeignet wären, so liegen sie doch nicht dort, wo man sie gerade am nöthigsten braucht, und selbst wenn sie da ständen, so würden sich wahrscheinlich nur wenig Menschen finden, die Muth genug besäßen, ihre Gipfel zu erklimmen, und oben in einer unerträglichen Kälte, in einer verdünnten Luft, die ihnen das Blut aus den Augen treibt und kaum ein Feuer anzuzünden erlaubt, mehrere Tage und Nächte, das Instrument in der Hand, zuzubringen, und am Ende vielleicht doch vergebens ihre Gesundheit oder ihr Leben zu opfern, da Gebirge dieser Höhe gewöhnlich in ihren mittleren Gegenden mit dichten Wolken und Nebeln umgeben sind, durch welche dergleichen auf dreyßig bis vierzig Meilen sichtbare Pulversignale unmöglich zu erblicken seyn würden.

Diesem Übelstande zu begegnen, war man schon längst darauf bedacht, sich, so zu sagen, künstliche Berge zu verschaffen, oder die Signale nicht mehr auf der Oberfläche der Erde, sondern in der größtmöglichen Höhe über derselben abzubrennen, also Racketen aufsteigen zu lassen. Schon vor vierzig Jahren suchten die Engländer auf diese Art die Längen der verschiedenen Privatsternwarten Londons in Bezug auf die nahe bey London gelegene königliche Sternwarte von Greenwich auszumitteln. Es gibt in der That keine bessere Methode zu dergleichen Messungen, wenn nämlich die Distanzen der Orte nur eine oder höchstens zwey Meilen betragen. Für größere Entfernun-

gen aber hat man diese Racketen durchaus zweckwidrig gefunden, da die gewöhnlichen Feuerracketen, selbst die von der größten und glänzendsten Gattung, nur auf geringe Entfernungen sichtbar werden. So erzählt Cassini de Thury, daß er einst bey der günstigsten Witterung auf dem Thurme zu Mont-Chery mit aller Anstrengung die Racketen nicht sehen konnte, welche man in Paris, drey deutsche Meilen von Mont-Chery entfernt, zur Feyer des Johannestags auf dem Platze de la Grève abbrannte.

Solche Erfahrungen waren Ursache, daß man die Racketen bey Seite ließ, und zu den unwirthlichen Bergen zurückkehrte. Man mußte wünschen, daß eine neue Gattung von Racketen erfunden werden möchte, die höher stiegen, als die bisherigen und durch diese Höhe sowohl, als durch ein lebhafteres Licht, welches sie bey ihrem Zerplatzen entwickelten, in einer großen Entfernung sichtbar wären.

Diese Erfindung scheint schon irgend einmal gemacht worden zu seyn. Es wird nämlich in der galanten Geschichte von Frankreich erzählt, die schöne Gabriele d'Estrées habe jeden Abend in Monceaux dem Könige Heinrich IV., der sich in St. Germain en Laye befunden, Lichtsignale gegeben. Da die Entfernung beyder Orte gegen zehn deutsche Meilen beträgt, und beyde in der Ebene liegen, so sind diese Zeichen wahrscheinlich Racketen gewesen. Wie dem seyn möge, die Kunst, welche die galante Gabriele d'Estrées oder einer ihrer Feuerwerker erfunden hatte, scheint wieder verloren gegangen zu seyn, bis es endlich unserem verdienstvollen und berühmten Obersten von Augustin gelungen ist, diese Methode von neuem anzuwenden und ihr eine Vollkommenheit zu geben, die wohl wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt. Seine Racketen (die nemlichen, welche die Leser an den Abenden vom 21. bis 24. May gesehen haben) stiegen bis auf die beynahe unglaubliche Höhe von zweytausend Wiener Klafter, also sieben und zwanzig Mal höher, als der Stephansthurm, und entwickeln in dieser erstaunlichen Höhe eine Masse von blendendem Lichte, dessen intensive, raumdurchdringende Kraft so groß ist, daß man es bis auf dreyßig und mehr Meilen und zwar um so genauer beobachten kann, da das Entstehen und Verschwinden des eigentlichen Blitzes nur die Dauer eines untheilbaren Augenblickes hat. Eine andere Gattung dieser in der That bewunderungswürdigen Racketen steigt etwa eintausend zweyhundert Klafter, also über achtzehn Stephansthürme hoch, trägt bis in diese Höhe eine Masse von uns unbekanntem Brennstoff, der sich dort plötzlich entzündet, und in demselben Augenblicke einen Fallschirm aufrollt, mit dessen Hülfe die große blendende Lampe wie ein gewaltiger Lustre mehrere Minuten beynahe unbeweglich in der Luft zu schweben scheint und die Gegend rings umher so hell beleuchtet, daß man in der Mitte der Nacht auf sehr beträchtliche Distanzen eine gewöhnliche Schrift ganz deutlich lesen kann. Ohne hier untersuchen zu wollen, welche Vortheile von diesen Racketen unsere modernen Gabrielen d'Estrées einstens ziehen werden, bedarf es wohl keiner Erläuterung, daß diese Erfindung für manche friedliche und unfriedliche Wissenschaft die wichtigsten Folgen haben muß. Für die Astronomen besonders wird es fortan nicht mehr nöthig seyn, unwirthliche Berggipfel zu besteigen, und auf ihnen viele Tage und Nächte zu verweilen, da wir künftig unsere Signale viel bequemer am Fuße dieser Berge geben, und damit doch die Höhe von zweytausend Klafter oder die

Höhe unsers größten Berges, des Großglockners, erreichen können. Scheuen wir endlich die Mühe nicht, mit diesen Racketen in der Hand den Großglockner selbst zu erklimmen, so werden wir dafür unsere neuen Signale in einer Höhe von viertausend und fünfzig Klaftern über dem Meere abbrennen können, oder mit andern Worten, zum Vortheile unserer Längenbestimmungen leisten dann diese Racketen dasselbe, als die Erfindung einer Maschine leisten würde, die das Himilajagebirge aus Indien nach unserem geliebten Vaterlande versetzen könnte.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß) Berlin.

Zu diesen Festlichkeiten war, so weit sich's hatte thun lassen wollen, auch das Publicum zugelassen worden. Man weiß von der Pracht und der Würde des Festes nicht genug zu erzählen.

Am 26., am Tage nach der Vermählung, begaben sich die fürstlichen Neuvermählten im feyerlichen Zuge in die hiesige Domkirche, wo sie dem Gottesdienste beywohnten. Nachher nahmen Se. Maj. und Allerhöchst Ihre Familie bey dem jungen Paare ein Déjeuner ein. Abends war große Gratulationscour, die mit einem Polonaisenballe schloß.

Am 27. war große Mittagstafel bey Sr. Majestät im Rittersaale des Schlosses und Abends die erste Vorstellung von der neuen Spontinischen Oper: Nurwahal, oder das Rosenfest von Caschemir. Bey'm Eintritte in's Theater wurden die hohen Vermählten mit wiederholtem Gejauchze des Publicums und mit Trompeten- und Paukenschall begrüßt. Der erste Rang war von Damen en grande parure besetzt, der Hof in Galla und das imposante Opernhaus festlich beleuchtet. Unwillkürlich ward man an die Londner Oper erinnert. Der Text zu der neuen Oper unsers Spontini ist nach dem bekannten Gedichte: „Lalla Rookh" des Engländers Th. Moore von Herklots bearbeitet. Der Inhalt der Oper ist nicht ganz klar dargelegt. Der mongolische Kaiser Dschehangir ist mit Nurwahal vermählt, deren Vater der entthronte Beherrscher von Caschemir ist, welcher daher gegen Dschehangir conspirirt. Der mongolische Kaiser läßt sich von Zelia's Reizen blenden, und wird der Gattinn ungetreu; diese nimmt zu einer Zauberinn ihre Zuflucht, um den Flüchtigen wieder an sich zu fesseln. Sie wird in Gesellschaft des landesflüchtigen, verkleideten Vaters überrascht, der heimlich in's Land zurückgekehrt ist, und daher eines Einverständnisses mit den Feinden verdächtig. Angedrohte Strafe, Erklärung, Verzeihung, zufälliges Zusammentreffen mit dem alljährlichen Rosenfeste, wieder erlangte Treue, Begnadigung des Vaters und allgemeine Zufriedenheit, der Vorhang fällt!

Die Bearbeitung dieses mageren Inhaltes ist besser, als die neulich in diesen Blättern zergliederte Oper Aucassin und Nicolette.

Auch diese Oper ist in die stereotype Form gegossen, die jetzt der Prototyp des Genre aller sogenannten großen Opern geworden zu seyn scheint: Vorbereitungen zu einem Feste, Tanz und Chor, im Vorgrunde eine flache Liebesintrigue, allgemeine Freude, ein Bothe, der Unglück verkündet, augenblickliche Trauer, Sieg der Unschuld und Feste der Freude. So hat sich unsere neuere ernste Oper gestaltet, und so wird sie bleiben, bis ein großer Genius diese Form stürzen, und eine dem gesunden Menschenverstande und der Ästhetik entsprechendere erfinden wird.

Wie dem ganzen Werke, so hört man es auch der Musik an, daß sie zu einer festlichen Gelegenheit componirt, das heißt: zusammengesetzt worden ist. Es ist eine Mosaik von vielen Schönheiten und Trivialitäten, in dem Meere Spontinischer Tonfluth ersäuft. Wie man wirklich überall Spontini in seinen zweytheiligen, leichten Rhythmen, in seinen Motiven, in seinem Gebrauche der Orchesterkräfte heraushört, so bemerkt man von der andern, daß das Ganze, wie Schlegel von Emilia Galotti sagt, „ein in Mühe und Schweiß zusammengeleimtes Werk" sey. Spontini's physische Kraft ist erschöpft, und wir wünschen sehnlichst, daß der classische Meister (denn das ist und bleibt Spontini) auf seiner bevorstehenden großen Reise nach Italien jene

Gesundheit wieder erlangen möge, ohne die ein freyer Gebrauch der geistigen Kräfte nirgend möglich ist. Jene Erschöpfung drückt sich nur zu oft klar genug in den matten Chören, in den kraftlosen Recitativen, in den wenig lyrischen Ensembles der neuen Oper aus. Andere Stücke, wie mehrere Ballets, das Lied Zelia's: „Ihm töne Dank," ein Duett von Nurwahal und Dschehangir: „Das Grab nur stillt," ein (viel zu langer) Wechselgesang Nurwahals und Namunas im zweyten Act u. s. w. beweisen dagegen, daß der Spontinische Geistesfunke noch da ist, daß er aber schlummert. Eine eigenthümliche Seite dieses Werkes ist, daß sich darin der vaterländische Ursprung seines Schöpfers wieder zeigt. Denn wenn Spontini in seinen bekannten großen Opern sich als Anfänger der Gluckisch-lyrischen Schule bewährt hat, so zeigt sich hier (wie in seinen frühern komischen Opern), das romantisch-liebliche Element jener einschmeichelnd-süßen Manier, die die neu-italienische Schule bezeichnet. Hier verdienen vorzüglich genannt zu werden Nurwahals Arie in G-moll: „Verzweifelnd, verzagend" und Zelia's ungeheure Bravourarie in F-dur. Wir sagen: ungeheuer, denn eine solche Parforce-Bravour ist bisher in der practischen Musik unerhört, und Mozart's drey berühmte Bravourarien sind dagegen nur unbedeutende Solfeggien zu nennen. Wenige Sängerinnen werden mit einer solchen Kunst und Ausdauer dieses Stück executiren, wie unsere Mad. Schulz, geborne Kilitschky. An unserm Meister ist Alles colossal, und so ist es auch seine Bravour, wenn er einmal dergleichen componirt.

Mad. Neumann, deren ich bereits in meinem vorigen Berichte erwähnt habe, fährt noch immer fort, die Freude der hiesigen Theaterfreunde zu machen. Sie spielt ohne Ausnahme Alles. Baroninn Holmbach in „Stille Wasser sind tief," Margarethe in den „Hagestolzen und Preciosa," Baroninn Walschüll im „letzten Mittel," Luise in „Cabale und Liebe" und „Fanchon," die Eboli und Zerline im „Don Juan," Isabelle in den „Quälgeistern" und „Donna Diana," und viele andere Extreme berührt die junge, gewiß höchst talentvolle Künstlerinn mit Anstand, Gewandtheit, Grazie, oft mit Meisterschaft. Das System der Unendlichkeit in den Rollenfächern ist einmal so zur Mode geworden unter den dramatischen Künstlern Deutschlands, daß wohl keine, auch die besonnensten Mahnungen der Kritik dagegen etwas vermögen dürften, und daß man nicht eher dieß System aufgeben wird, als bis offenbares Genie (und Mad. Neumann ist ein solches) an demselben gescheitert seyn wird. Auch der ungeübteste Verstand sieht ein, daß dieselben geistigen Kräfte sich nicht mit derselben Wahrheit im Ausdruck in die Form der Eboli und der Fanchon, der Marie Stuart und der Zerline, des Conversationsstückes und der naiven Bäuerinn einfügen lassen, und ein denkender Künstler sollte das nicht begreifen? Aber die vielbeliebte Universalität! Und das vielcitirte Beyspiel der Bethmann! Vergeßt Ihr denn, daß eine Bethmann, ein Mozart, ein Raphael kaum alle Tage, Jahrhunderte geboren werden? Und vergeßt Ihr denn, daß selbst die Bethmann nicht in derselben Zeit Alles seyn wollte und war, daß selbst die Bethmann sogar zu verschiedenen Lebenszeiten nicht Alles gleich vortrefflich war?

Mad. Neumann hat, seitdem wir sie in Berlin nicht gesehen haben, an Theaterroutine gewonnen, an Natürlichkeit verloren. Die Kunst hat in ihr über die Natur gesiegt. Schöner Gewinn! Grosser Verlust! Denn eine so reizende Natur kann ja doch keine Kunst wieder erheucheln. Drum wünschen wir der Künstlerinn weniger Enthusiasten, gesundere Kritiker und bessere Rathgeber.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des Privatgartens Sr. k. k. Majestät (am Rennweg, vormals gräflich Harrach'isch) blühen nebst vielen andern interessanten exotischen Pflanzen und Bäumen folgende zwey merkwürdigen Gewächse:

Ipomoea insignis (aus Südamerika).

*Nelumbium speciosum**) (in Ostindien und Caylon einheimisch).

*) Die Wiener Zeitschrift wird in der nächsten Nummer eine ausführliche Beschreibung dieser überaus prächtigen Wasserpflanzen-Blüthe liefern.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 18. Juny 1822.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wiens Umgebungen*).

Schönbrunn.

Von der Stadt Wien und ihren Vorstädten führen gegenwärtig vier verschiedene Linien-Barrieren nach diesem k. k. Lustschlosse. Die älteste und, ehe die Brücke vor dem Schloßplatze in Schönbrunn über den Wienfluß erbaut wurde, einzige Straße geht durch die Hundsthurmer Barriere, durch das neuerbaute Gaudenzdorf, über Ober- und Unter-Meidling, durch eine prächtige Castanien-Allee auf den Vorhof des Schlosses.

Ein zweyter Weg führt durch die Gumpendorfer oder eigentliche Schönbrunner Linien-Barriere. Letztere ist erst in spätern Zeiten zur Bequemlichkeit des Publicums und zur Aufnahme der, in dieser Gegend neu angelegten, Ortschaften eröffnet worden.

Die dritte und gegenwärtig lebhafteste Straße ist die Chaussee, welche von der Mariahilfer Barriere bis an die obenerwähnte Schönbrunnerbrücke läuft, und seit einigen Jahren mit einer herrlichen Pappel-Allee besetzt ist. Links von dieser Straße genießt man einer vortrefflichen Aussicht auf die wohlgebauten Ortschaften und schönen Landhäuser und Gärten, welche sich von den Linien Wiens bis an den Schloßgarten von Schönbrunn hinziehen. Das Schloß selbst und das hinter demselben auf einem Berge liegende Gloriett gewähren mit ihren Umgebungen von dieser Straße aus einen eben so reizenden als majestätischen Anblick. Gerade aus erblickt man Penzing, Hitzing, St. Veit und Hacking, und über den letztern beyden Örtern hinweg den, mit einer Mauer umgebenen, kaiserlichen Thiergarten. An der rechten Seite der Straße liegt die sogenannte Schmelz, und den Hintergrund begrenzt eine Gebirgskette, welche ein Para-

*) Diese Mittheilungen, welche bloß dazu bestimmt sind, Fremden und solchen Einheimischen, denen die Umgebungen Wiens noch nicht genugsam bekannt sind, zum Wegweiser zu dienen, machen keinen Anspruch auf eine erschöpfende, historisch-topographische Beschreibung. Vielleicht liefern wir einstens, von einem andern Verfasser, eine ausführliche pittoreske Darstellung der vorzüglichsten hier besprochenen Gegenstände. D. Red.

dies von vortrefflichen Gegenden darbietet, und worunter sich der Kahle- und Leopoldsberg, Reiser- oder Cobenzlberg, der Himmel u. a. m. auszeichnen.

Ein vierter, sehr angenehmer und für die Bewohner der Josephs- und anderen westnördlich gelegenen Vorstädte weit kürzerer Weg führt durch die Lerchenfelder Barriere, durch Neulerchenfeld zwischen Kornfeldern durch, über die obenerwähnte Schmelz. Diese hat ihren Namen von den Schmelzarbeiten, welche in den ältern Zeiten nur hier unternommen werden durften. Zu diesem Behufe stand daselbst ein eigenes Schmelzhaus, welches bey den beyden Belagerungen Wiens durch die Türken zerstört wurde und seit der Zeit nicht wieder aufgebaut worden ist. Jetzt wird diese weite Ebene zu militärischen Übungen benützt. Zur Zeit des österreichischen Aufgebots, im Jahre 1797, hatte die Schmelz, wo damals ein Waffenplatz mit Verschanzungen errichtet worden war, ein sehr kriegerisches Ansehen. Die vortrefflichen Aussichten, welche man von den Anhöhen der Schmelz auf die Stadt Wien und ihre Umgebungen hat, und wodurch diese Gegend einen vorzüglichen Reiz erhält, werden selbst von dem Panorama nicht übertroffen, welches sich auf dem Wienerberge bey der sogenannten Spinnerinn am Kreuz dem Blicke darbietet. Alle übrigen Standpuncte, von welchen man Wien übersehen kann, sind weiter entfernt und der Prospect auf denselben bekömmt dadurch etwas Landkartenartiges.

Das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn liegt an dem Wienflusse unter dem Schönbrunnerberge. Es erhielt wahrscheinlich seinen Namen von der köstlichen Wasserquelle, welche noch heut zu Tage vorhanden, und unter der Benennung des Brünnchens (Brünndel) bekannt ist. Diese der Schönnbrunner Nymphe geheiligte Quelle befindet sich in einem mit schattigen Hecken umgebenen kleinen Tempel, worin eine meisterhaft gearbeitete Najade über einer umgestürzten Urne ruht, aus welcher die Quelle ihr Wasser hervorsprudelt. Sie stellt die Nymphe Egeria vor, welche nach Ovid in einen Brunnen verwandelt wurde. Die Statue ist aus weißem Tyrolermarmor gehauen und gehört unter Beyers vorzüglichste Arbeiten.

Wahrscheinlich schreibt sich die erste Anlage von Schönbrunn aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts her. Man schließt dieß aus einem Steine, der den Namen des Kaisers Mathias, der von 1612 bis 1619 regierte, enthielt und bey dem spätern Baue des Schlosses gefunden ward. Nach dem Tode Kaisers Ferdinand III. im Jahre 1657 ward dessen hinterlassene Witwe Eleonora von Mantua mit Schönbrunn beschenkt. Es befand sich eine Art Lusthaus daselbst, wo sich der Hof, wenn er in der Gegend jagte, aufzuhalten pflegte. Die fromme Kaiserinn brachte gewöhnlich die Fastenzeit in Schönbrunn zu, um desto fleißiger die Kirche zu Maria Hitzing besuchen zu können. Von ihr wurden auch an der Mauer, welche dieses Lusthaus und den daranstoßenden Thiergarten umgab, die sogenannten Passionsstationen (Scenen aus dem Leiden Christi) angelegt. Über dem Hauptthore befanden sich eine Gallerie, eine Uhr und verschiedene gothische Verzierungen. Als während der letzten türkischen Belagerung im Jahre 1683 unter der Regierung Kaiser Leopolds I. Schönbrunn gänzlich zerstört worden war, ließ dieser Kaiser im Jahre 1696 auf derselben Stelle für seinen ältesten Sohn, den damaligen römischen König Joseph I. einen Sommerpallast erbauen, zu dessen Plane der letztere selbst einige Ideen angab. Die Ausführung des Ganzen leitete der damalige kaiserliche Landbaumeister Fischer von Er-

lach. Auf diese Art entstand das jetzige Hauptgebäude Schönbrunn's, nur mit dem Unterschiede, daß es um ein Stockwerk niedriger war. Auch der Vorhof mit seinen Flügeln und einige Nebengebäude wurden damals angefangen, aber erst in den letzten Zeiten vollendet. Den Garten legte man nach dem zu jener Zeit herrschenden französischen Geschmack an, und auf dem Berge, wo jetzt das Gloriett steht, sollte noch ein zweytes Lustschloß erbaut werden. Das Ganze, nach einem umfassenden Plan entworfen, erregte die Bewunderung aller Einheimischen und Fremden.

Joseph I. der nach dem am 5. May 1705 erfolgten Tode seines Vaters den deutschen Kaiserthron bestieg, hatte eine besondere Vorliebe für Schönbrunn: prächtige Tourniere, Carousselle und andere ritterliche Unterhaltungen wechselten hier unter seiner Regierung mit einander ab. Auch die Vermählung seines Bruders Carl, des damaligen Königs von Spanien, ward in Schönbrunn im Jahre 1707 gefeyert. Unter seiner Regierung würde dieß Lustschloß ein zweytes Versailles geworden seyn, wenn ihn nicht ein früher Tod am 17. April 1711 hinweggerafft hätte.

Sein Nachfolger Carl VI. überließ dieses Lustschloß der Witwe seines Bruders Joseph I., welche es aber im Jahre 1728 gegen eine Vergütung von 450,000 Gulden wieder an den Hof abtrat.

Demungeachtet besuchte Kaiser Carl, ausschließend mit der Verschönerung Wiens beschäftigt, Schönbrunn gar nicht, und somit wurde unter dessen Regierung gar keine Sorge auf die Verschönerung desselben verwandt.

Als nach seinem Tode (am 5. October 1740) die unvergeßliche Maria Theresia den Thron bestiegen hatte, gewann Schönbrunn ein lebendigeres Ansehen. Schon im Jahre 1741 wurde die Allee, welche jetzt von hier nach Laxenburg führt, angelegt und dadurch beyde Schlösser auf eine angenehme Art mit einander in Verbindung gesetzt. Drey Jahre später fing man die Verbesserung des Schlosses an.

Das Hauptgebäude wurde um ein Stockwerk erhöht, das Innere erweitert, die vorhin nur aus Ziegeln bestehenden Gesimse von Stein ausgehauen, und sowohl von der Vorderseite gegen den Hof, als auch von der Rückseite gegen den Garten prächtige Balcons und marmorne Doppeltreppen, welche von außen auf dieselbe führen, angelegt. Eben so wurden die bereits vorhandenen Nebengebäude und Seitenflügel ausgebaut, in einem der letztern ein zwar kleines, aber herrlich decorirtes Theater errichtet, und der Haupteingang in den Vorhof durch prächtige Eisengitter geschlossen. Auf den Grundpfeilern des Einganges erheben sich zwey Obelisken von Granit, auf deren Spitzen vergoldete Adler schweben.

Im Vorhofe, der beynahe im Viereck gebaut ist, und achtzig Klafter im Durchschnitte enthält, wurden zwey Bassins mit herrlichen Bildhauerarbeiten angelegt. Die Gruppe zur Rechten, von Herrn Franz Zauner, stellt die Donau, den Inn, und die Enns vor. Die Gruppe zur Linken, von Herrn von Hagenauer, deutet die Länder Galizien, Lodomerien und Siebenbürgen an.

Von diesem Vorhofe erstrecken sich die Seitengebäude auf einer Seite gegen Hitzing und von der andern gegen Meidling. Die Breite derselben beträgt ungefähr fünfhundert niederösterreichische Klafter.

Die innere Einrichtung des Schlosses wurde neu und prächtig hergestellt.

Die Treppen, die Säle, die Zimmer, die Communicationen sind kaiserlich. Unter erstern zeichnen sich besonders aus die breite fliegende Treppe, welche in das erste, und die andere, ebenfalls fliegende, welche in das obere Stockwerk führt. Über der ersteren befindet sich ein schönes und bis auf den heutigen Tag wohlerhaltenes Fresco-Gemälde von Rothmayer, welches zu Kaiser Josephs I. Zeiten in dem alten Schlosse die Decke des Speisesaals zierte.

Außer den verschiedenen Treppen gibt es auch eine künstliche Maschine im Schlosse, durch welche von einem einzigen Menschen mehr als zehn Personen auf einmal in alle Stockwerke, selbst bis in das Belvedere hinaufgewunden werden können.

Die Möblirung der Säle und Zimmer ist noch im Geschmack jener Zeit, wo dieses Schloß durch die Gegenwart der Kaiserinn Maria Theresia verherrlicht wurde.

Besonders sehenswerth sind die Tapeten, das Porzellain, die Büsten, Uhren und viele andere Kunstwerke.

Der große Saal hat ein majestätisches Ansehen. Das Gemälde am Plafond ist von Gregor Guglielmi, einem Römer, gemalt und hat drey Abtheilungen. In der mittlern sind alle österreichischen Erbländer mit ihren Producten personificirt vorgestellt; die eine Seitenabtheilung zeigt den Schutz der Waffen, unter welchem diese Länder stehen. Man sieht alle Gattungen des österreichischen Militärs, deren einzelne Individuen in ihrem damaligen Costüme, in malerischen Gruppen geordnet sind. Die andere Seitenabtheilung enthält die Segnungen des Friedens. Man sieht da den Acker- und Weinbau, Handel und Gewerbe, die Künste und Wissenschaften.

In dem kleinen Saale sind zwey Büsten vorzüglich merkwürdig, wovon die eine das Bildniß des römischen Kaisers Franz I. von Balthaser Moll, einem Wiener, und die andere Josephs II. von dem Römer Cerachi verfertigt worden sind. Beyde Büsten sind von cararischem Marmor.

Drey Zimmer mit Landschaften verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Vier große und eilf kleine Landschaften mit vortrefflichen Thierstücken sind von Joseph Rosa, dem Director der kaiserlichen Bildergallerie, zwischen den Jahren 1760 bis 1764 verfertigt. Sie gehören unter die größten Meisterwerke dieses Künstlers *).

Ein Saal und ein Zimmer enthalten große Gemälde, auf welchen merkwürdige Ereignisse aus den Zeiten Marien Theresiens abgebildet sind, und die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem damaligen Director der Akademie der bildenden Künste Martin von Meitens gemalt wurden. Sie zeichnen sich durch die Menge Figuren und dadurch aus, daß die meisten Köpfe wirkliche Portraits sind. Hier befindet sich auch ein vortrefflich gearbeitetes Caminstück von Alabaster, welches Papst Pius VI. dem Kaiser Joseph II. zum Geschenke gemacht hat.

Ein Zimmer mit Familienstücken, unter denen die Zusammenkunft Jo-

---

*) Die Wiener Zeitschrift dürfte nächstens, aus einer andern Feder, eine ausführlichere Beschreibung dieser vortrefflichen Landschaften enthalten, welche die Bewunderung aller Kenner erregen müssen und in jeder Hinsicht bekannter zu werden verdienen, als sie es jetzt zu seyn scheinen. D. Red.

sephs II. mit seinem Bruder Leopold, dem damaligen Großherzog von Toscana, zu Rom, von Pittoni gemalt, und die großherzogliche Familie von Anton Macon, einem gebornen Wiener und berühmten Maler in Rom, vorzüglichen Werth haben.

Ein Zimmer mit Hamilton'schen Gemälden, worunter ein großes Stück, welches eine Parforcejagd Josephs I. vorstellt und von Philipp Hamilton gemalt ist. Die übrigen Gemälde sind vortreffliche Pferdstücke von Johann Georg Hamilton Im Audienzsaal findet man eine herrliche Büste der Königinn von Frankreich, Marie Antonie, und eine andere der Königinn von Neapel Marie Caroline, wovon die erstere aus Paris, und die zweyte aus Neapel hieher geschickt ist. Ferner sind hier ein prächtiges Trauermonument von Porzellain, welches Maria Theresia ihrem Gemahle Franz I. widmete, und das ein Meisterstück der Wiener Porzellain-Fabrik ist, und eine achtzehn Zoll hohe Bildsäule der Klugheit, vom feinsten Marmor von Wilhelm Beyer gearbeitet, sehenswürdig.

Die zahlreiche und kostbare Tapetensammlung, von denen ein einziger, damit geschmückter Saal 300,000 Gulden gekostet hat, ist größten Theils aus der berühmten Fabrik der Gobelins in Paris. Die Sessel und Tabourets von Tamburinarbeit, sind von Marien Theresiens Töchtern eigenhändig gestickt, so wie auch eine Menge Miniaturgemälde, Zeichnungen und ausgelegte Arbeiten, als Blumen, Insecten u. a. m. von den Erzherzoginnen und andern Gliedern des kaiserlichen Hofes verfertigt sind.

Die Hofkirche ist zwar klein, aber schön decorirt; der Hauptaltar von Marmor und das Altarblatt, welches die Vermählung Mariens vorstellt, von Paul Trogen; das Deckengemälde von dem berühmten Daniel Gran; ein paar herrliche metallene Statüen, dann die heilige Dreyfaltigkeit über dem Hauptaltar und vortreffliche kleine Figuren sind von Kohl, einem Schüler Donners.

Die weitläufigen Nebengebäude enthalten außer dem bereits erwähnten Theater mehrere Reitbahnen, eine Apotheke, die Kanzleyen, Wachtstuben und Wohnungen der Hofdienerschaft und Arbeitsleute, Küchen, Magazine, Stallungen und Wagenschoppen. Auch befinden sich darin die schön eingerichteten Gastzimmer des Hoftraiteurs, ein Kaffeh- und Billard-Zimmer u. a. m.

Der Garten wurde, wie schon oben angemerkt, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts im alten französischen Style angelegt und unter der Regierung Marien Theresiens bedeutend erweitert und verschönert.

Im Jahre 1752 errichtete Kaiser Franz I. die Menagerie. Sie liegt auf der rechten Seite des Schlosses nahe an Hitzing und bildet einen vollkommenen Zirkel, in dessen Mitte ein achteckiger Pavillon steht. Er ist inwendig schön verziert und mit den Abbildungen derjenigen Thiere versehen, welche sich zur Zeit der Errichtung in der Menagerie befanden. Aus seinen Fenstern sieht man auf die rings herum befindlichen Behältnisse der Thiere, welche nach den Bedürfnissen derselben eingerichtet und mit eisernen Gittern geschlossen sind. Die Zahl und Gattungen dieser Thiere sind zu sehr dem Wechsel unterworfen, als daß eine bestimmte Beschreibung davon geliefert werden könnte.

Im Jahre 1753 ließ Franz I. den holländischen oder botanischen Garten durch Adrian Steckhofen anlegen. Er gehört gegenwärtig unter die größten Merkwürdigkeiten der österreichischen Staaten; ja, vielleicht ist außer dem

berühmten königlichen Garten zu Kew, in der Nähe von London, nirgends eine ähnliche Anstalt vorhanden, welche mit dieser wetteifern könnte.

Joseph II. und Se. jetzt regierende Majestät Franz I. boten alles auf, um demselben eine immer größere Vollkommenheit zu ertheilen.

(Die Fortsetzung folgt)

Für Liebhaber der Botanik.

Über das in den Gewächshäusern des Privatgartens Sr. k.k. Maj. (am Rennwege) jetzt blühende *Nelumbium speciosum* (prächtiges Nelumbium Willd. *).

Welchem Freunde und Liebhaber der Botanik ist nicht bekannt, wie viel in den letzten Jahren für diese Wissenschaft im Allgemeinen gethan worden ist, besonders in Folge der allerhöchsten Aufmerksamkeit und Unterstützung, welche unser allergnädigster Kaiser derselben angedeihen läßt, und wie sie durch Sendungen neu entdeckter Pflanzenarten täglich immer größere Fortschritte macht.

Die stolzen Palmenarten beyder Indien und Amerika's, von denen man früher kaum eine Idee hatte, und die Gewächse der Inseln des stillen Meeres, sind bey uns schon zu einer bedeutenden Größe gelangt und bald dürfte es gelingen, die Vegetation der letzteren in unsern Ländern ganz einheimisch zu machen.

Schon im vergangenen Sommer wurden die Botaniker durch die Hoffnung erfreut, den wahrhaft kaiserlichen Florenstempel mit einer Blume geschmückt zu sehen, die sowohl ihrer Seltenheit, als vorzüglich ihrer Schönheit wegen, eine besondere Aufmerksamkeit verdient, wir meinen das Nelumbium speciosum. Allein die fortdauernd ungünstige Witterung des vorigen Sommers vernichtete die schon stolz empor gestiegene Knospe und mit ihr jene schöne Hoffnung.

Desto mehr ward das Blühen der Pflanze durch die anhaltende warme Witterung dieses Jahres begünstigt. Es entwickelten sich drey Blumenknospen, wovon die eine gegenwärtig in der prächtigsten Blüthe dasteht, und mit ihren herrlichen Umgebungen der übrigen seltenen ausländischen Pflanzen der tropischen Zone, den Beschauenden in die Regionen derselben zu versetzen scheint, und durch das Majestätische des Anblicks dem Auge Staunen und der Seele Bewunderung einflößt.

Diese herrliche Pflanze, welche, wie uns Rumph benachrichtigt, in den stehenden Gewässern von Ostindien wächst, heißt auf Ceylon Nelumbo, und in Hindustan Tamara und wird von den Hindus als das Symbol der Fruchtbarkeit religiös verehrt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Egyptier, welche ihre Religionsgebräuche von den Hindus empfingen, die Verehrung des Nelumbium auf die, im Nile wachsende Nymphaea Lotus, wegen der Ähnlichkeit beyder Pflanzen, übertragen haben; heut zu Tage wird wenigstens ersteres in Egypten nicht gefunden. Von allen Pflanzen, welche die Oberfläche der Gewässer zieren, ist das Nelumbium unstreitig die schönste und merkwürdigste, die wir kennen. Auch in China, wo es mehrere Varietäten derselben gibt, die bey näherer Untersuchung wohl verschiedene Arten seyn dürften, wird sie allgemein geschätzt und in Gärten als Zierpflanze gezogen. Ihrem äußeren Ansehen nach gleicht sie der Seerose (Nymphaea), zu welcher sie auch von Linné gerechnet worden ist. Die merklichen Verschiedenheiten der Frucht bewogen die spätern Botaniker, sie von der Nymphaea zu trennen, und zu einer eigenen Gattung zu zählen. Die Wurzeln dieser Pflanze sind dick, fleischig, knotig, kriechend und von weißer Farbe. Die Blattstiele, welche aus der Wurzel entspringen, sind einfach, hohl, rund, mit kleinen Stacheln besetzt und vier bis fünf Fuß hoch. Sie enden in einem kreisförmigen, auf der Oberfläche glatten und graugrünen,

---

*) Franz. Nelumbo des Indes; engl. Sacred beau of the India. Linn. Classe. 13. Ord. 6. Juss. Famille des morènes *Nelumbium*, foliis peltatis, pedunculis, petiolisque murricatis.

auf der Unterfläche aber fast weißen schildförmigen Blatte, das einen bis einen halben Fuß breit wird. Die Blattadern laufen alle strahlenförmig aus der Mitte des Blattes, und zertheilen sich gegen ihre Flächen. Die Blüthenstiele, welche den Blattstielen ganz gleich kommen, tragen an ihrer Spitze eine große, weiß-rosenfarbige wohlriechende Blume. Der Kelch ist fünfblättrig, gefärbt, bald abfallend und von den Blumenblättern wenig verschieden. Die Blumenkrone besteht aus vielen ungleich großen Blumenblättern. Sie sind oval, etwas zugespitzt, offenstehend, ausgehöhlt und schließen den aufgeschwollenen Fruchtboden in ihre Mitte ein. Letzterer ist oberhalb stehend, umgekehrt kegelförmig, abgestumpft, zwey Zoll lang, oben einen Zoll breit und von schwefelgelber Farbe. Auf seiner Oberfläche befinden sich acht bis zehn rundliche, zellenartig eingefügte Fruchtknoten, deren jeder mit einer stumpfen, sitzenden, bleibenden Narbe gekrönt ist. Der Staubgefäße sind eine unzählige Menge, die Staubfäden sind kurz, ausgebreitet, glatt und von weißer Farbe. Sie tragen sehr lange, linienartige, zurückgebogene, gelbe Staubbeutel, die an ihrer Spitze eine kleine keilförmige, weiße Verlängerung haben, welche beym ersten Anblick leicht für den Staubbeutel gehalten werden kann.

Das Fruchtbehältniß ist fleischig, genießbar, und hat auf der Oberfläche mehrere vertiefte Zellen, die runde, hartschalige, Samen enthalten; die Zahl derselben ist unbestimmt.

In Wien blüht diese Pflanze gegenwärtig zum ersten Male. In Bruck an der Leitha im gräflich Harrach'schen Garten ist sie vor zwey Jahren zur Blüthe gekommen, und hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt. L. Ritter.

Theater-Anzeige.

Neues anakreontisches Divertissement, vom Hrn. Taglioni, k. k. Hoftheaterballetmeister, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Der Inhalt dieses Divertissements läßt sich mit drey Worten angeben: eine Nymphe Terpsichorens wird vom Amor versucht, sich dem Dienste dieser Göttinn zu entziehen und fortan seiner Herrschaft zu huldigen; die Nymphe, der Göttinn Hülfe anflehend, widersteht und Amor muß unverrichteter Sache von dannen ziehen.

Man sieht, dieser Inhalt ist rein ideal erfunden; denn jedermann weiß, daß in der Wirklichkeit Terpsichore den Sohn der Venus zum Mitregenten angenommen hat. Wir beginnen von Dlle. Taglioni, welche in diesem Divertissement zum ersten Male die Bühne betreten hat. Wer den Tänzern nicht bloß auf die Füße, sondern auch in's Gesicht, sieht, der wird bemerkt haben, daß dem größeren Theile derselben alle physiognomische Bedeutsamkeit (eine gewisse stereotype Freundlichkeit abgerechnet) aus den Mienen verschwunden und sich in die Beine geflüchtet zu haben scheint.

Neben der mechanischen Kunstausbildung ist der mimisch-physiognomische Ausdruck das unerläßlichste Erforderniß an einem Tänzer; ohne letzteres bleibt erstere, ungeachtet ihrer minderen oder größeren Vollendung, eine bloße Marionettenbewegung ohne allen geistigen Ausdruck, ein todter Körper ohne alle belebende Kraft.

Es freut uns, von Dlle. Taglioni sagen zu können, daß diese junge Künstlerinn, außer einer bereits sehr bedeutenden mechanischen Fertigkeit, auch ein sehr lobenswerthes mimisch-physiognomisches Spiel sich zu eigen gemacht hat. Irren wir nicht, so wird Dlle. Taglioni einstens eine eben so bedeutende Pantomiminn, als Tänzerinn werden.

Dlle. Taglioni besitzt jetzt schon eine Geschmeidigkeit der Glieder (souplesse), eine Muskelkraft und eine Festigkeit in den Stellungen (à plomb), welche zu großen Erwartungen berechtigen. Die Haltung ihrer Arme ist so, wie sie von der Pariser Schule gelehrt wird, nämlich eine mißverstandene, oder vielmehr übelgerathene Anwendung der Wellenlinie. Wir gestehen offen, daß wir dieser Armhaltung, die uns mehr krumm, als zirkelförmig, zu seyn scheint, nie haben Geschmack abgewinnen können und daß es uns immer Wunder genommen hat, wie die Franzosen, in denen sich doch der Sinn

für die materielle Form so lebendig zeigt, diesen port-bras für eine schöne Form gelten lassen können. In Hinsicht der practischen Ausbildung, haben wir an Dlle. Taglioni eine große Force in der Balance auf beyden Füßen und im entrechat jeté, besonders aber (im letzten Pas-de-trois mit Dlle. Millière und ihrem Vater) ein fouetté *) von großer Vollendung bemerkt. Das Genre des Tanzes der Dlle Taglioni, so wie sich dasselbe bis jetzt ausspricht, scheint der mezzo-carattere zu seyn, neigt sich jedoch mehr zum Graziösen, als zum Ernsten, hin. Wir glauben, diese Künstlerinn dürfte sich mit großem Erfolge der komischen Pantomime widmen. Dlle. Taglioni hat großen und einstimmigen Beyfall erhalten.

Das Ballet ist von allen Mitgliedern musterhaft getanzt worden und hat bey seinen Wiederholungen stets dasselbe Vergnügen gemacht. Durch einen lobenswerthen Wettstreit angefeyert, hat besonders Dlle. Heberle, in ihrem Pas-de-trois mit Dlle. Taglioni und Hrn. Petit, so viel reizende Lebendigkeit, so viel Grazie und Geschmack entwickelt, als wir bis jetzt an dieser Tänzerinn noch nicht bemerkt haben. Den unverkennbaren körperlichen und Künstlervorzügen der Mad. Courtin, welche besonders im letzten Pas-de-trois einige sehr reizende Momente gehabt hat, scheint das Publicum nur nach und nach die, ihnen gebührende, Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen. Wir halten dieß für die ehrendste Auszeichnung, die ihr werden kann, da mit den Beyfallsbezeigungen auch selbst der mittelmäßigsten Leistungen heut zu Tage eine wirkliche Verschwendung getrieben wird. Mad. Courtin denke an das Sprichwort: Chi va piano, va sano e lontano. Das Bacchanten-Trio, von den Dlles. Cossentini und Namacini und Hrn. Rozier mit lebendiger Keckheit und großer Virtuosität getanzt, ist mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommen worden. Müssen wir noch anführen, daß auch Dlle. Millière und Hr Taglioni ihren Triumph gefeyert, und daß besonders der letztere, in seiner Eigenschaft als Vater der hoffnungsvollen Dlle. Taglioni, ein lebhaftes Interesse erregt hat?

Die Musik zu dem Divertissement ist, wie wir hören, ein Pasticcio theils alter, theils neu componirter Stücke von verschiedenen hiesigen Meistern. Das Bacchanten-Trio hat uns sehr ausgezeichnet geschienen; auch haben das Final, nebst mehreren andern kleineren Stücken, vielen Effect gemacht.

---

*) Selbst auf die Gefahr hin, des Pedantismus beschuldigt zu werden, benennen wir diese Pas mit den französischen Ausdrücken, da uns die deutschen, wenn es deren ja gibt, nicht bekannt sind.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Coccoloba laurifolia. Lorberblättrige Seetraube. Von Caracas.
Crescentia Cujete. Großfrüchtiger Kürbisbaum. Von den caraibischen Inseln.
Citharexylum molle. Weiches Geigenholz.
Cycas revoluta. Zurückgerollte Sagopalme. Aus Japan.
Lomandra angustifolia. Schmalblättrige Lomandra. Aus Neuholland.
Ochrosia maculata. Gefleckte Ochrosie. Von Bourbon.
Plumeria rubra. Rothblühende Plumerie. Aus Jamaica.
- - alba. Weißblühende Plumerie. Aus Jamaica.
Passiflora peltata. Schildblättrige Passionsblume. Von den Antillen.
Phoenix dactylifera. Gemeine Dattelpalme. Aus der Barbarey.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 20. Juny 1822.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wiens Umgebungen.

Schönbrunn.

(Fortsetzung)

Im Jahre 1775 ward das Gloriett erbaut. Diese römische Sala Terrena, in einem edlen und schönen Style erbaut, liegt auf der Anhöhe, dem Hintertheile des Schlosses gegenüber, und bildet eine herrliche Colonade von dorischen Säulen, welche einen großen Mittelsaal, eilf Arkaden, zwey Gallerien und drey prächtige marmorne Treppen einschließen. Die Verzierungen bestehen in wohlgearbeiteten Vasen und römischen Trophäen. Das Ganze ist dreyhundert Fuß lang und sechzig Fuß hoch. Statt des Daches besitzt das Gebäude eine Platteforme, zu welcher man entweder über eine Treppe hinauf steigen, oder auch durch eine Maschine hinaufgezogen werden kann. Die Aussicht auf derselben ist vortrefflich. Die Umgebungen Schönbrunns liegen in den mannigfaltigsten Farben gleich einem Teppich zu des Beschauers Füßen ausgebreitet. Außerdem übersieht man die Stadt Wien und einen Theil der umliegenden Gegenden in ihrem ganzen Umfange, und die weiter oben geschilderte Gebirgskette schließt amphitheatralisch das interessante Panorama von dieser Seite. Dicht an demselben erblickt man bey heiterem Wetter in der äußersten Entfernung das Schloß zu Preßburg. Die Aussichten von der Rückseite des Glorietts sind eben so anziehend. Das kaiserliche Lustschloß zu Hetzendorf mit seinen Gärten, die fruchtbaren Felder, Wiesen und traubenreichen Hügel, aus denen allenthalben, in geringen Entfernungen von einander, blühende Dörfer, Schlösser und Landsitze hervorragen, und die endlich von waldigen Gebirgen begrenzt werden, gewähren einen vortrefflichen Anblick. Am Fronton des Glorietts liest man die Aufschrift:

Josepho II. Augusto et Maria Theresia Augusta imperantibus erect. 1775

(Unter der Regierung Kaiser Josephs II. und der Kaiserinn Maria Theresia errichtet im Jahre 1775.)

Die Idee zu diesem Prachtgebäude rührt von Joseph II. her; der Entwurf und die Ausführung von Ferdinand von Hohenberg, die Bildhauerarbeit von Benedict Henrici, und die kolossalen Armaturen mit ihren Löwen von Hrn. von Hagenauer.

Im Jahre 1776 ward die Ruine errichtet. Dieses interessante Baukunststück befindet sich links von der Rückseite des Schlosses, nach Meidling zu, am Fuße der Anhöhe, auf welcher das Gloriett steht, und stellt die Trümmer eines prächtigen römischen Gebäudes dar, dessen Hauptstück, ein schöner Triumphbogen, mehrere Risse hat und zum Theil schon in die Erde gesunken ist. In der Nähe liegen zerstreute Bruchstücke von Säulen, Inschriften, verstümmelte Statüen, zerbrochene Vasen, Capitäler, Überbleibsel von Figuren, Thierstücken und dergleichen. Dazwischen tropft hin und wieder das Wasser in einen unten liegenden verwitterten Teich. An den beyden Seitenwänden stehen die verstümmelten Bildsäulen des Merkur und der Artemisia, und im Bassin ist eine Gruppe befindlich, welche die Vereinigung der Moldau mit der Elbe vorstellt. Der Entwurf zu diesem vortrefflichen Architecturwerke ist von Herrn von Hohenberg, die Bildhauerarbeit von Henrici und Zächerl, und die Bassin-Figuren von Beyer.

Auf der nämlichen Seite des Gartens ward dicht an der Mauer im Jahre 1777 der Obelisk errichtet, die Copie eines in Rom befindlichen ägyptischen Obelisken. Er ruht auf vier vergoldeten Schildkröten, hat auf seiner Spitze einen fliegenden Adler, und ist voll Hieroglyphen, welche sinnbildlich die Geschichte des Habsburgischen Hauses bis auf Maria Theresia enthalten.

Am Fußgestelle befindet sich die Inschrift:

Josepho II. et Maria Theresia A A
Regnantibus erect. 1777.

Unter demselben befindet sich die Sybillengrotte, aus welcher ehemals das Wasser in ein weites Becken strömte. Die Figuren auf der Grotte stellen die Vereinigung der Enns mit der Donau und andere Gegenstände vor. Sie sind größten Theils nach Beyers Modell verfertigt worden. Die übrige Bildhauerarbeit ist von Henrici.

Von diesem Obelisk aufwärts bis an das Ende des Gartens gegen Hetzendorf zu, stellt Schönbrunn nicht mehr, wie der untere Theil desselben, ein regelmäßiges Kunstwerk, sondern vielmehr ein ungemein angenehmes Lustwäldchen, im englischen Geschmacke dar, welches sich bis an das Gloriett hinzieht. Auf der anderen Seite bilden sich die nämlichen unregelmäßigen Waldparthien. Hier befinden sich der Garten Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann, und die kaiserliche Fasanerie. Im erstern trifft man außer einer Anlage von inländischen Medicinal-, Ökonomie- und Farben-Pflanzen und veredelten Obstbäumen, eine sehr merkwürdige Sammlung von erbländischen Alpenpflanzen, zu deren Cultivirung eine geräumige Felsengrube eigens eingerichtet worden ist. Eine Tyroler Landwirthschaft macht mit ihren Umgebungen und den schönen Aussichten, die man von dort hat, ein interessantes Ganzes aus.

In den Jahren 1778 und 1779 wurden die meisten von den herrlichen Statüen verfertigt, welche an den beyden Seiten des großen Rundtheiles, welches sich zwischen der Rückseite des Schlosses und der Anhöhe befindet, auf wel-

cher das Gloriett erbaut ist, in folgender Ordnung stehen. Rechts vom Schlosse am Wege nach Hitzing: Mutius Scävola, nach Beyers Modell von Fischer gearbeitet; Amphion oder die Macht der Musik von Hagenauer; Mars und Minerva von Veit Kininger; Janus und Bellona von Beyer; die lazedämonische Flucht oder der Raub der Helena von Beyer; Flora von Beyer; Fabius Maximus Cunctator von Hagenauer; Perstus von Beyer; Herkules durch Weichlichkeit entmannt von Platzer; zwey junge Priesterinnen mit Opferkörbchen von Hagenauer; Äskulap von Kininger; Sibylla Cumana nach Beyers Modell von Hagenauer; eine Opferpriesterinn von Weinmüller; Merkur von Platzer; und Meleager von Beyer. Auf der linken Seite gegen Meidling zu: Hannibal nach der Schlacht bey Cannä, von Hagenauer; Paris von Kininger; eine Vestalinn von Hagenauer; Hygiäa, die Göttinn der Gesundheit, von Hagenauer; Apollo von Beyer; eine Bachantinn von demselben; eine Nymphe der Flora von Beyer; Omphale von Weinmüller; Aspasia in Gestalt der Minerva von Beyer; Jason von Beyer; eine Göttinn der Verschwiegenheit, von Beyer; die trojanische Flucht nach Beyers Modell von Prokop; Ceres und Dionysos nach Beyers Modell von Günther; Junius Brutus und Lucretia von Platzer; Calliope von Beyer; Artemisia von Hagenauer.

Von diesen Bildsäulen ziehen sich in transversalen Linien die prächtigen Alleen rechts gegen Hitzing und links gegen Meidling, und zeichnen sich eben so sehr durch ihre Höhe, als durch den Schatten aus, welchen sie im Sommer gewähren.

Im Jahre 1780 wurde endlich auch das letzte Werk, das große Bassin in der Mitte des obenerwähnten Rundtheils, unterhalb dem Gloriett, vollendet. Es ist nach Beyer'schen Modellen von verschiedenen Künstlern verfertigt. Die Hauptgruppe stellt den Neptun vor, zu dessen Füßen Thetis, welche ihn bittet, er möge die Seefahrt ihres Sohnes Achilles begünstigen. Eine Najade und ein Kind mit einem Wasservogel, vervollständigen diese Gruppe. Die Nebengruppen sind Triton und Proteus, welche beyde Seerosse am Zaume halten, und einen andern Pferdebändiger, der auf einem Seerosse reitet, zur Seite haben. Ehemals ergossen sich unter dem Neptun Wasserströme aus Muscheln über Felsenstücke in das große Bassin. Außer den bisher angeführten Statuen sind noch folgende zu bemerken: Vom Schlosse links in einem von Hecken eingeschlossenen Rasenplatze steht eine herrliche Gruppe von Beyer, die Olympias vorstellend, wie sie ihrem Sohne Alexander das Geheimniß seiner Geburt entdeckt. Die Köpfe sind Porträts von Joseph II. und seiner ersten Gemahlinn Isabella von Parma. In zwey Bassins sind sehr schöne Najaden von Beyer, und rings um dieselben acht große Vasen von Hagenauer; neben dem Obelisk eine römische Matrone und nicht weit davon Hyperia und Arethusa von Hagenauer; in der Nähe der Menagerie findet man in einem von Baumspalieren eingeschlossenen Platze Diana und gegenüber Apollo von Hagenauer und endlich das Familiendenkmal der Königinn von Neapel, nicht weit von der Gruppe Josephs II. und seiner Gemahlinn. Es ist im Jahre 1806 gesetzt und besteht aus einem Postamente von Granit, worauf oben eine schön gearbeitete Vase von Bronze, so wie auf der einen Seite ein Medaillon von Bronze mit fünf Büsten in Lebensgröße, befindlich sind.

Es sind sprechendähnliche Bildnisse Marien Carolinens und ihrer vier Kinder, in deren Gesellschaft sie einige Jahre früher eine Reise nach Wien gemacht hatte. Auf der andern Seite ist die Inschrift zu lesen:

Der kindlichen Zärtlichkeit
für
die unsterbliche Maria Theresia,
der Liebe zum theuren Vaterland,
der frohen Rückerinnerung an die Freude
der sorgenfreyen Jugend
widmete
dieses ländliche Denkmal
auf dem Platze,
den sie einst als Kind pflegte,
nun in dem Kreise ihrer Kinder
Maria Carolina
Königinn beyder Sicilien
bey ihrer Anwesenheit
im Jahre 1802.

Ringsherum sind vier Blumenbeete, zum Andenken der vier Kinder, angelegt. Das Monument ist von Herrn Thaller verfertigt.

Am 29. November 1780 starb die Kaiserinn Maria Theresia an einem Brustkatharr im vier und sechzigsten Jahre ihres Alters und mit ihrem Abscheiden hörten sogleich alle weitern Arbeiten in Schönbrunn auf. Joseph II. liebte den Aufenthalt daselbst nicht sehr; desto mehr that er für den botanischen Garten, wie schon früher angemerkt worden ist.

Im Jahre 1781 wurde zu Ehren des russischen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul, und seiner Gemahlinn, welche Joseph II. besuchten, in Schönbrunn ein prächtiger maskirter Ball gegeben. Die große Orangerie, welche sich an der nach Meidling führenden Allee befindet, ist eines der außerordentlichsten Werke der Gartenkunst, und besteht aus einem hohen, durchaus gewölbten Gebäude, das hundert Klafter in der Länge und sechs und dreyßig Fuß in der Breite hat. Man waudelt darin, wie in einem Walde von Zitronen- und Orangen-Bäumen. Im Jahre 1784 und 1785 wurden hier im heftigsten Winter mitten unter diesen südlichen Fruchtbäumen und den herrlichsten Blumen, welche in Schönbrunn zu allen Jahrszeiten in den Glashäusern gezogen werden, kostbare Tafeln, theatralische Vorstellungen und Bälle gegeben.

Unter Sr. jetzt regierenden Majestät erhielt Schönbrunn wieder neues Leben, da Allerhöchstdieselben nicht nur den großen Lustgarten, sondern vorzüglich auch den botanischen Garten einer besondern Aufmerksamkeit würdigen und alljährlich einige kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen sich den Sommer über theils hier, theils in

Hetzendorf

aufhalten, wohin man vom Schönbrunner Garten durch eine vierfache Allee gelangt. Dieser Ort hat schon im zwölften Jahrhundert bestanden, und seinen Namen wahrscheinlich von den Hetzjagden erhalten, welche in diesen damals noch waldigen Gegenden häufig gehalten zu werden pflegten. In einem Vergleiche zwischen dem Abte Rudolph II. von Admont mit Herrand von Wildon im Jahre

1190 wird ein Herwien von Hetzendorf als Zeuge angeführt. Hermanns von Kranichberg Gemahlin, Sophia, die im Jahre 1347 starb, vermachte den Minoriten in Wien Güter zu Pillichdorf, Auersthal und Hetzendorf.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befand sich daselbst der sogenannte Thunhof, ein kleines Sommergebäude der Fürstinn Salm-Salm, einer gebornen Gräfinn von Thun, von der es den Namen erhielt.

Die Kaiserinn Elisabeth, Carls VI. hinterlassene Witwe, welche an geschwollenen Füßen litt, kaufte diesen Thunhof auf Anrathen der medicinischen Facultät, um in der reineren Luft dieser Gegend ihre Gesundheit wieder herzustellen. Sie ließ durch den Hofarchitekten, Anton Pacassi, dieses Gebäude in das jetzige Lustschloß umwandeln, und machte es zu ihrer gewöhnlichen Sommerresidenz.

Nach ihrem Tode blieb es lange Zeit unbewohnt. In der Folge diente es von Zeit zu Zeit mehreren vornehmen Standespersonen zum Sommeraufenthalte.

Als die Blattern-Inoculation in den österreichischen Staaten durch den Doctor Ingenhouß eingeführt wurde, räumte Maria Theresia dieses Schloß den Kindern des hohen Adels, von denen mehrere hundert daselbst auf kaiserliche Kosten geimpft wurden, zum Aufenthaltsorte ein.

Während Kaiser Josephs II. Regierung stand Hetzendorf meistens verlassen, bis dieser Monarch im Jahre 1789, als die übrigen kaiserlichen Lustschlösser durch Überschwemmungen beschädigt waren, es bezog und so lieb gewann, daß er alle Jahre die Herbstzeit daselbst zubrachte. Er ließ für das kaiserliche Gefolge verschiedene Wohnungen erbauen, und wollte auch den Garten in einen englischen Park umschaffen, als der Tod diese, wie so manche andere Unternehmung dieses großen Mannes unterbrach.

Seit der Zeit blieb Hetzendorf wieder dreyzehn Jahre hindurch unbewohnt, bis der jetzt regierende Kaiser in den Jahren 1793 und 1794 seine beyden Brüder, die Erzherzöge Ludwig und Rudolph, und fünf kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen inoculiren ließ. Die Wohlthaten, welche bey dieser Gelegenheit beyde kaiserliche Majestäten ausspendeten, und die ländlichen Feste, welche nach glücklich überstandener Inoculation der dortigen Landjugend gegeben wurden, sind den Eingebornen dieser Gegenden noch im frischen Andenken.

Im Jahre 1802 wurde das Schloß renovirt und mit Kupfer gedeckt. Im Innern desselben ist der Saal wegen seiner vortrefflichen Malerey merkwürdig. Der Plafond stellt die Zeit im Gefolge des Sonnenwagens vor, und die Gemälde an der Wand enthalten die Vorstellung der vier Elemente. Diese Malerey ist von Daniel Gran. Der Künstler ward für seine Arbeit kaiserlich bezahlt, denn er erhielt jeden Tag, wo er arbeitete, hundert Ducaten, und wurde jedes Mal mit vier Hofpferden von Wien hierher geführt. Er starb im Jahre 1757 zu St. Pölten nicht in glänzenden Umständen. Außerdem ist noch ein Cabinet merkwürdig, welches mit dem seltenen purpurfarbigen Fiketinholz (spanische Hollerstaude) ausgetäfelt und mit kostbarem Speckstein, welcher dem Silber am Werthe gleich geschätzt wird, ausgelegt ist. Es soll gegen 86000 Gulden gekostet haben. An die Südseite des Schlosses stößt ein mittelmäßiger Garten, im alten Style angelegt, und mit einer Aussicht in das flache Land versehen. In der Nähe befindet sich ein großer Küchengarten und ein Garten

mit köstlichem Obst, der Carlsgarten genannt, der von dem Herzoge Carl von Lothringen, dem Bruder Kaisers Franz I., der sich gern dort aufhielt, den Namen bekam. An der Gartenmauer ist eine Schießstätte, welche dieser Kaiser erbaut:, damit sich seine Kinder und Enkel im Schießen üben könnten.

(Der Schluß folgt)

An Julien.

Aus dem Spanischen des Don Francisco de Borja, Fürsten von Esquillache *).

Son. 71. Confiesso, que naciste Julia hermosa etc.

Auf Schönheit stolz, entflieht in Prunk und Freude,
O Julie, dein jugendlicher May!
Ehrgeitzig reitzt sein Flor, stets schmeichelnd neu,
Nelk' und Jasmin, die Rose selbst, zum Neide.

Im selbstgefäll'gen Glanz fällt dir nicht bey:
Wie bald mit ihm der kurze Frühling scheide;
Daß, gleich der Blum' am Bach und auf der Heide,
Die Schönheit nur ein trieglich Antheil sey.

Lenz, Anmuth, Jugendfrist und Fröhlichkeit
Sind eifernd hier in stetem Widerstreit,
Weil Alles nur in raschem Wechsel waltet.

Welch Übel bringt dem Menschenreitz die Zeit!
Da sich in ihm nicht Eine Blüth' entfaltet,
Die nicht Ein Tag, Ein Morgen schon entstaltet.

Gottlieb v. Leon.

*) Dieser geistvolle, nach classischen Mustern gebildete Dichter war Philipps IV., Königs von Spanien, Kämmerer, Ritter des goldenen Vließes, und einige Zeit Vicekönig von Peru. Sein Freund, Don Felix Lope de Vega, apostrophirte ihn, mit Anspielung auf seinen Fürstenstand und sein Dichtertalent, in einem ihm gewidmeten Sonette: Principe de las Musas! Wirklich blühte er noch in der goldenen Periode der spanischen Dichtkunst, und war damals einer der beliebtesten Dichter seiner Nation. Aus dem berühmten Geschlechte der Borgia zu Neapel geboren, und verehlicht mit einer Erbinn des neapolitanischen Fürstenthums Squillace, starb er zu Madrid im Jahr 1658, fast achtzig Jahre alt. Seine Obras en Verso erschienen vorerst zu Madrid im Jahr 1648 in 4., und dann, verbessert und vermehrt, zu Amberes im Jahr 1663, abermals in 4.; auf die letztere Ausgabe bezieht sich die Nummer dieses Sonettes.

Fatime.

„Was sinnst du?" fragte Zulima ihre Gespielinn Fatime; „freust du dich nicht des Lobes, welches dir dein Vater eben über die Sanftmuth gab, mit welcher du gestern den Übermuth deiner Schwester duldetest?"

„Ich dachte eben daran, wie viel Überwindung mich diese Sanftmuth gekostet hat."

„Und ist sie nicht eben darum des Lobes würdiger? Ist nicht jede Tugend verdienstlicher, wenn sie uns Überwindung kostet, als wenn wir sie nur aus Gewohnheit üben?"

„Du magst Recht haben. Aber sage mir, welcher Tugend dürfen wir uns als eines sichern Eigenthumes freuen, so lange sie nicht Gewohnheit geworden ist?"

M. Enk.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende May's, 1822.

Interessanter als jemahls, ist jetzt der hiesige Aufenthalt, da die ausgezeichnetsten Geister unserer Nation unser herrlich blühendes Elbthal, unser reichgeschmücktes Dresden besuchen. Jean Paul hält sich seit vier Wochen hier auf; alles drängt sich an den hochgefeyerten, an den genialen, herrlichen Mann. Wer begierig ist, seinen seltenen Geist zu bewundern, sich an dem prismatischen Farbenspiel seiner reichen Phantasie zu laben, und zu erhohlen von der grauen Alltäglichkeit, der man überall begegnet, der findet alles dieß, und noch mehr, unendlich mehr, als er zu erwarten wagte, in seinem offnen warmen Herzen, in der Natürlichkeit und reinen Kindlichkeit seines ganzen Wesens, in der freundlichen Anspruchlosigkeit seines Betragens und der Empfänglichkeit seines immer regen Sinnes.

Keine Seite an ihm ist schroff oder unzugänglich, wie an so vielen andern großen Männern; mit liebreicher Herzlichkeit und Güte neigt er sich selbst zu dem Geringsten, und jeder, der ihm nähert, fühlt sich nicht allein bereichert, sondern auch erwärmt, innerlich erhoben und gestärkt, versöhnter mit dem Erdenschmerz, vertrauter mit der Himmelsfreude.

Durch ihn selbst lernt man seine Werke erst ganz verstehen und mit frohem Stolz es fühlen: nur Deutschland konnte diesen Mann hervorbringen. Er wohnt hier in einem einfachen Gartenhäuschen, den Reitz der Natur genießt er am meisten, ohne jedoch weite Ausflüge zu machen. Dresdens Lage selbst ist ja so schön. Unsere Kunstschätze besuchte er nicht. Möchte uns doch die Hoffnung bleiben, daß er bald einmahl wiederkehrte auf längere Zeit, um diese dann ungestört zu genießen! Gern weilt er an Orten, wo Menschen aus allen Ständen fröhlich versammelt sind. Diese Blicke in das Volksleben sind für so einen genialen Geist wohl immer höchst interessant.

Unser Professor Vogel crayonnirt sein Portrait.

Hofrath Müllner befindet sich auch hier, aber nur auf kurze Zeit. Da er mit den meisten der hier lebenden Schriftsteller in keinesweges freundlichen Verhältnissen stand, so war seine Ankunft recht überraschend, doch gewiß nicht unerfreulich, da wir den ausgezeichneten und geistreichen Mann gern in ihm anerkennen, und da man bey den Federkriegen eben so gut den Menschen von dem Schriftsteller trennen muß, wie bey den wirklichen Kriegesfehden den Soldaten von dem Menschen. Hofrath Müllner näherte sich mit Artigkeit und Freundlichkeit mehreren der von ihm Gekränkten; ein solches sich sehen und erkennen ist gewiß wünschenswerth unter geistvollen Männern, und stellt wohl auf einen richtigern Standpunct im gegenseitigen Beurtheilen, als alles Lesen und alle Kritik. Geheimerath von Koreff, aus Berlin, gehört auch zu den ausgezeichneten Männern, die jetzt hier verweilen. Ihn und Jean Paul (die sich beyde recht liebgewannen) zusammen sprechen zu hören, ist einer der seltensten Genüsse, denn hier entzündet sich Strahl an Strahl. Laune, Reichthum der Phantasie, vielseitige wissenschaftliche Kenntnisse, Scharfsinn und geübte Welt- und Menschenkenntniß, verbunden mit reinem Kunstsinn und Begeisterung für alles Schöne und Gute, machen eine solche Unterhaltung eben so glänzend als inhaltreich und gediegen. Man erwartet noch Fouqué hier, den frommen, ritterlichen Sänger, auch Walter Scott ist uns verheißen. Die geistreiche Fanny Tarnow ist gleichfalls bey uns. Unter den fremden Künstlern, die dieses Jahr unser Elbflorenz besuchten, befanden sich Zelter und der Director Weitsch aus Berlin, nebst dem Bildhauer Tiek.

Der Dichter Tiek, den wir jetzt mit Stolz auch den Unsrigen nennen, scheint für immer hier heimisch zu werden. Sein Geburtstag am 31. May wurde bey dem, alle Dichter und Künstler so freundlich und gastlich um sich her vereinenden Grafen von Kalkreuth sehr festlich gefeyert. Die Aufführung mehrerer Scenen aus dem Blaubart, nebst noch ein Paar kleiner Stücke auf einem niedlichen Gesellschaftstheater, überraschte den gefeyerten Dichter sehr angenehm. Kurz zuvor hatte an demselben Orte eine interessante dramatische Lectüre (von Calderone's „wunderthätigem Magus," welchen wir hier noch nie aufführen sahen) Statt gefunden. Da die Rollen sehr glücklich vertheilt

waren, und mit Sinn und seelenvollem Vortrage gelesen wurden, so erweckte dieß Stück die regste Theilnahme und gab Veranlassung zu interessanten Vergleichungen mit Göthe's Faust und Byron's Manfred. Unser Liederkreis feyerte am dritten Pfingsttag ein schönes Fest im Freyen; die fröhliche Sängerschar mit ihren ganzen Familien, selbst dieß Mahl die kleinsten ihrer Lieblinge nicht ausgeschlossen, fuhren auf dem Wasser früh Morgens schon nach dem romantischen Keppgrund bey Pillnitz; andere Freunde und Mitglieder des Kreises kamen später zu Lande nach; es wurde viel in der herrlichen Gegend herumgewandert, und die schöne Bergspitze, der Zuckerhut, bestiegen, viel gesungen und gescherzt, und bey dem herrlichsten Mondlicht unter Lachen und Schwärmen erst spät heimgekehrt.

Ein edles, vielverehrtes Mitglied dieses Kreises, unser trefflicher Hofrath Böttiger, hat jetzt das Unglück, daß plötzlich ein durch gichtischen Stoff veranlaßter dunkler Nebel sein linkes Auge umflort. Doch gibt der geschickte Augenarzt, Doctor Weller, die beste Hoffnung, ihn durch eine baldige Operation gänzlich herzustellen; mit inniger Theilnahme wünscht dieß jeder, der das rastlose Wirken dieses thätigen und gelehrten Mannes kennt.

Von dem Theater gibt es dießmal nur eine einzige, aber bedeutende Nachricht zu melden: wir sahen zum ersten Mal eine Darstellung der Brüder, nach Terenz, in Masken auf antike Weise. Das ganz Fremdartige der Erscheinungen hat einen eigenthümlichen Reiz und es wäre zu wünschen, daß unsere sich alles so geschickt aneignende Literatur auch in diesem Felde mehr bereichert würde. Die Masken mit ganzem dazu gehörigen Haarschmuck waren gut gemacht, besonders die männlichen. Ganz besonders brav in der echt komischen Maske des Syrus war Hr. Unzelmann. Die Darstellung dieser Rolle ist höchst schwierig, jede Stellung und Geberde erinnerte an antike Abbildungen des Silen und der Faune. Meisterhaft wußte der Künstler sich treu zu bleiben, selbst bey den keckſten Spielen seiner Laune. Hr. Burmeister als freundlicher, und Hr. Werdy als mürrischer Alter, waren gleichfalls brav. Das Ganze würde gewonnen haben bey einer Darstellung auf dem Theater in der Stadt, weil hierbey alles auf Wirkung in einiger Ferne berechnet ist, und daher das niedliche Sommertheater auf dem Bade wohl zu klein dafür ist. Unser Publicum schien sich nicht recht in den Scherz des Ganzen finden zu können. Der brave Baßsänger Hr. Siebert gefiel allen Kennern wegen seiner trefflichen Methode. Er sang in einigen Gastrollen und gab nebst seiner Tochter ein Concert im Saale des großen Gartens. Doch ist jetzt die Witterung allzuherrlich, als daß irgend etwas das Publicum aus dem Freyen weglocken könnte.

Modenbild XXV.

Kleid von gedrucktem Mousselin mit geschlungener Garnirung von demselben Stoffe. Florentiner-Strohhut mit einer Blumenguirlande.

Auflösung der Charaden in Nr. 70.

1. Sehnsucht. 2. Buschklepper. 3. Augenlieder.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Le. Del.

Fr. Stöber

XXV. Wiener Moden. 1/18

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 22. Juny 1822.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wiens Umgebungen.

(Schluß)

Zwischen Hetzendorf und Schönbrunn gegen Meidling hin liegt

Das Gatterhölzchen (Gatterhölzl),

auf einer sanften Anhöhe, welche unweit der Hundsthurmer-Linie anfängt, und sich bis gegen Schönbrunn und Hetzendorf hinzieht. Hier befand sich ehemals ein Eichenwäldchen, an dessen Fuße der sogenannte Gattermeyerhof lag, von welchem diese Gegend wahrscheinlich den Namen Gatterhölzel erhalten haben mag. Ägidius Gattermeyer erbaute gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts diesen Hof. Dieser Ägidius Gattermeyer war Kaiser Rudolph II. Rath und Kriegszahlmeister, und liegt bey denen PP. Dominikanern zu Wien begraben. In der Folge wurde er die Gatterburg genannt, und aus der Familie entstanden in späteren Zeiten die Grafen von Gatterburg. Als die Ungarn und Siebenbürger unter der Anführung des Boczkay im Jahre 1605 in Österreich einfielen, und in der Gegend von Wien viel Schaden anrichteten, wurde auch die Gatterburg von ihnen in Brand gesteckt und zerstört.

Das Eichenwäldchen war von jeher wegen der Räuber gefürchtet, die dort hausten. Der Kaiser Joseph II. ließ es durch Aushauen lichter machen, und seinem Beyspiele folgten, obschon unrechtmäßig, die umliegenden Landleute, die sich hier Holz holten. Dadurch schmolzen endlich die Bäume so zusammen, daß im Jahre 1800 der ganze Überrest auf einmal gestohlen und somit in einer einzigen Nacht dem Gatterhölzchen ein Ende gemacht ward. Der Platz, der jetzt größten Theils mit Feldern bedeckt ist, behielt seinen Namen.

Ein Theil von dem übrig gebliebenen Gestrippe ist zu Fasanen- und Hasenremisen verwendet, und steht unter der Obsorge des k. k. Forstamtes Laxenburg. An dem Abhange gegen Meidling und den grünen Berg hat man Weingärten und einige schöne Landhäuser mit Lustgärten angelegt.

Fast im Mittelpunct des Gatterhölzels steht eine achtecktige steinerne Säule,

welche sehr alt zu seyn scheint. An derselben befindet sich die Abbildung derselben, wie sie vor ihrer Renovirung gestaltet gewesen ist, mit der Inschrift: Modell der vorigen Säulen, welche laut innerer Inschrift durch Johann Götzenböck, Bürger zu Wien, 1640 renovirt worden.

Ein anderes merkwürdiges historisches Denkmal befindet sich in der Nähe von Schönbrunn. Als bey der zweyten türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1683 das Lager des Michael Kantakuzenus, Hospodars der Moldau, mit zwey tausend Mann Hülfstruppen hier befindlich war, ließ dieser eine Capelle erbauen und ein großes hölzernes Kreuz mit lateinischer Inschrift davor setzen. Diese Capelle ist noch vorhanden und unter dem Namen des Moldauer Kreuzes bekannt. Das Kreuz selbst verschwand im Jahre 1785. Man sagt, es sey gestohlen worden.

Am Fuße des Gatterhölzchens liegt

Meidling.

Dieses ansehnliche Dorf wird in Ober- und Unter-Meidling eingetheilt und enthält viele vortreffliche Landhäuser und Gärten nebst einem Bade, worin sich ein Theater befindet. Der obere Theil dieses Dorfes am Schönbrunnergarten wird gewöhnlich der grüne Berg genannt.

Obermeidling wurde zufolge Allerhöchster Begnehmigung im J. 1783 angelegt. Untermeidling ist sehr alt. Schon im zwölften Jahrhundert wird dessen unter dem Namen Meverlingen in einer Bulle des Papstes Eugen III. vom Jahre 1146 als einer Besitzung des Stiftes Klosterneuburg erwähnt. Wie dieser Ort von der Ostseite mit dem Vorhofe des Schönbrunner Schlosses durch eine prächtige Castanien-Allee, auf eine gleiche Weise wird

Hitzing

von der Westseite mit demselben verbunden. Dieses Dorf, das auch Maria Hitzing genannt wird, gleicht einer niedlichen Stadt. Der Ort vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Die meisten Gebäude sind nach dem neuesten Geschmack, elegant gebaut und eingerichtet und besitzen größten Theils vortreffliche Gärten. Die Kirche ist uralt und von jeher ein berühmter Wallfahrtsort gewesen. Doch mangeln die Nachrichten über ihren ersten Ursprung. Sie besitzt einen Haupt- und mehrere Seitenaltäre. Hinter dem ersten ragt ein großer stark belaubter Baum hervor, in dessen Zweigen sich Maria mit dem Kinde Jesus befindet. Unter dem Bilde stehen vier mit Ketten beladene Landleute, welche Augen und Hände bittend zum Himmel erheben. Man erzählt sich hierüber folgende Sage. Bey der ersten türkischen Belagerung Wiens im J. 1529 hatte man das Marienbild, um es vor der Zerstörung der Türken zu sichern, in einen hohlen Baum verborgen. Vier Einwohner von Hitzing wurden von den Türken gefangen, in Ketten geworfen und an diesen Baum gebunden. In ihrer Noth flehten sie zu Marien um Hülfe: die Ketten entfielen ihnen und eine Stimme rief: Hütet euch (versteckt euch — in der gemeinen Volkssprache Hütt's eng)! Diese Warnung befolgten sie, verbargen sich in einer dichten Waldung und kamen nach aufgehobener Belagerung glücklich wieder zurück. Von diesem Hütt's eng soll, so lautet die Sage weiter, der Name Hitzing entstanden seyn. Daß diese Benennung wenigstens vierhundert Jahr älter sey, beweist der Umstand, daß schon im Jahre 1133 eines Rupertus de Hezingen in einer Urkunde erwähnt wird. Auch im Jahre 1253 wird dessen unter dem Namen: Hiezingen gedacht. Es war damals ein Eigenthum des deutschen Ordens, von welchem es an das Stift Klosterneuburg

kam, worüber eine noch vorhandene lateinische Urkunde von diesem Jahre sagt, daß Ortolf von Dreßkirchen, Commendator des deutschen Hauses, seinen Meierhof zu Hiecingen nebst Weingärten und Bergrecht an den Propst Chunrad gegen einige Grundstücke zu Stockstall und Eichsdorf vertauscht habe. Eben so trat Chunrad von Greissenstein im Jahre 1263 sein Erbe zu Hyezing dem Stifte Klosterneuburg ab.

Im Jahre 1340 stiftete Johanna, Herzog Alberts II. Gemahlinn, in der Kirche zu Hitzing eine Messe, welche Stiftung von Eleonoren, Kaiser Friedrichs III. Gemahlinn, im J. 1460 bestätigt wurde.

Im Jahre 1533 war die Kirche so tief in Verfall gerathen, daß sie nicht einmal einen Priester mehr besolden konnte. Der damalige Propst Georg von Klosterneuburg erhielt daher vom päpstlichen Hofe die Erlaubniß, selbe mit allen ihren Rechten und Besitzungen auf ewige Zeiten seinem Stifte einzuverleiben. Die Urkunde hierüber wurde noch im nämlichen Jahre ausgefertigt, die feyerliche Besitznahme aber erfolgte erst am 4. März 1534.

Nach der Zeit wurde die Kirche zweymal in Asche gelegt, 1604 durch den ungarischen Feldherrn Stephan Boczkay und 1683 bey der zweyten Belagerung Wiens durch die Türken. Das letzte Mal wurde sie durch den Propst Mathäi in jener Gestalt wieder hergestellt, in der wir sie heute noch sehen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war Hitzing noch so unbedeutend, daß der Ort zur Zeit der Pest im Jahre 1713 nicht mehr als vierzehn Häuser hatte, wovon neun mit der Seuche behaftet waren. Als Maria Theresia beym Antritte ihrer Regierung von allen Seiten von Feinden bedrängt wurde, besuchte die gottesfürchtige Kaiserinn öfters die Kirche zu Hitzing. Dieß gab die erste Veranlassung zu der Vorliebe, welche sie für Schönbrunn hegte, weßhalb sie auch die Sommerzeiten immer hier zuzubringen pflegte. So wurde Schönbrunn in seine jetzige Pracht, und die umliegenden Örter in den blühenden Zustand versetzt, in welchem wir sie noch heut finden. Eine Viertelstunde von Hietzing liegt

St. Veit.

Es wird gegenwärtig in Ober- und Unter-St. Veit eingetheilt. Das erstere liegt auf der Anhöhe, und gewährt mit seiner Kirche und dem Schlosse, welche auf dem höchsten Puncte des Ortes stehen, einen vortrefflichen Anblick. Auf der Hälfte des Weges von Hitzing dahin liegt Unter-St. Veit, auch Neudörfel genannt, welches aber noch im Entstehen ist. Das Schloß und die Kirche in Ober-St. Veit sind uralt, jedoch in spätern Zeiten erneuert worden. Als in den Jahren 1174 und 1175 Heinrich Jasomirgott, der erste Herzog von Ober- und Nieder-Österreich, auf Veranlassung Kaiser Friedrichs I. von den Steyermärkern, Kärntnern, Böhmen und Mährern zugleich angegriffen und die österreichischen Marken mit Feuer und Schwert verheert wurden, kamen dreyhundert Unglückliche, welche sich in diese Kirche geflüchtet hatten, in den Flammen um.

Im Jahre 1360 schenkte Herzog Rudolph IV. den Wald bey St. Veit der Stephanskirche in Wien. Fünf Jahre später ging die feyerliche Versetzung der Propstey, wozu Rudolph schon im Jahre 1359 einen Propst, vier und zwanzig Chorherren und sechs und zwanzig Capläne für seine Hofcapelle gestiftet hatte, nach St. Stephan vor sich und bey dieser Gelegenheit wollte der

Herzog auch die Veste und das Kirchenlehen der neuen Propstey einverleiben; allein diese Stiftung kam nicht zu Stande. Im Jahre 1484 wurde St. Veit, welches der Schloßhauptmann nicht zu vertheidigen wagte, von den Truppen des Mathias Corvinus, Königs von Ungarn, der um diese Zeit Wien belagerte und einnahm, besetzt. Die Ungarn befestigten das Schloß durch Gräben. Friedrich Philipp, Graf von Breuner, welcher 1639 Bischof zu Wien wurde, baute bald darauf ein neues Schloß, das aber bey der zweyten türkischen Belagerung im Jahre 1683 wieder gestört wurde. Siegmund, Graf von Kollonitsch, der erste Erzbischof von Wien, erbaute in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das gegenwärtige Schloß und die Kirche zu St. Veit. Wenige hundert Schritte von hier liegt das Dörfchen

H a c k i n g,

dessen malerisch schöne Lage viel zu der herrlichen Decorirung der ganzen Gegend von Schönbrun beyträgt. Die Ritter Hackinger oder von Hacking waren ursprüngliche Österreicher und kommen schon in den Urkunden des Klosters Zwettl von den Jahren 1168 und 1175 vor. Wolfgang Hackinger lebte noch im Jahre 1500; nach ihm findet man keine Spur mehr von diesem Geschlechte. Dieser Ort hat sich durch keine merkwürdigen Schicksale ausgezeichnet.

(Die Berichtigung einiger in vorstehender Schilderung von Schönbrunn enthaltener unrichtiger Angaben, und die neueste Geschichte dieses merkwürdigen k. k. Lustschlosses folgt in einem der nachfolgenden Blätter.)

H o m o n y m e n.

1.

Verschlossen wird's und wohl bewacht,
Wenn mächt'ge Feinde nah'n,
Jedoch dem Freund um Mitternacht
Stets willig aufgethan.

Es stellet einen Menschen dar,
Der das nur schätzt, was gleißt,
Und, seinem Wandel nach, ein Narr
Mit vollem Rechte heißt.

Es ist ein G o t t der F a b e l z e i t,
Von Heiden hoch verehrt.
(Jetzt wird der w a h r e nicht gescheu't,
Und das heißt — aufgeklärt!!!)

2.

Selinde war ein schönes Kind,
Das heißt — vor dreyßig Jahren;
Die Stutzer gafften sich fast blind,
Trug sie das G a n z e in den Haaren.
Verhaßt blieb ihr der Ehestand,
Doch war sie keine Spröde,
Allein daß sie uns dessen überrede,
Beschäftigt jetzt sich ihre Hand,
An jedem Gott geweihten Orte,
Sehr fleißig mit dem R ä t h s e l w o r t e.

Carl August Glaser.

Pierre de Boscosel de Chastelard.

Von M. Enk.

Pierre de Boscosel de Chastelard war nach de Thou ein Urneffe, nach Bayle ein Enkel des berühmten Bayards, mit welchem er auch im Äußern Ähnlichkeit gehabt haben soll. Er besaß eine einnehmende Gestalt, und in seinen Zügen sprach sich eben jene heitre Offenheit des Gemüthes aus, wodurch der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel von Allen, die sich ihm nahten, Liebe und Vertrauen gewonnen hatte. Ihm glich er auch an echt ritterlichem Sinne; und auch sein Wahlspruch war: Alles für Gott, für mein Vaterland, und meine Damen. Schon hatte mehr als eine Probe seines Muthes ihm die Gunst des Hofes erworben, und die Augen der Besten seines Standes auf ihn gezogen, als ihn sein allzufeuriges Gefühl für Schönheit in die Schlingen einer Leidenschaft verwickelte, welche ihn bald genug in's Verderben stürzte.

Der Gegenstand dieser Leidenschaft war die bekannte Königinn Maria Stuart, welche um diese Zeit in der ersten Blüthe ihrer Schönheit als Gattinn Franz II. am französischen Hofe lebte. Von der magischen Gewalt ihrer Reitze können wir am besten aus den Wirkungen urtheilen, welche sie hervorbrachten, und sie mögen wohl — denn wie ließen sie sich höher anschlagen — eben so groß gewesen seyn, als der Leichtsinn und die Coquetterie ihrer Besitzerinn. Auch Chastelard konnte diese Reitze nicht erblicken, ohne davon bezaubert zu werden. Die Natur hatte ihm zu einem begeisterten Gefühl auch die Gabe gegeben, es in einschmeichelnden Tönen auszudrücken. Er verherrlichte die Schönheit der Königinn in mehreren Sonetten, und diese gestattete dem Dichter einige Unterredungen, in welchen die Anmuth ihres Geistes die glimmende Neigung schnell zur verzehrenden Leidenschaft anfachte.

Nach dem Tode ihres Gemahls gab sich Maria in Begleitung des Duc d'Anville nach Schottland. Chastelard folgte ihr, und kehrte in der Folge mit d'Anville nach Paris zurück. Hier verlebte er ein Jahr in Schmerz unbefriedigter Sehnsucht, die er in lieblichen Canzonen und Sonetten aushauchte. Allein unfähig die Entfernung von der Geliebten länger zu ertragen, reiste er im nächsten Jahre, mit Empfehlungsbriefen vom Herzoge von Montmorenci versehen, zum zweyten Male nach Schottland. Marie nahm ihn sehr gütig auf. Der Eitlen schmeichelte die Vergötterung des schönen jungen Mannes, dessen geistreiche Unterhaltung ihn bald zum Liebling aller Gesellschaften machte, allzusehr, als daß sie nicht alle jene tausend kleinen Künste der Coquetterie angewendet haben sollte, die eine Leidenschaft lebendig erhalten konnten, welche sie zu befriedigen nicht gesonnen war. So mußte diese bey Chastelard bald über alle Grenzen hinausschweifen. Er faßte den Entschluß einen überraschenden Schritt zu wagen. Maria verzieh' ihm. Als ihn aber der Wahnsinn der Leidenschaft hinriß, den nämlichen Versuch zum zweyten Mal zu wagen, ließ sie ihn vor ein Gericht stellen und bestätigte das Urtheil desselben, welches ihn verdammte enthauptet zu werden.

Grabschrift eines Kindes.

Kaum entkeimt der mütterlichen Erde,
Neigt' das Haupt die Knosp' in ihre Gruft,
Ruhend bis des Schöpfers zwentes: Werde!
Einst aus Staub zum neuen Seyn sie ruft.
Glücklich, glücklich! Blume, die im Lenze,
Unverwelkt, ein frisches Lüftchen bricht;
Die aus dir gewundnen Sommerkränze
Senget des Sirrocko Wehen nicht!

Theater-Anzeige.

Das Bild der Danae, dramatisches Spiel in zwey Aufzügen, von Herrn Deinhardstein. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Schon wieder ein gutes Lustspiel! Man sieht, wenn das Glück bey guter Laune ist (welches sich nicht oft zuträgt, da das Glück ein Frauenzimmer ist), so kömmt es zu Thür und Fenster herein.

Der Inhalt desselben ist folgender. Salvator Rosa (Hr. Korn) hat, gleich bey seiner Ankunft zu Florenz, einen Arm gebrochen und ist von dem Wundarzte Bernardo Ravienna (Hr. Kettel) geheilt worden. Das Stück beginnt mit dem Geständnisse, welches Ravienna schüchternen Muthes dem berühmten Künstler ablegt, er beschäftige sich auch mit der Malerey. Salvator, Anfangs unwillig darüber, daß der Wundarzt in eine Kunst pfusche, in welcher er, seiner Meinung nach, lebenslang nur Schüler bleiben werde, geräth in Entzücken, als Ravienna ihm sein letztes Bild, eine Danae, vorzeigt: er erklärt dasselbe für ein Meisterstück. Der Wundarzt entdeckt ihm, daß das Bild kein Ideal, sondern das Porträt von Lauren (Dlle. Weber), der Nichte des Calmari, Directors der Maler-Akademie von San Carlo (Hr. Costenoble), sey, daß er Lauren anbethe, aber von dem eifersüchtigen Onkel, der selbst bis zur Narrheit in seine Nichte verliebt sey, die allerschnödeste Behandlung erfahren habe und sein Haus nicht mehr betreten dürfe. Nichts desto weniger habe er, setzt Ravienna hinzu, ein Mittel gefunden, Lauren zu sehen; er schleiche sich nämlich, mit Hülfe eines bestochenen Aufsehers, täglich in den Saal der Maler-Akademie, wo er sich an die Stelle einer bekleideten Wachsfigur in einer Nische verberge und hier mit der Nichte des Calmari, welcher letztere in der Akademie wohne, Zusammenkünfte halte. So weit ist Ravienna in seiner Erzählung gekommen, als Calmari selbst bey Rosa erscheint und diesen um eine Unterredung unter vier Augen ersucht. Nachdem Ravienna, welchen Calmari, höchst unangenehm überrascht, den Wundarzt hier zu finden, scheel angesehen hat, fortgegangen ist, macht letzterer Rosa'n mit der Absicht seines Besuchs bekannt. Dieser besteht in nichts Geringerem, als in dem Antrage, der berühmte Maler sollte dasjenige Stück, welches er zu der, eben heute Statt findenden, Preisvertheilung einsenden werde, ihm, dem Calmari, dergestalt verkaufen, daß er, Calmari, den die Akademie zwar als einen großen Kenner verehre, welchem sie aber die Praxis, das Selbstschaffen, absspreche, das Bild Rosa's für sein eignes ausgeben und mit demselben, wie höchst wahrscheinlich sey, den Preis gewinnen könne. Rosa faßt auf der Stelle den Entschluß, dem Wundarzte nützlich zu werden: er verkauft Calmari'n die Danae, welche er für die seinige ausgibt, für eine große Summe, und verspricht (was er mit gutem Gewissen kann), „sich nie als den Verfasser des Bildes zu nennen." Die Akademie hält ihre Sitzung. Die eingesandten Gemälde werden geprüft, und die Danae erhält den Preis.

Eben will sich Calmari als den Verfertiger des Bildes zu erkennen geben, da öffnet der Procurator einen Zettel und liest den Namen Bernardo Ravienna ab. Calmari, der schon öffentlich erklärt hat, daß, dem Inhalte des Testaments seines Bruders gemäß, derjenige Maler, dem der Preis zuerkannt werden würde, seine Nichte zur Frau bekommen soll, muß um so geduldiger in die Heirath derselben mit dem Wundarzte willigen, als Rosa nur unter dieser einzigen Bedingung zu bewegen ist, sich über Calmari's vorgehabten Betrug ein unverbrüchliches Stillschweigen auferlegen zu lassen. Mit blutendem Herzen setzt der angeführte Onkel mit der einen Hand dem Ravienna den Lorberkranz auf und legt mit der andern Laurens Hand in die seinige.

Die Grundidee (oder sagen wir vielmehr, aus Gerechtigkeitsliebe gegen den Verfasser, der Schatten der Grundidee) vom Bilde der Danae ist aus einer Novelle von E. T. A. Hoffmann, betitelt: „Signor Formica," im Taschenbuche zum geselligen Vergnügen von 1820 (Leipzig, Gleditsch) abgedruckt, entlehnt worden. Diese Idee besteht darin, daß, in der Novelle, ein Wundarzt, der dem Salvator Rosa in einer Krankheit zur Ader gelassen hat, diesen mit seiner Liebe und zugleich mit seinem Malertalente bekannt macht, und daß das Bild, welches er Rosa'n zeigt, ein Mädchen vorstellt, dessen Onkel in dasselbe verliebt ist und es heirathen will. Der übrige Inhalt des Stücks und die demselben zum Grunde liegende Intrigue, das heißt, das Ansuchen Calmari's, ein Bild Rosa's zu kaufen, um dasselbe für das seinige auszugeben und damit den Preis zu gewinnen, so wie der Umstand, daß die Akademie diesem Bilde den Preis wirklich zuerkennt und daß, in Folge dessen, der Wundarzt, der Verfertiger desselben, die Nichte Calmari's, zur Frau erhält, sind ganz von des Verfassers eigner Erfindung. Die entlehnte Idee ist von so geringer Bedeutung, daß man wirklich wünschen möchte, Hr. Deinhardstein, dessen Stück dadurch den Anspruch auf ein Original verliert, hätte einen eigenen Stoff gewählt, um der Ehre, aus demselben ein gutes Lustspiel verfertigt zu haben, gänzlich theilhaftig zu werden.

Das Bild der Danae ist von vieler dramatischen Wirkung. Es sprechen sich darin ein Geist der inneren und äußeren Zweckmäßigkeit, ein Streben nach Wirkung durch vernünftige, den geschmackvollen Zuschauer interessirende, Mittel, eine Bedeutsamkeit der Gedanken, eine Reinheit und Kürze der Diction aus, deren Verdienstlichkeit jeder unparteyische Kenner mit Bereitwilligkeit anerkennen muß. Die erste Scene, in welcher Rosa dem Wundarzte seine Mißbilligung über die Leichtfertigkeit zu erkennen gibt, mit welcher dieser, seiner Meinung nach, die Lanzette gegen den Pinsel vertauscht hat, ist mit geistvoller Gediegenheit geschrieben und macht dem Verfasser Ehre, obgleich die Idee derselben in der obenerwähnten Erzählung angedeutet, doch durchaus nicht ausgeführt ist. Der Charakter Calmari's, welcher mit sicherer Hand und sehr verständig und verständlich gezeichnet ist, gehört ganz dem Verfasser an. Auch Calmari's Scene mit Rosa ist geistvoll dialogisirt.

In Hinsicht der materiellen Erfindung des Plans hat das Stück wesentliche Fehler. Wir rechnen dazu besonders den Umstand, daß der Verfasser seinen Calmari, der nicht malen kann, zum Director einer Maler-Akademie macht. Daß Calmari sich als einen vollendeten Kunstkenner schildern muß, hebt diesen Übelstand nicht auf. Ein zweyter Verstoß gegen die materielle Wahrscheinlichkeit besteht darin, daß das Bild, welches den Preis erhält, ganz gegen den sonst üblichen Gebrauch, erst wenige Augenblicke vor der Preisertheilung eingesandt worden ist, also unmöglich von allen Malern aufmerksam hat geprüft werden können. Auch ist zu rügen, daß sich Calmari, ebenfalls gegen den Gebrauch, erst im Augenblicke, wo dem Bilde der Preis zuerkannt wird, als Verfertiger desselben zu erkennen geben will. Die Gründe, welche, wie er sich schon früher darüber erklärt hat, ihn veranlassen, den Namenzettel nicht zugleich mit dem Gemälde einzureichen, lassen sich freylich hören, zeugen aber dennoch zu sehr vom Nothbedarfe. Endlich könnte man auch fragen, wo die Wachsfigur des Cimabue hingethan werde, während sich (welches unter andern auch einmal vor den Augen der Zuschauer geschieht) Ravienna an deren Platz stellt? Daß der Verfasser kein Mittel gesucht hat, Ravienna mit Rosa bekannt werden zu lassen, ohne diesen einen Arm brechen zu las-

sen, beraubt den Künstler, der die Rolle spielt, der Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner körperlichen Mimik zu entwickeln und stellt diesen großen Maler ohne Noth in der nicht günstigen Lage eines körperlich beschädigten Mannes dar.

Der Ton der edlern höhern Komödie, welcher in dem Stücke herrscht, wird, dünkt uns, nur an einer einzigen Stelle verletzt. Dieß geschieht, wann Calmari von einem „Gezweige" (dem Lorberkranze) spricht, welches er sich schon auf dem Haupte sehe, und Laura statt dessen „Geweih" verstanden zu haben, vorgibt, ein Wortspiel, welches, besonders im Munde eines jungen unschuldigen Mädchens, nicht tadellos erscheint. Auch dürfte, in der, übrigens so gehaltvollen Diction, folgende triviale Erwiderung ausgemerzt zu werden verdienen. Ravienna sagt, wann er sich in der Nische versteckt hat: „Es ist doch unerhört ꝛc." und Rosa antwortet: „Nein, dein Betragen (oder so etwa) ist unerhört."

Die Aufführung war vortrefflich. Hr. Korn hat den ironischen Theil seiner Rolle meisterhaft gespielt, die ernsten Partien aber, dünkt uns, etwas zu heftig aufgetragen. Warum spricht dieser Künstler den Monolog, der ihm so vortrefflich gelingt, statt sich so nahe an den Tisch zu drängen, nicht in der Mitte der Bühne? Hr. Costenoble charakterisirt den Calmari so ausgezeichnet brav, daß wir diese Rolle für eine seiner besten Darstellungen halten zu können glauben. In der Aussprache des Namens Cimabue begeht er, dünkt uns, einen Fehler: dieses Wort klingt nicht dreysylbig, sondern viersylbig. Dlle. Weber ist allerliebst als Laura; besonders gelingt ihr die Verlegenheit, wenn sie von dem Onkel mit dem Haare aus dem Barte des Cimabue überrascht wird. In Hrn. Kettel (Ravienna) ist, wie gewöhnlich, die Lebendigkeit seines Spiels, so wie die Liebe zur Sache, welche er bey jeder seiner Darstellungen zeigt, zu loben.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Bignonia stans. Eschenblättrige Trompetenblume. Vom wärmeren Amerika.

Crassula coccinea. Scharlachrothes Dickblatt. Vom Cap.

Chironia frutescens. Strauchartige Chironie. Vom Cap.

Duranta Ellisia. Ellisische Durante. Aus Jamaica.

Hibiscus Manihot. Schwefelfarbiger Hibiscus. Von Indien.

Hypericum monogynum. Indisches Hartheu. Aus China.

Jatropha urens. Aus Westindien.

Penstemon campanulata. Glockenförmiger Bartfaden. Aus Mexico.

Passiflora cuprea. Kupferfarbige Passionsblume. Von Providence.

Psoralea bracteata. Punctirte Psoralea. Vom Cap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 25. Juny 1822.

76

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Gewagte Güte.

Novelle.

Von Louise Brachmann.

Wie oft zwischen verfallenden Gemäuern der Sprößling eines edlen Baumes oder einer lieblichen Blume recht schön und anmuthsvoll emporwächst, obwohl verlassen, so blühte auch die holde frühverwaiste Serena mitten in ihrer traurigen Verlassenheit voll Reiz empor.

Ihr Vater, der letzte glücklose Sprößling eines einst angesehenen Geschlechts war nach dem gänzlichen Verfall seiner Glücksgüter und seines Ansehens bald seiner frühverstorbenen Gattinn im Tode gefolgt, und hatte die arme, kleine Serena, sein einziges Kind, ganz allein in der Welt zurückgelassen, nur der Gnade einer alten strengen Verwandtinn heimgefallen, welche von aller ehemaligen Pracht ihrer Familie nur ein kleines halbverfallenes Gartenhaus in einer der Vorstädte von Madrid an sich behalten hatte, nebst einem kleinen Stück des daranstoßenden Gartens, worin sie ihr Gemüse erbaute. Das Hauptgebäude des großen prächtigen Gartens ging in eine andere belebtere Straße heraus und gehörte jetzt den Herren von Villarez.

Sparsamkeit forderten die Umstände der alternden Dame, strengste Sparsamkeit, die dann wohl oft in Kargheit überging. Und hart und grämlich hatte das Unglück die einst Begüterte gemacht. So lebte denn die arme Serena ein gänzlich abgeschiedenes freudloses Leben, obgleich so nahe bey den rauschenden Lustbarkeiten der Hauptstadt; von Kindheit auf an ihren Stickrahmen gebannt, in welchem sie sehr kunstreiche Arbeiten fertigte und so ihren Unterhalt redlich gewann.

Nur gewohnt an dem Gelingen ihres Fleißes unschuldige Freude zu finden und sich das düstre, faltenreiche Antlitz ihrer Base ein wenig erheitern zu sehen, ahnete sie wenig von jenen Freuden, worin sich Andre ihres Alters bewegten; nur selten verlor sich ein Nachhall davon, oder eine Gruppe Lustwandelnder in die abgelegene Nebenstraße, an welche ihr verfallender Pavillon stieß.

Die Base aber, Donna Isaura mit Namen, hatte sich fest vorgenommen mit größter Strenge über das ihr anvertraute, letzte Kleinod ihrer Familie zu wachen; „das wär' schön" sagte sie oft, „wenn unsre boshaften Feinde, durch deren Ränke allein der Glanz unsres Hauses hat untergehen müssen, noch triumphiren könnten, die Ehre der letzten Tochter desselben nur im Entferntesten verletzt zu sehen. Wenn sie nicht mit dem ihr angehörenden Glanze die Freuden der Welt genießen kann, so sey ihr Anblick ihr lieber ganz verborgen."

Von Kindheit auf war Serena an diese Ansichten gewö[illegible]. Und wenn nun auch zuweilen an schönen Sonntags-Abenden, wo eine freye Stunde ihr vergönnte am Fenster zu verweilen, ein Paar festlich geschmückter Lustwandelnder, deren ganzes Wesen Freude und Liebe verrieth, ihren Blick auf sich zog, wenn denn auch zuweilen ein leiser Seufzer der höher schwellenden Brust der Jungfrau entstieg, so riß sie sich von dem beunruhigenden Anblick los und ging nach den gegenüberliegenden Fenstern des kleinen Hauses, die nach dem Garten sahen, sich an den stillen Freuden begnügend, welche ihr zugemessen waren. Die Blumen aber, womit Frühling und Sommer ihr eingeschränktes Gärtchen schmückten, machten ihr liebstes Besitzthum aus. Ihr unermüdeter Fleiß hatte nehmlich die Beete, auf welchen die Gemüse für ihren dürftigen Haushalt grünten, mit einem reichen buntfarbigen Flor eingefaßt.

Hier war das einzige ihr vergönnte Lustgebiet; beynah der einzige Ort, wohin sie aus dem Hause ihren Fuß setzen durfte, die kleine, wenig besuchte Capelle in ihrer Straße ausgenommen, wohin die Base zuweilen mit ihr zur Messe ging.

Wenn sie aber von ihrem Fenster hinab auf ihr blühendes Grundstück blicken wollte, so flogen unwillkürlich ihre Blicke größten Theils über den engen Bezirk hinaus und zu den schlanken Wipfeln der Pappeln und Pinien hinüber, die um das schöne Hauptgebäude wehten, und verweilten auf allen den anmuthigen Baumparthien des prächtigen weitläufigen Gartens.

Da hinüber gehen zu wollen, da ihr Gärtchen nur durch eine leichte Hecke davon geschieden wurde, dieser Gedanke war ihr schon als Kind strenge verwiesen worden; wenn sie gefragt hatte: warum man denn nicht auch ein wenig in den viel schönern größern Nachbargarten hinüber gehe? da es der jetzige Besitzer doch erlaubt habe; „Mein Kind," hatte dann die Base mit einem stolzen Blicke erwiedert; „die Nachkommen der Salvaterras nehmen keine Gefälligkeiten von den Herren von Villarez an; und sie benutzen kein Grundstück, als was ihnen zu eigen gehört."

Sie blickte dabey mit inniger Selbstzufriedenheit in dem Zimmer umher, das sie so wie den ganzen Pavillon noch als ihr Eigenthum sich erhandelt hatte, und wo noch Alles trotz des baufälligen Zustandes die Spuren der Pracht trug, womit es ihre Vorfahren erbaut hatten.

Das einzige Vergnügen der guten Donna Isaura bestand nun darin, daß sie alle Morgen in den wenigen kleinen Prunkgemächern wohlgefällig betrachtend umherging; mit einem feinen Tuche eigenhändig den Staub von den schwarz angelaufenen goldnen Leisten der dunkeln Tapeten, und von den Lehnen der Stühle, die mit verblichenem rothen Sammet überzogen waren, wischte. Ihren vorzüglichsten Stolz aber machten einige noch ziemlich wohl erhaltene Bilder von ritterlichen Urvätern aus, welche die Wände zierten. Sich

selbst legte sie dann ganz die Kleidung an, die, obwohl altvätrisch und abgetragen, doch ihrem Range völlig angemessen war, und so setzte sie sich, zu ihrem mühvollen Lebenserwerb, durch die Nadel, der fleißigen Serena gegenüber.

Gewöhnlich in ernstem düstern Schweigen gingen die Stunden hin; nur selten, von den Bitten der holden Nichte bewegt, öffnete sich das Gemüth Donna Isaurens zu Erzählungen der vergangenen Zeit; doch diese Mittheilungen bestanden größten Theils in Aufzählung aller der Ränke und Feindseligkeiten, denen ihr ganzes Geschlecht und namentlich Serenens Vater unterlegen war; und der feigherzigen Schwäche, womit fast alle seine Freunde sich von ihm abgewandt hatten. Donna Isaura schloß gewöhnlich damit, daß sie die Rache des Himmels allen den Feinden, und allen den abtrünnigen Freunden des Hauses Salvaterra weissagte, und sollte sie auch erst an Kind und Kindeskind in Erfüllung gehen.

„Nur Einer," wiederhohlte sie oft, „nur einer von den Freunden deines Vaters, der biedre Rodriguez von Sendowal, der ihm einst in einer Schlacht in Flandern das Leben rettete, ist ihm unwandelbar treu geblieben und hat nie den boshaften Günstlingen des ungerechten, grausamen Alba nachgegeben! und nun? was ist aus seinem Sohne geworden? rühmt nicht alle Welt den tapfern Kriegshelden, den edelmüthigen Don Alonso von Sendowal?"

So ging die stille Zeit dahin, die sanfte Serena saß noch immer einen Tag wie den andern fleißig an ihrem Rahmen und blickte genügsam nur aus der Ferne nach dem schönen benachbarten Garten hinüber. Indessen, eines Tages ward sie doch zwischen den anmuthigen Gartengängen einen Gegenstand gewahr, der ihr noch anmuthiger erschien als Pinien und Pappeln und alle die herrlichen Baum- und Blumenarten jenes bezaubernden Gebiets. Ein Jüngling war es, schön und blühend wie die prächtig blühenden Oleanderstauden, die er jetzt im Näherkommen durchwandelte. Er war jetzt an der Grenze, welche die beyden Gärten schied, und sie konnte nun genauer die schöne Erscheinung betrachten, die durch die zierliche buntfarbige Ritterkleidung noch mehr auf dem dunkelgrünen Laubgrunde der Bäume hervorgehoben ward.

Allein jetzt ward er auch die liebliche Beobachterinn gewahr, und seine Augen blitzten feurig. Gleich einer zarten Blume, die man hinter schützendem Glas vor den allzubrennenden Strahlen der Sonne zu verbergen pflegt, hatte auch sie sich vor dem Feuer jener flammend zu ihr herüber streifenden Blicke hold erschrocken hinter den Schirm ihres Fensters geflüchtet, und wagte auch fortan nur schüchtern ihn ganz von ferne zu betrachten, wenn er — sie mußte sich es wohl gestehen, daß es ihretwegen geschah — täglich wieder den Garten durchstreifte und an der Grenze des ihren sehnend herüber blickend, erwartend stehen blieb.

Ein neues, nie gekanntes Gefühl erwachte in der jungfräulichen Brust; noch nie hatte sie eine so schöne Erscheinung gesehen, und es that ihr zugleich unnennbar wohl, daß sie, die sich bisher ganz allein und unbeachtet in der Welt geglaubt hatte, sich jetzt als den Gegenstand so sehnsuchtsvoller Blicke aus diesen glänzenden Augen sah. Ein Gefühl von lebhafter Dankbarkeit gegen den Unbekannten erfüllte in geheim ihr Herz.

Auch die Aufmerksamkeit der Base ward auf den Spähendharrenden gerichtet; sie erfuhr durch ihre Bekanntinnen, durch welche sie doch immer noch

in einigem Verkehr mit den Neuigkeiten der Welt blieb, daß der Jüngling Don Silvio heiße, und ein kürzlich angekommener Verwandter der Familie Villarez sey, mit welcher er jetzt den Garten bewohne.

Ehe die gute Donna Isaura aber noch Zeit hatte, über diese gefährliche Nachbarschaft ihre Besorgniß auszudrücken, war dem jugendlichen ungestümen Don Silvio schon die Zeit zu lang geworden, welche er nur so in entferntem Schmachten zubringen sollte. Er, das einzige Kind reicher, ihn zärtlich liebender Ältern, war in frischer Lebensfreudigkeit aufgewachsen, und nicht gewohnt sich in seinen liebsten Wünschen durch unleidliche Schwierigkeiten gehemmt zu sehen.

Und dieser Wunsch schien ihm einer der gerechtesten und unschuldigsten; denn das sanfte Madonnenbild, das er am Fenster erblickt, hatte ihn zu so ernsten, ja frommen Empfindungen gestimmt, als er sich nicht entsinnen konnte o leicht gehabt zu haben. Alles was er von ihrer unvergleichlichen Sittsamkeit hörte, bestärkte ihn noch mehr darin. Und das was man ihm, auf seine Nachforschungen von ihren nähern Verhältnissen und dem Charakter ihrer Base sagte, machte es seinem leichten Überblicke nicht schwer den sichersten und besten Weg zu wählen, um ihre nähere Bekanntschaft zu erhalten.

Mit allem dem Anstand, welcher der Geburt der guten Donna Isaura angemessen war, ließ er sich melden und sagte, als er auf eine eben so abgemessene Erwiederung erschien, daß es ihm, dem kürzlich Angekommenen, unmöglich gefallen sey, als ein so naher Nachbar von zwey so ehrenwerthen Damen aus dem weltberühmten Geschlechte der Salvaterras, zu verweilen, ohne der vortrefflichen Donna Isaura und ihrer liebenswürdigen Nichte seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Der guten Donna Isaura pochte das Herz bey dieser schmeichelhaften Anrede, die wie ein Nachhall aus vergangenen Zeiten in ihre Seele drang. Der Gedanke, in ihrer holden Nichte eine Wiederbeleberinn des alten Glanzes ihres Geschlechts erzogen zu haben, hatte immer im Hintergrunde ihres Herzens geschlummert; und so viel war ihr von dem romantischen Hange ihres Volkes zum Abenteuerlichen als Antheil gefallen, daß sie sich vorstellen konnte, wie ein stattlicher begüterter Ritter kommen, und das hochgeborne köstlich bewahrte Fräulein, das in Gefangenschaft der Armuth gerathen, daraus befreyen werde.

Der artige gewandte Don Silvio schien ihr ganz der Mann um jene Hoffnung zu verwirklichen; und wer er eigentlich sey? darüber flog sie auch schon eine freudige Ahnung an.

Don Silvio aber fand seiner Seits, bey'm nähern Anblick, die Ähnlichkeit der hocherröthenden Serena mit einem rührenden Madonnenbilde noch mehr bestätigt; das weiche dunkelbraune Haar legte sich gescheitelt um die reine alabasterweiße Stirn, an die sich sanft niedersenkend die schöne, griechisch geformte Nase schloß; die sanften dunkeln Augen hoben sich etwas schwermüthig unter dem Schutz der langen Wimpern, so wie auch ein halbleidendes, unnennbar holdseliges Lächeln den lieblichen Mund umfloß.

Ganz außer sich von Leidenschaft für sie beschloß er öfter wieder zu kommen, was ihm auch erlaubt wurde, als er sich empfahl und die Damen höchst zufrieden über seine artige Unterhaltung zurückließ.

Er hielt seinen Vorsatz und nährte auch in der unschuldigen Brust des Mädchens die Neigung für ihn und die ruhegefährliche Hoffnung. Indessen würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn eines Anschlags des Leichtsinns auf das Herz des Mädchens beschuldigen wollte. Alles was er von den Tugenden Serenens und vorzüglich von der engelgleichen Sanftmuth sah, womit sie auch die bittersten Launen ihrer düstern Base ertrug, erweckten in seinem Herzen eine Ahnung häuslichen Glückes, wie er sie nie gefühlt hatte, und da er reich nnd unabhängig war, so sah er keinen Grund, warum er nicht auf dem kürzesten und bequemsten Wege sich den Besitz der Geliebten verschaffen sollte? besonders da auch ihre Abkunft der seinigen vollkommen ebenbürtig war.

Er gab auch seine Absicht bereits deutlich zu erkennen, zu großer Freude Donna Isaurens, die indeß auch bey dieser Gelegenheit den förmlichsten Anstand beobachtet und nur mit gehöriger Bedächtlichkeit diesen wichtigen Schritt gethan wissen wollte, so lang er auch bey ihr schon bedacht war.

Für Serenen ging nun eine ganz neue glückliche Zeit an; noch öfter als sonst schweiften jetzt ihre Blicke zu dem benachbarten Garten hinüber, doch nicht nach den Wipfeln der Pinien, sondern sie ruhten zärtlich auf dem geliebten Silvio, der gleich einem Schäfer des glücklichen Arcadien zwischen den Gängen wandelte und ihr liebende Grüsse zuwinkte.

Auch ihre häusliche Lage war höchst vortheilhaft verändert; man kannte fast die gute alte Dame nicht mehr, so erheitert war sie und Alles was sie sprach, war voll des Lobes des galanten und wohlgesitteten Don Silvio. Als eine unvorhergesehene Begebenheit alle diese hoffnungsvollen Aussichten zerstörte.

Eine Freundinn vom Lande schickte Donna Isauren eines Nachmittags ihren Wagen, und ließ sich für kurze Zeit ihren Besuch erbitten, da sie krank liege, und doch in einer sehr wichtigen Angelegenheit den Rath einer so einsichtsvollen Freundinn nöthig habe.

Das Ehrgefühl der redlichen Isaura fand sich höchlich geschmeichelt durch diese Aufforderung, und sie beschloß ihre Nichte mit sich zu nehmen und sogleich abzureisen. Indeß entstand doch hierbey ein heftiger Kampf in ihrem Innern, da sie immer in eben dem Maße vor Einbruch besorgt war, als ihr ganzes Besitzthum in den Augen der Räuber keinen Werth gehabt haben würde, denn weder die verblichenen Stühle, die schwarzgoldenen Leisten, noch selbst die Ahnenbilder würden die rohen Räuberseelen im mindesten zu schätzen gewußt haben. Der alten Dame schien dieß indessen gar nicht so; eine eigene Dienerinn, welche sie hätte zurücklassen können, hatte sie nicht einmahl, weil sie zu arm dazu war; nur eine fernwohnende Aufwärterinn brachte täglich den armen Erbinnen des Namens Salvaterra die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens.

Sehr erwünscht kam es daher Donna Isauren, daß ihr Serena selbst versicherte, sie werde weit lieber zu Hause bleiben, um eine ausnehmend kunstreiche Stickerey, ein Geschenk zu Don Silvio's Namenstage, welcher auf übermorgen fiel, mit Sorgfalt beenden zu können.

Donna Isaura versprach sich selbst viel von der Wirkung dieses Kunstwerks; sie meinte, daß dieß erst den ganzen Werth ihrer Nichte und ihrer Erziehung in das rechte Licht setzen, und Don Silvio's gewünschten Entschluß zur Reife bringen werde. Der strengen Sittsamkeit ihrer Zöglinginn konnte

sie hinlänglich trauen, um sie wohl auf eine so kurze Zeit ohne ihren Schutz lassen zu können; überdem beschloß sie, eine Freundinn Serenens, die einige Jahre älter, als diese, und ein wahres Muster von Weisheit und Vorsichtigkeit war, bey ihr bleiben zu lassen. Wozu Donna Griselda, so hieß die Freundinn, sich auch gleich verstand.

Doch reiste sie nicht ab, ohne ihrer Nichte noch einige Verhaltungsregeln nachdrücklich eingeschärft zu haben. „Bis morgen Mittag," sagte sie, „werde ich bestimmt wieder zurück seyn; bis dahin, mein Kind, nimm dich ja in Acht, deinem Verehrer einen Besuch zu gestatten! denn so artig und wohlgesittet auch Don Silvio ist, so bleibt er doch immer ein Mann, und ein Jeder dieses seltsamen und gefährlichen Geschlechts pflegt auch die leiseste Abweichung Einer der Unsern von der strengen Sitte mit Undank und Abwendung zu bestrafen. Erhalte dir also ja die achtungsvolle Liebe Don Silvio's! Mehr, als du vielleicht denkst, ist an seiner Gesinnung gelegen!"

Serena küßte ehrerbietig die Hand ihrer Verwandtinn, und versprach ihr den pünctlichsten Gehorsam, worauf diese beruhigt abreiste.

Die beyden Mädchen setzten sich nun noch einige Stunden an ihre Arbeit, bis der Abend einbrach und sie zu feyern nöthigte.

Die gute gewissenhafte Serena war fest entschlossen ihr Versprechen auf das Strengste zu halten; nicht einmal an das Fenster wagte sie zu treten, das nach dem Garten sah; so sehr sie sich auch nach dem Anblick ihres geliebten Freundes sehnte; so unentbehrlich ihr auch schon die liebe Gewohnheit ihn zu sehen geworden war.

Doch war ihr diese Selbstüberwindung bald durch die Versicherung ihrer Freundinn erleichtert, daß sie Don Silvio diesen Nachmittag auf der Straße begegnet und zu einem Freunde habe gehen sehen.

Beyde Mädchen besprachen sich nun in der traulichen dämmernden Abendstunde über alles das, was für Mädchenherzen das Angenehmste und Wichtigste ist. Donna Griselda pries das Glück ihrer Freundinn, einen so schönen und begüterten Edelmann als Don Silvio zum Liebhaber zu haben; und Serena gestand dagegen ihrer Freundinn offen, wie sie ihm auch innig, von ganzer Seele zugethan sey, und lieber das Leben verlieren wolle als seine Liebe.

Es war indessen spät geworden; sie hatte nicht erst Kerzen anzünden wollen; auf den Aufgang des Mondes wartend, dessen Licht das kleine Gemach mit überhellem Glanz zu schmücken pflegte; nur kurzes Dunkel lag zwischen ihm und der Abenddämmerung; doch dicht war heut dieß Dunkel, und schauerliche Stille herrschte ringsum in der einsamen tiefen Nacht.

Ein eignes unheimliches Gefühl ergriff die Herzen der Jungfrauen, und sie bereiteten sich früher schlafen zu gehen, als sie vorher Willens gewesen waren; da hörten sie mit einem Male in der einsamen Straße, in welcher ihre Wohnung lag, ein seltsames Geräusch; und aufhorchend erkannten sie es bald für ein heftiges Waffengeklirr. Die Schwerter trafen furchtbar schnell auf einander, und dumpfer, schauerlicher Wuthausruf schallte zuweilen dazwischen.

Die Mädchen flogen an das Fenster, und sahen jetzt in einiger Entfernung die Straße hinauf, beym Licht der eben jetzt heraufwallenden Mondesscheibe, einen Ritter allein gegen vier Bewaffnete kämpfen, die meuchelmörderisch auf ihn eindrangen.

„O die Unedlen! Schändlichen! vier gegen Einen!" rief die sonst so sanfte Serena jetzt ganz außer sich vor Entsetzen und Empörung.

Der Ritter kämpfte heldenmüthig, doch immer zurückweichend; und schon sah er sich fast von seinen mörderischen Gegnern übermannt, als er plötzlich durch eine kühne Wendung sich ihnen entrang, und davon eilte.

Allein allenthalben nur kahle Gartenmauern, die nirgends eine Thür, einen Ausweg zeigten; nur das Portal des Pavillons, wo die Mädchen am Fenster standen, ließ einige Sicherheit hoffen; und dahin richtete sich seine Rettungsflucht. Glücklich hatte er jetzt das Portal erreicht; die Meichelmörder waren verschwunden; und jetzt drang seine Stimme herauf.

Um der heiligen Jungfrau willen, bat er, öffnet mir Eure Thür, edle Damen! Ich bin meinen Feinden entronnen.

„O Gott! Gott!" rief Serena und schwankte. Das ganze Bedenkliche ihrer Lage stellte sich ihr wohl mit einem schnellen Überblicke dar; sie und Griselda ganz allein zu später Nachtzeit und einen fremden Mann hereinlassen? daß es ihr Freund Don Silvio nicht etwa selbst seyn konnte, dieß hatte ihr schon von fern die dunkle Kleidung bewiesen, welche Don Silvio niemahls trug; auch kannte die Liebende wohl die Gestalt, ja jede Bewegung des Geliebten zu gut, um sie mit denen eines Fremden zu verwechseln, vor allen aber ließ jetzt die unbekannte, nie gehörte Stimme keinen Zweifel deßhalb. Doch auch das Unglück des Fremden drang, Mitleid fordernd, an ihr Herz, und schon hatte sie einige Schritte nach der Thür gethan, als sie Griselda zurück hielt, und ihr mit dringenden Worten zurief: „Um Gottes willen Serena, was willst du thun? Ist das die Sorgfalt, womit du der Base gelobt hast über deinen Ruf zu wachen. Und Don Silvio? was müßte er denken, erführe er, daß du zu so später Nachtzeit einem Manne dein Haus geöffnet? Und er kann es selbst sehen, denn ich sah ihn in jenen Garten gehen, wo in dem Hause die Fenster noch erleuchtet sind, in welchem sein Freund der junge Ramiro wohnt" sie zeigte nach der entgegengesetzten Seite der Straße von der, wo das Gefecht gewesen war, und wohin die Fenster des Hinterhauses eines ansehnlichen Gartens herausgingen.

„Wie leicht," setzte noch Griselda eifrig hinzu, „wie leicht könnte das, dich immer bewachende Auge der Liebe, diese für eine Jungfrau so ungeheure That erblicken; er würde sich von dir verachtend abwenden, ohne selbst deine Entschuldigung hören zu wollen, vielleicht Madrid verlassen, eh du ihn wiedersähest."

Wohl drang das grausenvolle Bild mit allen seinen Schrecken in Serenens beängstetes Gemüth.

Allein jetzt ertönte noch einmahl die rührende Stimme des unglücklichen Verfolgten, innlger schien sie aus der Tiefe der Brust herauf zu dringen: „O habt Erbarmung!" flehte er „ich bin verloren, wenn ich diese Freystätte verlassen muß; dort in jener Ecke lauern noch meine Mörder auf mich."

Serenens schnell hinüberfliegender Blick sah in der That in einem Winkel der Mauer jene Abscheulichen noch auf ihr auserkornes Opfer lauern.

Und jetzt schwand jede Rücksicht auf eigenes Wohl und Weh; sie hörte nicht mehr auf das, was Griselda sagte, riß sich los und eilte hinab, die Thür zu öffnen. Der Mond schien, als sie öffnete, verblendend in ihr holdes

Gesicht; da er aber hinter dem Fremden stand, so konnte sie von dessen Antlitz nichts erblicken; nur eine dunkle schlanke Gestalt sah sie, die etwas zögernd hereintrat.

„Seyd ihr ein Engel des Himmels?" rief der Fremde, in heftiger Bewegung. „Wißt, daß Ihr keinem Unwürdigen das Leben gerettet habt, edle Donna! In einer unbedeutenden Streitigkeit, die ich gern im ehrlichen Zweikampf ausgefochten haben würde, hab' ich die heimtückische Rachsucht eines Gegners auf mich gezogen, der es für gerathener achtet, mich mit drey Gehülfen meuchlerisch anzufallen."

(Die Fortsetzung folgt)

Ankündigung.

Bey dem bevorstehenden Halbjahresschlusse des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift werden die HH. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. Dinstags, Donnerstags und Sonnabends erscheint ein halber Bogen Text in groß Octav auf Velinpapier, und wöchentlich am Donnerstage, ein von Hrn. Phil. v. Stubenrauch, Costümdirector der k. k. Theater, gezeichnetes, und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz Stöber in Kupfer gestochenes, sorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coeffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jeder mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Dem Urtheile unparteyischer und sachkundiger Leser bleibt es überlassen, zu entscheiden, ob und wie ferne es der Redaction der Wiener Zeitschrift gelungen ist, Sorgfalt auf die Auswahl und den Gehalt der aufzunehmenden Aufsätze zu verwenden, und dieses Institut, dessen Zweck besonders ist, dem Weltmanne und gebildeten Frauen eine angenehme und nicht zwecklose Unterhaltung zu verschaffen, des Beyfalls, den dasselbe schon seit Jahren vorzugsweise bey dem Publicum genossen hat, immer würdiger zu machen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährig 15, halbjährig 30, und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder vierteljährig 7, halbjährig 14, und jährlich 28 fl. W. W. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108) abgelassen. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und halbjährig 33, und jährlich 66 fl. W. W. nebst den bekannten Gebühren entrichten.

Den geehrten HH. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Oberstbofpostamts-Zeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Wiener Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich dieselben bey ihrer etwaigen Abreise von Wien auf Landgüter ꝛc. innerhalb des Kaiserstaats allenthalben nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des dießjährigen, und der bisherigen sechs Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 27. Juny 1822.

77

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Gewagte Güte.

Novelle.

Von Louise Brachmann.

(Fortsetzung)

Obgleich der Fremde diese Worte in fliegender Eile sprach, und obgleich sein Ton und sein ganzes Wesen etwas sehr Edles und Bescheidenes hatte, so kehrte doch jetzt, wo sie ihn gerettet sah, alle die Bangigkeit in Serenens Herz zurück, die ihr Geschlecht und ihre eigne Lage mit sich brachte; so ganz allein mit dem Fremden auf der einsamen Hausflur, der nur von der halboffenstehenden Thür her eine schwache Beleuchtung erhielt, verlassen von ihrer Freundinn, die, zürnend und besorgt für ihren eigenen Ruf, oben geblieben war, und gleichwohl zu mitleidig zart, um dem Schutzlosen etwas davon äußern zu wollen, stand die arme Serena stumm und bebend ihm gegenüber.

Doch jener fuhr gleich fort: „Ich schließe ganz auf die Größe des Opfers, das Ihr gebracht habt, edle Donna, da Ihr selbst Euch herablassen mußtet, mir zu öffnen, und schon um Euretwillen möchte ich hier nicht verweilen; allein auch meine Ehre will, daß ich ungesäumt bey meinem Regiment eintreffe, welches vor Tagesanbruch ausrückt, um aufs neue ins Feld zu ziehen. Habt Ihr demnach vielleicht einen Ausgang von der entgegengesetzten Seite eures Hauses, so werdet Ihr Euch um das Leben eines Mannes verdient machen, der außerdem dem niedrigsten Verrath zum Raube wird."

Serenen fiel sogleich ein, daß aus ihrem Gärtchen eine kleine Pforte nach jener belebteren Straße führte, in der ein Wachthaus war und wo der Verfolgte ohne Zweifel gesichert seyn würde. Sie machte schnell den Schlüssel dazu von dem Bunde los, das sie, zum Öffnen der Hausthür, mit herabgenommen hatte, reichte ihn dem Fremden, und beschrieb ihm genau den Weg, den er zu nehmen hatte, mit dem bittenden Zusatze: „Er möge nur den Schlüssel an der inwendigen Thür stecken lassen." Ihn selbst bis an die Pforte zu geleiten, so weit reichte ihr Muth doch nicht.

„Leb wohl dann, holder, schützender Engel!" rief der Ritter, den Schlüssel aus ihrer Hand empfangend. Er ergriff dabey die wohlthätige Hand, und drückte sie in äußerster Bewegung an die hochklopfende Brust und an die Lippen. Indeß aber Serena darüber noch bestürzt war, zog er schnell einen kleinen goldnen Ring, den er an ihrem Finger gefühlt hatte, davon ab, und ihn mit sich nehmend, flisterte er noch: „Glaubet, daß ich Euch ewig nicht vergessen werde," und eilte durch den Garten hinweg.

In einem Zustande von Betäubung blieb Serena am Fuß der Treppe stehen, bis endlich Griselda herabstieg. „Ich muß nur endlich selbst herabkommen," sagte sie, um dich nicht noch zu mehrern Unbesonnenheiten verleitet zu sehen."

Der Hauptgrund ihres Herabkommens war aber, daß sie oben an der Treppe des fremden Ritters einnehmende Stimme gehört hatte, verschönt noch durch den bezaubernden Accord begeisterter Liebe. Donna Griselda war aber keinesweges, trotz ihrer Strenge, eine Feindinn der Männer; sie hielt diese vorsichtige Strenge vielmehr für den sichersten Weg, um bald zu einer glücklichen Versorgung zu gelangen. Da sie indeß auf diesem Wege noch immer nicht dahin gelangt war, so hätte sie, ohne daß sie es sich selbst gestand, diese reizende Männerstimme beynah verleitet, den Weg dahin vielleicht durch ein kleines Abenteuer zu versuchen. Denn, daß Serena ihren Silvio viel zu treu liebe, um irgend einem andern Gehör zu geben, wußte sie wohl.

Als sie aber hinab kam, war der Gerettete schon davon geeilt und die betäubte Serena sagte ihr, daß sie ihm den Schlüssel zur Pforte gegeben habe, der nun noch innerhalb der Thür stecken werde.

„Nun so müssen wir freylich hingehen und ihn hohlen, wenn wir nicht wollen, daß diese Nacht die Räuber durch die unverschlossene Thür hereinkommen sollen;" sagte die, in ihrer Erwartung getäuschte.

Und beyde gingen nun durch die lieblich dämmernden Blumengefilde; sie fanden den Schlüssel inwendig, und die Thür aufgeschlossen.

„So wird er nun sicher gerettet seyn!" jauchzte Serena in ihrem Innern.

Ziemlich schweigsam wandelten sie zurück, denn Jede von ihnen war zu unruhig in ihrem Innern beschäftigt. Griselden drang sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß, wenn sie nicht so streng für den Ruf ihrer Freundinn geeifert hätte, die Sache weit anders und zwar zu ihrem Vortheil hätte ausfallen können. Serenen bekümmerte vorzüglich der Verlust des Ringes, den sie gewohnt war als ein theures Vermächtniß ihrer Mutter zu betrachten, und von dem die Base immer gesagt hatte, daß er, obgleich nur einfach rund, und ohne Wappenzeichen, ein köstliches Familieneigenthum sey, und daß sie ihn nie von sich lassen solle. Einer ihrer Urväter hatte ihn bey irgend einer glänzenden Waffenthat im Maurenkriege erbeutet.

Und diesen Ring, den sie selbst ihrem Geliebten nicht würde gegeben haben, mußte sie jetzt in der Gewalt eines Fremden sehen!

So gingen beyde schweigend neben einander hin; sie kamen jetzt an eine Bank, welche, an einem kleinen Bassin liegend, von einem duftigen Jasmingebüsch umgeben war. „Laß uns hier noch ein wenig verweilen, in der herrlichen, milden Nacht, liebe Griselda!" bat Serena, und beyde setzten sich auf die duftig umblühte Bank.

Als sie aber nun so in der vollen Beleuchtung des Mondes saßen, und Serenens Blicke auf ihr Gewand fielen, da bebte sie erschrocken zurück, denn sie sah das weiße Gewand häufig mit Blut befleckt. Und sie sah nun daraus, was ihr gleich so vorgekommen war, daß, als der fremde Ritter ihre Hand an's Herz gedrückt, er stark am Arme geblutet haben müsse, vielleicht noch aus mehreren Wunden am Körper, von jenen heimtückischen Mördern geschlagen; in dem Halbdunkel, in dem er stand, hatte sie es nicht unterscheiden können.

Eine eigene Empfindung regte sich bey dem Anblick in ihrem Innern und neue Sorgen für ihn bemächtigten sich ihrer.

Auch Griselda erschrack über den Anblick. Ihre unmuthige Stimmung wußte sich nicht besser Luft zu machen, als daß sie die Sittenstrenge, deren Märtyrerinn sie heut gewisser Maßen geworden war, nun auch ganz unerbittlich übte. „Nun wahrlich," rief sie aus, „wenn Don Silvio dieß Gewand erblickte, das mit dem Blute eines andern, eines dir völlig unbekannten Mannes befleckt ist! Ein schönes Brautkleid, weiß und purpurroth! Nein, du hast ganz den Schein wider dich!

Allein Serena, selbst aufgeregt und gestört in ihrem Innern, antwortete heut nicht mit der ihr sonst eigenthümlichen Sanftheit, so daß das Gespräch immer hitziger und lauter wurde. „Wenn," sagte Serena „wenn Don Silvio gerecht ist, so wird er mir es nicht verargen dem Ruf der Menschlichkeit Gehör gegeben zu haben."

„Nein, nimm es mir nicht übel, Serena" fuhr Jene fort, ohne sich auf Serenens Gegenrede einzulassen. „Du hast heut unverantwortlich gehandelt. Wenn sich ein Weib einmal einen Gatten oder einen Geliebten wählt, so muß sie sich einzig auf ihn beschränken, und nur das thun, was ihm gefallen könnte."

Für Serenens Gefühl hatte dieser Satz etwas Verletzendes, ohne daß sie es sich recht klar zu machen wußte. „Wird er ihr denn aber deßhalb verwehren Mensch zu seyn!" fragte sie gekränkt.

„Und wußtest du denn," fuhr Griselda fort, „ob der Schutzsuchende ihn auch wirklich verdiene? wußtest du, ob das Recht auf seiner Seite oder der, des ihn verfolgenden Ritters sey?"

„So viel wußte ich auf jeden Fall," erwiederte Serena, wieder hitzig werdend, „daß, die Beleidigung mochte auch von welcher Seite seyn als sie wollte, derjenige, der statt offnen Zweykampfes eine so hinterlistige Rache wählte, und gegen einen Einzelnen mit solcher Übermacht kämpfen konnte, nicht den Namen eines Ritters verdient, sondern ein ehrloser feigherziger Mörder war."

„Mit einem Wort," sagte Griselda und erhob dabey ihre Stimme noch höher, „der gute Ruf ist das kostbarste Gut eines Weibes; und du hast heut unverantwortlich dagegen gesündigt, einen fremden Mann zu so später Nachtzeit in das Haus lassend, da wir beyde allein waren. Wir sind beyde aus edlen Geschlechtern entsprossen, und sollten daher doppelt sorgfältig über dieß Kleinod einer Jungfrau, den guten Namen, wachen. Und ganz vorzüglich du, da dir das Glück zu Theil geworden ist, von einem so schönen, angesehenen und liebenswürdigen Ritter, als Don Silvio ist, geliebt zu werden. Die Männer wollen, wie gesagt, einmal, daß man nur für sie Gefühl zeige, und Don Silvio scheint mir gerade Einer von diesen."

Donna Griselda hatte die Eigenschaft aller wortreichen Damen, daß sie,

wenn sie einmal im Fluß der Rede war, nicht leicht darauf achtete, welche Wirkung sie auf den Hörenden mache: und so achtete sie auch nicht darauf, daß sie mit ihrer jetzigen Rede das Gefühl der armen Serena vielfach verwundete. Auf's höchste gereizt, als Griselda noch hinzusetzte, wie sie gewiß voraussehe, daß sie Don Silvio verlassen werde, brach diese endlich in Worte aus:

„Nun wohl, so mag er es! wenn er es um dieser Ursache willen kann, so hab ich nichts an ihm verloren!"

Sie hatte mit diesen Worten eigentlich bloß Unmuth über Griseldens beleidigende Rede ausdrücken wollen, und Don Silvio ward als der Gegenstand derselben ohne sein Zuthun mit in ihren Unmuth begriffen, wie dieß oft zu geschehen pflegt. Allein ehe sich beyde Sprechenden versahen; stand wie ein Geist — er selbst, stand Don Silvio vor ihnen.

Ob er durch seinen angrenzenden Garten, ob durch die Hausthür, welche die Freundinnen in ihrer Gemüthsbewegung offen gelassen hatten, hereingekommen war? blieb unbestimmt, nur so viel war gewiß, daß er ihre ganze Unterredung, hinter dem Jasmingebüsch verborgen, mit angehört hatte. Und nicht wie sie gewohnt war ihn zu sehen, sah ihn Serena jetzt, nein, bebend vor Zorn, und kaum der Sprache mächtig stand er vor ihr.

„Nun denn, Ihr habt es ausgesprochen," sagte er endlich zu der erbleichenden Serena, „wenn Euch so wenig an meinen Huldigungen gelegen ist, daß Ihr sie nicht allein durch unziemende Handlungen, sondern auch durch beleidigende Reden auf das Spiel setzt, so fordert es wohl meine Ehre, daß ich sie von dieser Stunde an zurück nehme. Ihr aber, vortreffliche Donna," setzte er hinzu, sich zu Donna Griselda wendend, „habt so schöne Grundsätze, und eine so ganz eines Edelfräuleins würdige Denkungsart über den jungfräulichen guten Ruf entwickelt, daß sich mein Herz in eben diesem Augenblicke, wo es seinem Irrthum in Hinsicht dieser Dame entsagt (er zeigte dabey auf Serena), zu Euch wendet. Wollet Ihr fortan die Huldigungen annehmen, die diese so geringschätzig preis gegeben."

Das ausschweifende Lob, das Griselda über ihn ausgesprochen, und das er mit angehört hatte, so wie noch manches andere Wort der Unterredung, war der hauptsächliche Grund dieses so plötzlichen Liebeswechsels; auch hatte ihm der stattliche Wuchs Griseldens vor dem, der kleineren, zarten Serena vorzüglich geschienen, wie er so beyde vorhin neben einander hinwandeln gesehen. Daß ihr Gesicht nicht die feinen Züge beseelter Anmuth trug, als das Serenens, kümmerte ihn weniger; in diesem Augenblicke besonders erschien sie ihm als eine ganz unvergleichliche Schönheit. Auch ihre Redekunst schien Wirkung auf sein erstauntes Gemüth gethan zu haben.

Eine so überraschende Wendung des heutigen Abenteuers mußte auf beyde Jungfrauen einen höchst lebhaften, wiewohl verschiedenen Eindruck machen, und während Serena von einem schneidenden Schmerz durchzuckt ward, den ein Gemisch sich widersprechender Empfindungen begleitete, fühlte sich Griselda wie in einem Feenlande erwachend, und konnte es kaum fassen, wie das nur eben noch so hoch gepriesene Loos ihrer Freundinn jetzt das ihre seyn sollte. Sie war sich bewußt diese Freundinn treulich gewarnt zu haben, und so fand ihr weniger feines Gefühl auch keinen Anstoß dabey, das Glück ohne Schmerz anzunehmen, das Jene einmal verloren hatte.

Mit zierlichem Anstande nahm sie seine Erklärung auf. Und da sie gesehen hatte, wie ihr jungfräulich kluges Benehmen hier so völlige Anerkennung fand, so hielt sie es für weislich ihrem nunmehrigen Geliebten für heut gute Nacht zu sagen, und sich mit anständiger Zurückhaltung zu entfernen.

Sie versicherte ihn noch, daß ihr künftig seine Besuche eben so angenehm als ehrenvoll seyn würden, und begab sich dann mit Serenen hinweg; die nach einer lautlosen Begrüßung gegen Don Silvio in tiefem Schweigen mit ihr ging.

Ein Gefühl edeln Stolzes hielt die unglückliche Serena ab, irgend ein Wort zu Don Silvio oder zu Griselden auszusprechen. In der darauf folgenden schlummerlosen Nacht wechselten mannigfache Vorstellungen und Gefühle in ihrer Seele. Es war, als ob Don Silvio's Anblick, so wie sie ihn in dieser Nacht gesehen, mit einem Male alle Liebe für ihn aus ihrer Brust verdrängt habe; sein Gesicht war zwar blühend und wohlgebildet, doch nicht sehr männlich, und so hatte es der wüthende Zorn, in dem er sich befand, ganz so widerlich entstellt, als er gewöhnlich weibliche Züge zu entstellen pflegt; zugleich hatte sich ein so heimlich boshafter Ausdruck in seine Mienen gemischt, als sie ihm nie zugetraut hätte.

Zudem das Unrecht, das er ihr gethan, und sein schneller rachsüchtiger Übergang zu Griselden. Seinen Verlust also konnte sie wohl nach dem Allen nicht tief betrauern; wohl aber den Verlust eines schönen glücklichen Wahns; und das ganze Trostlose stellte sich ihr dar, wenn nun die Base zurückkehren werde.

(Der Schluß folgt)

Freundschaft.

In ein Stammbuch geschrieben.

Mit der Binde um's Aug, den ewigen Hader zu schlichten,
Traten die Lieb' und der Haß einst vor den richtenden Zevs.
Aber vergebens! Was jene zum Himmel erhoben, das stürzte
Dieser zum Orkus. Darauf also der richtende Gott:
Wohl umgibt euch, verhüllend, die Binde; doch bricht durch die Eine
Glänzend nur jeglicher Strahl, schwarz durch die Andere sich;
Und so entzweyt ihr euch ewig! Besser! ich geb' einen Richter
Euch mit offenem Aug'. Sprach's! und die Freundschaft entstand.

F. Pietznigg.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

* Die öffentlichen Festlichkeiten auf Veranlassung des Beylagers der Prinzessinn Alexandrine, zweyten Tochter Sr. Maj. des Königs, mit dem Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, haben sich auf die Oper Nurmahal oder das Rosenfest von Spontini und auf eine Freyredoute beschränkt. Die Oper selbst ist

keine ganz neue, und nur eine Erweiterung des Rosenfestes, welches einen Theil des Festspiels Lalla Rukh ausmachte, das am 21. Jänner 1821 dem Großfürst Nicolaus von Rußland und der Großfürstinn Alexandra (ältesten Tochter Sr. Maj. des Königs) zu Ehren aufgeführt wurde. Plan, Musik und zum Theil das Gedicht, sind beybehalten, aber durch Decorationen, Tänze, Chöre und theatralischen Pomp verschönert, und von unserm braven Theaterdichter C. Herklots zu einer vollständigen Oper ausgearbeitet worden. Nach drey Vorstellungen *) ruht nun diese Oper bis zum Herbst, weil nicht nur Mad. Milder, welche eine Hauptrolle darin hat, eine Kunstreise antritt, sondern auch Hr. Spontini uns auf einige Monate verläßt, und nach Wien, Italien und Paris reiset, so daß diesen Sommer wenig oder nichts für das singende Schauspiel zu erwarten ist; es müßten denn auswärtige Künstler (wie in diesem Augenblick Hr. Donati aus Bologna und Mad. Perroni) unsere Bühne besuchen und Beyfall finden. Ich verbiete mir das Vergnügen, Sie von Mad. Neumann zu unterhalten, um unvermeidlichen Wiederholungen zu entgehen, in der Überzeugung, daß diese so voll und schön klingende Saite von Ihren andern hiesigen Correspondenten längst berührt ist, und in der Besorgniß, wenn ich von ihr zu schreiben anfinge, nicht sobald wieder aufhören zu können.

Der Plan, ein neues sogenanntes Vorstadt-Theater anzulegen, findet Schwierigkeiten und Hindernisse mancherley Art, natürliche und künstliche. Er wird wohl unausgeführt bleiben müssen; wenigstens, als Privat-Unternehmen, nicht zur Reife gedeihen. Die Abstufung der Zuschauerclassen in Berlin ist nicht so markirt, wie in andern großen Städten. Wir sind gewohnt, in großen Theatern allerley beysammen und hinter einander zu finden, und das gestrige Trauerspiel bey der heutigen Posse rein zu vergessen. Dieselbe Bühne genügt uns, sobald sie uns Abwechselung gibt. Die Gattungen sind nicht abgesondert; jede hat nicht ihren angewiesenen Ort, ihr besonderes Publicum: alles ist gemischt; und so kommt es denn, daß ein neues Local, sich auf das Niedrigkomische beschränkend, nur durch sehr wohlfeile Preise locken, und folglich eine niedrige Volksclasse anlocken würde, da es den höheren Classen in den beyden schon bestehenden Localen nicht an Gelegenheit fehlt, zu der Posse — herabzusteigen, und sie noch obenein durch Decorationen, Tänze, Musik und äußeren Pomp unterhalten werden, worin das neue Haus den ältern weit nachstehen würde. Es würde sich halten, sich kümmerlich erhalten, aber kein Glück machen, und eher eine Bude als eine Bühne seyn.

Hr. v. Voß arbeitet an einem Berliner Weihnachtsmarkt. Hr. Heun (Clauren) hat so eben ein neues Stück: Der Bräutigam aus Mexico aufführen lassen. Es ist aus zwey bekannten Stücken zusammengetragen, und Suschen besteht aus zwey Theilen: sie ist in der ersten Hälfte Cendrillon, in der zweyten Margarethe aus Ifflands Hagestolzen. Der Bräutigam aus Mexico erscheint als Kammerdiener seines Erziehers; nur daß alles ohne Magie, oder doch bloß mit der Magie der Liebe sich entwickelte. Der Satyr im Stück erlaubt sich ziemlich derbe Freyheiten. Das Publicum war mit Mad. Neumann und mit den Decorationen äußerst zufrieden, und gegen alle übrige nachsichtsvoll.

Noch gibt es hier zwey Bühnen, wo eine andere Kunst getrieben wird, die überall vollkommene Kochkunst. Jagor und Leboeufre sind die beyden Gottheiten unserer Sybariten und Epicuräer. Ihre Speisesäle sind die Tempel, die sie besuchen; nur daß hier der Weihrauch nicht von den Anbetern, sondern von den Götzen selbst ausgeht und daß die Almosen ziemlich ins Große gehen. Mahlzeiten, wo die Person drey Friedriche zahlt, sind nichts Seltenes; besonders ist es jetzt eingeführt, daß Jubelfeste — Jubelschmäuse sind. Das Wort Fest klingt nicht so lieblich, als das Wort Schmaus. Jenes läßt Mund und Magen leer; dieses füllt beyde so herrlich aus. Als dritter Freudengeber reiht sich der Conditor Josty an; damit nicht zufrieden, daß er solide Süßigkeiten zu Kauf hält, hat er auch seit einiger Zeit flüssige Gaben gespendet: ein Bier, das seinen Namen führt, ihn aber nicht so unsterblich machen wird, wie seine Gequirrleten (S. Curländers Charade) mit Hülfe der venetianischen Seife.

*) Schon die dritte war leer. Ein Wortspieler hat den Titel verdreht, und das Stück Nur ein Mal genannt.

Der Buchhandel geht nicht so gut, als der Kuchhandel; man sammelt lieber Brocken aus Schüsseln, als aus Büchern; trinkt lieber Wein aus Bechern, als Wasser aus der hohlen Hand oder aus dem Musenquell, und freut sich des Lebens, wie und so lange es angeht. Dabey wird im Vorbeygehen vom Theater gesprochen; es wird Musik gemacht; auch wohl ein Meisterstück von Goethe und Schiller gelesen, oder gar declamirt; es werden die neuen literarischen Journale und Blätter gehalten; hier und da ein Roman gekauft, und an ein Dutzend Freunde und Freundinnen geliehen. Ich will es aber keinem Buchhändler rathen, in etwas Solides einzugehen, wenn ihm nicht die ganze Auflage zu Maculatur werden soll; er müßte denn den Weg der Subscription einschlagen, und sein Buch, wie Voltaire seine Philosophie de Newton *) jedermann auf die Schwelle legen. Auch von eigentlichen Kunstwerken wüßte ich Ihnen eben nichts zu melden; nur daß ein Prachtwerk (das oben schon angeführte Festspiel Lalla-Rukh) von Wittich mit drey und zwanzig ausgemalten Kupfertafeln herausgegeben wird, wobey die Kosten durch einhundert und funfzig Subscribenten gedeckt sind. Die Vermählung der Prinzessinn Alexandrine hat nichts hervorgebracht. Die sonst so sinnigen und fleißigen Künstler Gebr. Henschel haben bloß ein neues Kartenspiel erfunden und ausgeführt, worin die vier Könige durch den großen Churfürsten und die ersten drey Könige von Preußen, die vier Damen durch vier Mecklenburgische Prinzessinnen, die vier Buben durch vier Krieger vorgestellt werden, wie sie unter den vier angedeuteten preußischen Regierungen bewaffnet und montirt waren. Statt der vier Steine Coeur, Carou. s. w. sind die vier preußischen Orden angebracht. Das hiesige lithographische Institut hat ein ähnliches Porträt des Bräutigams, ein minder ähnliches der Braut geliefert. Von Gedichten ist nichts, als die gewöhnliche Huldigung in den Zeitungen, erschienen; nicht einmal die Staatszeitung hat ihren Reverenz gemacht. Einige geistreiche Worte und Überraschungen unsers Kronprinzen werden erzählt; sonst ist alles ganz prosaisch abgelaufen, bis auf die Geschenke des Großherzogs von Mecklenburg, welche sich auf 80,000 Thlr. belaufen haben sollen. Der König hat sich durch eine recht herzliche Handlung ausgezeichnet. Er begleitete das hohe Paar von Potsdam bis Neustadt an der Dosse, nimmt daselbst Abschied, fährt zuerst ab, zum Schein zurück, insgeheim aber voraus, und überrascht seine Tochter und seinen Schwiegersohn in Ludwigslust. Dergleichen Züge könnte ich Ihnen bey Hunderten erzählen, wenn ich nicht wüßte, daß der König eine noch weit seltenere Eigenschaft besitzt, die — gern im Stillen zu handeln, um der Publicität, besonders dem Lobe sich zu entziehen.

Der König läßt viel, und zwar aus seiner Privat-Chatulle, bauen. Vier Jahre lang wird überhaupt an einer neuen Brücke gearbeitet werden, sie soll den Opernplatz mit dem Schloßplatz (oder Lustgarten) so verbinden, wie bereits jener mit den Linden verbunden ist. Rechts und links kommen Siegesgöttinnen und Siegeszeichen zu stehen. Die Kosten sind zu 400,000 Thlr. angeschlagen. Ferner läßt der König, zur Ermunterung des Kunst- und Gewerbfleißes, ein schönes Haus einrichten und zur Aufstellung der Kunstproducte herrliche Säle einrichten. Wir wollen hoffen, daß sie besser und solider werden angelegt werden, als die Säle der bisherigen Malerey-, Bildhauerey- und Kunstausstellung im Local der Akademie-Gebäude, welche schon großer Ausbesserungen bedürfen. Überhaupt scheint, bey unsern neuen Gebäuden, mehr auf Überraschung als auf Dauer, mehr auf gefällige Bestechung der Augen, als auf Solidität der Anlagen gesehen zu werden. Die Zeichnungen nehmen sich überaus gut auf dem Papiere aus. Aber Werke, wie das Zeughaus, das Opernhaus, die lange Brücke, selbst wie das Brandenburger Thor, gehören unter die frommen Wünsche, und würden dem Zeitgeiste zu wenig entsprechen.

Wir leben hier im tiefsten Frieden, und ahnen keine Möglichkeit eines Krieges, in welchen wir verwickelt werden könnten. Dieses verdanken wir größten Theils Ihrer friedfertigen Regierung. Auch bedürfen unsere, wie Ihre Finanzen, der Ordnung und Ruhe, um sich zu verbessern, wenigstens, sich nicht zu verschlimmern.

*) Durch einen Druckfehler hieß es auf dem Titel: La Philosophie de Newton mise à la porte (statt portée) de tout le monde.

Unser Fürst Staatskanzler war einige Mal unpäßlich, welches, bey seinem herannahenden Alter, allen Guten bedenklich schien. Doch hat er sich, zu Aller Freude, wieder erholt.

Wir haben in diesem Jahre eine Menge Jubelfeste gehabt; ein ärztliches, ein militärisches und ein astronomisches (welches uns aber noch bevorsteht). Der geheime Rath Heim, einer unserer ersten und besten Ärzte, feyerte zuerst das seltene Fest von funfzig erlebten Dienstjahren. Sein Schwiegersohn hat bey dieser Gelegenheit die interessante Biographie des Gefeyerten herausgegeben *). Der Gen. Lieutenant von Brauchitsch, Commandant von Berlin, war vor funfzig Jahren Page bey Friedrich II., trat bald nachher in die militärische Laufbahn, und hat sie bis jetzt noch nicht verlassen. Die Stadt hat ihm bey dieser Gelegenheit, für die derselben im Kriege geleisteten Dienste, das Bürgerdiplom überreicht. Der Astronom Bode hat diesen Sommer das funfzigste Jahr seiner astronomischen Arbeiten erreicht; er ist bekanntlich Herausgeber der astronomischen Ephemeriden, hat aber in den letzten Jahren viel von seiner Thätigkeit verloren, begehrt auch, daß sein Jubeltag still und ungefeyert vorübergehe.

Am 18. d. (dem Jahrestage des Siegs bey Belle-Alliance) werden Scharenhorst's und Bülow's Statuen, vor der neuen Hauptwache auf dem neuen Königsplatze, mit großer Feyerlichkeit aufgedeckt. Sie sind vom Prof. Rauch.

*) Die Gebrüder Henschel haben den Jubelgreis in einem sinnreichen Kupferstich äußerst ähnlich dargestellt, und den Augenblick gewählt, wo ihm eine Mutter, deren Kind er glücklich die Schutzblattern eingeimpft, Dank sagt. Das Kind, das sie auf den Armen hält, erkennt den Arzt, der ihm mit der Nadel wehe that, und kauert sich an die Mutter an. Heim ist bekanntlich der erste Arzt, der in Berlin die Jennersche Impfart einführte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Asclepias angustifolia. Schmalblättrige Schwalbenwurz.
Aristolochia trilobata. Dreylappige Osterluzey. Aus Jamaica.
Celastrus pyracanthus. Birnenblättriger Celaster. Vom Cap.
Crinum americanum. Amerikanische Hakenlilie. Vom wärmeren Amerika.
Crotolaria incanescens. Grauästige Klapperschotte. Vom Cap.
Houstonia coccinea. Scharlachrothe Houstonie. Von Mexico.
Malpighia argentea. Silberne Malpighie. Von Caracas.
Passiflora holosericea. Sammetartige Passionsblume. Von Veracrux.
Tournefortia cymosa. Doldentraubige Tournefortie. Von Jamaica.
Veltheimia Uvaria. Traubenblüthige Veltheimie. Vom Cap.

Modenbild XXVI.

Kleid von Organtin mit Puffen von demselben Stoffe und mit rother Seide gestickt. Der Strohhut ist mit hochrothem Crepp und mit solchen Blumen geziert.

Auflösung der Homonymen in Nr. 75: 1. Thor. 2. Rosenkranz.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XXVI. Wiener Moden. 77/1822

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 29. Juny 1822.

78

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Gewagte Güte.

Novelle.

Von Louise Brachmann.

(Schluß)

Und nur zu wahr hatte sich Serena diesen traurigen Auftritt vorgestellt, als des andern Tages Donna Isaura zurückkehrte, und das Vorgefallene erfuhr. Mehr als ihr eignes unglückliches Geschick schmerzte Serenen jetzt der Gram der guten Alten, die nun alle ihre Hoffnungen zusammen stürzen sah. „Ach du Unglückskind!" jammerte sie, „den Ring hast du verloren, dieß kostbare Familienstück, und obendrein auch den stattlichen Freyer, der unser ganzes Ansehen hätte wiederherstellen können! O hätt' ich doch den Rücken nicht gewendet! So geht es, wenn uns der Himmel einige Geistesgaben geschenkt hat, bey welchen uns're Freunde Rath nehmen wollen!" Dieser letzte Gedanke machte noch ihre einzige Erheiterung aus; sonst hatte ihre Laune wieder ganz die düstre Schattirung angenommen, aus welcher sie Don Silvio's Bewerbung eben erst geweckt hatte, und ward immer schwärzer, als dieser sich seitdem völlig zu Griselden gewendet hatte.

Serenen that dieß nur um ihrer Base willen weh; denn Neid kam nicht in ihr sanftes edles Gemüth, und Liebe für den Abgewandten war schon längst daraus gewichen. Jenes Gefühl für ihn war in der That nur das erste Auflodern einer jugendlichlebhaften Phantasie für die anmuthige Erscheinung gewesen, vereint mit jener gefährlichen Dankbarkeit, die oft ein still und streng erzogenes weibliches Wesen für den Ersten empfindet, der ihr die erfreuliche Versicherung gibt liebenswürdig zu seyn.

Dagegen drang sich ihr oft unwillkürlich die Erinnerung an das männlich edle Wesen jenes Fremdlings auf, der ihr schon durch sein Unglück merkwürdig geworden war; die Selbstvergessenheit, womit er seine Wunden gar nicht erwähnt, gar nicht geachtet hatte; die zarte Sorge für ihren Ruf, die sanfte und doch männliche Stimme, die oft aus der Vergangenheit noch rei-

zend süß zu ihr herüber schwebte; und sie konnte sich oft einer romantischen Betrachtung nicht erwehren, wie er ihren Ring mit sich genommen, ihr gleichsam sein Andenken mit seinem Blut bezeichnet hatte.

So ohne Hoffnung ihn je wieder zu sehen, ließ sie doch sein Bild oft ihre wehmüthig liebliche Gesellschaft seyn, doch ohne dieß je der Base merken lassen zu dürfen, welche ihn täglich einige Mal als den Zerstörer ihres ganzen Glücks verwünschte.

So hatte die arme Serena eine freudlose Zeit verlebt, als eine Begebenheit die einförmige Stille unterbrach, aber auf welche Weise! Don Silvio hatte wirklich die überweise Griselda zu seiner Braut gewählt, und stellte sie jetzt nach vollzogner Verbindung mit allem Glanz des Ranges und Vermögens der Stadt als seine Gemahlinn vor. Es kam zwar bey dieser Gelegenheit zum Vorschein, daß er nur ein entfernter Seitenverwandter der Villarez, aus einer unbedeutenden Familie mit Namen: Torredos und keineswegs der sey, für den ihn die Base gehalten, unter dem Schleyer einer vornehmen Verborgenheit; demungeachtet verursachte diese Begebenheit der armen Donna Isaura eine tiefe Kränkung und wirkte auch unglücklich auf ihre gequälte Nichte zurück, die nun fast nicht mehr wußte, wie sie die feindselige Laune ihrer zürnenden Verwandtinn ertragen sollte.

Als nun eben einige Zeit darauf ihr Leiden fast den höchsten Grad erreicht hatte, erschien, gleich einem Götterbothen, ein fremder anständig gekleideter Diener und brachte eine Empfehlung von — Ritter Don Alonso von Sendoval, der, aus den Niederlanden kommend, um die Erlaubniß bitte, den Damen eine Stunde aufwarten zu dürfen.

Gleichwie durch einen Zauberschlag schien sich bey diesen Worten das ganze nachtdunkle Angesicht Isaurens zu verklären. Sie fertigte sogleich den Diener mit einer höflichen Bewilligung ab, stand dann von ihrem Sitz auf, und trippelte mit unverhehlbarer Freude vor Sereneus Stickrahmen, der sie die Hand auf die Schulter legte und freundlich sagte: „Ist es möglich, mein Kind, daß uns so große und unerwartete Freude zu Theil werden soll? Don Alonso von Sendoval! das ist ja dieser tapfre Kriegsmann, dieser unvergleichliche Ritter, von dem beyde Königreiche mit Hochachtung sprechen und — dessen Vater der einzige treue Freund des deinen blieb! weßwegen ihn auch der Himmel so in seinem Sohne gesegnet hat."

Sie holte darauf ihre prächtigsten veralteten Kleidungsstücke zusammen, und wollte sogar Serenen etwas davon aufnöthigen, was diese nur mit Mühe ablehnen konnte. Nur im Schmuck ihrer holdseligen Anmuth, und eines reizenden auffliegenden Erröthens trat diese dem schönen Ritter entgegen, der jetzt im Glanz des kriegerischen Schmuckes und mit dem edelsten Anstande hereintrat.

Ihr weissagendes Herz hatte ihr schon verrathen, daß er ihr nicht ganz fremd sey; zwar nur flüchtig und nur in ungewissem Halbdunkel hatte sie die Züge jenes schutzsuchenden Fremdlings erblickt, allein auch dieser flüchtige Anblick und die Umrisse der edeln schlanken Gestalt waren zu fest in ihrem Gedächtniß geblieben, als daß sie sie nicht Augenblicks an dem eintretenden Krieger hätte wieder erkennen sollen.

Und als sie nun erst diese holde, unvergeßliche Stimme wieder hörte,

da er sich nach einer ehrerbietigen Begrüßung der Base nun zu ihr wandte und, hingerissen von Entzücken, in die Worte ausbrach: „Ja dieß ist der Engel, der mir in jener unvergeßlichen Nacht rettungbringend erschien! Rein wie das Mondlicht, das Euch damals verklärend umfloß, hat Euer Bild mir in dem Sturm der Schlacht geleuchtet, und mich jetzt hierher zurückgeführt. Denn Euch wieder zu sehen schwur ich mir gleich in jenem Augenblick, sobald es Pflicht und Ehre mir gestatten würden.

In seliger Überraschung stand Serena bebend und wortlos. Donna Isaura fand zwar diesen leidenschaftlichen Ausbruch gleich bey dem ersten Besuch nicht ganz in den Regeln der hergebrachten Schicklichkeit; indessen da der Sohn des vortrefflichen, treubewährten Don Alonso von Sendoval, doch ein gar zu herrlicher Mensch war, denn auch seine äußere Erscheinung entsprach ganz dem Bilde, das man von seinem geistigen Werth entworfen hatte, so nahm sie es dieß Mal mit einem kleinen Verstoß nicht so genau, erwägend, daß ein Kriegsmann gewohnt sey, ein wenig rasch zu Werke zu gehen.

„Und solltet Ihr noch an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, edle Damen," nahm Don Alonso wieder das Wort, „so seht hier diesen Ring, den ich in einem Anfall wehmüthiger Schwärmerey von dem Finger meiner holdseligen Retterinn zog, mir so den Schmerz der Trennung zu erleichtern — und auch die Möglichkeit des Wiedersehens."

Donna Isaura war beynah nicht minder erfreut über den Wiederanblick des Familienringes, als durch die Erscheinung des edlen Don Alonso selbst, dessen feurige Liebe auch bey der näheren Bekanntschaft der liebenswürdigen Serena nur bestätigt wurde. Er selbst war Oberster seines Regiments, und Besitzer ansehnlicher Güter, und so konnte er ohne Bedenken der Geliebten seine Hand bieten.

In einer Stunde traulicher Unterredung zwischen ihm und den beyden Damen kam es zur Sprache über die näheren Umstände jener Nacht, und mit welcher entsetzenvollen Überraschung hörten Beyde, daß jener feige, meuchelmörderische Gegner kein Anderer als — Don Silvio gewesen war! der nun freylich durch Serenens kraftvolle Äußerung darüber, die er damals, in dem Gartengebüsch verborgen, mit angehört, sich eben so sehr gegen sie erbittert, als durch Griseldens übertriebenes Lob seiner Liebenswürdigkeit zu dieser hingezogen fühlte.

Donna Isaura ließ nun der Herzensgüte ihrer von ihr erzogenen Nichte Gerechtigkeit widerfahren, und pries die Vorsicht Gottes, dessen wunderbare Fügung sie auch darin fand, daß es Serenen gelungen war, dem Sohn des Mannes, der ihrem Vater das Leben gerettet hatte, nun ganz Gleiches mit Gleichem zu vergelten, während Don Silvio, von dem es sich noch obendrein erwies, daß er mütterlicher Seits mit den ärgsten Feinden des Hauses Salvaterra verwandt war, die Strafe seiner unedlen heimtückischen Rachsucht schon hier auf Erden in seiner wortreichen, streitfertigen und höchst unliebenswürdigen Gemahlinn fand. Wie froh war die ehrliebende Isaura, daß sie der Himmel vor der Verwandtschaft mit diesem Ehrlosen bewahrt hatte, und ganz vergaß sie ihre vergangenen Leiden, als nun der rühmliche Don Alonso von Sendoval mit noch größerem Glanze als Jener ihre Serena zum Traualtar, und dann in die Kreise der vornehmen Welt zurück führte.

Im Frühling.

Frühling ist's — Natur, die milde,
Sandte ihren schönsten Sohn,
Auszuschmücken die Gefilde
Zu der Lieb' und Freude Thron.
Heiter blinkt der Sapphirbogen,
Freundlich strahlt das junge Grün,
Sanfte Schmeichellüfte wogen,
Und die duft'gen Veilchen blüh'n.

Lerchen durch die Heide schwirren,
Heimchen zirpen längs dem Rain,
Sanfte Turteltauben girren,
Liebesraut, im dunkeln Hain;
Von der bunten Wiesenfläche
Tönt der Heerdenglocken Schall,
Und am Ufer stiller Bäche
Flötet sanft die Nachtigall.

Alles fühlet neues Leben
In der Schöpfung weitem Kranz,
Auch die kleinsten Mücken schweben
Freudig in dem Sonnenglanz.
Tausend Stimmen rings erklingen
Der Natur, und preisen sie,
Und ich sollte nicht auch singen
In die große Harmonie?!

Ja, ich juble dir entgegen,
Große, göttliche Natur!
Denn du führst, auf Rosenwegen,
Mich zur tiefen Wahrheit Spur:
Und der Frühling ist dein Bothe,
Der mir zu die Tröstung weht,
Daß einst alles zeitlich Todte
Herrlich wieder aufersteht.

Meine Geliebte.

Wie ich ein Liebchen habe,
So wunderschön und gut,
An dessen Schwanenbusen
Es sich so selig ruht,
So find' ich keines wieder,
Mit solchem süßen Mund,
Es ist der Mädchen Krone
Auf diesem Erdenrund.

Seit meinen Jünglingsjahren,
Da ich im fernen Land,
Begeistert hingetrieben,
Die zarte Huldinn fand,
Hält sie mich treu gefesselt
Durch heimliche Magie,
Und es verfließt mein Leben
Mit ihr in Harmonie.

Wohl gaukeln andre Mädchen
Vor meinem Forscherblick,
Doch jede bleibt an Tugend,
Erwählte! dir zurück:
Du blühst in voller Jugend,
Dich ziert ein edler Geist,
Und nimmer darf ich zweifeln,
Ob du auch treu mir sey'st.

Darum, mein süßes Liebchen!
Denk' ich mit Sehnsucht dein,
Durch Fluren einsam irrend,
Und weilend in dem Hain;
Und flötet Philomele
Bey Lunens Silberstrahl,
Schwebst du vor meiner Seele',
O schönes — Ideal!

Carl August Glaser.

Brief aus Piemont *).

Alessandria, im April 1821.

Kaum sind vierzehn Tage verflossen, seit ich dich und die Residenz verlassen habe. Wie reich an Ergebnissen ist diese kurze Frist gewesen. Ausgetobt hat der revolutionäre Sirocco, der vom mittelländischen Meere uns entgegen wüthete. Neapels gereinigter Boden trägt gegenwärtig nur noch Einen unbezwingbaren Empörer, seinen Crater, und Piemonts Brand erlosch, als hätte ein eisiger Anhauch der nahen-nördlichen Gletscher ihn erstickt. Friede und Ordnung sind allenthalben eingekehrt.

Erwarte von mir keine Zergliederung dieser Ereignisse, da ich nicht gesonnen bin, den politischen Ocean mit seinen zahllosen Klippen und Sandbänken zu beschiffen.

Es war am 7. April Abends, als ich mit unserem Freunde H. zu Mayland eintraf. Wir hatten diese Reise von hundert vier und zwanzig Meilen in sechs Tagen, also nicht als Beobachter, zurückgelegt.

So schön der Tag unserer Abreise war, so böse ward das Wetter in der Folge. Kaum hatten wir die gebirgige Steyermark erreicht, so trübte sich der Horizont, und je näher wir dem gepriesenen Italien kamen, je dichter und schwärzer umflorte sich der Himmel. Wären wir Anhänger der neuen Ahnungs- oder Schicksalstragödie gewesen, diese Verfinsterung würde uns als eine schlimme Vorbedeutung erschienen seyn. Doch unsere kriegerischen Herzen waren zum Glücke nicht empfindsam genug, um von dergleichen Regungen angefochten zu werden. Der Erfolg rechtfertigte unsern Unglauben,

*) Wir liefern diesen Brief, ob er sich gleich über Jahr und Tag verspätet hat, weil sein Inhalt noch in diesem Augenblicke interessiren dürfte.

wie wir später sehen werden. Zu meinem größten Verdruße mußte ich dieß Mal das schöne Mürzthal, auf dessen Fluren und Höhen ein widriger Nebel kreiste, wie im Fluge durcheilen. Überhaupt lag dort die Natur noch im tiefen Schlummer. Von unserer weitern Gebirgsfahrt über Klagenfurt und Villach kann ich dir nichts besonderes mittheilen, da wir größten Theils unter Regen und Schneegestöber in offener Chaise fuhren und uns deßhalb tief in unsere Mäntel hüllen mußten. Lautlos saß H. oft Stunden lang an meiner Seite, indessen ich, nicht minder von außen versteinert, dem Spiele der Phantasie mich hingab und Vergangenheit und Zukunft in den mannigfaltigsten Gestalten vor meiner Seele voraufziehen ließ.

Ich würde die ganze Gebirgsstrecke mit Stillschweigen übergehen, gäbe es nicht auf derselben einen Punct, der dir gewiß, wie jedem Krieger unseres Heeres, heilig ist; ich meine den Paß von Malborghetto, welcher in dem unvergeßlichen Jahre 1809, wie du weißt, von dem gefeyerten Helden, dem Hauptmann Henfel, mit einem Häuflein von zweyhundert Kriegern, vier Tage lang gegen das ganze feindliche Heer vertheidigt wurde. Bey dieser geweihten Stelle konnten wir nicht gleichgültig vorüberziehen. Wir hielten an, und sprachen in dem Hause eines Färbers ein, welcher Augenzeuge jenes heroischen Kampfes gewesen war. Der Mann gerieth in einen feurigen Enthusiasmus, als wir auf Henfel, dessen Gebeine in dem Garten der dortigen Pfarre ruhen, zu sprechen kamen. Ich hatte manches über diesen militärischen Punct gelesen, und mich lange schon mit jener Vertheidigung vertraut gemacht; aber wie ganz anders fühlt sich's an Ort und Stelle selbst! Wir ließen uns von dem Färber, der trotz des gewaltigsten Regens nicht von unserer Seite wich, die bedeutendsten Puncte, vorzüglich jene Höhe zeigen, von welcher die Feinde das Blockhaus beschossen; deßgleichen den Ort, wo sich die sogenannte Wiesenbatterie befand, und worauf Henfel, nach immer erneuerten, fruchtlosen Stürmen der Feinde, von einer Flintenkugel in den Kopf getroffen, zu Boden sank; aber, in seinem Blute schwimmend, noch den Muth der Soldaten anfeuerte, bis endlich die Stürmenden, von dem langen Widerstande gereizt, zur Wuth und Rache geflammt, den ruhmbekränzten Helden mit ihren Gewehrkolben erschlugen. Nur wenige der Tapferen überlebten den Fall ihres Hauptmanns; auch über diese schwang der Todesengel sein Racheschwert: sie sollten auf Befehl des französischen Generals erschossen werden. Schon hatte man sie zur Sterbestätte geführt, schon sollte das Todessignal gegeben werden, da wandte sich der Vicekönig Beauharnais zum Oberfeuerwerker Rauch, der sich unter den Gefangenen befand, und sprach: „Widersinnig war euere Vertheidigung; im heutigen Sturme allein verlor ich eintausend dreyhundert Mann. Wie konnte eine so kleine Schar gegen ein ganzes Heer ankämpfen?" „Wir dachten nur an unsere Pflicht," antwortete Rauch. Der Vicekönig, ergriffen von dieser lakonischen, aber treffenden Antwort, begnadigte den kleinen Heldenrest. Malborghetto und Prediel, wo sich unter dem Commando des Hauptmanns Herrmann, eines Freundes und Waffengefährten Henfels, eine ähnliche Heldenvertheidigung ergeben hat, werden als so theuer gewordene militärische Puncte, in der österreichischen Kriegsgeschichte ewig berühmt bleiben. Malborghetto und Prediel sind die Inschriften, die Örter selbst aber die Denksteine der genannten Helden.

Wir trennten uns endlich von diesem Ehrfurcht erweckenden Boden, aufgeregt im Innersten unseres militärischen Seyns, und kamen nach einer kurzen Fahrt in die, von Malborghetto nicht ferne liegende, Grenzpoststation Pontaffel.

Ist es dir um ein sprechendes Bild greller Contraste aus dem menschlichen Leben zu thun, so mußt du dich an diese Orte begeben. Noch sah ich nie eine schärfer begrenzte Trennungslinie nachbarlicher Völker. Der kleine Gebirgsfluß Ponteba scheidet hier zwey Dörfer, welche eigentlich einen und denselben Namen führen, und daher im Ganzen vereint, in allen ihren Theilen aber auf das Entschiedenste getrennt sind: Sprache, Tracht, Nahrung, Sitten, Gebräuche, Bauart, Cultur, Spiele, Neigungen, Eigenthümlichkeiten, alles, alles ändert sich plötzlich mit einer auffallenden Verschiedenheit, gleich wie bey andern Grenzen, die Nationalfarben an Schranken, Pfählen und Brücken. Wie durch einen Zauberschlag sieht man sich plötzlich von einem befreundeten

auf einen fremden, unheimischen Boden versetzt. Nichts ist geblieben! Alles ist anders, und neue ungewohnte Töne schlagen an unser Ohr. Ich kann dir das Unbehagliche meiner Empfindung nicht genug schildern, als der Wagen über die Brücke fuhr, und wir noch einmal rückwärts nach unsern breiten deutschen Häusern schauten, von denen wir herzlich, vielleicht auf immer, Abschied nahmen, indessen vor uns das düstere, schwarze, durchaus von Stein erbaute Ponteba mit seinen engen Gässen uns anstarrte. Für jeden Deutschen, der Italien zum ersten Mal betritt, ist die melancholische Bauart der Wohnungen ein großer Stein des Anstoßes und des Mißbehagens.

Schmale, ängstlich an einander gedrängte Gebäude, mit einem natürlich schwärzlichen Grau überzogen und nur spärlich mit Fenstern versehen, die statt der gefälligen Glasscheiben höchstens nur ölgetränkte Papiertafeln haben, und überdieß noch den größten Theil des Tages durch Läden geschlossen sind, als hause die Pest, ermüden den Blick und beklemmen die athmende Brust. Doch das Unheimliche dieser Betrachtungen verlor sich bald wieder aus meiner Seele, sobald ich nur an Italiens reizenden Himmelsstrich, an dessen Kunstwerke und geheiligten Alterthümer dachte. Ja! rief ich freudetrunken aus, ich habe ihn betreten, den classischen Boden! Keine Macht, kein Gott kann mir diese süße Wirklichkeit, das Gefühl dieser Wahrheit mehr entreißen! Doch sieh! da hielt ich plötzlich inne, denn ein gräßlicher Gedanke hatte sich meiner bemächtigt; ich dachte des Wahnsinnes, und bescheidener in meinen freudigen Ausbrüchen, durchfuhr ich das grotesk-romantische Fellathal.

Ich habe so manche reizende Thäler im Hochgebirge durchwandert, doch muß ich gestehen, an großartigen Felsenparthien und überraschenden Gruppirungen hat das Fellathal vor allen den Vorzug. Die Straße, welche eben nicht breit, aber festen Baus ist, schmiegt sich häufig an Felsenwände, welche mit steilen Abstürzen an der Fella endigen, die unter tausend Schlangenkrümmungen, als eine treue Begleiterinn der Straße, bis über Resciutta folgt, wo sie dann der Tagliamento aufnimmt. Die fernere Fahrt erhält erst wieder nach Zurücklegung der nächsten Poststation Ospidaletto Interesse, was sich aber dann schnell mit jedem Schritte steigert, und bey Gemona das Ziel der höchsten Überraschung erreicht. Herrlich ist das Bild, das sich hier dem Auge darstellt! Im Rücken die wolkenstürmenden Alpen, zur Linken deren sanft verlaufende Abfälle, zur Rechten der Tagliamento, mit der hart daran liegenden Citadelle Osoppo, und vorwärts, im bläulichen Farbenspiel, Udine mit seinen Thürmen und einer unermeßlichen, im vollen Blüthenschmucke prangenden Ebene, besät mit Weinpflanzungen und Maulbeerbäumen, alles in italienischer Cultur, die Reben guirlandenartig von Baum zu Baum geschlungen.

Nicht leicht wird sich für den Reisenden ein schönerer Punct als bey Gemona finden, um auf die befriedigendste Art den ersten, geweihten Blick in das gelobte Land zu thun. Entzückt rief ich aus: Schiller sprach wahr, wie ein Garten ist das Land zu schauen! Und somit waren die ersten glühendsten Träume meiner Jünglingsjahre in die Wirklichkeit getreten. Der Himmel begünstigte auch die heiligste Feyerstunde meines Lebens, denn die lang entbehrte Sonne hatte sich herausgemacht aus dem finstern Gewölk und vergüldete ihr Paradies.

Der schönste Abend beglückte uns, und bey dem hellsten Mondenlicht kamen wir Nachts eilf Uhr in dem massiv gebauten Udine, der ersten italienischen Stadt, die wir betraten, hochbeglückt und begeistert an.

Nachricht.

Hr. Wilhelm Vogel, Verfasser der Lustspiele: der Ersatz, der Amerikaner und anderer beliebten Bühnenstücke, der schon früher durch eine Reihe von Jahren die Direction des deutschen Theaters in Straßburg und in andern Städten mit Glück und Auszeichnung führte, wird, dem Vernehmen nach, die Geschäftsführung des k. k. pr.

Theaters an der Wien als General-Secretär, unter der unmittelbaren Oberdirection Sr. Exc. des Hrn. Grafen von Palffy, übernehmen. Eine seltene Vereinigung theoretischer und practischer Kenntnisse machen Hrn. Vogel vorzugsweise zu dieser Stelle geeignet, und die Freunde dieser Bühne dürfen mit Recht von seiner Thätigkeit viel Erfreuliches erwarten.

Ankündigung.

Bey dem bevorstehenden Halbjahresschlusse des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift werden die HH. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. Dinstags, Donnerstags und Sonnabends erscheint ein halber Bogen Text in groß Octav auf Velinpapier, und wöchentlich am Donnerstage, ein von Hrn. Phil. v. Stubenrauch, Costümdirector der k. k. Theater, gezeichnetes, und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz Stöber in Kupfer gestochenes, sorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coeffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jeder mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

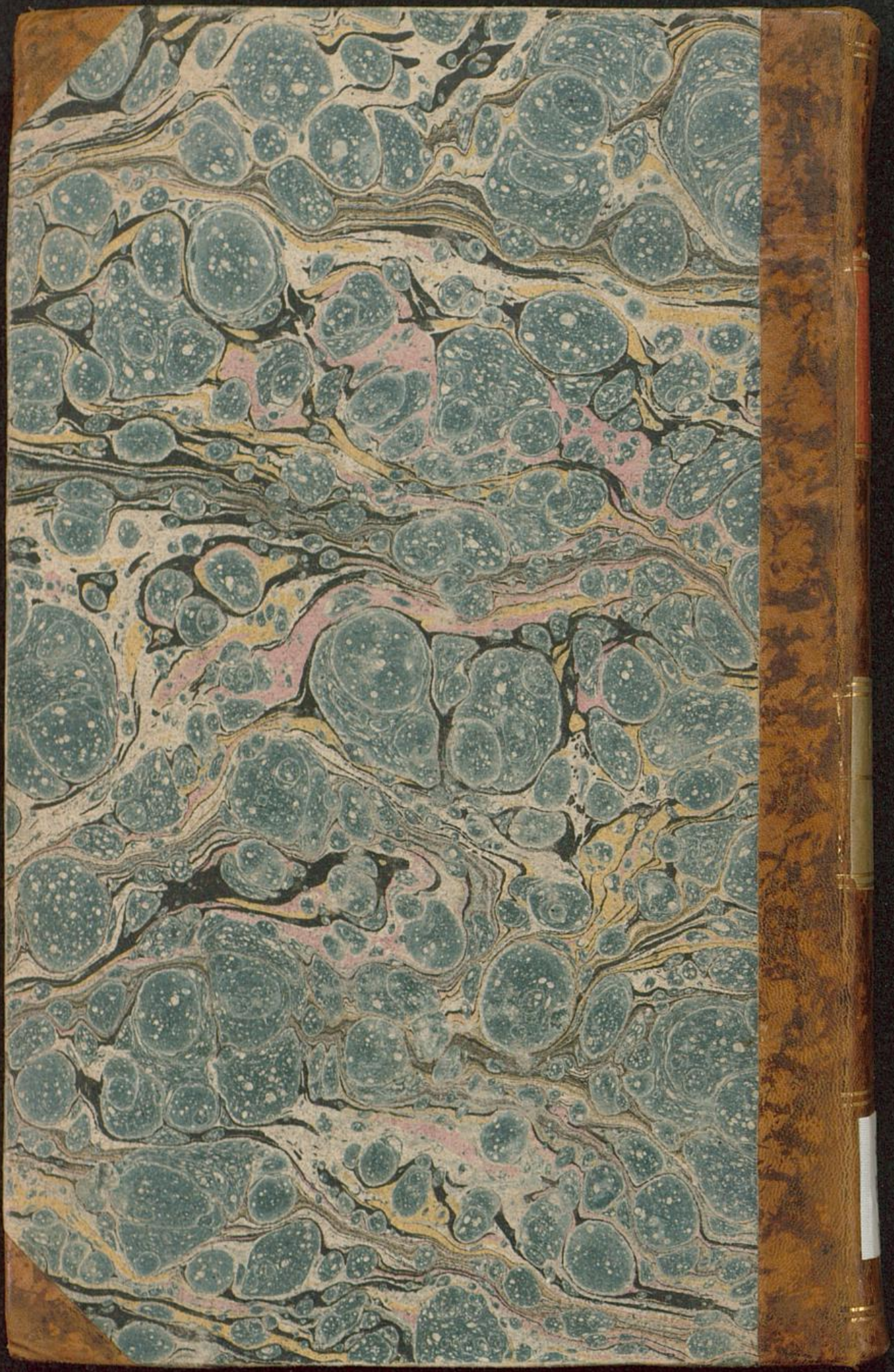
Dem Urtheile unparteyischer und sachkundiger Leser bleibt es überlassen, zu entscheiden, ob und wie ferne es der Redaction der Wiener Zeitschrift gelungen ist, Sorgfalt auf die Auswahl und den Gehalt der aufzunehmenden Aufsätze zu verwenden, und dieses Institut, dessen Zweck besonders ist, dem Weltmanne und gebildeten Frauen eine angenehme und nicht zwecklose Unterhaltung zu verschaffen, des Beyfalls, den dasselbe schon seit Jahren vorzugsweise bey dem Publicum genossen hat, immer würdiger zu machen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährig 15, halbjährig 30, und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder vierteljährig 7, halbjährig 14, und jährlich 28 fl. W. W. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108) abgelassen. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberstthofpostamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und halbjährig 33, und jährlich 66 fl. W. W. nebst den bekannten Gebühren entrichten.

Den geehrten HH. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Oberstthofpostamts-Zeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Wiener Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich dieselben bey ihrer etwaigen Abreise von Wien auf Landgüter ꝛc. innerhalb des Kaiserstaats allenthalben nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen sechs Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.